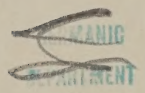
THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
851B63
Od.G50



Return this book on or before the
Latest Date stamped below.

University of Illinois Library

DEC -1 1959

L161—H41

Giovanni Boccaccio's

Dekameron

oder

die 100 Erzählungen.

Property of the German Department
Univ. of Ill.

Deutsch
von
D. W. Soltau.

Fünfzehnte Stereotypauflage.

---

67. bis 71. Tausend.

Berlin

Inhalt.

Seite

1. Erzählung. Der Ciapelletto betrügt durch eine heuchlerische Beichte einen frommen Vater und stirbt. Und obgleich er in seinem Leben ein Erzbösewicht gewesen war, so wird er doch im Tode für einen Heiligen gehalten und Sankt Ciapelletto genannt 1

2. Erzählung. Der Jude Abraham reist auf Antrieb des Jeanotte Sevigny nach Rom, und wie er das Lasterleben der Geistlichen sieht, kehrt er zurück nach Paris und wird ein Christ 13

3. Erzählung. Der Jude Melchisedech zieht sich durch eine Geschichte von drei Ringen aus einer gefährlichen Schlinge, die ihm Saladin zu legen gedachte 17

4. Erzählung. Ein Mönch, der sich durch sein Vergehen einer schweren Strafe schuldig gemacht hat, befreit sich davon, indem er seinen Abt desselben Fehlers überzeugt 19

5. Erzählung. Die Marquise von Montferrat straft die thörichte Liebe des Königs von Frankreich, indem sie ihn mit lauter Hühnern bewirtet und ihm einige treffende Worte sagt 23

6. Erzählung. Ein ehrlicher Laie straft durch einen scherzhaften Einfall die Heuchelei der Mönche . . . . . .

7. Erzählung. Bergamino straft den Herrn Cane Della Scala auf eine bescheidene Art, wegen einer plötzlichen Anwandlung [illegible] Geiz, indem er ihm die Geschichte vom Primasseau und vom Abte zu Cligny erzählt . . . . . .

8. Erzählung. Guglielmo Borsiere straft in einer Schen[illegible] den Geiz des Messer' Ermino de' Grimaldi . . . .

9. Erzählung. Ein König von Cypern, von einer Gasc[illegible] mit Worten gestraft, wird aus einem trägen, ein[illegible] Fürst . . . . . .

10. Erzählung. Doktor Alberto in Bologna macht auf eine bes[illegible] Art eine Dame schamrot, welche ihn damit aufziehen woll[illegible] er in sie verliebt war . . . . . .

11. Erzählung. Martellino verstellt sich als einen Krüppe[illegible] er den Le[illegible]

ählung. Rinaldo d'Asti kommt, nachdem er geplündert worden, nach Castel Guglielmo, wo ihn eine schöne Witwe beherberget, und nachdem er seinen Verlust reichlich ersetzt bekommen, kehrt er gesund und vergnügt wieder nach Hause 41
13. Erzählung. Drei Jünglinge verschwenden das Ihrige und geraten in Armut. Einer von ihren Neffen, indem er aus Verzweiflung nach Hause reist, macht unterwegs mit einem Abt Bekanntschaft, den er hernach für eine Tochter des Königs von England erkennt, welche sich mit ihm vermählt, seinen Oheimen allen ihren Verlust ersetzt und ihnen wieder zum Wohlstande verhilft 47
14. Erzählung. Landolfo Rufolo verarmt und wird ein Seeräuber. Die Genueser nehmen ihn gefangen; er leidet Schiffbruch und rettet sich auf einem Kasten voll Juwelen; hierauf wird er in Korfu von einer armen Frau beherbergt und kommt reich nach Hause 55
15. Erzählung. Andreuccio von Perugia kommt nach Neapel, um Pferde zu kaufen. In einer Nacht begegnen ihm dreierlei Unglücksfälle, aus welchen er jedoch glücklich entkommt und mit einem Rubin wieder nach Hause geht 60
16. Erzählung. Madonna Beritola wird mit zwei Rehzickeln auf einer wüsten Insel gefunden, nachdem sie ihre beiden Kinder verloren hatte. Sie kommt nach Lunigiana, wo der eine von ihren Söhnen bei ihrem Hausherrn in Dienste geht, welcher ihn bei seiner Tochter antrifft und ihn in's Gefängnis setzen läßt. Wie darauf die Sizilianer gegen den König Karl rebellieren, wird der Sohn von der Mutter wiedererkannt und heiratet die Tochter seines Herrn. Sein Bruder wird auch gefunden und sie gelangen wieder zu großem Ansehen 72
rzählung. Der Sultan von Babylon schickt seine Tochter Braut zu dem Könige von Algarbien. Durch mancherlei e geht sie in einer Zeit von vier Jahren durch die von neun Männern in verschiedenen Ländern. Endlich mt sie der Vater wieder, und sie geht als Jungfrau n Könige von Algarbien, zu welchem sie zuerst als Braut 86
. Der Graf von Angers wird unschuldig verklagt ndert in's Elend. Er läßt seine zwei Kinder in , und wie er als ein Unbekannter aus Irland zurückfindet er sie beide in großem Wohlstande. Er dient ßknecht in dem Heere des Königs von Frankreich, wird unschuldig befunden und in seinen vorigen Stand wieder t . . . . .

macht, daß er sich im Fegefeuer befinde. Nach seiner Wiederauferstehung beschenkt ihn seine Frau durch den Segen des geistlichen Herrn mit einem Sohne, den er ohne Umstände für den seinigen erkennt 196

29. Erzählung. Gillette von Carbonne heilt den König von Frankreich von einer Fistel und verlangt dafür den Grafen Bertrand von Roussillon zum Gemahl. Dieser geht, aus Verdruß über die erzwungene Heirat, nach Florenz, wo er sich in ein junges Mädchen verliebt; Gillette findet Mittel, die Person derselben bei ihm vorzustellen, und wie sie auf diese Weise Zwillinge von ihm bekommt, gewinnt der Graf sie lieb und ehrt sie in der Folge als seine Gemahlin 205

30. Erzählung. Alibek wird eine Einsiedlerin. Der Klausner Rustico lehrt ihr den Teufel in die Hölle zu schicken; und wie sie zurückkommt, wird sie die Frau des Neerbal 214

31. Erzählung. Tancred, Fürst von Salerno, läßt den Liebhaber seiner Tochter ermorden und schickt ihr sein Herz in einem goldenen Gefäß. Sie gießt Gift darauf, trinkt es aus und stirbt 218

32. Erzählung. Bruder Alberto macht einer Frau weis, daß der Engel Gabriel in sie verliebt sei, und stattet unter diesem Vorwande einige Mal einen nächtlichen Besuch bei ihr ab. Endlich muß er aus Furcht vor ihren Verwandten durch das Fenster entspringen und nimmt seine Flucht zu dem Hause eines armen Mannes. Dieser führt ihm am folgenden Tage unter der Maske eines Wilden nach dem Markusplatze; dort erkennt man ihn, und er wird von seinen Mitbrüdern weggeführt und eingekerkert 228

33. Erzählung. Drei Jünglinge verlieben sich in drei Schwestern und entführen sie nach Kreta. Die älteste Schwester tötet ihren Liebhaber aus Eifersucht. Die zweite rettet ihre Schwester vom Tode, indem sie sich dem Fürsten der Kreter ergiebt; weswegen ihr Liebhaber sie auch umbringt und mit der ältesten Schwester davon geht. Das jüngste Paar wird dieser Mordthat beschuldigt und durch die Folter zum Bekenntnis gezwungen. Wie sie ihren Tod vor Augen sehen, bestechen sie ihre Wache, mit ihnen zu entfliehen, entkommen nach Rhodus und sterben daselbst in Armut und Elend . . . . .

34. Erzählung. Gerbino schlägt sich, wider das Versprechen, welches sein Großvater, der König Guilielmo, dem König von Tunis gegeben hat, mit einem tunesischen Schiffe, um die Tochter des Königs zu entführen. Das Schiffsvolk tötet die Prinzessin, wofür er sie alle über die Klinge springen läßt; doch wird selbst deshalb enthauptet . . . . .

35. Erzählung. Lisabetta's Brüder morden ihren Liebhaber. Er erscheint ihr im Traume und sagt ihr, wo sie sein Leichnam verscharrt haben. Sie gräbt heimlich sein Haupt aus und verbirgt es in einem Blumentopfe, über welchem

Seite

an, läßt ihren Mann nach Alessandria kommen, wo der Betrüger seinen Lohn empfängt, legt darauf ihre weiblichen Kleider wieder an und kehrt mit ihrem Mann in großem Wohlstande nach Genua zurück 129

20. Erzählung. Paganino von Monaco raubt dem Herrn Ricciardo di Chinzica seine Frau. Wie dieser ihren Aufenthalt erfährt, geht er hin und macht Freundschaft mit Paganino; fordert seine Frau wieder, und Paganino verspricht, sie ihm zurück zu geben, wenn sie selbst damit zufrieden ist. Sie hat aber nicht Lust, mit ihm zurück zu kehren; und nach Ricciardo's Tode wird sie die Frau des Paganino 135

21. Erzählung. Masetto von Lamporecchio stellt sich stumm und wird dadurch Gärtner in einem Nonnenkloster, wo sich die Nönnchen eine nach der andern mit ihm gatten 142

22. Erzählung. Ein Stallknecht des Königs Agilulf vertritt seine Stelle bei der Königin. Agilulf wird es gewahr, entdeckt den Thäter und schert ihm im Schlafe das Haar. Dieser zeichnet aber alle seine Kameraden ebenso und entgeht dadurch der Strafe. 148

23. Erzählung. Eine Dame, die sich in einen Jüngling verliebt hat, braucht unter dem Deckmantel der Beichte und der Gewissenhaftigkeit einen ehrbaren Geistlichen, ohne daß er es merkt, zum Unterhändler, um ihre Wünsche zu befriedigen 153

24. Erzählung. Don Felix lehrt dem Bruder Puccio, wie er durch eine gewisse Bußübung das Paradies gewinnen soll, und thut sich indessen gütlich mit seiner Frau 161

25. Erzählung. Zima schenkt dem Herrn Francesco Vergellesi ein schönes Pferd für die Erlaubnis, mit seiner Gemahlin reden zu dürfen. Da sie aber zu Allem still schweigt, so antwortet er sich selbst in ihrem Namen, und es geschieht Alles so, wie er gesagt hat 166

26. Erzählung. Ricciardo Minitolo verliebt sich in die Frau des Filippello Fighinolfo. Weil er merkt, daß sie eifersüchtig ist, so bildet er ihr ein, Filippello habe seine eigene Frau zu sich in eine Badestube bestellt, und beredet sie, dahin zu gehen. Wie sie aber meint, ihren Mann ertappt zu haben, findet sie, daß sie den Wolf beim Ohr gefaßt hat 171

Erzählung. Teldaldo zerfällt mit seiner Geliebten und verläßt Florenz. Nach einiger Zeit kommt er in Pilgerkleidern zurück, spricht mit der Dame, zeigt ihr ihren Irrtum und rettet ihren Mann, welchen man des Mordes an ihm selbst beschuldigt hatte, vom Tode, macht Frieden zwischen ihm und seinen Brüdern und empfängt dafür den Sold der Minne 179

Erzählung. Man giebt dem Ferondo ein Pulver ein und begräbt ihn für tot zu Grabe. Ein Abt, der sich inzwischen mit seiner Frau die Zeit vertreibt, nimmt ihn aus dem Grabe und sperrt ihn in einen Kerker, wo man ihm weis

täglich eine volle Stunde weint. Wie ihre Brüder ihr auch diesen wegnehmen, stirbt sie bald darauf vor Schmerz 248

36. Erzählung. Andreola liebt den Gabriotto. Sie erzählt ihm einen Traum, den sie gehabt hat, und er sagt ihr wieder, was ihm geträumt habe, worauf er plötzlich in ihren Armen stirbt. Indem sie mit Hilfe ihrer Magd seinen Leichnam nach seinem Hause schaffen will, werden sie beide von der Wache angehalten. Sie erzählt dem Stadtrichter den ganzen Verlauf der Sache und widersteht darauf seinen ungebührlichen Zumutungen. Ihr Vater erfährt ihr Schicksal und bewirkt ihre Befreiung, indem ihre Unschuld erwiesen wird. Sie entsagt darauf allem Umgang mit der Welt und geht in ein Kloster 252

37. Erzählung. Simona und Pasquino lieben einander. Sie gehen zusammen in einen Garten, woselbst Pasquino sich die Zähne mit einem Blatte Salbei reibt und plötzlich stirbt. Simona wird darauf eingezogen, und indem sie dem Richter erklären will, auf welche Art Pasquino um's Leben gekommen sei, reibt sie ein Blatt von derselben Staude an ihren Zähnen und stirbt auf der Stelle 258

38. Erzählung. Girolomo ist in Salvestra verliebt. Seine Mutter dringt in ihn, nach Paris zu reisen. Er kommt zurück, und wie er seine Geliebte verheiratet findet, schleicht er sich heimlich in ihr Haus und stirbt an ihrer Seite; und indem man in der Kirche sein Leichenbegängnis hält, stirbt auch Salvestra über seinem Leichnam 261

39. Erzählung. Guillaume Roussillon giebt seiner Gemahlin das Herz des Gardestagne zu essen, welchen er erschlagen hat, weil sie in ihn verliebt war. Wie sie es erfährt, stürzt sie sich aus einem hohen Fenster hinab und wird mit ihrem Geliebten zugleich begraben 266

40. Erzählung. Die Frau eines Wundarztes legt ihren schlaftrunkenen Liebhaber für tot in einen Kasten, welchen ein Paar Wucherer wegstehlen und nach ihrem Hause tragen. Dort kommt er wieder zur Besinnung und wird für einen Dieb gehalten. Die Magd der Frau sagt aber vor Gericht aus, sie selbst habe ihn in den Kasten gelegt, welchen die Geizhälse gestohlen hätten. Dadurch rettet sie ihn vom Galgen, und die Wucherer werden wegen des gestohlenen Kastens zu einer Geldbuße verdammt 269

41. Erzählung. Cimon wird durch die Liebe vernünftig; er entführt Iphigenia, seine Geliebte mit Gewalt auf dem Meere. In Rhodus gerät er in Gefangenschaft, aus welcher Lysimachus ihn befreit und gemeinschaftlich mit ihm Iphigenia und Kassandra an ihrem Hochzeitstage entführt, worauf sie mit ihnen nach Kreta fliehen, sich mit ihren Geliebten vermählen und darauf in Frieden nach Hause berufen werden 278

Seite

42. Erzählung. Constanza liebt den Martuccio Gomito. Wie sie hört, daß er umgekommen sei, wirft sie sich vor Verzweiflung ganz allein in ein Boot, und wird von Wind und Wellen nach Susa hinüber getrieben. Sie trifft den Martuccio in Tunis lebendig an, giebt sich ihm zu erkennen und da er sich durch einen klugen Ratschlag bei dem Könige sehr in Gunst gesetzt hat, so erhält er große Reichtümer, heiratet seine Geliebte und kehrt mit ihr zurück nach Lipari 289

43. Erzählung. Pietro Boccamazza entflieht mit Agnolella und fällt unter die Räuber. Sie rettet sich in einen Wald und wird nach einem Schlosse geführt. Pietro wird von den Räubern gefangen genommen; doch entrinnt er wieder aus ihren Händen und kommt nach einigen Abenteuern in dasselbe Schloß, wo sich Agnolella befindet, worauf er sie heiratet und mit ihr nach Rom zurückkehrt 295

44. Erzählung. Ricciardo Manardi wird von Messer' Lizio da Valbona bei seiner Tochter im Bette gefunden; er heiratet sie und lebt ferner in Frieden und Freundschaft mit ihrem Vater 302

45. Erzählung. Guidotto von Cremona bestellt bei seinem Absterben seinen Freund Giacomino von Pavia zum Vormund seiner Pflegetochter. Giannole di Severino und Minghino di Mingole verlieben sich beide in das Mädchen und geraten um ihretwillen in ein Handgemenge; wobei es sich entdeckt, daß das Mädchen des Giannole Schwester ist, und Minghino bekommt sie zur Frau 307

46. Erzählung. Gian di Procida wird in den Armen eines Mädchens überrascht, welches aber dem Könige Friedrich geschenkt worden ist. Der König will ihn dafür nebst dem Mädchen an einem Pfahle verbrennen lassen. Ruggieri dell Oria erkennt sie beide; worauf sie losgelassen und mit einander vermählt werden 313

47. Erzählung. Teodoro verliebt sich in Violanta, die Tochter seines Herrn, Messer' Amerigo. Sie wird schwanger und er wird zum Galgen verurteilt. Indem man ihn mit Geiselhieben nach dem Richtplatze führt, erkennt ihn sein Vater, er kommt los und heiratet seine Geliebte 317

48. Erzählung. Nastagio Onesti liebt die Tochter des Paolo Traversaro und verschwendet seine Schätze, ohne Gegenliebe erlangen zu können. Auf Anraten seiner Freunde begiebt er sich nach Chiassi. Dort sieht er einen Jäger, der ein Mädchen hetzt, es tötet und von zwei Hunden fressen läßt. Er ladet seine eigenen und seiner Geliebten Verwandten, samt ihr, zu einem Gastmahl ein und läßt sie die schreckliche Jagd mit ansehen; worauf sie aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal ihm ihre Hand giebt. 324

49. Erzählung. Federico Alberighi liebt und erlangt keine Gegenliebe Er verzehrt um seiner Geliebten willen sein

Seite

ganzes Vermögen, und es bleibt ihm nichts übrig, als ein einziger Lieblingsfalk. Diesen giebt er bei einem unverhofften Besuch, weil er sonst nichts mehr hat, seiner Geliebten zu essen, welche darüber, wie sie es hört, so gerührt wird, daß sie ihren Sinn ändert und ihn zum Besitzer ihrer Person und ihres großen Vermögens macht 330

50. Erzählung. Pietro di Vinciolo geht aus zum Abendessen. Seine Frau läßt unterdessen einen jungen Burschen zu sich kommen. Pietro kommt wieder nach Hause und entdeckt die Streiche seiner Frau; weil er aber selbst nicht besser ist, als sie, so verträgt er sich mit ihr in der Güte 335

51. Erzählung. Ein Kavalier vermißt sich gegen Madonna Oretta, daß er sie mit einer schönen Erzählung zu Pferde setzen will; weil er aber sehr schlecht erzählt, so bittet sie ihn, sie wieder absitzen zu lassen 343

52. Erzählung. Der Bäcker Cisti giebt dem Herrn Geri Spina durch ein Wörtchen zu verstehen, daß er etwas Ungeziemendes verlangt hat 344

53. Erzählung. Madonna Nona Pulci giebt dem Bischofe von Florenz auf einen unbescheidenen Scherz eine treffende Antwort und bringt ihn damit zum Schweigen 347

54. Erzählung. Chichibio, der Koch des Currado Gianfigliazzi, verwandelt durch eine fertige Antwort den Zorn seines Herrn in Lachen und entgeht dadurch der Züchtigung, die ihm bevorstand 348

55. Erzählung. Messer' Foresa da Rabatta und der Maler Giotto kommen zusammen von Mugello, und ein jeder von ihnen spottet übrr die Mißgestalt des andern 350

56. Erzählung. Michele Scalza beweist einigen jungen Leuten, daß die Baronci die adeligsten Leute in der Welt und überall sind, und gewinnt damit eine Abendmahlzeit 352

57. Erzählung. Madonna Filippa, welche ihr Mann in den Armen ihres Liebhabers überrascht, wird vor Gericht gefordert. Sie rettet sich durch eine dreiste und launige Verantwortung und bringt zugleich die Milderung eines harten Gesetzes zuwege 354

58. Erzählung. Fresco rät seiner Nichte, in keinen Spiegel zu sehen, wenn ihr (wie sie sagte) unangenehme Gesichter zuwider wären 356

59. Erzählung. Guido Cavalcanti bestraft einige florentinische Kavaliere, die ihn überfallen, mit einem feinen Spott 358

60. Erzählung. Bruder Cipolla verspricht einigen Dorfleuten, ihnen eine Feder vom Engel Gabriel zu zeigen, findet aber anstatt der Feder nur Kohlen in seinem Kästchen und macht nunmehr den Leuten weis, es wären die Kohlen, auf welchen der heilige Lorenz gebraten worden 360

61. Erzählung. Gianni Lotteringhi hört in der Nacht an eine Thüre pochen und weckt seine Frau. Diese bildet

Seite

ihm ein, daß es ein Gespenst sei und ihr Mann geht mit ihr hin, um es zu beschwören, worauf das Klopfen aufhört 368

62. Erzählung. Perronella verbirgt, indem ihr Mann nach Hause kommt, ihren Liebhaber in einem Fasse. Der Mann sagt ihr, er habe das Faß verkauft, und sie erwidert ihm, sie habe es an einen Anderen noch besser verkauft, der eben hineingekrochen sei, um zu versuchen, ob es wasserdicht wäre. Darauf steigt der Liebhaber heraus, befiehlt dem Manne, das Faß rein zu liefern, und nimmt es nach Hause 372

63. Erzählung. Bruder Rinaldo ergötzt sich mit seiner Gevatterin; ihr Mann kommt nach Hause und findet ihn in ihrer Kammer; sie bilden ihm aber ein, daß er dem Kinde die Würmer vertreibt 375

64. Erzählung. Tofano schließt des Abends seiner Frau die Thür vor der Nase zu. Wie sie ihn durch keine Bitten bewegen kann, sie einzulassen, stellt sie sich, als wenn sie sich in einem Brunnen ersäufen wollte, und wirft einen großen Stein hinein. Tofano kommt darüber aus dem Hause gelaufen; unterdessen schlüpft sie hinein, verschließt ihm die Thüre und macht ihn vor allen Nachbarn herunter 381

65. Erzählung. Ein Eifersüchtiger verkleidet sich als Priester und hört die Beichte seiner Frau. Sie bildet ihm ein, daß sie einen Priester liebt, den sie alle Nächte besucht, und indem der Eifersüchtige vor seiner Thür Schildwache steht, läßt sie ihren Liebhaber über das Dach zu sich in's Haus kommen 385

66. Erzählung. Madonna Isabella erhält einen unvermuteten Besuch von Herrn Lambertuccio, indem sie eben ihren Liebhaber Leonetto bei sich hat. Bald darauf kommt ihr Gemahl nach Hause. Lambertuccio muß ihm mit gezücktem Dolche entgegenlaufen und davon reiten, und ihr Gemahl begleitet den Leonetto nach Hause 392

67. Erzählung, Lodovico macht Frau Beatrice eine Liebeserklärung. Sie schickt ihren Mann mit ihrer Kleidung in den Garten und läßt den Lodovico unterdessen seinen Platz einnehmen, welcher hernach aufsteht und Beatrice's Gemahl im Garten abprügelt 395

68. Erzählung. Arriguccio wird eifersüchtig auf seine Frau. Er wird gewahr, daß sie sich bei Nacht einen Bindfaden an die große Zehe gebunden hat, mit welchem ihr Liebhaber ihr seine Ankunft zu erkennen giebt. Indem er diesen verfolgt, legt seine Frau ihre Magd an ihre Statt in's Bett, wo Arriguccio sie prügelt, ihr das Haar abschneidet und hierauf die Brüder seiner Frau herbeiruft. Diese finden aber seine Behauptung unwahr und machen ihn herunter 401

Erste Erzählung.

Man erzählt von einem gewissen Musciatto Francesi, der in Frankreich aus einem reichen und angesehenen Kaufmann ein Edelmann geworden war, und mit Charles Sansterre, dem Bruder des Königs von Frankreich (den der Papst Bonifacius zu sich berufen hatte, und der sich auch willig finden ließ) nach Toscana ziehen sollte, daß er (wie es den Kaufleuten oft zu gehen pflegte) sein Vermögen hie und da verstreckt hatte, und weil es sich nicht in der Geschwindigkeit losmachen ließ, den Entschluß faßte, verschiedenen Personen den Auftrag zu geben, mit seinen Schuldnern Abrechnung zu halten! Er fand auch zu allem Rat; nur blieb er in Verlegenheit, wem er es auftragen sollte, mit gewissen Burgundern, die ihm schuldig waren, Richtigkeit zu treffen. Diese Verlegenheit entstand daher, daß er seine Burgunder als hartnäckige, übelgesinnte und betrügerische Leute kannte, und er wußte sich auf keinen Menschen zu besinnen, den er für verschlagen und listig genug gehalten hätte, um sich auf ihn genugsam verlassen und ihn seinen Schuldnern entgegensetzen zu können. Wie er lange genug darüber nachgedacht hatte, erinnerte er sich endlich eines gewissen Ser Ciapperello da Prato, der oft in sein Haus in Paris zu kommen pflegte, und den die Franzosen Ciappelletto zu nennen gewohnt waren; denn weil er klein von Person und sehr zierlich und geschniegelt war, und weil die Franzosen nicht wußten, was Ciapperello bedeuten sollte, sondern glaubten, er hieße vielleicht Cappello (Kranz), welches in ihrer Sprache Chapelet heißt, so nannten sie ihn, weil er so klein war, nicht Capello, sondern Ciappelleto, und unter diesem Namen war er allgemein bekannt, da hingegen wenige seinen rechten Namen Ciapperello wußten. Mit der

Lebensart dieses Ser Ciapelletto hatte es folgende Bewandtnis: er war ein Notarius, würde sich aber gewaltig geschämt haben, wenn unter den wenigen Instrumenten, die er ausfertigte, sich ein einziges richtige befunden hätte; aber falsche zu schmieden, war er jeden Augenblick bei der Hand, und machte dergleichen lieber umsonst, als ein echtes für die beste Bezahlung. Falschen Zeugnis legte er ab mit dem größten Vergnügen, gebeten oder ungebeten; und da man zu der Zeit in Frankreich einem Eidschwur großen Glauben beimaß, so wurden alle Prozesse gewonnen, in welchen er zum Zeugen auf seinen Eid gerufen ward, weil es ihm keine Ueberwindung kostete einen Meineid zu schwören. Er gab sich auch viele Mühe, und fand ein großes Vergnügen daran, Feindschaft und Verdruß in Familien und zwischen Freunden und andern Personen anzustiften, und je größer das Unglück war, das daraus entstand, desto größer war seine Freude. Ward er eingeladen an einem Morde, oder an einem andern Verbrechen Teil zu nehmen, so gab er nie eine abschlägige Antwort, sondern war gerne mit dabei, und hatte mit eigenen Händen manchen Menschen verwundet und erschlagen. Er war der größte Lästerer Gottes und seiner Heiligen, und fluchte und lästerte bei jedem kleinsten Anlaß, weil er mehr als gewöhnlich jähzornig war. In die Kirche ging er nie, und ihre Sakramente verlästerte er als verächtliche Dinge mit den abscheulichsten Ausdrücken. Dagegen war er nirgends lieber als in den Kneipschenken und an andern liederlichen Oertern. Die Weiber liebte er wie der Hund den Knüttel, dem entgegengesetzten Laster aber war er mehr als irgend ein anderer Schandbube ergeben. Raub und Diebstahl beging er mit eben dem Gewissen, womit ein heiliger Mann seine Gabe auf dem Altar darbringen würde. Er war ein Fresser und Säufer bis zum ekelhaftesten Uebermaße, und als falscher Spieler mit Karten und Würfeln war er berüchtigt. Mit einem Worte, er war vielleicht der größte Bösewicht, der jemals geboren ward. Die Macht und der Reichtum des Musciatto dienten ihm lange Zeit zur Stütze, und um seinetwillen fürchteten ihn oft diejenigen Privatpersonen, die er bisweilen beleidigte, und der Hof, der seinen Frevel stets empfand. Wie sich demnach Musciatto dieses Ser Ciapperello erinnerte, dessen Lebenswandel ihm durch und durch bekannt war, so hielt er ihn eben für den rechten Mann, welchen er der Arglist seiner

Burgunder entgegensetzen müßte. Er ließ ihn also rufen, und sagte: „Ciappelletto, ich bin, wie Du weißt, im Begriff, mich gänzlich von hier zu entfernen, und da ich unter Andern mit einigen Burgundern in Geschäften stehe, die ausgefeimte Betrüger sind, so weiß ich nicht, wen ich besser schicken kann als Dich, um meine Forderungen von ihnen einzutreiben. Weil Du nun eben jetzt nichts Anderes zu thun hast, so will ich Dir Geleitsbriefe vom Hofe verschaffen, wenn Du Dich dieser Sachen annehmen willst, und will Dir von allem, was Du mir einbringst, einen solchen Teil geben, daß Du mit mir zufrieden sein kannst."

Ser Ciappelletto, der keine Geschäfte hatte, dessen Umstände schlecht bestellt waren, und der eben denjenigen abreisen sah, welcher lange Zeit sein einziger Stecken und Stab gewesen war, entschloß sich, von der Not gedrungen, kurz und gut, und gab seine Einwilligung. Wie sie beiderseits einig waren, gab ihm Messer Musciatta seine Vollmacht und den Geleitsbrief des Königs, und Ser Ciappelletto ging nach Burgund, wo ihn fast niemand kannte, und fing an, wider seine Gewohnheit, mit Sanftmut und Gelindigkeit die Schulden einzufordern, und die Geschäfte zu verrichten, um derentwillen er gekommen war; gleichsam als wollte er das Gezänk und Streiten bis zuletzt versparen. Wie er sich zu diesem Endzweck bei zweien Brüdern aus Florenz, die auf Wucher liehen, und die ihn aus Achtung für Musciatto sehr gut aufnahmen, eingemietet hatte, traf es sich, daß er krank ward, weswegen die beiden Brüder sogleich Aerzte und Aufwärter anschafften, die ihn bedienen mußten; allein es half nichts, sondern der Ehrenmann, der nicht mehr jung war, und ausschweifend gelebt hatte, ward nach dem Urteil der Aerzte täglich schwächer, und eilte dem Tode entgegen, welches den beiden Brüdern sehr ungelegen war. Eines Tages unterredeten sie sich miteinander nahe der Kammer, wo Ciappelletto krank lag. „Was machen wir mit dem Menschen?" fragte einer den andern. „Wir sind mit ihm sehr schlimm daran; denn es wäre Sünde und Schande, ihn so krank aus dem Hause zu schaffen, nachdem die Leute gesehen haben, daß wir ihn bei gesunden Tagen gut aufgenommen, und ihn hernach mit aller Sorgfalt haben pflegen lassen; und nun, da er uns keine Ursache zum Mißvergnügen kann gegeben haben, sollten wir ihn plötzlich,

und noch dazu totkrank, fortschicken? An der andern Seite aber ist er ein so gottloser Mensch gewesen, daß er jetzt nicht wird beichten oder irgend ein Sakrament gebrauchen wollen, und wenn er ohne Beichte stirbt, so wird man seinen Leichnam in keiner Kirche aufnehmen, sondern ihn wie einen Hund in eine Grube werfen. Ja, wenn er auch beichtete, so sind seine Sünden so groß und abscheulich, daß es nicht besser gehen wird; denn weder Mönch noch Weltpriester werden ihn lossprechen wollen, oder können, um zu verhüten, daß er nicht eben so auf den Anger geworfen werde. Wenn aber dieses geschähe, so würden die Leute in dieser Stadt (die uns nicht nur wegen unseres Gewerbes, das ihnen verhaßt ist, Böses nachreden, sondern auch die größte Lust haben, uns das Unsrige zu rauben) einen Auflauf erregen, würden über die lombardischen Hunde schreien, welche die Kirche abgewiesen haben, und würden uns nicht länger das Brot gönnen, sondern uns das Haus stürmen und vielleicht nicht nur unsere Güter rauben, sondern auch unsere Personen antasten, so daß es auf alle Weise mißlich mit uns steht, wenn er sterben sollte."

Ciappelletto, der wie gesagt nicht weit davon lag, wo jene mit einander sprachen, hatte ein feines Gehör, wie es die Kranken oft haben, und verstand alles, was sie von ihm sprachen. Er ließ sie zu sich rufen und sagte zu ihnen: „Ich wünschte nicht, Euch auf irgend eine Weise um meinetwillen in Verlegenheit zu wissen, oder Euch die Besorgnis zu verursachen, daß Ihr meinetwegen in Schanden und Unglück geraten solltet. Ich habe alles gehört, was Ihr von mir gesprochen habt, und Ihr habt freilich Recht, daß es so kommen würde, wie Ihr fürchtet, wenn dasjenige geschähe, was Ihr voraussetzt; allein es soll schon anders gehen. Ich habe in meinem Leben an unserm Herrn Gott so vieles gesündigt, daß eine Sünde mehr oder weniger am Rande des Grabes nichts verschlimmern oder verbessern wird. Laßt mir demnach nur den frömmsten und besten Pater herkommen, den Ihr finden könnt (wenn ein solcher zu haben ist), und laßt mich nur machen, so sollt Ihr sehen, daß ich Eure und meine Angelegenheit in Ordnung bringen will, wie sichs gebührt, und daß Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Die beiden Brüder bauten zwar nicht viel auf diese Versicherung; nichts desto weniger gingen sie nach einem Kloster und begehrten einen klugen und frommen Mann, um die Beichte

eines Lombarden zu hören, der in ihrem Hause krank läge. Man gab ihnen auch einen alten Klosterbruder von sehr erbaulichem frommen Wandel mit, einem in der Schrift wohlgelehrten und sehr ehrwürdigen Mann, der bei allen Bürgern in der Stadt in besonderem Ansehen und Hochachtung stand, und sie führten ihn nach ihrem Hause. Wie er in die Kammer des Ciappelletto kam und sich neben sein Bett gesetzt hatte, fing er zuerst an, ihn mit Sanftmut zu trösten, und fragte ihn dann, wie lange es wäre, seitdem er zum letzten Mal gebeichtet hätte.

Ciappelletto, der nie zur Beichte gegangen war, gab ihm zur Antwort: „Mein Vater, es ist immer meine Gewohnheit gewesen, wöchentlich wenigstens einmal zu beichten, wiewohl ich es auch oft mehrmals gethan habe; aber die Wahrheit zu sagen, seit meiner Krankheit, die nun schon über acht Tage dauert, habe ich noch gar nicht gebeichtet; so sehr hat mir meine Krankheit zugesetzt."

„Wohl gethan, mein Sohn", sprach der Pater, „und nur immer so fortgefahren! Ich merke wohl, da Du so oft beichtest, so werde ich wenig Mühe haben, Dich zu vernehmen und zu befragen."

„Sagt das nicht, lieber Vater", sprach Ciappelletto. „Ich habe nie so oft und so viel gebeichtet, daß ich nicht jedes Mal wünschen sollte, eine allgemeine Beichte meiner Sünden abzulegen, so weit ich mich ihrer von dem Tage meiner Geburt an bis an den Tag meiner Beichte erinnern kann. Darum bitte ich Euch, bester Pater, mich über alle Dinge so strenge zu befragen, als ob ich noch nie gebeichtet hätte. Und kehrt Euch nur nicht daran, daß ich so krank bin; denn ich will weit lieber mein Fleisch und Blut kreuzigen, als ihnen zu Gefallen etwas thun, das meiner Seele zum Verderben gereichen könnte, die mein Heiland mit seinem teuren Blute erkauft hat."

Diese Worte gefielen dem frommen Geistlichen sehr wohl, und schienen ihm ein Beweis eines christlich gesammelten Gemüts zu sein; daher er denn, nachdem er ihm darüber sein Wohlgefallen bezeugt hatte, den Anfang damit machte, daß er ihn fragte, ob er sich jemals der Wollust mit dem weiblichen Geschlecht schuldig gemacht hätte?

Ciappelletto antwortete ihm mit einem Seufzer: „Lieber Pater, ich schäme mich, euch über diesen Punkt die Wahrheit zu sagen, weil ich fürchte, in die Sünde der Ruhmredigkeit zu verfallen."

„Redet frei heraus", sprach der Pater; „denn wenn man die Wahrheit sagt, so sündigt man nicht, weder in der Beichte noch anderswo."

„Nun, weil Ihr mich denn darüber beruhigt", sprach Ciappelletto, „so will ichs Euch sagen: ich bin noch so rein, wie ich von Mutterleibe gekommen bin."

„Gott segne Dich!" sprach der Pater. „Ach wie wohl hast Du gethan, und wie viel größer war dabei Dein Verdienst als das unsrige, da es in Deiner Willkür stand, anders zu handeln; da es hingegen mir und meinen andern Ordensbrüdern durch unsere Regeln verboten ist!"

Hierauf fragte der Pater, ob er auch wohl durch die Sünde der Schwelgerei dem Himmel mißfällig geworden wäre. „Ach leider, mehr als zu oft!" versetzte Ciappelletto und seufzte abermals sehr stark dabei. „Denn obgleich ich außer den großen Fasten, welche die gottseligen Leute jährlich beobachten, noch wöchentlich wenigstens drei Tage bei Brot und Wasser zu fasten gewohnt bin, so habe ich doch, besonders nach irgend einer mühsamen Arbeit, oder während derselben, oder auf einer Wallfahrt, das Wasser oft mit eben der Wollust getrunken, womit die Trinker den Wein genießen, und nicht selten war ich nach einem leckeren Krautsalat eben so lüstern, wie die Weiber, wenn sie zu Dorfe gehen; auch hat mir bisweilen das Essen nachher weit besser geschmeckt, als es, wie ich glaube, demjenigen schmecken sollte, der aus Nüchternheit fastete."

„Lieber Sohn!" sprach der Pater, „dergleichen Schwachheiten sind so natürlich, und sind so unbedeutend, daß Dich Dein Gewissen deswegen nicht mehr martern muß, als nötig ist. Es begegnet wohl einem jeden Menschen, sei er so heilig wie er wolle, daß ihm nach langem Fasten das Essen, und ein Trank nach schwerer Arbeit herzlich wohlschmecken."

„Ach mein bester Pater!" antwortete Ciappelletto, „sprecht doch nicht so, um mich zu trösten; bedenkt nur, daß ich wohl wissen muß, eine jede Sache, die man thut, um Gott wohlgefällig zu sein, müsse aus reinem Herzen und ohne Wider-

willen geschehen, und daß ein jeder, welcher anders handelt, sündigt."

Mit Herzlichkeit gab ihm der Pater zur Antwort: „Es freut mich, mein Sohn, daß Du es so betrachtest, und ich bemerke mit großem Wohlgefallen an diesem Stücke die Zartheit und das feine Gefühl Deines Gewissens. Sage mir denn auch, hast Du Dich wohl des Geizes schuldig gemacht und gewünscht, mehr zu besitzen, als Dir beschieden war, oder Dir etwas zugeeignet, das Dir nicht gebührte?"

Ciappelletto versetzte: „Guter Pater! es wäre mir leid, wenn Ihr übel von mir dächtet, weil ich hier bei diesen Wucherern im Hause wohne. Ich habe aber nichts mit ihnen zu schaffen, sondern ich halte mich vielmehr bloß deswegen zu ihnen, damit ich sie warne und ermahne, und sie von dieser abscheulichen Gewinnsucht abwende. Ich glaube auch wirklich, daß es mir würde gelungen sein, wenn mich Gott nicht auf diese Weise heimgesucht hätte. Allein ich muß Euch sagen, daß mein Vater mir einst ansehnliche Reichtümer hinterließ, wovon ich nach seinem Tode den größten Teil den Armen gab, und hernach, um mein eigenes Leben zu fristen, und um den Armen meines Heilandes beizustehen, eine kleine Handlung trieb, bei welcher ich freilich nach Gewinnst trachtete, aber immer mit der lieben Armut teilte, so daß ich die eine Hälfte zu meinen Bedürfnissen verwandte, und die andere Hälfte den Armen gab; und dabei hat mich der Beistand meines Schöpfers dergestalt gesegnet, daß meine Umstände sich von Tage zu Tage verbessert haben."

„Du hast wohl gethan", sprach der Pater. „Aber hast Du Dich auch wohl oft ereifert?"

„Ach ja", sprach Ciappelletto; „ich kann Euch versichern, daß mir dies oft genug begegnet ist. Aber wer könnte sich dessen auch enthalten, wenn man sieht, wie die Leute täglich Werke der Finsternis ausüben, die Gebote Gottes nicht halten, und seine Gerichte nicht fürchten? Wie manchen lieben Tag hätte ich mir nicht lieber den Tod gewünscht, als das Leben, wenn ich sehen mußte, wie die Jünglinge dem eitlen Wesen nachlaufen, wie sie fluchen und schwören, wie sie in den Weinhäusern umherschwärmen, und die Kirchen nicht besuchen, und

vielmehr den Wegen der Welt, als den Wegen des Herrn folgen!"

„Das ist ein frommer Eifer, mein Sohn", sprach der Pater, „und ich kann Dir deswegen, meiner Meinung nach, keine Buße auflegen. Aber hat Dich nicht etwa Dein Eifer verführt, irgend einen Totschlag zu begehen, oder Jemand durch Scheltworte oder sonst auf irgend eine Weise zu beleidigen?"

„Ach mein Herr, oder Mann Gottes, wofür ich Euch halte!" sprach Ciapelletto, „wie könnt Ihr so reden? Glaubt ihr denn, wenn mir irgend ein Gedanke an dergleichen Handlungen in's Herz gekommen wär, daß ich mir einbilden könnte, Gott würde mich so lange haben leben lassen? Das sind Dinge, deren nur sittenlose und lasterhafte Menschen fähig sind, und wenn mir dergleichen Leute in den Weg kamen, pflegt' ich immer zu sagen: Geh hin, Gott bessere Dich!"

„Daß Dich Gott segne, mein Sohn!" sprach der Pater. „Aber sage mir nun auch, hast Du jemals falsches Zeugnis wider Jemand abgelegt, oder Böses von Jemand gesprochen, oder Dir fremdes Eigentum angemaßt, wider den Willen dessen, dem es gehörte?"

„Ach freilich, mein Herr", sagte Ciapelletto, „habe ich Böses von Jemand gesprochen; denn ich hatte einmal einen Nachbar, der wider alles Recht und Billigkeit in der Welt nie aufhörte, sein Weib zu prügeln; daher ich einst mit Unglimpf gegen die Verwandten seiner Frau von ihm sprach, weil mir das arme Weib so nahe ging, da er sie, so oft er betrunken war, dermaßen zusammenprügelte, daß es Gott erbarmte."

„So sage mir denn", sprach der Geistliche, „da Du ein Kaufmann bist, hast Du nie Jemand übervorteilt, wie die Kaufleute wohl zu thun pflegen?"

„Ach freilich ja, lieber Herr", sprach Ciapelletto; „allein ich erinnere mich nicht mehr, wer es war, der mir einmal Geld brachte, das er mir für verkauftes Tuch schuldig war, und ich legte es ungezählt in meinen Geldkasten, und wie etwa ei Monat vergangen war, fand ich darin vier Groschen zuviel, d ich wohl ein Jahr lang aufhob, um sie ihm wieder zu gebe weil ich ihn aber nicht wieder zu sehen bekam, hab' ich sie zu Almosen verwandt."

„Das war eine Kleinigkeit", sprach der Pater, „und Du hast sie gut angelegt."

Darauf fragte ihn der fromme Pater noch Mancherlei, worauf er ihm auf eben dieselbe Weise antwortete. Wie nun der Pater schon zur Absolution schreiten wollte, sprach Ciappelletto: „Lieber Herr, ich habe noch eine Sünde begangen, die ich Euch nicht gebeichtet habe."

„Und was für eine?" frug der Pater.

„Ich erinnere mich", gab Ciappelletto zur Antwort, „daß ich einst meinen Dienern am Sonnabend Abends das Haus fegen ließ, und also den Vorsabbat nicht so heilig hielt, wie ich sollte."

„Ach mein Sohn, das hat wenig zu bedeuten", sprach der Pater.

„Oh, sagt das nicht, daß es wenig bedeutet", sprach Ciappelletto, „der Sonntag ist zu heilig, weil an diesem Tage unser Erlöser vom Tode zum Leben erstand."

„Hast Du sonst nichts mehr auf dem Herzen?" fragte der Mönch.

„Ja Herr", sprach Ciappelletto, „einmal habe ich, ohne daran zu denken, in der Kirche ausgespieen."

Der Pater lächelte und sagte: „Lieber Sohn, daraus mußt Du Dir nichts machen. Wir Geistlichen selbst thun dies alle Tage."

„Daran thut Ihr sehr übel", sprach Ciappelletto; „denn nichts sollte sauberer gehalten werden, als die heilige Stätte, wo man Gott sein Opfer bringt."

Kurz, Ciappelletto brachte noch eine Menge solcher Sachen vor, und am Ende fing er an zu seufzen und bitterlich zu weinen, welches er meisterhaft konnte, so oft er wollte.

„Was hast Du denn noch?" fragte ihn der ehrliche Mönch.

„O weh, mein Herr!" sprach Ciappelletto, „es ist mir noch eine Sünde übrig geblieben, die ich noch nie gebeichtet habe, weil ich mich so sehr schämen muß, sie zu gestehen. So oft ich mich daran erinnere, muß ich bitterlich weinen, wie Ihr jetzt seht, und ich fürchte wahrlich, daß Gott wegen dieser Sünde nimmermehr Erbarmen mit mir haben werde."

„Behüte, was sagst Du, mein Sohn!" sprach der fromme Mann. „Wenn alle Sünden, die jemals in der Welt begangen

wurden, oder noch künftig mögen begangen werden, auf dem Haupte eines einzigen Menschen lägen, und dieser wäre so reuig und bußfertig, wie ich Dich finde, so ist die Gnade und Barmherzigkeit Gottes so groß, daß er sie ihm auf sein Bekenntnis willig vergeben würde. Du kannst also nur freimütig sagen, was es ist."

Ciappelletto antwortete unter beständigen Thränen: „Ach Vater! meine Sünde ist zu groß, und ich kann kaum glauben, daß mir sie Gott jemals vergeben wird, wenn Ihr mir nicht mit Eurem Gebete beisteht."

„Sage an, ohne Scheu", sprach der Pater, „ich verspreche Dir, Gott für Dich zu bitten."

Ciappelletto fuhr immer fort zu weinen, und wollte nicht mit der Sprache heraus. Der Pater sprach ihm indessen beständig Trost zu, und wie nun Ciappelletto mit seinen Thränen den Geistlichen lange Zeit hingehalten hatte, stieß er endlich einen tiefen Seufzer aus und sagte: „Mein Vater, weil Ihr mir versprecht, Gott für mich zu bitten, so will ich's Euch bekennen. Wisset, daß ich einst, wie ich noch ein kleines Kind war, meine Mutter gescholten habe." Wie er dies gesagt hatte, hub er an von neuem zu weinen.

„Und scheint Dir denn das eine so schreckliche Sünde zu sein, mein Sohn?" sagte der Geistliche. „Ach die Menschen lästern ja Gott selbst jeden Tag, und doch verzeiht er es gern denen, die es herzlich bereuen, und Du wolltest nicht glauben, daß er Dir dieses verziehe? Weine nicht, sei getrost, denn wahrlich, wenn Du auch einer von denen gewesen wärst, die ihn an's Kreuz schlugen, und Du bewiesest Dich so zerknirscht, wie ich Dich sehe, so würde er's Dir verzeihen."

Ciappelletto versetzte: „O weh, mein Vater, was sagt Ihr! Meine liebe Mutter, die mich neun Monate Tag und Nacht unter ihrem Herzen getragen und mich tausendmal an ihren Busen gedrückt, wie übel that ich, sie zu schelten! Die Sünde ist gar zu groß, und wenn Ihr nicht Gott für mich bittet, so wird sie nimmer vergeben."

Wie der Geistliche fand, daß Ciappelletto nichts weiter zu sagen hatte, erteilte er ihm die Absolution und gab ihm seinen Segen, indem er ihn für den heiligsten Menschen hielt, weil er zuversichtlich glaubte, alles wäre wahr, was ihm

Ciappelletto gesagt hätte. Und wer würde das nicht auch geglaubt haben, wenn er einen Menschen auf dem Sterbebette so reden hörte? Zuletzt sprach er zu ihm: „Ser Ciappelletto Ihr werdet mit Gottes Hülfe bald wieder gesund werden. Sollte es aber dennoch geschehen, daß Gott Eure gnadenerfüllte Seele zu sich riefe, so habt Ihr doch hoffentlich nichts darüber, daß man Euren Leichnam in unserer Kirche zur Erde bestatte."

„Ach nein", antwortete Ciappelletto! „vielmehr möchte ich nirgends lieber ruhen, da Ihr mir versprochen habt, Gott für mich zu bitten, zumal, da ich überdies immer eine besondere Hochachtung für Euren Orden gehabt habe. Ich bitte Euch deswegen, wenn Ihr wieder in Euer Kloster kommt, daß Ihr alsobald Anstalt machet, daß der wahre Leib Christi zu mir komme, den Ihr des Morgens auf dem Altar eingeseget habt, weil ich ihn, wiewohl unwürdig, zu genießen, und alsdann die heilige letzte Oelung zu empfangen wünsche, damit ich, wenn ich gleich als ein Sünder gelebt habe, zum wenigsten wie ein Christ sterbe."

Der gute Geistliche sagte: er sei es sehr zufrieden, und es sei wohl gesprochen, er wolle gleich gehen und Anstalt machen, daß ihm Alles gebracht werde, welches auch geschah.

Die beiden Brüder, denen immer bange gewesen war, Ciappelletto möchte ihnen nicht Wort halten, hatten an einer Bretterwand gehorcht, welche die Kammer des Ciappelletto von einer andern trennte, wo sie in der Stille zuhörten, und alles sehr gut vernahmen, was Ciappelletto mit dem Pater sprach; und oft hatten sie so große Mühe gehabt, sich des Lachens zu enthalten über die Dinge, die er beichtete, daß sie fast bersten wollten, und bisweilen dachten: welch ein Mensch ist das, den weder sein Alter, noch die Furcht vor dem nahen Tode und vor Gott selbst, vor dessen Richterstuhle er in wenigen Stunden zu erscheinen gewärtigen muß, von seiner Bosheit abwendig machen und ihn abhalten können, ebenso dahin zu sterben, wie er gelebt hat! Doch wie sie fanden, daß er ihnen Wort gehalten hatte, und daß er in der Kirche sollte begraben werden, bekümmerten sie sich nicht um das Uebrige. Ciappelletto empfing gleich darauf das Abendmahl, und wie es sich immer mehr mit ihm verschlimmerte, auch die letzte Oelung und starb kurz nach der Vesperzeit an demselben Tage, an welchem er seine treffliche Beichte abgelegt hatte. Zufolge seiner eigenen Anordnung, wie

er wollte auf eine ehrbare Weise begraben sein, sandten die beiden Wirte Nachricht zu den Mönchen in's Kloster, damit sie noch des Abends kämen, um die gewöhnlichen Vigilien bei der Leiche zu halten, und sie des andern Morgens abzuholen, wozu sie selbst auch die nötigen Anstalten machten. Wie der fromme Pater, der die Beichte des Ciappelletto gehört hatte, vernahm, daß er gestorben wäre, begab er sich zum Prior, ließ die Kapitelglocke läuten und alle Mönche im Kloster versammeln und zeigte ihnen an, daß Ciappelletto ein heiliger Mann gewesen sei, wie er aus seiner Beichte schließen müsse. Da er nun hoffte, daß unser Herr Gott durch ihn viele Wunder thun würde, so ermahnte er sie, seinen Leichnam mit vieler Ehrfurcht und Andacht aufzunehmen. Der Prior und die übrigen Mönche glaubten alles, und stimmten ihm bei, und begaben sich sämtlich des Abends nach dem Hause, wo die Leiche des Ciappelletto lag, bei welcher sie eine große und feierliche Vigilie hielten; und des Morgens kamen sie alle, in ihren Westerhemden und Meßgewändern feierlich gekleidet, mit ihren Büchern in der Hand und mit vorgetragenen Kreuzen, um den Leichnam abzuholen, und brachten ihn mit vielem Gepränge und Feierlichkeit nach ihrem Kloster, wobei fast alle Leute in der Stadt, Männer und Weiber, nachfolgten. Wie man die Leiche im Kloster niedersetzte, bestieg der Pater, dem Ciappelletto gebeichtet hatte, die Kanzel und hielt eine lange Rede, in welcher er von seinem Lebenswandel, von seinem Fasten, von seiner Keuschheit, von seiner Unschuld und Einfalt Wunder erzählte. Wie er unter andern dasjenige anführte, was ihm Ciappelletto als seine größte Sünde gebeichtet hätte, und er ihm kaum habe begreiflich machen können, daß Gott ihm dieses vergeben würde, sagte er mit strafender Miene und Rede zu seinen Zuhörern: „Und Ihr, von Gott Verworfenen, lästert Gott und seine Mutter und alle Heiligen im Paradiese um eines jeden Strohhalms willen, der Euch unter die Füße gerät!“ So sprach er noch vieles von seiner Aufrichtigkeit und von der Reinigkeit seiner Sitten; kurz, seine Worte, welchen alle Menschen in der Gegend völligen Glauben beimaßen, erfüllten die Köpfe der ganzen Gemeine mit so vieler Ehrfurcht für den Verstorbenen, daß nach dem Gottesdienst alles haufenweise hinzulief, um ihm Hände und Füße zu küssen; alles Gewand ward ihm vom Leibe

ihm den Schlüssel, wie es bei den Mönchen Sitte war, wenn sie ausgingen, und sagte mit unbefangener Miene: „Hochwürdiger Herr, ich konnte heute früh nicht alles Holz heimfahren lassen, das ich schlagen ließ, und ich gehe jetzt mit Eurer Erlaubnis in den Wald, um das Uebrige herbringen zu lassen."

Der Abt, welcher nicht glaubte, daß ihn der Klosterbruder bemerkt hätte, und welcher wünschte, sich genauer von seinem Vergehen zu unterrichten, war froh über diese Gelegenheit, und empfing mit Vergnügen den Schlüssel; er gab ihm Urlaub, und wie er weggegangen war, überlegte er, was am besten gethan wäre, ob er in Gegenwart des ganzen Klosters die Zelle des Mönchs öffnen und sein Verbrechen jedermann zeigen sollte, damit man über ihn nicht murren möchte, wenn er den Mönch bestrafte, oder ob er erstlich von dem Mädchen erforschen sollte, wie alles zugegangen wäre. Da er nun zugleich erwog, daß es vielleicht die Tochter oder Verwandte irgend eines solchen Mannes sein könnte, dem er ungern die Schande zufügen möchte, daß er sie allen Mönchen zeigte, so entschloß er sich erstlich zu sehen, wer sie wäre, und dann seine Maßregeln zu nehmen. Er ging demnach in der Stille nach der Zelle, öffnete die Thür, ging hinein, und schloß hinter sich zu. Wie das arme Mädchen den Abt hereintreten sah, ward ihr angst und bange, und zitternd vor Scham fing sie an bitterlich zu weinen. Der Abt, der sie indessen aufmerksam betrachtete, und an ihr ein schönes, frisches Geschöpf fand, fühlte plötzlich, so alt er auch war, den Stachel des Fleisches nicht minder rege werden, als es dem jungen Mönch widerfahren war. Er dachte bei sich: „Ei nun, warum soll ich nicht das Vergnügen genießen, wenn es sich mir darbietet. Verdruß und Unannehmlichkeiten finde ich ja ohnehin immer genug bei der Hand. Hier ist ein hübsches Mädchen, kein Mensch in der Welt weiß etwas davon; wenn ich sie dahin bringen kann, mir zu Willen zu sein, so weiß ich nicht, warum ich es nicht versuchen sollte; wer wird's erfahren? kein Mensch! und heimliche Sünde ist halb vergeben. Es wird mir vielleicht nie wieder so gut geboten, und ich denke, es ist vernünftig gethan, das Gute auch mit zu genießen, wenn es der Himmel anderen bescheret." Wie der Abt dieses bei sich überlegte, änderte er völlig seinen Vorsatz, womit er gekommen war, und indem er näher zu dem Mädchen trat, fing er an, sie zu

beruhigen, und bat sie, nicht zu weinen, und wie nun ein Wort das andere gab, so kam er endlich dahin, ihr sein Begehren zu eröffnen. Das Mädchen, das nicht von Stahl und Stein war, ließ sich auch leicht genug bewegen, sich gefällig gegen den Abt zu beweisen. Das Ruhebettchen des Klosterbruders war Zeuge ihrer Umarmung, und da der gute Abt vermutlich das zarte Alter des Mädchens in Erwägung zog, so war er gutherzig genug, ihr seine eigene Brust zum Pfühl herzugeben, indem er sie herzte. Der Mönch, der sich nur gestellt hatte, als ob er in den Wald ginge, hatte sich im Erholungssaal verborgen, und wie er sah, daß der Abt in seine Zelle ging, schöpfte er gute Hoffnung, daß ihm sein Anschlag gelingen würde, und wie er vollends hinter sich zuschloß, blieb ihm kein Zweifel mehr übrig. Er verließ demnach seinen Schlupfwinkel und schlich sich an ein kleines Loch, wo er alles sehen und hören konnte, was der Abt sagte und that. Wie dieser glaubte, sich lange genug mit dem Mädchen unterhalten zu haben, schloß er sie in der Zelle wieder ein und begab sich zurück in sein Zimmer. Wie er darauf nach einiger Zeit den Klosterbruder hörte und glaubte, daß er aus dem Walde zurückgekommen wäre, nahm er sich vor, ihm eine derbe Strafpredigt zu halten, und ihn einkerkern zu lassen, um die eroberte Beute für sich allein zu behalten. Er ließ ihn demnach rufen, schalt ihn mit finsterem Angesicht, und kündigte ihm sein Gefängnis an. Der Mönch gab ihm geschwind zur Antwort: „Hochwürdiger Herr, ich bin noch nicht so lange im Orden des heiligen Benedikts gewesen, daß ich alle Gebräuche desselben vollkommen inne habe und Ihr hattet mich bisher noch nicht unterwiesen, daß wir Mönche uns der Bürde der Weiber eben so wohl unterwerfen müßten, als der Last der Fasten und Nachtwachen. Jetzt aber, da Ihr mir selbst das Beispiel gegeben habt, verspreche ich Euch, wenn Ihr mir diesmal verzeiht, künftighin in diesem Stücke nicht mehr zu fehlen, sondern immer nach Eurem Vorbilde zu handeln."

Der Abt, der ein schlauer Mann war, merkte wohl, daß jener mehr wußte als er, und daß er ihm hinter seine Schliche gekommen war. Er schämte sich also, da er sich desselben Vergehens schuldig wußte, den Klosterbruder mit der Strafe zu belegen, die er selbst verdient hatte. Er verzieh

ihm demnach und befahl ihm, zu verschweigen, was er gesehen hätte, worauf sie beide das Mädchen ohne Geräusch aus dem Zimmer schafften; doch läßt sich vermuten, daß sie sie bisweilen wieder kommen ließen.

Fünfte Erzählung.

Der Marquis von Montferrat, ein sehr tapferer Mann und ein Panierträger der Kirche, war auf einem Kreuzzuge der Christen über's Meer verreist. Wie nun von seiner Tapferkeit am Hofe des Königs von Frankreich, Philipps des Einäugigen, vieles gesprochen ward, welcher sich eben auch zu demselben Kreuzzuge rüstete, so sagte unter andern einer von den anwesenden Rittern, es gebe kein so vortreffliches Paar unter dem weiten Himmel, als den Marquis und seine Gemahlin. Denn so wie der Marquis unter den Männern wegen jeder ritterlichen Tugend der berühmteste sei, so behauptete seine Gemahlin vor allen Weibern in der Welt den Vorzug der Schönheit und Liebenswürdigkeit. Diese Worte machten auf den König solchen Eindruck, daß er, ohne die Marquise jemals gesehen zu haben, auf einmal sterblich in sie verliebt ward. Er nahm sich deswegen vor, sich auf dem vorhabenden Kreuzzuge in Genua einzuschiffen, damit er auf der Reise dahin eine schickliche Gelegenheit hätte, sie zu besuchen; indem er sich schmeichelte, während der Abwesenheit ihres Gemahls vielleicht seinen Endzweck bei ihr zu erreichen. Er schickte demnach alle seine Leute voraus und machte sich selbst mit einigen wenigen Edelleuten auf den Weg, und wie er sich dem Gebiete des Marquis näherte, ließ er der Dame einen Tag vorher melden, daß sie ihn am folgenden Tage zur Mahlzeit erwarten möchte. Als eine kluge und verständige Frau gab sie mit Freundlichkeit zur Antwort: sie schätzte sich's zur großen Ehre, und der König sollte ihr willkommen sein. Und nun sann sie nach, was es doch wohl bedeuten müßte, daß ein solcher König während der Abwesenheit ihres Mannes zum Besuch zu ihr käme, und sie irrte sich nicht, indem sie sich

einbildete, daß der Ruf von ihrer Schönheit ihn dahin gezogen hätte. Nichtsdestoweniger machte sie Anstalt ihn zu empfangen, wie es einer verständigen Frau geziemt; sie ließ die ehrsamsten Männer, welche daheim geblieben waren, zu sich berufen, und beratschlagte sich mit ihnen über alle Anstalten, die gemacht werden müßten; doch behielt sie sich vor, das Mittagsmahl und das Essen ganz allein nach ihrem Sinne anzuordnen. Sie ließ hierauf so viele Hühner zusammenbringen, als sie in der Gegend bekommen konnte und befahl ihren Köchen, diese allein auf verschiedene Art für das königliche Mahl zuzurichten. Der König kam zur bestimmten Zeit, und ward von der Marquise sehr festlich empfangen. Indem er sie sah, deuchte sie ihm noch unendlich schöner, sittsamer und liebenswürdiger, als er sie sich nach der Beschreibung des Ritters gedacht hatte; er betrachtete sie mit der höchsten Bewunderung und überhäufte sie mit Lobsprüchen, indes seine Liebe um desto mehr zunahm, je mehr er fand, daß die Marquise seine Erwartung übertraf. Nachdem er eine Zeit lang in Zimmern ausgeruht hatte, welche auf eine seiner würdige Art ausgeschmückt waren, und die Stunde des Mittagsmahls heran kam, setzte sich die Marquise mit ihm an eine besondere Tafel, und die übrigen Herren wurden an andern Tischen bewirtet. Dem Könige wurden herrlich zubereitete Speisen und köstliche Weine vorgesetzt und überdies gewährte ihm der Anblick der liebenswürdigen Wirtin unbeschreibliches Vergnügen. Wie jedoch ein Gericht nach dem andern aufgetragen ward, fing der König endlich an, sich zu verwundern, daß sie zwar auf verschiedene Art zubereitet waren, aber alle aus lauter Hühnerfleisch bestanden. Da er nun wußte, daß es in der Gegend, wo er sich befand, nicht an allerlei Wildbret fehlen konnte, und da die Marquise zeitig genug von seiner Ankunft war unterrichtet gewesen, um etwas aufjagen zu lassen, so nahm ihn das zwar um desto mehr Wunder, doch wollte er von keiner andern Sache Anlaß nehmen, sie zur Sprache zu bringen, als bloß von ihren Hühnern. Er fragte sie demnach mit lachendem Munde, ob in ihrer Gegend lauter Hühner, ohne einen einzigen Hahn gehegt würden. Die Marquise, welche die Meinung seiner Frage erriet, und glaubte, der Himmel schickte ihr die gewünschte Gelegenheit, dem Könige merken zu lassen, wie sie gesinnt wäre, gab ihm

mit Freimütigkeit zur Antwort: „Nein, Sire, aber die Weiber sind hier ebenso gemacht, wie anderswo; wenn sie sich gleich durch Rang und Kleidung ein wenig von andern unterscheiden."

Wie der König diese Worte hörte, erklärte er sich leicht die Absicht mit den Hühnergerichten und den versteckten Sinn der Rede, und ward zugleich inne, daß er bei einer solchen Frau seine Worte nur verlieren würde und daß hier Gewalt nicht statt fände; daher er denn, sowie er sich unbedachtsamer Weise in sie verliebt hatte, es nun für das Weiseste hielt, um seiner eigenen Ehre willen, die unzeitige Flamme wieder zu ersticken; ohne demnach der Dame weiter mit Reden zuzusetzen, weil er sich vor ihren Antworten fürchtete, endigte er seine Mahlzeit, ohne sich weiter Hoffnung zu machen, und damit er durch eine schnelle Entfernung seinen ungeziemenden Besuch wieder gut machte, so dankte er ihr für ihre gute Aufnahme; sie empfahl ihn Gott, und er reiste nach Genua.

Sechste Erzählung.

Es war einmal vor nicht gar langer Zeit ein Bruder Minorit in Florenz Inquisitor der ketzerischen Greuel, welcher sich zwar gern das Ansehen der Heiligkeit und des Eifers für die christliche Religion geben mochte (wie sie alle thun), aber sich nicht minder darauf verstand, den vollen Säckeln auf die Spur zu kommen, als den glaubensleeren Herzen; und vermöge dieser Thätigkeit war ihm einmal ein Ehrenmann in die Klauen geraten, der weit größeren Überfluß an Reichtümern besaß, als an Verstand. Dieser hatte nämlich einst, nicht aus Freigeisterei, sondern um ehrlich zu reden, vielleicht vom Weine oder von der Fröhlichkeit ein wenig zu sehr erhöht, zu einem von seiner Tischgesellschaft gesagt: er habe einen Wein, der so gut sei, daß ihn Christus selbst trinken würde. Dies ward dem Inquisitor hinterbracht, welcher wußte, daß der Mann vermögend und seine Börse wohlgefüllt war; daher er cum gladiis et fustibus über ihn herfiel, und ihm einen fürchterlichen Prozeß machte nicht so wohl, um ihm seinen Unglauben auszutreiben.

als um seine Goldgülden in seine Hände zu bekommen. Er ließ ihn vorladen, und fragte ihn, ob dasjenige wahr wäre, dessen er beschuldigt würde. Der ehrliche Mann gestand es ein, und erzählte dem Inquisitor, wie er dazu veranlaßt worden. Aber der fromme Inquisitor, als ein würdiger Gelobter des heiligen Johannes mit dem goldenen Barte, fuhr ihn an: „So willst Du Christum zu einem Säufer machen, wie einen Cinciglione, oder einen andern von Euren Schlemmern und Saufgesellen? Und nun meinst Du mit glatten Worten durchzukommen und das Ding auf die leichte Achsel zu nehmen? Aber es ist nicht so leicht, wie Du Dir's einbildest; Du hast den Scheiterhaufen damit verdient, wenn wir Dich so strafen wollten, wie wir wohl sollten."

Mit dergleichen und andern bittern Vorwürfen setzte er ihm zu, wie einem Epikuräer, der die Unsterblichkeit der Seele geleugnet hätte. In der That erschreckte er ihn so sehr, daß der arme Mann durch gewisse Unterhändler ihm die Hände mit einer guten Gabe von der Salbung des heiligen Johann Goldmunds schmieren ließ (ein treffliches Heilmittel für die pestilenzialische Seuche der Pfaffen, besonders der Minoriten, die kein Geld anrühren dürfen), damit er barmherzig mit ihm verführe. Diese Salbe, die sehr wirksam ist, obgleich Galenus in seinen Schriften nichts davon erwähnt, schlug so gut an, daß der Scheiterhaufen in ein Kreuz verwandelt ward, und zwar gab er ihm ein gelbes im schwarzem Felde, als wollte er ihn zu einer Kreuzfahrt über's Meer mit einem recht schönen Panier versehen. Ueberdies behielt er ihn nach dem Empfang des Geldes noch einige Zeit bei sich, und legte ihm die Buße auf, daß er alle Morgen die Messe zum heiligen Kreuze hören, und sich hernach zur Mittagsstunde bei ihm stellen mußte, wogegen er die übrige Tageszeit über gehen durfte, wohin er wollte. Jener richtete treulich aus, was ihm auferlegt war, und da traf es sich eines Morgens, daß in dem Evangelio die Worte abgelesen wurden: Es wird Euch Alles hundertfältig vergolten werden, und Ihr werdet das ewige Leben haben. Diese Worte schrieb er sich in's Gedächtnis und erschien, dem Befehle gemäß, um die Mittagsstunde vor dem Inquisitor, der schon bei Tische saß. Dieser fragte ihn, ob er des Morgens die Messe gehört habe.

„Ja, Hochwürdiger", war die Antwort.

„Ist Dir nichts dabei vorgekommen, woran Du einige Zweifel hättest, und Dich darüber befragen möchtest?"

„Nichts", sprach der gute Mann. „Ich zweifle an Keinem, das ich gehört habe, sondern glaube alles fest und gewiß. Aber eine Sache habe ich gehört, die mir leid ist um Euretwillen, und wegen allen Eurer Mitbrüder, wenn ich an den unglücklichen Zustand denke, der Euch in jener Welt erwartet."

„Wie lauteten denn die Worte, die Dich so zum Mitleiden mit uns bewegten?" fragte der Minorit.

„Es waren die Worte des Evangelii: „Es wird Euch Alles vergolten werden hundertfältig."

„Die Worte sind richtig", sprach der Inquisitor; „aber warum haben Dich diese Worte so sehr bewegt?"

„Ich will's Euch sagen, hochwürdiger Herr! Seitdem ich hier aus und eingehe, habe ich täglich gesehen, daß eine Menge armer Leute bald einen, bald mehrere große Kessel von Küchenspülicht hier abholen, die als ein überflüssiger Abfall von Eurer Tafel und von der Tafel der übrigen Brüder weggeräumt werden. Wenn Ihr nun für jeden Kessel Spülwasser hundert in jener Welt wieder bekommt, so müßt Ihr ja alle darin ersaufen."

Hierüber lachten nun zwar Alle, die an des Inquisitors Tafel saßen; er selbst aber, dem diese empfindliche Stichelrede seine heuchlerische Spülichtspende vorwarf, entfärbte sich ganz, und wenn er nicht gefürchtet hätte, daß dieser Vorgang ihm selbst keine Ehre machen würde, so hätte er ihm einen neuen Prozeß an den Hals geworfen, weil er mit seinem scherzhaften Einfall ihn und die anderen faulen Bäuche aufgezogen hatte; und mit übler Laune befahl er ihm zu gehen, wohin er wollte, und ihm nur nicht wieder vor die Augen zu kommen.

Siebente Erzählung.

Herr Cane della Scala, ein Mann, den das Glück auf mancherlei Weise begünstigt hatte, war, wie die Sage fast überall geht, einer von den vornehmsten und freigebigsten Herren,

die es seit Kaiser Friedrichs II. Zeit in Italien gegeben hat. Wie dieser einst in Verona ein überaus großes und herrliches Fest angesetzt hatte, und schon von allen Orten und Enden, besonders vom Hofe, Gäste von allerlei Stand und Würden sich einstellten, besann er sich plötzlich (man weiß nicht warum) eines andern, sorgte einigermaßen für diejenigen, die gekommen waren, und entließ sie. Nur ein gewisser Bergamino, ein Mann, von dessen fertiger und zierlicher Beredtsamkeit man sich, ohne ihn gehört zu haben, keinen Begriff machen konnte, blieb allein zurück, ohne etwas zu bekommen, oder seinen Abschied zu erhalten, doch hoffte er noch immer, daß man ihn dieses in der Folge nicht würde missen lassen. Allein Herrn Cane hatte es gedeucht, daß alles, was er an ihm thäte, nicht besser angewandt sein würde, als wenn er es ins Feuer würfe. Inzwischen sagte er selbst ihm nichts davon, und ließ ihm auch nichts sagen. Wie Bergamino nach Verlauf einiger Zeit sah, daß er weder eingeladen, noch zu irgend einem Geschäfte berufen ward, wozu er fähig war, und daß er überdies mit seinen Leuten und Pferden sein Geld verzehrte, fing er an mißvergnügt zu werden; doch wartete er noch immer, weil er es nicht für schicklich hielt, sich zu entfernen. Er hatte drei schöne, reiche Kleider, die ihm andere Herren geschenkt hatten, mitgebracht, um mit Ehren bei dem Feste erscheinen zu können. Wie nun sein Wirt Geld haben wollte, gab er ihm zuerst eins von den Kleidern in Bezahlung, und wie er sich noch länger verweilen mußte, war er auch genötigt, das zweite herzugeben, wenn er länger in seinem Quartiere bleiben wollte. Endlich fing er auch an, auf das dritte Kleid los zu zehren, entschlossen zu verweilen, so lange dies hinreichte, und dann zurück zu reisen. Indem er nun noch an diesem letzten Kleide zehrte, traf es sich eines Tages, da eben Herr Cane an der Mittagstafel saß, daß er mit ziemlich bedrängter Miene ihm gerade gegenüber stand. Herr Cane, der dieses gewahr ward, fragte ihn, mehr um ihn aufzuziehen, als um das Vergnügen zu haben, ihn reden zu hören: „Bergamino, was fehlt Dir? Du siehst ja so niedergeschlagen aus; sage uns doch etwas.“

Bergamino, ohne sich einen Augenblick zu bedenken, gab ihm auf der Stelle durch folgende Erzählung seine Umstände zu erkennen.

„Ihr werdet wohl wissen, mein Herr, daß Primasseau ein trefflicher Grammatiker und ein vor vielen Anderen berühmter und geschickter Dichter war, weswegen er bald überall so bekannt und geehrt ward, daß, obwohl ihn nicht ein jeder persönlich kannte, daß fast kein Mensch war, der ihn nicht den Namen und dem Rufe nach gekannt hätte. Nun traf es sich einmal, daß er sich in einem ärmlichen Aufzuge in Paris aufhielt (wie ihn denn seine Geschicklichkeit, die nur wenig Unterstützung bei vermögenden Leuten fand, selten einen besseren Zustand verschaffte), wo er von dem Abte zu Vigny reden hörte, von welchem man glaubte, daß er unter allen Prälaten der Kirche Gottes (den Pabst ausgenommen) die größten Einkünfte besaß. Von diesem erzählte man ihm Wunderdinge, und machte ihm herrliche Beschreibungen von seiner Hofhaltung, und daß man es keinem, der dahin käme, wo er sich aufhielte, an Speise und Trank fehlen ließe, wenn er sich nur zur Tafelzeit meldete. Wie Primasseau dies hörte, welcher immer ein Vergnügen darin fand, angesehene Männer und Herren kennen zu lernen, entschloß er sich, hinzugehen und die Herrlichkeiten dieses Abts in Augenschein zu nehmen. Er erkundigte sich, wie weit er damals von Paris wohnte, und erfuhr, daß er sich nur etwa sechs Meilen davon auf einem seiner Landgüter aufhielt, so daß Primasseau rechnete, wenn er des Morgens zeitig ausginge, daß er um Mittagszeit dort eintreffen könnte. Er ließ sich den Weg sagen, doch weil er niemand hatte, der ihn begleitete, so besorgte er, daß er vielleicht irre gehe, und an einen Ort kommen möchte, wo er nicht leicht ein Mittagsessen fände; um also nicht Hunger zu leiden, fand er für gut, drei Brote mit zu nehmen, denn Wasser, dachte er, fände sich wohl allenthalben, wiewohl er sonst eben kein Liebhaber davon war. Die Brote steckte er in die Tasche, machte sich auf den Weg, und wanderte so rasch, daß er noch vor Mittagszeit in dem Landhause des Abtes ankam. Er ging hinein und sah sich allenthalben um, und wie er die Menge der gedeckten Tafeln, die großen Anstalten in der Küche, und alles übrige sah, was bezug auf das Mittagsmahl hatte, dachte er bei sich selbst: „Wahrlich, der Abt ist doch so gastfrei, wie man's ihm nachsagt.“ Indem er noch alle diese Dinge betrachtete, ließ der Haushofmeister Wasser zum Händewaschen bringen, worauf sich ein Jeder zu

Tische setzte. Es traf sich, daß Primasseau gerade der Thüre gegenüber zu sitzen kam, durch welche der Abt herein treten mußte, um zur Tafel zu gehen. Nun war es an seinem Hofe der Gebrauch, weder Brot noch Wein, noch etwas Anderes zu essen oder zu trinken aufzutragen, bis der Abt kam und sich setzte. Wie demnach der Haushofmeister die Gäste gesetzt hatte, ließ er dem Abte sagen, das Essen sei, wenn er es befehle, zum Anrichten fertig. Der Abt ließ die Thüre seines Gemachs öffnen, um in den Speisesaal zu gehen, und es traf sich, daß Primasseau ihm zuerst in die Augen fiel. Da er ihn in einem sehr armseligen Gewande erblickte und ihn von Person nicht kannte, so kam er auf einen schlimmen Gedanken, der ihm sonst noch nie eingefallen war: „Sieh da (dacht' er), wem ich das Meinige zu verzehren gebe!" Damit kehrte er um, und befahl, die Thüre wieder zuzuschließen, indem er zugleich diejenigen, die um ihn waren, fragte, ob Jemand von ihnen den Landstreicher kennte, welcher der Kammerthüre gegenüber säße. Alle antworteten nein. Primasseau, dem anfing zu hungern, langte inzwischen ein Brot aus der Tasche und fing an zu essen. Wie der Abt ein wenig gewartet hatte, befahl er einem von seinen Leuten zu sehen, ob der Fremde weggegangen wäre: „Hochwürdiger, nein (war die Antwort), und er ißt Brot, das er, wie es scheint, wohl muß mitgebracht haben." „Gut", sprach der Abt, „wenn er eigenes Brot hat, so mag er's essen, von dem meinigen soll ihm heute nichts werden." Er hätte nun gern gesehen, daß Primasseau von selbst wieder fortgegangen wäre, denn ihn hinaus führen zu lassen, hielt er für unziemlich. Primasseau hatte unterdessen ein Brot verzehrt, und wie der Abt noch nicht kam, fing er an das zweite zu essen. Dies ward ebenfalls dem Abte gemeldet, welcher wieder hingeschickt hatte, zu sehen, ob er noch nicht weggegangen wäre. Endlich, wie der Abt noch immer wegblieb, begann er auch bei dem dritten, welches abermals der Abt erfuhr, der darauf in sich ging und dachte: „Welch ein neuer Einfall ist mir heut in den Sinn gekommen? welch ein Geiz, welch ein Unwillen, und um wessentwillen? Ich habe seit vielen Jahren das Meinige einem Jeden zu verzehren gegeben, der Lust dazu hatte, ohne darauf zu sehen, ob er Edelmann oder Bauer, arm oder reich, Kaufmann oder Beutelschneider wäre, und mancher Schlingel

hat mir's vor meinen Augen verpraßt, ohne daß mir so was jemals eingefallen wäre; und heute muß mir das mit diesem Menschen begegnen? Wahrlich, der Geiz kann mich nicht um eines gleichgültigen Menschen willen angewandelt haben. Dieser, der mir wie ein Bettler vorkommt, muß ein Mann von Bedeutung sein, weil ich einen so sonderbaren Widerwillen fühlte, ihn zu bewirten." Er verlangte nun durchaus zu wissen, wer der Mann wäre, und wie er erfuhr, daß es Primasseau war, den er dem Namen nach schon längst als einen verdienten Mann kannte, und der gekommen war, um seine Gastfreiheit, die man ihm gerühmt hatte, zu sehen, schämte er sich, und aus Eifer, es wieder gut zu machen, bestrebte er sich, ihn auf's Beste zu bewirten. Nach Tische ließ er ihn auf eine seinen Verdiensten angemessene Art herrlich kleiden, gab ihm Geld und ein schön aufgezäumtes Pferd, und ließ ihm freien Willen, da zu bleiben, oder heim zu gehen. Primasseau war froh darüber, dankte dem Abte auf's Demütigste, und ritt auf einem schönen Gaule nach Paris zurück, woher er zu Fuße gekommen war.

Herr Cane, als ein scharfsinniger Mann, verstand ohne weitere Erklärung vollkommen, was Bergamino sagen wollte, und sprach lächend zu ihm: „Bergamino, Du hast Deine Beschwerden, Deine Verdienste und meine Knickerei, und was Du von mir begehrest, klar genug vorgetragen, und ich versichere Dir, daß mich sonst in Ansehung Deiner der Geiz noch nie angewandelt hat. Ich will ihn aber mit eben dem Prügel wieder fortjagen, den Du mir selbst in die Hand gegeben hast."

Hierauf ließ er den Wirt bezahlen, ließ dem Bergamino seine drei Kleider wiedergeben, und ihn sehr ehrenvoll mit einem seiner eigenen Kleider schmücken, gab ihm Geld und ein schönes Reitpferd, und stellte ihm frei, zu reisen oder bei ihm zu bleiben.

Achte Erzählung.

Es war einmal vor langer Zeit in Genua ein angesehener Mann, Namens Messer' Ermino de' Grimaldi, welcher nach

Jedermanns Meinnng die begütertsten Bürger, die damals in Italien lebten, bei weitem an Reichtum übertraf; allein, so wie er es Jedermann an Reichtum zuvor that, so übertraf er auch an Geiz den kärgsten Filz in der Welt im höchstn Maße; so daß er nicht nur seine Börse nie zog, um andern gütlich zu thun, sondern daß er auch sich selbst die notwendigsten Bedürfnisse versagte; und wider die Gewohnheit der Genueser, die sich gerne prächtig kleiden mögen, mangelte es ihm nicht nur an anständiger Kleidung, sondern er darbte sich's auch ab am Essen und Trinken, um nur sein Geld nicht auszugeben. Deswegen nannte man ihn auch nicht mehr bei seinem Familiennamen Grimaldi, sondern er hieß allenthalben nur Messer Ermino Avarizia.

Indem nun dieser nichts that, als geizen und Reichtümer anhäufen, kam einst nach Genua ein angesehener Hofmann von feinen Sitten und Reden, Namens Guglielmo Borsiere, der in keinem Stücke unsern heutigen Höflingen glich, welche trotz ihrer verderbten und schändlichen Sitten sich Herren und Edelleute nennen wollen, und doch lieber Esel heißen sollten, weil sie eher in dem Schlamme der Laster und Niederträchtigkeiten des gemeinsten Pöbels, als am Hofe scheinen erzogen zu sein; und statt, daß zu jenen Zeiten das Geschäft und das Bestreben der Hofleute darin bestand, daß sie Frieden machten, da wo Zank und Streit zwischen Biedermännern entstanden waren, oder Heiraten, Verwandtschaften und Freundschaften stifteten, mit unterhaltenden Scherzen und angenehmen Reden das Gemüt der Niedergeschlagenen erheiterten und den Hof vergnügten, und mit ernstlichen Strafreden, wie Väter, die Fehler und Laster tadelten; und das alles, ohne großen Lohn dafür zu erwarten: so sieht man sie heutigen Tages nur ihre Zeit damit zubringen, daß sie einer von dem andern afterreden, Zwietracht ausstreuen, lasterhafte und gottlose Reden führen, und was noch schlimmer ist, gottlose Handlungen vor Jedermanns Augen begehen, und sich dann einander alle ihre Bosheiten und Schandthaten, wahr oder unwahr, öffentlich vorwerfen, und gute Menschen durch allerlei falsche Vorspiegelungen zu niederträchtigen und lasterhaften Schritten verführen; und derjenige wird am liebsten gehalten und von den verderbten Großen am meisten geehrt, und durch die größten Belohnungen empor gehoben, der die schändlichsten

Reden führt und die verworfensten Handlungen begeht: zur großen Schande und Vorwurf für die jetzige Welt und zum offenbaren Beweise, daß die Tugenden bei uns verschwunden sind, und das elende Menschengeschlecht im Schlamm der Laster versinken lassen.

Doch damit ich dem Faden wieder folge, von welchem ich mich, durch gerechten Unwillen bewogen, weiter entfernt hatte, als ich wollte, so sage ich, daß dieser Guglielmo, den ich vorher nannte, von allen Edelleuten in Genua geehrt und gerne gesehen ward. Wie er einige Zeit in Genua gewesen war und vieles von dem Geiz und der Filzigkeit des Ermino gehört hatte, ward er neugierig, ihn zu sehen. Messer' Ermino hatte schon gehört, daß Guglielmo Borsiere ein trefflicher Mann wäre, und da er bei all' seinem Geize doch auch ein Fünkchen von guter Aufführung besaß, so empfing er ihn mit sehr freundlichen Worten und mit vergnügter Miene, ließ sich in verschiedene Gespräche mit ihm ein, und führte während der Unterredung ihn und einige Genueser, die mit ihm gekommen waren, in ein schönes, neues Haus, das er hatte bauen lassen; und wie er ihm alles darin gezeigt hatte, sprach er zu ihm: „Messer' Guglielmo, Ihr habt doch vieles gesehen und gehört, könnt Ihr mir nicht eine Sache anzeigen, die man noch nie gesehen hat, damit ich sie hier in meinem Hause könnte malen lassen?"

Guglielmo antwortete ihm auf sein wunderliches Anmuten: „Mein Herr, ich glaube nicht, daß ich Euch etwas nennen könnte, das man noch nie gesehen hätte, es wäre denn das Niesen, oder etwas dem Aehnliches; allein ich wollte Euch wohl etwas nennen, das Ihr selbst, wenigstens (wie ich glaube) nie gesehen habt."

„Und was wäre denn das?" fragte Ermino.

„Laßt die Leutseligkeit malen", antwortete Guglielmo.

Bei diesen Worten fühlte sich Messer' Ermino plötzlich von solcher Scham durchdrungen, daß sie ihn bewog, seine Gesinnung völlig umzuändern, und er versetzte: „Herr Guglielmo, ich will sie dergestalt schildern lassen, daß weder Ihr, noch ein anderer, mir jemals wieder mit Recht den Vorwurf machen sollt, ich hätte sie nie gesehen, noch gekannt." Und von dem Tage an wirkten die Worte des Guglielmo so stark auf ihn, daß er der

freigebigste und geselligste Mann von der Welt ward und Fremde und Einheimische mit mehr Gastfreiheit aufnahm, als irgend ein anderer Genueser.

Neunte Erzählung.

Zu den Zeiten der ersten Könige von Cypern, nachdem Godefroi de Bouillon das gelobte Land eingenommen hatte, wallfahrtete eine adelige Frau aus Gascogne einst zum heiligen Grabe und auf ihrer Rückreise, wie sie in Cypern ankam, wurde sie von einigen ruchlosen Leuten schändlich gemißhandelt. Ihr Schmerz darüber war ohne Grenzen, und sie wollte den König um Rache anflehen; allein man sagte ihr, sie würde sich verlorene Mühe geben, denn der König wäre ein so träger und unthätiger Herr, daß er nicht nur den Beschwerden anderer Leute nicht abhülfe, sondern daß er nicht einmal die ihm selbst oft mit vieler Unverschämtheit zugefügte Schmach zu ahnden suchte; daher denn ein jeder, welchem ein schweres Unrecht zugefügt würde, seinen Unmut an ihm durch irgend eine Verachtung oder Beschimpfung ausließe. Die Dame, die dieses hörte und alle Hoffnung aufgab, Genugthuung zu erlangen, nahm sich demnach vor, um ihren Unmut einigermaßen zu kühlen, dem Könige seine feigherzige Faulheit vorzuwerfen. Sie trat vor ihn mit Thränen in den Augen und sagte: „Sire, ich komme nicht zu Euch, um Rache zu fordern für die Schmach, die man mir zugefügt hat, sondern ich will Euch nur um die Gnade bitten, daß Ihr mich lehret, wie Ihr die vielfältigen Beleidigungen geduldig ertraget, die man (wie ich höre) Euch täglich zufügte, damit ich lerne, die meinigen auch geduldig zu tragen, welche ich Euch, bei Gott! gern überlassen möchte, wenn ich nur könnte, weil Ihr ein so gutmütiger Dulder seid."

Der König, der bis dahin lässig und träge gewesen war, schien wie aus einem Traume zu erwachen; er fing damit an, daß er die Dame für die ihr zugefügte Beleidigung auf's strengste rächte, und hernach strafte er auf's Schärfste einen jeden, der sich unterfing, gegen die Ehre seiner Krone etwas zu unternehmen.

Zehnte Erzählung.

Es sind noch nicht viele Jahre verflossen, wie in Bologna ein vortrefflicher und fast überall berühmter Arzt lebte, welcher Alberto hieß, dessen Geist in einem Alter von fast sechzig Jahren noch so lebhaft war, daß er nicht vermeiden konnte, für die Flamme der Liebe noch empfänglich zu sein, wie ihn bereits das natürliche Feuer fast gänzlich verlassen hatte; denn einst erblickte er bei einem Gastmahl eine reizende Witwe, die, wie man sagt, Donna Margherita de' Ghisolieri hieß und die ihn so sehr wie einen Jüngling in der Blüte seiner Jahre entzückte, so daß er meinte, die Nacht nicht ruhig schlafen zu können, wenn er nicht am Tage das zarte und schöne Angesicht der reizenden Frau gesehen hatte. Deswegen versäumte er nicht, bald zu Fuß bald zu Pferde, wie es sich am besten fügte, vor ihrem Hause täglich vorbei zu reiten, oder zu gehen. Die Dame und ihre Nachbarinnen merkten bald die Ursache seines Vorbeigehens und hatten oft ihren Scherz darüber, daß ein an Jahren und am Verstande so reifer Mann sich noch verliebt hätte, als meinten sie, daß die süße Leidenschaft der Liebe nur in den thörichten Busen der Jünglinge, und nirgends anders Platz finden und wohnen könnte. Wie nun Alberto immer fortfuhr, vorbei zu gehen, fügte es sich einst an einem Feiertage, daß die besagte Dame nebst vielen andern vor ihrer Thüre saß, wo sie den Arzt von weitem kommen sahen, und sich daher sämtlich beredeten, ihn herein zu rufen und zu bewirten, und ihn hernach mit seiner Liebe aufzuziehen. Sie standen demnach auf, baten ihn herein und führten ihn in einen kühlen Saal, wo sie ihn mit Konfekt und köstlichen Weinen bewirteten, und ihn hernach mit feinen und artigen Worten aufzogen, daß er sich in eine so schöne Dame verliebt hätte, von welcher er doch wüßte, daß viele artige, junge Herren sich um sie bewerben. Doktor Alberto fühlte ihre feinen Stachelreden und antwortete mit lachendem Munde: „Madonna, daß ich Euch liebe, darüber wird sich kein Vernünftiger wundern, weil Ihr es verdient. Wenn nun zwar den alten Männern natürlicher Weise die Kräfte fehlen, die zur Ausübung der Liebe erforderlich sind, so fehlt es ihnen doch weder an gutem Willen, noch an der Erkenntnis dessen, was wirklich liebens-

würdig ist; vielmehr sind sie um desto bessere Kenner, je mehr Erfahrung sie vor den Jünglingen voraus haben. Nun will ich Euch auch sagen, warum ich alter Mann mir noch Hoffnung mache, obgleich Ihr von vielen Jünglingen geliebt werdet. Ich habe oft gesehen, daß die Frauenzimmer zur Vesperkost Lupinen und Lauch gegessen haben, und obwohl der Lauch überhaupt kein gutes Essen ist, so ist doch der Kopf desselben weniger schädlich und unschmackhaft, als die Blätter: allein von einem verkehrten Geschmack angetrieben, nehmt Ihr den Kopf in die Hand, und eßt nur die Blätter, die nicht allein zu nichts taugen, sondern auch übel schmecken. Was weiß ich's, Madonna, ob es Euch mit Euren Liebhabern nicht eben so geht? Und wenn das geschehe, so nehmt Ihr mich, und schicket alle Anderen fort."

Die Dame und ihre Freundinnen wurden ein wenig beschämt, und sie gab ihm zur Antwort: „Lieber Doktor, Ihr habt uns sehr gut und höflich unsern vornehmen Scherz verwiesen; Eure Liebe soll mir, als die Liebe eines weisen und achtungswürdigen Mannes immer wert sein. Deswegen könnt Ihr in allen Fällen, meiner Ehrbarkeit unbeschadet, frei über mich gebieten."

Der Doktor und seine Begleiter standen auf; er bedankte sich bei der Dame und nahm fröhlich nnd vergnügt von ihr Abschied.

So ward die gute Frau, weil sie sich nicht vorsah, mit wem sie scherzte, überwunden, indem sie zu siegen meinte; und davor werdet Ihr, lieben Mädchen, wenn Ihr weise seid, Euch bestens hüten.

Elfte Erzählung.

Es war einmal vor nicht gar langer Zeit in Trivigi ein Deutscher, namens Erich, ein armer Mann, der sein Brot als Lastträger verdienen mußte, aber dabei einen sehr frommen Wandel führte, und bei Jedermann beliebt war, daher denn, wie die Trivigianer versichern (es mag nun wahr sein, oder nicht) in der Stunde seines Todes die Glocken der

Hauptkirche zu Trivigi, ohne angezogen zu werden, von selbst anfingen, zu läuten. Das ward von Jedermann für ein Wunder und Erich deswegen für einen Heiligen gehalten; alles Volk in der Stadt lief zusammen nach dem Hause, wo sein Leichnam lag, den sie wie eine Reliquie nach der Hauptkirche trugen, und Lahme, Gichtbrüchige, Blinde und Kranke jeder Art, oder Leute, die sonst Mängel hatten, zu ihm brachten, als ob die Berührung seines Leibes sie alle gesund machen könnte. Während dieses allgemeinen Zulaufes begab es sich, daß in Trivigi drei Männer aus Florenz ankamen, wovon der eine Stecchi hieß, der andere Martellino und der dritte Marcheſe, welche ihr Brot damit verdienten, daß sie an den Höfen umherzogen, und die Leute damit belustigten, daß sie die Gebärden eines jeden Menschen nachmachten. Da sie hier noch nie gewesen waren, so wunderten sie sich, einen so großen Auflauf von Menschen zu finden, und wie sie die Ursache davon erfuhren, wurden sie neugierig, dieselbe auch zu sehen; sie ließen demnach ihr Gepäck in einer Herberge, und Marcheſe sagte: „Wir wollen zwar hingehen, den Heiligen zu sehen, allein ich weiß wahrlich nicht, wie wir zu ihm kommen wollen, weil ich höre, daß der Platz voll von Deutschen und andern Landsknechten ist, die der Herr auf den Beinen hält, um Meuterei zu verhüten; überdies ist die Kirche (sagt man) so voll von Menschen, daß man fast nicht hineinkommen kann."

Martellino, der sehr neugierig war zuzusehen, sagte: „Das soll uns nicht hindern; ich will wohl Mittel finden, bis zu dem Leichnam zu kommen."

„Und wie denn?" fragte Marcheſe.

„Das will ich Dir sagen", entgegnete Martellino. „Ich will mich wie ein Gichtbrüchiger anstellen, und Du sollst mich an einer Seite, und Stecchi an der anderen führen, als wenn ich allein nicht gehen könnte, und Ihr wolltet mich zu dem Heiligen bringen, daß er mich gesund machte. Da wird Euch kein Mensch sein, der uns sieht, und uns nicht aus dem Wege ginge, um uns Platz zu machen."

Dieses gefiel dem Marcheſe und Stecchi, und sie beeilten sich, ihre Herberge zu verlassen, und gingen an einen einsamen Ort, wo sich Martellino die Hände, Finger, Arme und Beine, die Augen und das ganze Gesicht dermaßen verdrehte, daß es

fürchterlich anzusehen war; und wer ihn sah, konnte nicht umhin, zu glauben, daß er am ganzen Leibe verzerrt und gelähmt wäre. So faßten ihn Marchese und Stecchi unter die Arme, und gingen mit ihm nach der Kirche mit ganz andächtiger Miene und baten demütig und um Gottes Willen einen Jeden, der ihnen im Wege war, Platz zu machen, welches sie auch leicht erhielten. Kurz, ein Jeder erwies ihnen Aufmerksamkeit, überall ward „Platz, Platz“ gerufen, und sie gelangten bis zur Leiche des heiligen Erich, die von einigen angesehenen Männern umgeben war, welche den Martellino auf den Leichnam hoben, damit er die Gabe der Gesundheit von ihm empfinge. Martellino, auf welchen aller Augen gerichtet waren, lag ein wenig still und wußte dann meisterlich erst den einen, dann den anderen Finger zu regen, dann die Hand, dann einen Arm, bis er sich endlich völlig aufrichtete. Wie das die Leute sahen, brach ein Jeder so laut in Lobsprüche auf den heiligen Erich aus, daß man kein Wort vor dem andern verstehen konnte.

Zum Unglück stand nicht weit davon einer von seinen florentinischen Mitbürgern, der den Martellino sehr gut kannte, und wie er ihn, nachdem er sich ganz aufgerichtet hatte, gewahr ward, überlaut zu lachen anfing und sagte: „Daß doch der Henker den Kerl! wer sollte nicht gedacht haben, wie er herkam, daß er wirklich gichtbrüchig wäre?“

Dieses hörten einige Trivigianer und fragten, ob der Mensch denn wirklich nicht gichtbrüchig wäre?

„Gott bewahre!“ sprach jener, „er war immer so gerade wie der Beste von uns; aber er versteht besser, als irgend ein anderer Gaukler, die Kunst, sich eine jede Gestalt zu geben, wie Ihr wohl gesehen habt.“

Wie dieses laut ward, brauchte es nichts weiter, um den Pöbel aufzubringen, welcher hinzustürmte, und schrie: „Greift den Schelm, den Spötter Gottes und seiner Heiligen, der so gesund ist wie wir, und kommt her, den Gichtbrüchigen hier zu spielen, um uns, und unsern Heiligen zu verspotten.“

Mit diesen Worten ergriffen sie ihn, zogen ihn von dem Gerüst herunter, zerrten ihn bei den Haaren, rissen ihm die Kleider vom Leibe, und bearbeiteten ihn mit Faustschlägen und Rippenstößen; kurz, man schien zu glauben, wer ihm nicht

eins versetzte, der könnte kein braver Kerl sein. Martellino bat zwar um Gottes Willen um Barmherzigkeit und wehrte sich dabei seiner Haut, so gut er konnte; allein es half Alles nichts, und die Faustschläge und Fußtritte fielen immer dichter. Wie Stecchi und Marchese dies gewahr wurden, fürchteten sie, das Ding möchte schlimm werden und da sie für sich selbst besorgt waren, so durften sie es allein nicht wagen, ihrem Kameraden zu Hilfe zu kommen; sondern sie schrieen so laut wie die Übrigen: „Bringt ihn um". Doch sannen sie auf Mittel, ihn den Händen des Pöbels zu entziehen, der ihn gewiß würde getötet haben, wenn nicht Marchese bei Zeiten auf einen glücklichen Einfall geraten wäre. Dieser, welcher bemerkt hatte, daß die ganze löbliche Polizei zugegen war, ging, so eilig er konnte, zu demjenigen, welcher die Stelle des Kommandanten vertrat, und rief: „Helft um Gottes Willen! Hier ist ein Spitzbube, der mir meinen Beutel mit mehr als hundert Goldgülden gestohlen hat; ich bitte Euch, laßt ihn festnehmen, damit ich das Meinige wieder bekomme."

Den Augenblick liefen ein Dutzend Häscher dahin, wo man dem armen Martellino den Pelz wusch. Mit genauer Not gelang es ihnen, den zusammgerotteten Pöbel zu zerstreuen, und ihm den Martellino, übel gemißhandelt und zerzaust, aus den Händen zu reißen. Sie brachten ihn darauf nach dem Rathause, wohin ihm viele von denen nachfolgten, die sich für beleidigt hielten, und wie sie hörten, daß man ihn als einen Beutelschneider eingezogen hatte, glaubten sie, sie könnten ihm nicht besser vom Brot helfen, als durch ähnliche Beschuldigungen und ein Jeder fing an zu schreien, er sei auch von ihm bestohlen worden. Wie dies der Richter hörte, der ein sehr strenger Mann war, ließ er ihn gleich in's heimliche Verhör bringen, und fing an, ihn zu befragen. Martellino antwortete ihm mit lauter Scherzreden und schien sich aus seiner Verhaftung nichts zu machen, worüber der Richter aufgebracht ward, ihn auf die Folter spannen und ihm einige tüchtige Hiebe geben ließ, um ihn zum Bekenntnis zu bringen und ihn hängen zu lassen. Wie man ihn wieder aufstehen ließ, und der Richter ihn fragte, ob es wahr sei, was die Verkläger ihm Schuld geben, und Martellino wohl merkte, daß das bloße Leugnen ihn nicht retten würde, sprach er: „Mein Herr,

ich bin bereit, Euch die Wahrheit zu bekennen; fragt aber vorher einen jeden Eurer Ankläger, wenn und wo ich ihm seine Börse gestohlen habe, so will ich Euch hernach sagen, was ich gethan habe und was nicht."

Der Richter war es zufrieden und ließ einige von den Klägern rufen. Der eine sagte, er hätte ihm vor acht Tagen, der andere vor vier und wieder ein anderer, er hätte ihm heute seinen Beutel genommen. Wie dieses Martellino hörte, sprach er: „Mein Herr, alle diese Menschen lügen in ihren Hals und das kann ich Euch leicht beweisen; denn wollte Gott, ich wäre so gewiß nie in Eure Stadt gekommen, als ich bis vor wenigen Stunden meinen Fuß nicht hierher gesetzt habe und zu meinem Unglück gleich bei meiner Ankunft hingegangen bin, den heiligen Leichnam zu sehen, wobei man mich so abgedroschen hat, wie Ihr mich seht. Daß dieses wahr sei, kann Euch der Thorschreiber mit seiner Rolle beweisen, und auch mein Hauswirt, wenn's nötig ist. Wenn Ihr demnach findet, daß ich Euch die Wahrheit sage, so bitte ich Euch, mich nicht diesen gottlosen Leuten zu Gefallen martern und töten zu lassen."

Indem die Sache so stand, und Marchese und Stecchi hörten, daß der Richter dem Martellino so hart zusetzte und ihn schon gefoltert hätte, ward ihnen bange und sie dachten: „Wir haben einen dummen Streich gemacht und bringen unseren Kameraden aus der Pfanne auf die Kohlen." Sie eilten demnach geschwind zurück zu ihrem Wirt und erzählten diesem den ganzen Verlauf der Sache. Er lachte über die Geschichte und brachte sie zu einem gewissen Sandro Agolante, der in Trivigi wohnte und viel bei dem Landesherrn galt, welchem er Alles in gehöriger Ordnung erzählte und nebst den Andern ihn bat, mit der Lage des Martellino Mitleiden zu haben. Sandro mußte herzlich lachen, ging zu dem Herrn und erhielt von ihm, daß nach Martellino gesandt würde, welches auch geschah.

Die Boten, die nach ihm geschickt wurden, fanden ihn noch im Hemde, ganz angst und verzagt in den Händen des Richters, welcher nichts von seiner Rechtfertigung hören wollte, sondern (weil er die Florentiner vielleicht heimlich haßte) große Lust hatte, ihn hängen zu lassen; daher er ihn auch durchaus nicht eher herausgeben wollte, bis er gezwungen ward, es zu thun.

Wie Martellino vor den Herrn kam und ihm alles aufrichtig gestanden hatte, bat er um nichts so angelegentlich, als um die Gnade, ihn nur gleich gehen zu lassen, weil er noch immer so lange glauben würde, den Strick um die Gurgel zu haben, bis er wieder nach Florenz käme. Der Herr konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten und ließ einem jeden von den Dreien ein Kleid geben.

So entgingen sie über alles Verhoffen dieser großen Gefahr und zogen mit heiler Haut wieder heim.

Zwölfte Erzählung.

Es kam einmal zu den Zeiten des Markgrafen Azzo von Ferrara ein Kaufmann, Namens Rinaldo d'Asti um seiner Geschäfte willen nach Bologna, und wie er alles abgethan hatte und wieder nach Hause reiste, traf es sich, indem er aus Ferrara ritt und sich nach Verona wandte, daß er auf einige Männer stieß, die er für Kaufleute hielt, die aber Schnapphähne und räuberisches Gesindel waren, mit welchen er sich unvorsichtiger Weise in Gespräche und in Gesellschaft einließ. Wie diese merkten, daß er ein Kaufmann war und folglich nicht zweifelten, daß er Geld bei sich führte, machten sie einen Anschlag, ihn bei der ersten Gelegenheit zu berauben, und damit er ja nichts argwöhnen möchte, so sprachen sie mit ihm, nach der Weise stiller und ordentlicher Leute, von keinen andern, als von rechtlichen und ehrbaren Dingen und betrugen sich, soviel ihnen möglich war, artig und gefällig gegen ihn, so daß er es für ein großes Glück hielt, sie angetroffen zu haben, weil er allein reiste und nur einen Diener bei sich hatte. Wie man nun unterwegs allerlei mit einander zu schwatzen pflegt, so kamen sie auch unter andern auf die Gebete zu sprechen, welche die Menschen an Gott richten, und einer von den Buschkleppern (deren drei waren) fragte den Rinaldo: „Und Ihr, mein Herr, was habt denn Ihr für ein Gebet, dessen Ihr Euch auf der Reise bedient?"

Rinaldo antwortete: „Die Wahrheit zu sagen, so bin ich in diesem Stück ein einfältiger, unwissender Mensch, der nur so immer nach seiner alten Weise lebt, und fünf gerade

sein läßt. Nichtsdestoweniger ist es immer meine Gewohnheit gewesen, auf Reisen, wenn ich des Morgens aus meiner Herberge gehen, ein Paternoster und ein Ave zum Besten der Seelen der Eltern des heiligen Julians zu sprechen, und hernach Gott und ihn zu bitten, mir auf die folgende Nacht wieder gute Herberge zu bescheren; und manchen lieben Tag meines Lebens ist es mir schon begegnet, daß ich auf meinen Reisen in große Gefahren geraten bin, aus welchen ich immer glücklich entrann, und des Abends an einen Ort kam, wo ich gute Aufnahme und bequeme Herberge fand. Ich bin deswegen fest überzeugt, daß der heilige Julian, welchem zu Ehren ich diese Gebete verrichte, mir diese Wohlthat von Gott erbeten hat, und ich würde nicht glauben, daß es mir an demjenigen Tage wohl gehen, und daß ich die folgende Nacht gut zubringen könnte, an welchem ich sie des Morgens nicht gesprochen hätte!"

„Habt Ihr sie denn auch diesen Morgen gesprochen?" fragte ihn derjenige, der mit ihm sich unterredete.

„Das versteht sich", versetzte Rinaldo.

Der andere, der schon wußte, wie die Sache gekartet war, dachte: Du wirst's nötig haben, wenn wir uns nicht irren, denn ich denke, Du sollst mir schlecht genug herbergen. Darauf gab er ihm zur Antwort: „Ich bin doch auch viel gereist, und habe dies Gebet nie gesprochen, obwohl es mir manche schon angerühmt haben; doch ist es mir deswegen noch nie widerfahren, daß ich nicht recht gute Herberge gefunden hätte; und vielleicht erfahren wir noch diesen Abend, wer von uns beiden besser herbergt, Ihr, der Ihr dieses Gebet gesprochen habt, oder ich, der ich es nicht that. Ich pflege mich jedoch statt dessen wohl des Dirupisti oder der intemerata oder des ex profundis zu bedienen, von welchen mir meine Großmutter zu sagen pflegte, daß sie große Wirkung thun sollen."

So schwatzten sie noch allerlei, indem sie zusammen fortritten und die Räuber nur auf gelegene Zeit und Ort warteten, um ihren Streich auszuführen; bis sie endlich, wie es schon spät ward, an eine Furt kamen, wo die drei Spitzbuben, weil es dunkel und der Ort abgelegen war, den Rinaldo anfielen und ausplünderten, und indem sie ihn im bloßen Hemde und zu Fuße laufen ließen, zu ihm sagten: „Geh hin und sieh zu, ob Dein Sankt Julian Dir diese Nacht so gute Herberge

verschaffen wird, wie der unsrige." Damit ritten sie durch die Furt, und jagten davon

Rinaldo's Knecht hatte in dem Augenblick, da sein Herr angefallen ward, wie ein feiger Schlingel die Flucht genommen, und nicht daran gedacht, ihm beizustehen; er ritt auch davon, ohne still zu halten, bis er nach Castel Guglielmo kam, wo er des Abends spät ankam, und sich um nichts bekümmerte, als Quartier zu suchen. Rinaldo, im Hemde und barfuß, sah inzwischen bei einer bitterlichen Kälte und Schneegestöber die Nacht anbrechen, und wußte nicht, wie er sich helfen sollte. Er zitterte, und die Zähne klapperten ihm vor Frost, er sah sich überall um nach einem Zufluchtsort für die Nacht, wo er nicht vor Frost umkommen müßte; allein er fand ihn nicht, denn es war kürzlich Krieg gewesen, und alles war niedergebrannt; daher er, von der Kälte getrieben, so schnell er konnte, nach Castel Guglielmo eilte, obgleich er nicht wußte, ob sein Diener dorthin, oder an einen anderen Ort geflüchtet wäre, denn er dachte, wenn er nur hinein käme, so würde ihm der Himmel auf eine oder die andere Art wohl helfen. Aber schon überraschte ihn die Dunkelheit der Nacht, wie er noch wohl eine Meile von Castel Guglielmo entfernt war, daher er daselbst erst so spät ankam, daß die Thore bereits geschlossen waren, und die Zugbrücke aufgezogen, so daß er nicht mehr hineinkommen konnte. Traurig und trostlos sah er umher und suchte ein Lager, wo er sich wenigstens vor dem Schnee schützen könnte; da fiel ihm von ungefähr ein Haus auf der Schloßmauer in die Augen, welches einen Vorsprung hatte, unter welchem er sein Nachtlager zu nehmen beschloß. Unter diesem Vorsprunge ward er eine Thür gewahr, die aber verschlossen war, an deren Schwelle er ein wenig Stroh, das er in der Nähe zusammenraffte, zu seinem Bette machte, sich traurig und ächzend darauf hinstreckte, und sich oft über St. Julian beschwerte, daß er sein Vertrauen auf ihn nicht besser belohnte. Doch St. Julian vergaß ihn nicht und bescherte ihm bald eine recht gute Herberge.

Es befand sich in diesem Schlosse eine sehr schöne, junge Witwe, die der Markgraf Azzo wie sein Leben liebte, und sie dort unterhielt. Sie wohnte in eben dem Hause, unter dessen Vorsprung sich Rinaldo sein Lager bereitet hatte, und am vergangenen Tage war eben der Markgraf dahingekommen, um

die Nacht bei ihr zuzubringen, weswegen er in ihrem Hause in der Stille ein Bad hatte bereiten und ein schönes Abendmahl bestellen lassen. Wie schon alles fertig war, und die Dame nur noch auf die Ankunft des Markgrafen wartete, kam unverhofft ein Diener und brachte ihm eine Nachricht, die ihn bewog, sogleich wieder davon zu reisen; daher er der Dame sagen ließ, sie möchte nicht auf ihn warten, und sich auf den Weg begab. Die Dame ward darüber ein wenig mißmutig, doch als sie nichts anders anzufangen wußte, so entschloß sie sich, das Bad zu gebrauchen, das für den Markgrafen bereitet war, und hernach zu Abend zu essen und sich zu Bette zu begeben. Das Badezimmer lag hart an der Thüre, wo der arme Rinaldo draußen auf der bloßen Erde lag; daher die Dame, wie sie im Bade war, sein Ächzen hörte, und wie er zitterte, wie ein Espenlaub. Sie rief demnach ihre Magd und sagte: „Geh hinauf und sieh über die Mauer hinaus, wer dort unten an der Thür ist, und was er da macht."

Die Magd ging und ward in der Dämmerung gewahr, daß ein Mensch in bloßem Hemde und barfuß da saß, welcher erbärmlich zitterte. Sie fragte ihn, wer er wäre, und Rinaldo, der so sehr vor Kälte zitterte, daß er kaum sprechen konnte, sagte ihr mit wenigen Worten, wer er wäre, und durch welcherlei Zufälle er dahin geraten sei, und bat zugleich flehentlich, ihn, wenn es möglich wäre, nicht vor Frost in der Nacht daselbst umkommen zu lassen. Die Magd, welche Mitleid mit ihm hatte, kehrte zu ihrer Frau zurück, und gab ihr von allem Bericht, wodurch diese gleichfalls zum Mitleid bewogen ward. Sie erinnerte sich, daß sie den Schlüssel zu dem Pförtchen hatte, durch welches der Markgraf bisweilen insgeheim zu ihr zu kommen pflegte, und sagte zu ihrer Magd: „Geh sachte hin und öffne ihm das Pförtchen; das Abendessen steht fertig, und Niemand ist da, der es verzehren hilft; Raum genug haben wir auch, um ihm ein Nachtlager zu geben."

Die Magd lobte die Leutseligkeit ihrer Dame, und wie sie ihm die Pforte öffnete, und ihn fast völlig erstarrt fand, sagte sie: „Geschwind, guter Freund, geht in dies Bad, das noch warm ist."

Er ließ sich nicht lange nötigen, sondern war des Bades herzlich froh, dessen Wärme ihn fast vom Tode ins Leben zu-

rückzurufen schien. Die Dame ließ ihm Kleider geben, die ihrem kürzlich verstorbenen Manne zugehört hatten, und die ihm, wie er sie anzog, wie zu Leibe gemacht schienen, und indes er die weiteren Befehle der Dame erwartete, dankte er Gott und dem heiligen Julian, der ihm eine so böse Nacht, wie er befürchtet hatte, ersparte, und ihm allem Anschein nach ein gutes Nachtlager beschieden hatte.

Wie die Dame nach ihrem Bade ein wenig ausgeruht hatte, ging sie in ein Zimmer, wo ein schönes Feuer angezündet war, und fragte, was aus dem guten Menschen geworden wäre.

Die Magd antwortete: „Madonna, er hat sich angekleidet und ist ein schöner, and allem Ansehen nach wohlerzogener und und gesitteter Mann."

„So geh hin und rufe ihn her", sprach die Dame, „und sage ihm, er soll sich hier ans Feuer setzen, und zu Nacht essen, denn das hat er gewiß noch nicht gethan."

Rinaldo trat herein, und wie er die Dame erblickte und vermutete, daß sie von vornehmem Stande wäre, grüßte er sie ehrerbietig und dankte ihr auf's Verbindlichste für die Güte, die sie ihm erwies. Die Dame fand an seinem Anstand und Rede, daß er völlig der Mann war, den ihr ihre Magd beschrieben hatte; daher sie ihn freundlich empfing, ihn traulich nötigte, sich neben ihr ans Feuer zu setzen und ihn nach den Umständen fragte, welche ihn hergeführt hätten, welches Rinaldo ihr alles ausführlich erzählte. Sie hatte bereits, gleich nach der Ankunft seines Dieners in dem Schlosse, etwas von der Sache gehört, daher sie um so leichter seinen Reden Glauben beimaß und ihm auch sagte, was sie von seinem Diener wußte, und wie er ihn leicht am folgenden Morgen antreffen könnte. So bald der Tisch gedeckt war, mußte Rinaldo nach geschehenem Händewaschen sich mit ihr zur Tafel setzen. Er war groß und wohl gewachsen, von einnehmender Miene und gefälligem Wesen und in der vollen Blüte seiner Jahre, welches alles die Dame hinreichende Gelegenheit hatte, mit Wohlgefallen zu bemerken; und da die Erwartung des Markgrafen bereits ihre Begierden rege gemacht hatte, so konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, um die Gelegenheit zu Nutz zu machen, die ihr das gute Glück schien gesandt zu haben, um sich wegen seines Außen-

bleibens zu entschädigen. Sie scherzte demnach mit Rinaldo, wie sie nach dem Abendessen wieder mit ihm beim Feuer saß, über sein niedergeschlagenes Wesen. „Glaubt Ihr nicht", sprach sie, „daß ein Pferd und ein paar Kleider, die Ihr verloren habt, sich bald wieder ersetzen lassen? Seid guten Mutes, und stellt Euch vor, daß Ihr hier zu Hause seid, denn kurz, ich kann es Euch nicht verhehlen, seitdem ich Euch in diesen Kleidern meines verstorbenen Mannes vor mir sehe, finde ich zwischen Euch und ihm die Ähnlichkeit so auffallend, daß ich diesen Abend wohl tausendmal in Versuchung geraten bin, Euch für ihn selbst anzusehen, und Euch wie ihm zu begegnen."

Rinaldo verstand den Sinn ihrer Worte, den ihm ein zärtliches Feuer in ihren Blicken vollends erklärte. Er empfand, wieviel er der Dame schuldig wäre, die ihn aus der augenscheinlichsten Todesgefahr errettet hatte, und wer hätte ihr dafür an seiner Stelle nicht auch mit Freuden das süßeste Dankopfer gebracht? Er that es, und mehr als einmal bat er in den Armen seiner holden Erretterin den heiligen Julian um Vergebung, daß er ihn beinahe unschuldiger Weise im Verdacht gehabt hatte. Wie die Morgenröte erschien, entließ ihn die Dame, und damit kein Aufsehen verursacht würde, so ließ sie ihm einige schlechte Kleider umwerfen, füllte ihm seine Börse, und nachdem sie ihm gesagt hatte, wie er in das Schloß kommen und seinen Diener wiederfinden könnte, befahl sie, ihn durch dasselbe Pförtchen, durch welches er hereingekommen war, wieder hinauszulassen. Wie es heller Tag ward, ging er, sobald die Thore geöffnet wurden, ins Schloß, als wenn er erst eben von einem fernen Orte käme, und fand auch bald daselbst seinen Diener. Indem er seine eigenen Kleider, die in dem Felleisen des Dieners waren, wieder anzog, und schon im Begriff war, seines Dieners Pferd zu besteigen, begab es sich, daß die drei Räuber, die ihn abends vorher ausgeplündert hatten, über einem andern Straßenraube, den sie nachher begingen, ertappt, und in dasselbe Schloß gefänglich eingebracht wurden, wo dem Rinaldo laut ihres Bekenntnisses sein Pferd, seine Kleider, und alle seine Sachen wieder erstattet wurden, so daß er nichts davon einbüßte, außer ein Paar Kniebändern, von welchen die Räuber selbst keine Nachricht geben konnten. Rinaldo stieg demnach zu Pferde, und dankte Gott und dem

heiligen Julian, indem er froh nach Hause ritt; die drei Schnapphähne aber mußten am folgenden Tage schaukeln.

Dreizehnte Erzählung.

In Florenz war einst ein Kavalier, Namens Tebaldo von dem Geschlechte der Lamberti, wie einige wollen, obgleich andere behaupten, er habe den Agolanti zugehört, welche Letzteren ihre Meinung vielleicht mehr auf das Gewerbe stützen, welches in der Folge seine Söhne trieben, und womit sich die Agolanti jederzeit befaßt haben, als auf irgend einen andern Grund. Ohne mich darauf einzulassen, von welchem dieser Häuser er abstammte, wird es genug sein, anzumerken, daß er zu seiner Zeit einer der reichsten Edelleute war, und daß er drei Söhne hatte, von welchen der älteste Lamberto hieß, der zweite Teobaldo, und der dritte Agolante, lauter schöne, muntere Jünglinge, von welchen jedoch der älteste kaum achtzehn Jahre alt war, als der Vater starb, und ihnen als seinen rechtmäßigen Erben sein bewegliches und unbewegliches Vermögen hinterließ. Die Jünglinge, die einen so beträchtlichen Schatz an barem Gelde und an Grundstücken in die Hände bekamen, und damit nach ihrem eigenen Belieben, ohne Einrede und Widerspruch, schalten konnten, fingen an, auf allerlei Art das Ihrige zu verthun, indem sie ein großes Haus machten, kostbare Pferde, Jagdhunde, Falken hielten, offene Tafel gaben, Geschenke machten, Turniere anstellten, und nicht nur lebten, wie es Edelleuten ziemt, sondern wie es ihnen nach ihren jugendlichen Leidenschaften in den Sinn kam. Diese Lebensart konnte nicht lange dauern, ohne die väterlichen Schätze zu erschöpfen, und wie ihre gewöhnlichen Einkünfte nicht zureichten, fingen sie an ihre Grundstücke eines nach dem anderen zu versetzen und zu verkaufen, und wurden es nicht eher gewahr, wie sie mit ihren Umständen nach und nach auf die Neige gerieten, bis die Dürftigkeit ihnen die Augen öffnete, welche der Reichtum verschlossen hatte. Lamberto berief deswegen eines Tages seine Brüder zusammen, und stellte ihnen vor, in welchem Ansehen ihr Vater gelebt hätte, und in welche Armut sie durch die übermäßige Verschwendung geraten wären. Er gab sich daher alle Mühe, sie zu überreden, ehe ihre armseligen Umstände noch sichtbarer

würden, seinem Rat und Beispiel zu folgen, die wenigen Güter zu verkaufen, die ihnen noch übrig geblieben wären, und davon zu reisen; welches sie auch thaten und ohne Abschied zu nehmen und Aufsehen zu machen, Florenz verließen, und gerade nach England gingen, ohne sich irgendwo zu verweilen. In London mieteten sie ein kleines Haus, machten wenig Aufwand, und liehen auf schweren Wucher, wobei ihnen das Glück so günstig war, daß sie in wenigen Jahren einen ungeheuren Reichtum sammelten. Deswegen zogen sie einer nach dem andern wieder nach Florenz, kauften einen großen Teil ihrer vorigen Besitztümer zurück, und manches neue dazu; verheirateten sich, und da sie noch immer in England Wucher trieben, so setzten sie dort einen ihrer Neffen, Namens Alessandro über ihre Geschäfte; allein uneingedenk des Zustandes, in welchen ihre thörichte Verschwendung sie schon einmal versetzt hatte, nnd ohne Rücksicht darauf, daß sie alle drei jetzt Hausväter geworden waren, fingen sie wieder an, in Florenz mehr Aufwand, als jenesmal zu machen, zumal, da sie bei allen Kaufleuten in großem Kredit standen.

Einige Jahre hindurch waren sie im stande, diesen Aufwand fortzusetzen, weil ihnen Alessandro ansehnliche Summen überschickte, welcher in England den Baronen auf ihre liegenden Gründe und andere Einkünfte Geld vorstreckte, und dafür ansehnliche Zinsen bezog. Indem aber die drei Brüder fortfuhren, zu verschwenden und zu borgen, wenn sie nichts hatten, weil sie immer auf England oder eine Goldquelle rechneten, brach daselbst wider alles Vermuten ein Krieg aus zwischen dem Könige und einem seiner Prinzen. Darüber geriet die ganze Insel in Zwiespalt, indem es der eine mit dem Vater, der andere mit dem Sohne hielt, so daß dem Alessandro die verpfändeten Güter der Barone keine Sicherheit mehr waren, und alle seine Hilfsquellen versiegten. Weil man indessen immer noch hoffte, daß zwischen dem Vater und dem Sohne wieder Friede werden sollte, und daß Alessandro alsdann seine Gelder samt den Zinsen erhalten würde, und so blieb dieser noch in England, und seine drei Oheime dachten nicht daran, ihre Ausgaben einzuschränken, so daß sie täglich tiefer in Schulden gerieten. Wie sich aber nach einigen Jahren die Hoffnung ganz verlor, daß ihre Erwartungen würden erfüllt werden, ging

nicht nur ihr Kredit zu Ende, sondern ihre Gläubiger drangen auch auf Bezahlung, und da ihr Vermögen bei weitem nicht hinreichte, ihre Schulden zu tilgen, so mußten sie ins Gefängnis wandern, ihre Weiber und Kinder irrten auf den Dörfern und sonst hier und da in armseligen Lumpen umher, und es schien, als ob ihnen nichts anderes, als immerwährendes dürftiges Leben bevorstände.

Alessandro, welcher in England verschiedene Jahre vergebens auf den Frieden gewartet hatte, und anfing zu besorgen, daß sein Aufenthalt daselbst ihm eben so gefährlich werden könnte, als er unnütz war, entschloß sich, nach Italien zurück zu kehren, und machte sich ganz allein auf den Weg. Wie er nun durch Brügge kam, ward er gewahr, daß ein Abt von den weißen Mönchen mit ihm zugleich aus der Stadt ritt, welchen eine Menge Mönche nebst einem zahlreichen Troß begleiteten, und daß ihnen ein paar alte Ritter nachfolgten, welche mit dem Könige verwandt waren, und mit welchen Alessandro, als mit alten Bekannten ein Gespräch anknüpfte, und von ihnen willig zum Reisegefährten angenommen ward. Unterwegs fragte sie Alessandro im Vertrauen, wer die Mönche wären, die mit so vielem Gepäck voranzögen? Einer von den Kavalieren gab ihm zur Antwort: „Derjenige, der vor uns herzieht, ist ein Jüngling von unserer Verwandtschaft, welcher kürzlich zum Abt von einer der reichsten Abteien in England ist erwählt worden. Weil er aber noch zu jung ist, um nach den Gesetzen mit dieser Würde bekleidet zu werden, so ziehen wir mit ihm nach Rom, um von dem heiligen Vater Dispensation wegen seines Alters, und die Bestätigung in seiner Würde zu erlangen. Man muß sich aber davon gegen Andere nichts merken lassen."

Da nun der junge Abt bald vorn, bald hinten im Zuge ritt, wie vornehme Herren auf Reisen wohl zu thun pflegen, so traf er einst mit Alessandro zusammen, der ein sehr schöner und wohlgewachsener Jüngling, und überaus wohlerzogen, angenehm und gebildet in seinen Sitten war; so daß er ihm auf den ersten Blick außerordentlich gefiel; daher er ihn zu sich rief, ihn freundlich anredete und ihn fragte, wer er wäre, woher er käme und wohin er wolle. Alessandro erzählte ihm offenherzig alle seine Umstände, befriedigte seine Neugier, und erbot sich zu allen Diensten, die er fähig wäre, ihm zu leisten. Der

Abt, welcher seine Rede zierlich und wohlgeordnet fand, und indem er seine Manieren genau beobachtete, überzeugt ward, er müsse seiner niedrigen Beschäftigung ungeachtet, ein Edelmann sein, ward immer mehr und mehr für ihn eingenommen, und da ihn ohnehin seine Unglücksfälle bereits zum Mitleid bewogen hatten, so tröstete er ihn sehr freundlich, und ermahnte ihn, guten Mut zu fassen, weil ihn, wenn er ein braver Mann sei, der Himmel sehr leicht auf eben die Staffel wieder erheben könne, von welcher das Glück ihn hinabgestürzt habe, und vielleicht noch höher. Zugleich bat er ihn, weil er doch nach Toskana ginge, ihn so weit zu begleiten, weil er auch dahin wollte. Alessandro dankte ihm für seine tröstlichen Worte, und versicherte, daß er ihm völlig zu Befehl stände.

Indem nun der Abt, bei welchem die Unterredung mit Alessandro allerlei neue Empfindungen entwickelt hatte, weiter fortreiste, traf es sich nach einiger Zeit, daß sie in ein Dorf kamen, welches eben nicht reichlich mit Herbergen versehen war. Weil nun der Abt daselbst zu übernachten wünschte, so ließ ihn Alessandro bei einem Wirte absteigen, mit welchem er wohl bekannt war, und bestellte ihm ein Nachtlager in dem Zimmer des Hauses, welches er für das beste hielt; und weil er als ein gewandter Jüngling bereits des Abtes rechte Hand geworden war, so verlegte er die übrige Reisegesellschaft, so gut er konnte, hin und wieder im Dorfe. Wie der Abt zum Abend gegessen hatte, und es schon gegen die Nacht ging, so daß ein jeder sich zur Ruhe gelegt hatte, fragte Alessandro den Wirt, wo er denn selbst schlafen könne?

„Das weiß ich wahrhaftig nicht (sprach der Wirt). Du siehst, alles ist vollgepfropft und ich muß selbst mit den Meinigen auf Bänken und Brettern liegen; doch in der Kammer des Abtes stehen ein Paar Kornkisten, worauf ich Dir ein Stückchen Bettzeug legen kann, und damit mußt Du Dich, wenn Du willst, für diese Nacht begnügen."

„Was soll ich in des Abtes Kammer machen? (sprach Alessandro, die so klein ist, daß man nicht einmal einen seiner Mönche neben ihm hat betten können? Hätt' ich das bedacht, wie die Vorhänge aufgehangen wurden, so hätten meinetwegen die Mönche auf den Kornkisten liegen mögen und ich hätte mich da gebettet, wo sie jetzt übernachten."

„Die Sache steht aber nun einmal nicht anders (sprach der Wirt) und Du wirst Dich dort so gut befinden, wie anderswo. Der Abt schläft; die Vorhänge sind zugezogen; ich lege Dir sacht ein Matratzchen hin, und Du schläfst wie ein König."

Wie Alessandro fand, daß die Sache sich einrichten ließ, ohne den Abt zu stören, ließ er es sich gefallen und legte sich so sacht er konnte zur Ruhe. Der Abt aber, welcher noch nicht eingeschlafen war, sondern sich mit seinen neuen Entwürfen zu schaffen machte, hatte alles gehört, was Alessandro und der Wirt mit einander sprachen, und hatte auch bemerkt, wo sich Alessandro schlafen legte. Er war sehr froh darüber und dachte: der Himmel hat meine Wünsche begünstigt, und wenn ich mir diese Gelegenheit nicht zu Nutz mache, so kömmt sie vielleicht sobald nicht wieder. Er entschloß sich demnach, sie nicht fahren zu lassen, und wie es ihm schien, daß alles im Hause schon im Schlafe begraben lag, rief er den Alessandro mit leiser Stimme und befahl ihm, sich neben ihn zu legen, welches dieser auch that, und sich (jedoch nicht ohne lange Weigerung) entkleidete und niederlegte. Der Abt fuhr ihm darauf mit der Hand über die bloße Brust, wie wohl ein liebendes Mädchen seinem Liebhaber zu thun pflegt; worüber Alessandro sich mächtig wunderte, und nicht wußte, ob den Abt nicht irgend eine unerlaubte Lust anwandelte. Entweder, weil der Abt eine solche Besorgnis bei ihm vermuten mußte, oder Alessandro sie wirklich nicht verhehlen konnte, ward sie der Abt bald gewahr, und lächelte darüber, nahm die Hand des Alessandro, und legte sie auf seine eigene Brust, indem er sagte: „Alessandro, laß Deinen ungegründeten Verdacht fahren, und überführe Dich von einer Sache, die ich vor jedem Andern geheim halte."

Alessandro fühlte, indem er seine Hand auf die Brust des Abtes legte, ein Paar runde, zarte, feste Hügelchen, die von lebendem Elfenbein gemacht zu sein schienen, und die ihm bald begreiflich machten, daß er neben einem Frauenzimmer läge, und er war schon im Begriff, sie ohne eine weitere Aufmunterung zu erwarten, in seine Arme zu schließen und zu küssen, wie sie ihm mit diesen Worten zuvorkam: „Ehe Du Dich mir näherst, höre zuvor, was ich Dir sagen will: Du weißt nunmehr, daß ich ein Frauenzimmer bin, und keine Mannsperson. Ich habe als Jungfrau das Haus meines Vaters verlassen, in der Absicht,

mich zu vermählen. Entweder Dein Glück, oder mein Unstern hat es so gefügt, daß ich neulich, wie ich Dich zuerst sah, mich dergestalt in Dich verlieben mußte, daß nie ein Frauenzimmer stärker geliebt hat; daher ich mir auch vorgenommen, Dich und keinen Andern zum Gemahl zu nehmen. Willst Du mich nun nicht zu Deiner Gemahlin, so entferne Dich alsobald von mir, und begieb Dich zurück an Deinen Ort."

Alessandro, der zwar nicht wußte, wer sie war, der aber Rücksicht nahm auf seine Begleiter, und also nicht zweifelte, sie müsse sehr reich und vornehm sein, und der überdies ihre Schönheit kannte, bedachte sich nicht lange, sondern versicherte, daß er sich höchst glücklich schätzen würde, ihr Gemahl zu sein. Darauf setzte sie sich auf das Bett nieder, vor einem Bilde, worauf ein Kruzifix vorgestellt war, gab ihm einen Ring in die Hand, und hieß ihm, mit demselben sich feierlich mit ihr zu verloben, worauf sie Beide den Überrest der Nacht mit zärtlicher und wonnevoller Umarmung mit einander zubrachten. Nachdem sie für die Zukunft ihre Maßregeln verabredet hatten, stand Alessandro zeitig auf, ging aus der Kammer, ohne daß Jemand gewahr ward, wo er geschlafen hatte, und machte sich mit unbeschreiblichem Vergnügen mit dem Abt und seinen Begleitern wieder auf den Weg, und nach mancher Tagereise kamen sie miteinander nach Rom.

Nachdem sie sich daselbst einige Tage aufgehalten hatten, begab sich der Abt mit den beiden Kavalieren und Alessandro geradeswegs zum Pabst, welchen der Abt, nachdem er ihm seine Ehrerbietung gezeigt hatte, folgendermaßen anredete: „Heiliger Vater, Ihr wißt besser, als irgend ein Anderer, daß ein Jeder, welcher glücklich und ehrbar in der Welt zu leben wünscht, eine jede Gelegenheit so viel als möglich vermeiden muß, die ihn zu andern Wegen verleiten kann. Ich bin deswegen, um immer züchtig und unbescholten leben zu können, in der Kleidung, in welcher ich vor Euch erscheine, und mit einem großen Teil der Schätze meines Vaters, des Königs von England, heimlich entflohen, weil er mich mit dem alten, abgelebten König von Schottland vermählen wollte, da ich doch, wie Ihr seht, ein junges Mädchen bin; und deswegen machte ich mich auf den Weg, um zu Euch zu kommen, damit Ihr mir einen Gemahl gebt. Mich bewog auch nicht so sehr das Alter des

Königs von Schottland zur Flucht, als vielmehr die Besorgnis, es möchte mich die Schwachheit meiner Jugend verleiten, wenn ich mich mit ihm vermählt hätte, etwas zu thun, das den göttlichen Gesetzen zuwider und dem königlichem Blute meines Vaters unanständig wäre. Indem ich mich nun in dieser Absicht auf der Reise befand, hat, wie ich glaube, Gott, der am besten weiß, was einem Jeden nützlich ist, mir nach seiner Barmherzigkeit denjenigen zugeführt, den er mir zum Gemahl bestimmte, nämlich diesen Jüngling (sie zeigte auf Alessandro), der hier neben mir steht, und dessen Tugenden und Sitten des vornehmsten Frauenzimmers würdig sind, wenn gleich seine Geburt keiner königlichen gleichkommt. Mit ihm habe ich mich demnach vermählt, und ihn und keinen Andern begehre ich zu meinem Gemahl, was auch die Absicht meines Vaters oder anderer Leute sein mag. Und obwohl jetzt der erste Bewegungsgrund wegfällt, weswegen ich die Reise hierher unternahm, so gefiel es mir doch, meinen Weg bis zu Ende fortzusetzen, teils um die heiligen und ehrwürdigen Örter, von welchen diese Stadt voll ist, und Eure Heiligkeit selbst, zu besuchen, teils auch, damit ich meine Vermählung mit Alessandro, die bisher nur im Angesicht Gottes geschlossen war, auch vor Euch, und mithin vor der ganzen Welt kund mache. Deswegen bitte ich Euch demütigst, Euch dasjenige gefällig sein zu lassen, was Gott und mir gefallen hat, und uns Euren Segen zu geben, damit wir durch denselben des Beifalls desjenigen, dessen Stadthalter Ihr seid, um destomehr versichert sein und zu Gottes und Eurer Ehre miteinander leben, und dereinst sterben mögen."

Alessandro erstaunte, wie er hörte, daß seine Gemahlin eine Prinzessin von England wäre, doch erfüllte es ihn mit heimlicher Freude. Allein weit mehr verwunderten sich die beiden Kavaliere, und wurden so unwillig, daß sie den Alessandro vielleicht übel würden behandelt haben, wenn sie sich an einem andern Orte, als in Gegenwart des Pabstes befunden hätten.

An der andern Seite wunderte sich der Pabst ebenfalls über die Kleidung der Prinzessin, und über ihre Wahl; weil er aber sah, daß das Geschehene nicht mehr zu ändern war, entschloß er sich, ihre Bitte zu gewähren; er besänftigte demnach

zuerst die Kavaliere, deren Unwillen er bemerkte, und nachdem er sie mit der Prinzessin und mit Alessandro versöhnt hatte, veranstaltete er Alles, was weiter geschehen sollte, und an einem gewissen, von ihm dazu angesetzten Tage, an welchem er alle Kardinäle und andere vornehme Herren zu einem großen Feste hatte einladen lassen, stellte er ihnen die Prinzessin im königlichen Schmucke vor, in welchem sie so schön und liebenswürdig erschien, daß sie mit Recht von Jedermann bewundert ward; auch Alessandro war prächtig gekleidet, und zeigte in seinem Anstande und in seinen Sitten nicht den Jüngling, der sich mit Wuchern ernährt hatte, sondern vielmehr ein königliches Wesen, so daß ihm die beiden Kavaliere mit Ehrerbietung begegneten; worauf der Pabst die Vermählung feierlich begehen ließ, und nachdem die Hochzeit mit vieler Pracht vollzogen war, dem Brautpaar seinen Segen gab und sie entließ.

Es gefiel dem Alessandro und seiner Gemahlin, wie sie Rom verließen, nach Florenz zu gehen, woselbst die Fama bereits die Nachricht von ihrer Verbindung verbreitet hatte und wo sie von den Einwohnern mit großen Ehrenbezeigungen empfangen wurden. Die Prinzessin ließ die drei Brüder wieder auf freien Fuß stellen, nachdem sie ihre Schulden bezahlt, und sie und ihre Gemahlinnen in alle ihre Güter wieder eingesetzt hatte; worauf Alessandro und seine Gemahlin mit Bewilligung der Andern den Agolante mit sich nahmen und Florenz verließen, und bei ihrer Ankunft in Paris von dem Könige von Frankreich ehrenvoll empfangen wurden.

Von dort gingen die beiden Kavaliere voraus nach England, und vermochten den König, die Prinzessin wieder zu Gnaden anzunehmen, und sie und ihren Gemahl mit vieler frohen Feierlichkeit zu empfangen, welchen Letzteren er bald darauf mit großem Gepränge zum Ritter schlug, und ihm die Grafschaft Cornwall zum Geschenk gab. Er war so glücklich und so geschickt, daß er den König auch mit dem Prinzen wieder aussöhnte, welches dem Lande zum großen Heile gereichte, und ihm die Herzen aller Unterthanen gewann. Agolante bekam auch Alles wieder, was man ihm schuldig war, und kehrte mit großem Reichthum nach Florenz zurück, nachdem ihn der Graf Alessandro vorher zum Ritter geschlagen hatte. Dieser lebte hernach sehr geehrt und glücklich mit seiner Gemahlin, und wie

einige sagen, so eroberte er durch seine Tapferkeit und Klugheit, und mit dem Beistande seines Schwiegervaters, das Königreich Schottland und ward daselbst zum Könige gekrönt.

Vierzehnte Erzählung.

Man hält das Meerufer zwischen Reggio und Gaeta für eine der lieblichsten Gegenden in ganz Italien. An diesem Ufer befindet sich in der Nähe von Salerno eine Küstenstrecke, welche die Einwohner der Küste von Malfi nennen, und welche mit einer Menge kleiner Städte und von Quellen bewässerter Gärten bedeckt ist, die von den reichsten und thätigsten Handelsleuten in der Welt bewohnt werden. Unter diesen kleinen Städten ist eine Namens Ravello, woselbst es zwar noch heutigen Tages an reichen Leuten nicht fehlt; doch zählte sie einst unter ihren Bürgern einen gewissen Landolfo Rufolo, der ganz über alle Maßen reich war, dem aber seine Reichtümer dennoch nicht genügten, so daß er sie vielmehr noch zu verdoppeln suchte, und darüber in Gefahr geriet, nicht nur Alles, sondern auch das Leben zu verlieren.

Wie er nach Art der Kaufleute seine Berechnung gemacht hatte, kaufte er ein großes Schiff, befrachtete es ganz für seine eigene Rechnung mit Waren, und segelte damit nach Cypern. Wie er aber ankam, fand er bereits eine große Anzahl Schiffe daselbst, die mit eben den Waren beladen waren, so daß er die seinigen, wenn er sie los werden wollte, nicht nur sehr wohlfeil verkaufen, sondern sie fast umsonst geben mußte, worüber er aus der Haut fahren wollte. Wie er nun vor lauter Verzweiflung nicht wußte, was er anfangen sollte, da er aus einem sehr reichen Mann in Kurzem beinahe zum Bettler geworden war, so beschloß er, entweder in den Tod zu gehen, oder sich durch Kaperei seines Schadens zu erholen, um nicht arm dahin zurückzukehren, von wo er als ein reicher Mann ausgelaufen war. Er verkaufte sein großes Schiff, und mit dem Gelde, welches er daraus löste, und mit demjenigen, das er für seine Waren empfangen hatte, kaufte er

ein leichtes Fahrzeug zum Kreuzen, welches er auf's Beste ausrüstete, und mit allem Nötigen versah, das zu einem Kreuzzuge nötig war; worauf er anfing, auf Alles Jagd zu machen, vorzüglich aber auf die Türken. Das Glück war ihm auch bei diesem Gewerbe viel günstiger, als bei der Handlung, und er nahm in Jahresfrist so viele türkische Fahrzeuge weg, daß er nicht nur Alles wieder gewann, was er bei seinen Waren verloren hatte, sondern wohl noch einmal soviel dazu. Weil ihn nun sein erster Verlust gewitzigt hatte, und er sah, daß er reich genug war, so glaubte er, um nicht zum zweiten Mal in die Schlinge zu fallen, müßte er sich begnügen. Er entschloß sich also, nach Hause zu gehen, und da ihm die Handlung kopfscheu gemacht hatte, so bekam er keine Lust, sein bares Geld noch einmal in Waren anzulegen, sondern er ging mit demselben leichten Schiffchen, womit er es gewonnen hatte, unter Segel. Wie er sich schon im Archipel befand, erhob sich ein Sturm, der ihm nicht nur entgegen war, sondern auch das Meer so unruhig machte, daß er sich nicht getraute, mit seinem Schiffchen die offene See zu halten, sondern in einer Bucht unter dem Schutz einer kleinen Insel vor Anker ging, um daselbst besseres Wetter abzuwarten. Wie er hier noch nicht lange gelegen hatte, kamen zwei große, genuesische Galioten nach ihm vor Anker, die sich mit Mühe gleichfalls dahin retteten. Wie diese sein Schiffchen gewahr wurden, und erfuhren, daß es Landolfo war, von dessen Reichtümern sie schon gehört hatten, wurden sie als geldgierige, räuberische Leute begierig, diese in ihre Hände zu bekommen. Den Weg nach der See hatten sie ihm bereits vorgelegt; sie schickten also noch einen Teil ihrer Mannschaft mit Armbrüsten und anderen Waffen an's Land, um zu verhindern, daß sich Niemand von dem Schiffe dahin retten möchte, worauf sie mit ihren Böten sich an die Seite des Schiffes bugsieren ließen, und es nach einem schwachen Widerstande samt der ganzen Mannschaft wegnahmen, ohne einen einzigen Mann dabei zu verlieren. Den Landolfo, dem sie nichts als eine Jacke übrig gelassen hatten, ließen sie an Bord eines von ihren Schiffen bringen; alles, was in seinem Schiffe war, nahmen sie heraus, und versenkten das Fahrzeug. Wie am folgenden Tage der Wind günstiger ward, lichteten sie die Anker und segelten nach Westen. Der Wind

blieb ihnen auch den ganzen Tag günstig, allein gegen den Abend ward es stürmisch, die See ging außerordentlich hoch, die beiden Galioten wurden durch den Sturm getrennt, und das Unglück wollte, daß diejenige, auf welcher sich Landolfo befand, mit fürchterlicher Gewalt auf einer Bank oberhalb der Insel Cefalonia auf den Grund stieß, und wie ein Glas gegen eine Mauer mit großem Krachen zu Trümmer ging. Die armen Schiffbrüchigen suchten sich in der finstern Nacht zu retten, so gut sie konnten, auf den Waren, Kisten und Brettern, die bereits umher trieben; wer schwimmen konnte, schwamm, und die Uebrigen klammerten sich an das Erste, was ihnen das Ungefähr in den Weg trieb. Unter diesen befand sich auch der arme Landolfo, welcher am vorigen Tage den Tod oft angerufen hatte, weil er lieber sterben, als wie ein Bettler nach Hause kommen wollte. Wie er aber den Tod vor Augen sah, fürchtete er sich doch vor ihm, so gut wie die Andern, und verschmähte es nicht, ein Brettchen zu ergreifen, in der Hoffnung, daß ihm der Himmel, wenn er sich vor dem Ertrinken hüten könnte, doch noch wohl wieder Hülfe senden möchte. Er klammerte sich demnach mit Armen und Beinen an das Brett, und erhielt sich auf demselben bis an den lichten Morgen, indes ihn der Sturm und die Wellen bald hierhin, bald dorthin schleuderten. Bei Tages Anbruch sah er rings um sich her nichts als Luft und Wasser, und eine Kiste, die auf den Wellen trieb, und die ihm oft zu seinem großen Schrecken sehr nahe kam; denn er fürchtete, sie möchte ihm einen Stoß geben, der ihm gefährlich würde. So oft sie ihm demnach zu nahe kam, suchte er sie mit den wenigen Kräften die ihm übrig geblieben waren, von sich zu stoßen. Allein plötzlich erhob sich ein gefährlicher Windstoß, und schleuderte die Kiste mit solcher Gewalt gegen das Brett, daß Landolfo es mußte fahren lassen, und in die Wellen versank. Wie er wieder auftauchte, und ihm die Angst mehr als seine Kräfte half, sich über dem Wasser zu erhalten, fand er, daß das Brett zu weit von ihm entfernt war, deswegen er die Arme nach der Kiste streckte, die ihm eben nahe genug trieb, um sie zu erreichen; er stemmte sich mit der Brust auf den Deckel, und steuerte sie mit den Armen so gut er konnte, und so trieb er den Tag und die ganze Nacht bald hierhin, bald dorthin, auf

den Wellen umher, ohne zu essen, weil er nichts hatte, dagegen er öfter zu trinken bekam, als ihn lüstete, und nichts als offenes Meer um sich sah, ohne zu wissen, wo er sich befand.

Am folgenden Tage erbarmte sich der Himmel über ihn oder der Sturmwind (wie er beinahe zum Schwamm geworden war, und sich um die Seiten der Kiste festgeklammert hatte, wie ein Ertrinkender in der Todesangst zu thun pflegt), und trieb ihn an das Ufer der Insel Korfu, wo von ungefähr ein armes Weib ihre Töpfe mit Sand und Seewasser scheuerte. Wie sie ihn und seine Arche schwimmen sah, und keine deutliche Gestalt unterscheiden konnte, fürchtete sie sich, und lief mit Geschrei davon. Er selbst hatte nicht die Kraft zu sprechen, oder auch nur zu sehen; so daß er ihr nichts sagen konnte; doch wie ihn die Wogen an's Ufer spülten, ward das Weib erstlich die Kiste gewahr, dann die Arme, die sie umschlangen, hernach das Menschengesicht, und erriet nun endlich das Ganze. Vom Mitleiden bewogen, watete sie ein wenig in's Wasser, und zog ihn bei den Haaren samt der Kiste an's Land, wo sie mit Mühe seine Arme von derselben los machte. Die Kiste ließ sie von ihrer Tochter, welche bei ihr war, auf dem Kopfe tragen, und sie selbst trug den Landolfo wie ein Kind auf ihren Armen nach Hause, und brachte ihn in eine Badstube, wo sie ihn so lange rieb und mit warmem Wasser wusch, bis die erloschene Farbe sich auf seinen Wangen wieder einstellte, und die verlorenen Kräfte allmählich wiederkamen. Wie sie glaubte, daß es Zeit wäre, ließ sie ihn aus der Badstube gehen und erquickte ihn mit etwas Wein und trockenen Früchten, und bewirtete ihn, so gut sie konnte, einige Tage, bis er wieder zu Kräften und zur völligen Besinnung kam, worauf sie es für Pflicht hielt, ihm seine Kiste, die sie geborgen hatte, wieder zuzustellen, und ihm zu sagen, daß er nun sein Glück weiter suchen könnte. Er wußte zwar von keiner Kiste, doch nahm er sie gern an, wie die gute Frau sie ihm darbot, weil er dachte, sie müßte wenig wert sein, wenn sie ihm nicht einmal auf einen Tag zu seiner Zehrung verhülfe. Wie er sie aufhob und sehr leicht befand, verging ihm beinahe diese Hoffnung; doch einst, wie die gute Frau nicht zu Hause war, erbrach er sie, um zu sehen, was darin wäre, und fand, daß sie eine Menge köstlicher Steine, gefaßte und ungefaßte, enthielt, von welchen er

einigermaßen ein Kenner war, und fand, daß sie von großem Werte waren; so daß er dem Himmel dankte, der ihn noch nicht verlassen hätte, und recht guten Muts ward. Weil ihn aber das Glück nun schon zweimal übel gemißhandelt hatte, so traute er ihm das dritte Mal nicht, sondern hielt für nötig, es sehr vorsichtig anzufangen, diese Kostbarkeiten nach Hause zu bringen. Er wickelte sie demnach in alte Lumpen, und sagte zu seiner Wirtin, er könnte die Kiste nicht mehr brauchen, sondern bäte sie, ihm lieber einen Sack dafür zu geben, welches die gute Frau sehr gerne that. Er dankte ihr darauf herzlich für die Wohlthat, die sie ihm erwiesen hatte, nahm seinen Sack auf den Nacken, fuhr in einem Boot hinüber nach Brandizio, und ging längst der Küste fort bis nach Trani, wo er einige Tuchhändler fand, die seine Landsleute waren, welche ihn aus Wohlthätigkeit kleideten, nachdem er ihnen alle seine Begebenheiten, die mit dem Kistchen ausgenommen, erzählt hatte, ihm außerdem ein Pferd liehen, und ihn bis nach Ravollo geleiteten, wohin er zurückzukehren wünschte. Wie er nun hier in Sicherheit zu sein glaubte, dankte er Gott, der ihn zurückgeführt hatte, öffnete sein Bündelchen, und fand bei genauer Untersuchung, daß er so viele und köstliche Steine besaß, daß er, wenn sie auch unter ihrem Wert verkauft werden müßten, zweimal so reich war, als damals, wie er ausreiste.

Wie er hernach Mittel gefunden hatte, seine Schätze zu Gelde zu machen, schickte er eine schöne Summe nach Korfu, um der guten Frau ihre Dienste zu belohnen, die ihn aus dem Wasser gezogen hatte, und auch nach Trani an diejenigen, die ihn bekleidet hatten. Den Rest behielt er, ohne sich weiter um die Handlung zu bekümmern, und führte ein ehrbares Leben bis an sein Ende.

Fünfzehnte Erzählung.

Es war, wie man erzählt, in Perugia ein junger Mann namens Andreuccio di Pietro, ein Roßtäuscher, welcher hörte, daß in Neapel treffliche Pferde zu bekommen wären; daher er eine Börse mit fünfhundert Goldgülden zu sich steckte, und weil

er noch nie aus seiner Vaterstadt gekommen war, mit einigen andern Kaufleuten dahin reiste. Er kam an einem Sonntag um die Vesperzeit an, erkundigte sich bei seinem Wirt, wo der Pferdemarkt wäre, und ging am folgenden Morgen dahin, besah eine Menge Pferde, fand einige, die ihm gefielen, handelte bald über das eine, bald über das andere, ward aber mit Niemand über den Preis einig, und ließ unterdessen, um zu zeigen, daß er kaufen und auch bezahlen könnte, wie ein unvorsichtiger und unerfahrener Jüngling, seine Börse in Gegenwart aller, die hin- und hergingen, sehen. Indem er so stand und handelte, und seine Gülden blicken ließ, ging unbemerkt von ihm eine sehr schöne Sizilianerin vorbei, die gern für eine Kleinigkeit einem braven Jüngling sich gefällig erwies, Sie dachte: Wie glücklich wär' ich, wenn ich dies Geld hätte! und ging weiter. Ihr folgte eine alte Sizilianerin, die, indem sie gleichfalls den Andreuccio gewahr ward, ihre Gefährtin, vorausgehen ließ, und ihn sehr freundlich umarmte, welches das junge Frauenzimmer beobachtete, und ohne sich etwas merken zu lassen, an einer Ecke stehen blieb, um die Alte zu erwarten. Andreuccio erkannte dieselbe und bezeugte sein Vergnügen, sie zu sehen; und sie versprach ihm, ihn den Abend in seinem Quartier zu besuchen, worauf sie, ohne sich länger bei ihm aufzuhalten, weiterging, und Andreuccio fuhr fort zu handeln, kaufte aber desselben Morgens nichts.

Das junge Frauenzimmer, welches zuerst die Börse des Andreuccio, und hernach seine Bekanntschaft mit der Alten bemerkt hatte, sann auf Mittel, dies Geld entweder ganz, oder zum Teil in ihre Hände zu bekommen, und fragte deswegen die Alte sehr genau, wer der junge Mann wäre, wo er wohnte, was er dort machte, und woher sie ihn kennte.

Die Alte erzählte ihr alle Umstände des Andreuccio so genau, als er selbst sie mit wenigen Worten hätte erzählen können; denn sie hatte lange Zeit in Sizilien und hernach auch in Perugia bei seinem Vater gewohnt, und sie sagte ihr auch, woher er käme, und was sein Geschäft wäre. Wie die junge Sizilianerin sich nach seiner Verwandtschaft und nach dem Namen der Seinigen genugsam erkundigt hatte, machte sie einen Anschlag, ihre Absicht durch einen boshaft angelegten Betrug zu erreichen. Sie gab nämlich der Alten, wie sie nach Hause kam, Beschäftigung

genug für den ganzen übrigen Tag, damit sie nicht wieder zu Andreuccio gehen könnte, und schickte indessen eine Magd, die zu dergleichen Botschaften abgerichtet war, um die Vesperstunde nach der Herberge, wo Andreuccio wohnte. Wie sie dahin kam, traf es sich, daß er ganz allein unter der Hausthür stand, so daß sie bei ihm selbst sich nach ihm erkundigte, und wie er ihr sagte, daß er derjenige wäre, den sie suchte, ihn auf die Seite zog und sagte: „Mein Herr, eine vornehme Frau hier in der Stadt wünscht Euch zu sprechen, wenn es Euch gefällig ist."

Wie er das hörte, machte er sich große Gedanken, und weil er sich für einen hübschen Burschen hielt, so dachte er, die Dame müsse sich in ihn verliebt haben (als wenn sie sonst keinen hübschen Jüngling außer ihm in Neapel hätte finden können). Er gab demnach geschwind zur Antwort, er wäre bereit zu kommen, und fragte nur wo, und wenn die Dame ihn zu sprechen wünschte.

Das Mädchen antwortete: „Gleich jetzt, mein Herr, erwartet sie Euch in ihrem Hause, wenn ihr mit mir kommen wollt."

Andreuccio, ohne ein Wort Nachricht in der Herberge zu lassen, sagte geschwind: „Geh nur voran, ich will Dir folgen."

Das Mädchen führte ihn also nach dem Hause ihrer Herrschaft, die in einer Gegend, Malpertugio genannt, wohnte. Aus dem Namen kann man schon schließen, wie ehrbar es daselbst zugehen müsse; weil aber Andreuccio davon nichts träumte, sondern glaubte, er ginge nach einem anständigen Orte, und zu einer liebenswürdigen Dame, so folgte er mit fröhlichen Schritten der Magd bis an das Haus ihrer Gebieterin, stieg die Treppe hinauf und fand die Dame, welcher die Magd seine Ankunft schon gemeldet hatte, im Begriff, ihm entgegen zu kommen. Sie war noch so ziemlich jung, schlank gewachsen, schön von Angesicht, und sehr anständig gekleidet und geschmückt, und wie Andreuccio sich ihr näherte, sprang sie drei Stufen hinunter, ihm entgegen mit offenen Armen, womit sie ihm um den Hals fiel und einige Sekunden zubrachte, ohne ein Wort zu sagen, als wenn sie vor übergroßer Rührung nicht sprechen könnte. Endlich küßte sie ihn mit Thränen in den Augen auf die Stirne und sprach mit halbgebrochener Stimme: „Ach lieber Andreuccio, sei mir willkommen!"

Er wunderte sich über ihre zärtlichen Liebkosungen, und stammelte: „Madonna — es freut mich — Euch wohl zu sehen."

Sie nahm ihn darauf bei der Hand und führte ihn in ihre Kammer. Hier roch alles nach Rosen, Pommeranzen, und andern Wohlgerüchen; hier fand er ein prächtiges Bett, mit schönen Vorhängen geziert, und an der Wand hingen, nach dortigem Gebrauch, eine Menge Kleider, nebst andern schönen und reichen Sachen. Aus allen diesen Dingen schloß er, wie ein unerfahrener Jüngling, daß sie gewiß nichts anderes, als eine vornehme Frau sein konnte; sie setzte sich mit ihm auf einen Schemel am Fuß ihrer Bettstelle und fing an, ihn folgendermaßen anzureden:

„Ich kann mir wohl vorstellen, Andreuccio, daß Dich sowohl meine Liebkosungen, als meine Thränen gewaltig wundern müssen, da Du mich gar nicht kennst, und vielleicht nie etwas von mir gehört hast; aber Du wirst Dich gewiß noch weit mehr wundern, wenn ich Dir sage, daß ich Deine Schwester bin, und wenn ich Dir versichere, daß ich jetzt, da mir Gott die Gnade erzeigt, mich vor meinem Ende einen meiner Brüder sehen zu lassen (wiewohl ich wünschte, Euch alle hier zu sehen) mit viel mehr Ruhe sterben werde; und wenn Dir vielleicht nie etwas davon zu Ohren gekommen ist, so will ich Dir's erzählen.

Pietro, Dein Vater und der meinige, lebte (wie Du gewiß wirst gehört haben) eine Zeit lang in Palermo, wo er wegen seiner Gutmütigkeit und Geselligkeit bei Jedermann, der ihn kannte, beliebt war, und noch ist. Unter denjenigen, deren Liebe er besonders gewann, befand sich auch meine Mutter, eine adelige Dame, welche damals Witwe war, und ihn so innig liebte, daß sie, ohne Rücksicht auf ihren Vater, ihre Brüder und ihre eigene Ehre, sich ihm so sehr ergab, daß ich, die ich jetzt mit Dir rede, die Frucht ihrer Liebe ward. Wie es nach einiger Zeit die Umstände erforderten, daß Pietro Palermo verlassen mußte, ließ er meine Mutter und mich als ein kleines Kind zurück, und hat sich, soviel ich weiß, weder ihrer, noch meiner jemals wieder erinnert. Ja, wenn er nicht mein Vater gewesen wäre, so würde ich ihn sehr deswegen tadeln, daß er so undankbar gegen meine Mutter handelte, welche sich und das Ihrige, ohne ihn recht zu kennen, aus

herzlicher, treuer Liebe so gänzlich hingab; denn von der Liebe zu mir, die ich doch von keiner Magd, oder gemeinem Weibsbilde geboren bin, will ich gar nicht einmal reden. Allein, was ist zu thun? Ungerechtigkeiten, die vor langer Zeit begangen sind, kann man wohl rügen, aber nicht so leicht bessern; doch kurz, so verhielt sich wirklich die Sache: Er hinterließ mich als ein kleines Kind in Palermo, und wie ich heranwuchs (fast so groß, wie Du mich jetzt siehst), vermählte mich meine Mutter, eine reiche und vornehme Frau, mit einem braven Edelmann, Namens Gergenti, welcher aus Liebe zu mir und zu meiner Mutter sich in Palermo wohnhaft niederließ, und weil er sehr guelfisch gesinnt war, sich bald darauf in ein Verständnis mit unserm Könige Karl einließ, wovon aber König Friedrich Wind bekam, ehe er etwas ausrichten konnte; so daß wir genötigt waren, aus Sizilien zu entfliehen, wie ich eben Hoffnung hatte, die vornehmste Dame auf der ganzen Insel zu werden. Wie wir nun die wenigen Sachen, die wir mitnehmen konnten, eingepackt hatten (ich nenne sie wenige, im Vergleich mit den vielen, die wir besaßen) und Landgüter und Paläste im Stiche ließen, suchten wir eine Zuflucht in diesem Lande, woselbst sich auch der König Karl so gnädig gegen uns bewies, daß er uns den Schaden und den Verlust zum Teil ersetzte, welchen wir um seinetwillen erlitten, und uns Häuser und Güter hier gegeben hat, und meinem Mann, Deinem Schwager, noch immer eine gute Besoldung giebt, wie Du auch noch jetzt an allen sehen kannst; und so lebe ich denn hier, und dank' es unserm Herrn Gott, mein lieber Bruder, und nicht Dir, daß ich Dich einmal wiedersehe." Mit diesen Worten umarmte sie ihn von neuem, und küßte ihn unter zärtlichen Thränen die Stirne.

Andreuccio, dem sie diese Fabel, die sie auf der Stelle erdichtete, so zusammenhängend und so rund vom Maul weg erzählte, daß ihr nicht ein einziges Mal ein Wörtchen fehlte oder die Zunge anstieß, und er sich erinnerte, daß sein Vater wirklich einmal in Palermo gewesen war; der auch übrigens aus eigener Erfahrung wohl wußte, wie gern die Jünglinge sich der Liebe überlassen; und er sich jetzt durch zärtliche Thränen, Umarmungen und Küsse um desto leichter überreden ließ, alles was sie sagte für mehr als wahr zu halten, gab

ihr, wie sie schwieg, zur Antwort: „Madonna, Ihr müßt mir's nicht übel nehmen, wenn ich mich verwundere; denn in der That, entweder hat mein Vater (er mag am besten wissen warum) niemals etwas von Euch erwähnt, oder wenn es geschehen ist, so ist wenigstens mir nichts davon bekannt geworden, und ich habe so wenig von Euch gewußt, als wenn Ihr gar nicht in der Welt wäret. Es ist mir aber um desto lieber, daß ich hier eine Schwester gefunden habe, da ich es am wenigsten vermutete; indem ich hier allein und fremd bin. Aber eine Sache muß ich doch bitten, mir zu erklären; sagt mir nämlich, wie Ihr erfahren habt, daß ich hier wäre?"

„Diesen Morgen (antwortete sie) sagte mir's eine arme Frau, die bisweilen zu mir kömmt, weil sie mit unserm Vater (wie sie mir sagt) lange Zeit in Palermo und in Perugia gewesen ist; und wenn ich nicht geglaubt hätte, daß es schicklicher wäre, Dich zu mir bitten zu lassen, als daß ich Dich in einem fremden Hause aufsuchte, so wäre ich schon längst selbst zu Dir gekommen."

Nach diesen Worten fing sie an, sich genau und mit Namen nach allen seinen Verwandten zu erkundigen, worauf ihr Andreuccio treuherzige Antworten gab, und nur um desto williger alles glaubte, was er nie hätte glauben sollen, wenn er weise gewesen wäre. Da sie ziemlich lange geschwatzt hatten, und die Hitze groß war, so ließ sie griechischen Wein mit Süßigkeiten bringen, und bewirtete ihn damit. Wie hierauf Andreuccio Abschied nehmen wollte, weil es Zeit war, zum Abendessen zu gehen, ließ sie es nicht zu, sondern stellte sich ganz betrübt und sagte, indem sie ihm abermals um den Hals fiel: „Weh mir! ich sehe leider wohl, wie wenig Du mich lieb hast; denn anstatt zu bedenken, daß Du bei einer Schwester bist, die Du auch nie gesehen hattest, und in ihrem Hause, wo Du billig hättest einkehren sollen, so willst Du sie lieber verlassen, um in einem Wirtshause zu Nacht zu essen. Wahrlich, Du mußt bei mir bleiben, und obwohl mein Mann zu meinem Leidwesen nicht daheim ist, so will ich Dich doch wohl bewirten, so gut es ein Frauenzimmer vermag."

Andreuccio hatte darauf nichts anders zu erwidern, als: „Ich liebe Euch so sehr, wie man eine Schwester lieben kann. Wenn ich aber nicht zu Hause komme, so wird man den ganzen

Abend mit dem Essen auf mich warten; und dann hätte ich doch unartig gehandelt."

„Nun Gott segne uns! (sprach sie) habe ich denn etwa keinen Menschen mehr im Hause, den ich hinschicken und sagen lassen kann, daß Du nicht nach Hause kömmst? und es wäre noch wohl verbindlicher von Dir gehandelt, wenn Du Deinen Gefährten sagen ließest, sie sollten auch hier mit essen; so könntet Ihr hernach alle zusammen heimgehen."

Andreuccio antwortete: ihm sei für heute mit der Gesellschaft seiner Kameraden nicht gedient; über ihn selbst aber könne sie, weil es ihr so gefällig sei, befehlen.

Sie stellte sich darauf, als wenn sie nach dem Wirtshause schickte, um sein Abendessen absagen zu lassen, und nachdem sie noch eins und das andere mit einander gesprochen hatten, setzten sie sich zu Tische. Die Tafel war reichlich besetzt, und sie fand Mittel, die Mahlzeit bis spät in die Nacht zu verlängern. Wie sie endlich vom Tische aufständen, und Andreuccio weggehen wollte, sagte sie, sie würde dieses auf keine Weise zugeben; denn Neapel wäre kein Ort, wo man des Nachts allein herumgehen könnte, und wie sie das Abendessen für ihn hätte absagen lassen, wäre es auch zugleich in Ansehung des Nachtlagers schon geschehen. Er glaubte dieses und ließ es sich in seiner Leichtgläubigkeit wohl behagen, bei ihr zu bleiben. Nach dem Abendessen wurden demnach (nicht ohne Absicht) noch lange Gespräche geführt, und wie schon ein großer Teil der Nacht vergangen war, ließ sie ihn von einem kleinen Knaben, der ihm die Bequemlichkeit für die Nacht anweisen sollte, in seine Kammer begleiten, und begab sich mit ihren Mägden in die ihrige.

Weil es sehr warm war, so entkleidete sich Andreuccio, sobald er in sein Zimmer kam, legte seine Beinkleider unter sein Kopfkissen, und weil seine Natur sich ihres Ueberflusses zu entladen suchte, so erkundigte er sich bei dem Knaben nach dem dazu bestimmten Orte. Dieser zeigte ihm eine Thüre am Ende des Schlafzimmers, welche dahin führte. Wie Andreuccio, der nichts arges besorgte, hinein ging, trat er auf ein Brett, welches von dem Balken, worauf es ruhte, an einem Ende losgemacht war, so daß es überkippte und mit ihm hinabstürzte; ja, es war noch eine Gnade von Gott, daß er keinen Schaden nahm, da er ziemlich hoch herunter fiel; wiewohl er sich garstig mit

dem Unflat, von dem der Ort voll war, besudelte. Damit Ihr desto besser versteht, was ich gesagt habe, und was noch folgt, so will ich Euch sagen, wie dieser Ort angelegt war: es waren nämlich über einen schmalen Gang, dergleichen man oft zwischen zwei Häusern findet, ein paar Lattenbalken gelegt, auf welchem einige Bretter nebst dem Sitze befestigt waren, und mit einem dieser Bretter purzelte Andreuccio hinab. Wie er sich nun unten in dem Gange befand, rief er mit jämmerlicher Stimme den Knaben; dieser war aber den Augenblick, wie er etwas fallen hörte, zu seiner Frau gelaufen, und hatte es ihr gesagt. Sie eilte in das Zimmer des Andreuccio, und sah sich um nach seinen Kleidern, die sie auch bald fand, und das Geld darin, welches er thörichter Weise immer bei sich trug, um es nicht zu verlieren. Wie sie diesen Endzweck erreicht hatte, weswegen sie ihr Netz ausgeworfen, und als eine geborene Palermitanerin, die Rolle der Schwester eines Peruginers gespielt hatte, bekümmerte sie sich nicht weiter um ihn, sondern schloß geschwind die Thüre zu, wo er hinausgegangen war, wie er fiel.

Wie Andreuccio von dem Knaben keine Antwort bekam, schrie er immer lauter; allein es half ihm nichts, und wie er, etwas zu spät, anfing, den Betrug zu ahnen, kletterte er über eine Mauer, welche den Gang zwischen den beiden Häusern nach der Straße zu verschloß, und suchte nach der Hausthüre, die er auch bald im Dunkeln fand. Hier rief er wieder lange, und polterte und pochte vergeblich an die Thüre und rief endlich indem er sein Unglück deutlich erkannte: „O wehe mir! In wie wenigen Augenblicken habe ich fünfhundert Goldgülden und eine Schwester verloren!“ Unter diesen und vielen anderen Klagen fing er wieder an zu klopfen und zu schreien und machte einen solchen Lärm, daß einige von den Nachbarn, welche von dem Getöse erwachten, und es nicht länger anhören mochten, aufstanden. Eine von den Mägden der sauberen Dame kam auch, dem Anscheine nach ganz schlaftrunken, an's Fenster, und fragte verstellter Weise: „Wer klopft da?“

„Ach, kennst Du mich nicht?“ fragte Andreuccio. „Ich bin ja Andreuccio, der Bruder der Madonna Fiordaliso.“

„Guter Freund“, sprach sie, „wenn Du zuviel getrunken hast, so geh' hin und schlaf' aus, und komm morgen wieder. Ich weiß nicht, wer Dein Andreuccio ist, und was für ein

Geschwätz Du machst. Geh' mit Gott und laß uns schlafen, wenn es Dir beliebt."

„Was?" sprach Andreuccio, „Du weißt nicht, was ich sage? Freilich weißt Du's. Wenn aber die sizilianischen Verwandtschaften so bestellt sind, daß man sie in kurzer Zeit vergißt, so gieb mir nur wenigstens meine Kleider, die ich oben gelassen habe, und ich will Dir gerne mit Gott gehen."

Die Magd that, als ob sie darüber lachen müßte, und rief ihm zu: „Ich glaube, Ihr träumt, guter Freund." Damit ging sie fort und schlug das Fenster zu.

Andreuccio, der nun an seinem Unglück nicht mehr zweifeln konnte, und vor Schmerz und Verdruß fast rasend werden wollte, nahm sich vor, mit Gewalt herauszupochen, was er mit guten Worten nicht erlangen konnte: er nahm daher einen großen Stein und pochte damit noch lauter und heftiger als vorher an die Thüre. Wie dies einige Nachbarn hörten, die schon erwacht und aufgestanden waren, glaubten sie, er wäre ein unruhiger Mensch, der seine Worte nur erdichtete, um dem armen Frauenzimmer Verdruß zu machen; und weil sie selbst sich über sein Lärmen und Poltern ärgerten, kamen sie alle an die Fenster, und wie sich alle Hunde in einer Straße zu versammeln pflegen, um einen fremden Hund anzubellen, so fingen sie alle an zu rufen: „Ist es nicht unverschämt, daß man um diese Stunde der Nacht bei ehrbaren Frauenzimmern an die Thüren pocht und ein solches Geschwätz macht! Geht doch mit Gott, guter Freund, und laßt uns schlafen, wenn Ihr so gut sein wollt; und habt Ihr mit ihr etwas abzumachen, so kommt morgen wieder, und laßt uns die Nacht über ungeschoren."

Diese Worte weckten vielleicht den Mut eines Renommisten, den die gute Dame in ihrem Hause hielt, und den Andreuccio weder gesehen, noch bemerkt hatte. Dieser kam gleichfalls an's Fenster und brüllte mit einer fürchterlichen Baßstimme herunter: „Wer klopft dort unten?"

Andreuccio, der bei diesem Anrufe den Kopf emporhob, ward einen Kerl gewahr, mit einem struppigen, schwarzen Bart, der ihn ein halber Riese zu sein schien und der sich gähnend die Augen rieb, wie einer, der eben vom Schlaf erwacht. Nicht ohne Furcht gab er ihm zur Antwort: „Ich bin ein Bruder der Dame in diesem Hause."

Jener ließ ihn nicht ausreden, sondern schrie ihm noch fürchterlicher als vorher entgegen: „Ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich nicht herunterkomme und Dich durchwalke, bis Du Dich nicht mehr rühren kannst, Du unverschämter und versoffener Esel, der Du die ganze Nacht keinen Menschen schlafen läßt!“ Damit schlug er das Fenster zu und ging fort.

Einige von den Nachbarn, welche den Kerl kannten, redeten darauf dem Andreuccio freundlich zu und sagten: „Geht um Gottes Willen heim, guter Freund, wenn Euch der Kerl nicht noch diese Nacht totschlagen soll; geht um Eures eignen Bestens Willen.“

Andreuccio, den der Anblick und die Stimme des Eisenfressers schon genugsam erschreckt hatten und der die Ermahnungen dieser Leute vernahm, die ihm aus Mitleiden zu raten schienen, ging äußerst betrübt, und an der Wiedererlangung seines Geldes verzweifelnd, nach der Gegend zu, durch welche ihn die Magd am Tage geführt hatte, und ohne recht zu wissen, wo er war, tappte er herum und suchte den Weg nach seiner Herberge. Er war sich selbst zum Ekel, wegen der Gerüche, die von ihm ausgingen, und weil er wünschte, an's Ufer zu kommen, um sich in der See abzuwaschen, so wandte er sich linker Hand auf einen Weg, den man die katalonische Straße nennt, und wie er den oberen Teil der Stadt erreichte, ward er von ferne ein Paar Menschen gewahr, die ihm mit einer Leuchte entgegen kamen, und weil er fürchtete, sie möchten zur Scharwache gehören, oder sonst Leute sein, die böse Absichten hätten, so schlich er sich, um ihnen zu entgehen, in ein verfallenes Haus, welches nahe bei war. Allein jene, gerade als wenn sie nach demselben Orte geschickt würden, gingen ebenfalls in dieses Haus hinein, woselbst einer von ihnen gewisse eiserne Werkzeuge, die er auf der Schulter trug, niederlegte, und indem er sie mit dem andern betrachtete, Verschiedenes mit ihm darüber sprach. Während des Gesprächs sagte einer von ihnen: „Was zum Henker ist das hier? ich spüre einen ganz unerträglichen Gestank.“ Wie er nun ein wenig umher leuchtete, wurden sie bald den armen Andreuccio gewahr. Sie stutzten darüber und fragten: „Wer da?“ Andreuccio schwieg; sie gingen aber auf ihn zu und fragten ihn, wie er so besudelt dahin käme. Andreuccio erzählte ihnen darauf alles, was ihm begegnet war.

Sie errieten sehr gut, wo sich das zugetragen hatte, und sprachen untereinander: „Dieser ist gewiß in dem Hause des Mordbrenners Scarabone gewesen.“ Einer von ihnen redete ihn darauf an und sagte: „Guter Freund, Ihr habt zwar Euer Geld verloren, allein Ihr könnt Gott danken, daß Ihr den Fall gethan habt, und daß Ihr nicht wieder in das Haus kommen konntet; denn wenn Ihr nicht in die Gosse gefallen wäret, so könnt Ihr versichert sein, daß man Euch im ersten Schlafe würde ermordet haben, und dann hättet Ihr Geld und Leben zugleich verloren. Wozu kann das Wimmern helfen? Ihr würdet Euer Geld so wenig wieder aus seinen Klauen reißen, als die Sterne vom Himmel herunter; aber den Tod könnt Ihr Euch wohl zuziehen, wenn er jemals hört, daß Ihr Euch nur ein Wörtchen davon merken laßt.“

Nach diesen Worten beratschlagten sich die beiden ein wenig mit einander, und sagten hernach zu ihm: Hört, wir haben Mitleiden mit Euch, und wenn Ihr uns helfen wollt, eine Sache auszuführen, die wir vorhaben, so scheint es uns mehr als gewiß, daß Ihr für Euren Teil mehr dabei gewinnen könnt, als Ihr verloren habt.“

Andreuccio gab in der Verzweiflung zur Antwort, er wäre zu allem bereit. Nun war an eben demselben Tage ein Erzbischof von Neapel begraben worden, Namens Messer Filippo Minutolo, welchem man in seinem Sarge sehr reiche Kleider angethan und einen Rubin an den Finger gesteckt hatte, der weit mehr als fünfhundert Goldgülden wert war. Diesen wollten sie stehlen, und ließen es Andreuccio merken. Andreuccio, der mehr gierig als weise war, machte sich auch mit ihnen auf den Weg nach der Hauptkirche, weil er aber so übel roch, so sagte der Eine: „Ist denn kein Mittel, diesen ein wenig abzuwaschen, daß er uns nicht so arg anstinkt?“

„Ei ja doch“, sprach der Andere, „wir sind hier nahe bei einem Brunnen, an welchem gewöhnlich ein Strick und ein Eimer zu hängen pflegen; laßt uns dahin gehen und ihn tüchtig abspülen.“

Wie sie dahin kamen, fanden sie, daß der Strick zwar da war, der Eimer aber war weggekommen; daher sie auf den Einfall kamen, ihn an den Strick zu binden, und ihn in den Brunnen hinab zu lassen, damit er sich unten wüsche; und

wenn er fertig wäre, befahlen sie ihm, den Strick zu schütteln, damit sie ihn wieder heraufzögen. Indem sie ihn in den Brunnen hinabgelassen hatten, wollte der Zufall, daß einige von den Häschern der Scharwache, teils wegen des heißen Wetters, teils weil sie Jemanden nachgesetzt hatten, durstig wurden, und zu dem Brunnen kamen, um zu trinken. Wie die beiden diese gewahr wurden, liefen sie eiligst davon; die Häscher, welche vor lauter Durst nicht auf sie merkten, setzten sich nieder, wie Andreuccio eben fertig geworden war, sich zu waschen, und schon an dem Strick schüttelte. Sie legten ihre Tartschen, Waffen und Mäntel ab, und fingen an, den Strick heraufzuziehen, weil sie nicht zweifelten, daß der Eimer unten daran hinge. Wie Andreuccio bis an das Loch des Brunnen kam, schwang er sich auf den Rand und ließ den Strick fahren. Sobald ihn die Häscher gewahr wurden, ergriff sie plötzlich die Furcht und sie ließen den Strick los und liefen davon, so schnell sie konnten. Andreuccio wunderte sich darüber gewaltig, und es war ein Glück, daß er sich an dem Rande des Brunnens fest hielt, weil er sonst wieder hinabgestürzt und zu Schaden, oder wohl gar um's Leben gekommen wäre. Wie er aber glücklich herauskam, und die Waffen sah, welche, wie er wohl wußte, seinen Kameraden nicht gehörten, wunderte er sich darüber noch mehr und nachdem er lange hin und her gedacht hatte, und nicht wußte, was er weiter anfangen sollte, beklagte er sein Unglück, und entschloß sich, ohne etwas von den Sachen anzurühren, weiter zu gehen, wiewohl er selbst nicht wußte wohin. Indem er so herumirrte, begegneten ihm seine Kameraden, welche wieder kamen, um ihn aus dem Brunnen zu ziehen, und sich nicht wenig verwunderten, ihn zu sehen. Sie fragten ihn, wer ihn herausgezogen hätte, und er wußte es ihnen nicht zu sagen, erzählte ihnen aber, wie es damit zugegangen sei, und was er neben dem Brunnen gefunden habe. Sie merkten daraus, was vorgefallen war, und erzählten ihm lachend, warum sie davon gelaufen, und wer diejenigen gewesen wären, die ihn aus dem Brunnen gezogen hätten. Ohne viele Worte mehr zu machen, gingen sie, weil es schon Mitternacht war, nach der Hauptkirche, in welche sie leicht hinein zu kommen wußten, und machten sich an den Sarg, welcher sehr groß und von Marmor war, und von welchem sie den schweren Deckel

mit ihren Eisen so hoch aufhoben, daß ein Mensch hineinschlüpfen konnte, und ihn aufstützten. Darauf sagte der Eine zum Andern: „Wer von uns soll hineinsteigen?“

„Ich nicht“, antwortete dieser.

„Und ich auch nicht“, versetzte Jener, „aber laß Andreuccio hineinsteigen.“

„Das laß' ich wohl bleiben“, sprach Andreuccio; allein die beiden Andern machten sich an ihn, und sagten: „Wie? Du willst nicht hinein? Beim Himmel, wenn Du nicht diesen Augenblick hinein steigst, so sollst Du diese eisernen Keulen fühlen, bis wir Dich tot hinstrecken.“

Andreuccio kroch vor Angst hinein, und dachte bei sich: Die Beiden schicken mich hinein, um mich zu betrügen, denn so bald ich ihnen alles hinaus gereicht habe, was hier ist, so werden sie davon laufen, ehe ich wieder herauskommen kann, und ich werde das leere Nachsehen haben. Er kam also auf den Einfall, seinen Teil voraus zu nehmen, und weil er sich des kostbaren Ringes erinnerte, von welchem die Andern gesprochen hatten, zog er ihn dem Erzbischof vom Finger, und steckte ihn an den seinigen. Darauf reichte er seinen Kameraden den Bischofsstab und die Mütze zu, und wie er die Leiche bis auf's Hemd ausgezogen und ihnen alles hinausgereicht hatte, sagte er, es wäre weiter nichts übrig. Die Andern, welche wußten, daß der Ring da sein müßte, empfahlen ihm, überall fleißig nachzusuchen; er blieb aber dabei, daß er nichts weiter fände, und stellte sich indessen immer an, als ob er noch suchte. Jene, die nicht weniger arglistig waren als er, hießen ihn noch weiter suchen, und nahmen indessen Gelegenheit, die Stütze wegzuziehen und den Deckel fallen zu lassen, worauf sie davon liefen, und ihn im Sarge sitzen ließen.

Wie dem Andreuccio zu Mute ward, indem er den Deckel fallen hörte, das kann man sich denken. Mehr als einmal versuchte er mit Kopf und Schultern ihn aufzuheben; allein er bemühte sich vergeblich und vom Schmerz überwältigt, sank er ohnmächtig hin auf den Leichnam des Erzbischofs. Wer ihn damals gesehen hätte, der hätte schwerlich unterscheiden können, welcher am meisten tot wäre, der Erzbischof oder er. Wie er sich aber wieder erholte, fing er an, bitterlich zu weinen, indem er sich vorstellte, daß er auf die eine oder die andere

Weise seinen Tod gewiß finden müßte, entweder vor Hunger und Gestank unter den Würmern, die an dem toten Körper nagten, im Falle ihm Niemand heraus helfe, oder wie ein Dieb am Galgen, im Fall man das Grab öffnete, und ihn darin fände. Indem ihn diese Gedanken peinigten, hörte er in der Kirche Leute gehen und reden, von denen er sich vorstellte, daß sie in eben der Absicht gekommen wären, die ihn und seine Gesellen hergeführt hatte, weswegen sich seine Furcht nur noch vermehrte. Sie öffneten wirklich den Sarg, und wie sie ihn gehörig gestützt hatten, und die Frage war, wer hineinsteigen sollte, wollte es Niemand wagen, bis nach langem Streiten ein Priester sagte: „Was fürchtet Ihr denn? Meint Ihr, er wird Euch fressen? Die Toten sind keine Menschenfresser; wenn Niemand will, will ich hineinsteigen.“ Indem er dies sagte, legte er sich mit der Brust auf den Rand des Sarges, den Kopf nach außen und die Füße hineingekehrt, um sich in den Sarg hinunter zu lassen.

Wie das Andreuccio gewahr ward, richtete er sich auf, packte den Pater an einem Bein, und that als ob er ihn hinabziehen wollte. Der Pater that darüber einen gewaltigen Schrei, und warf sich jählings wieder aus dem Sarge hinaus. Die Andern alle erschraken ebenfalls, ließen den Sarg offen stehen, und liefen davon, als wenn Legionen Teufel sie jagten. Andreuccio ward herzlich froh, sprang eiligst aus der Gruft, und lief zur Kirche hinaus. Der Tag fing bereits an zu grauen, wie er mit seinem Ringe am Finger, indem er auf's gute Glück umher irrte, das Ufer erreichte, und von dort den Weg zurück nach seinem Quartier fand. Hier traf er seine Gefährten und seinen Wirt, welche die ganze Nacht voll Bekümmernis seinetwegen durchwacht hatten. Wie er ihnen alles erzählte, was ihm begegnet war, riet ihm der Wirt, Neapel unverzüglich zu verlassen. Er that es auch, ohne zu säumen, und ging zurück nach Perugia, nachdem er sein Geld, wofür er Pferde kaufen wollte, in einen Ring umgesetzt hatte.

Sechzehnte Erzählung.

Nach dem Tode des Kaisers Friedrichs II. wurde Manfredi zum Könige von Sizilien gekrönt, unter dessen Regierung ein

gewisser neapolitanischer Edelmann Namens Arrighetto Capace, eine große Rolle spielte, der ein schönes, edles, ebenfalls aus Neapel gebürtiges Weib zur Gemahlin hatte, Namens Madonna Beritola Caracciola. Wie dieser Arrighetto, dem die Zügel der Regierung anvertraut waren, vernahm, daß König Karl I. bei Benevento den Manfredi überwunden und erschlagen hatte, und daß das ganze Reich sich ihm unterwarf, und wie er selbst glaubte, sich auf die Treue der Sizilianer wenig verlassen zu können, und dennoch dem Feinde seines Herrn nicht wollte unterthan werden, machte er Anstalt, zu entfliehen. Wie aber dies die Sizilianer erfuhren, überlieferten sie plötzlich ihn und viele andere Diener des Königs Manfredi dem König Karl und räumten diesem darauf die ganze Insel ein.

Madonna Beritola, die in dieser gewaltigen Zerrüttung der Dinge nicht wußte, was aus ihrem Gemahl geworden wäre, und immer dasjenige befürchtete, was sich wirklich zugetragen hatte, ließ aus Furcht vor Gewalt und Verletzungen ihrer Ehre alle ihre Habseligkeiten im Stiche, begab sich, arm und schwanger, mit einem Söhnchen von acht Jahren, Namens Guiffredi, an Bord eines Schiffchens, und entfloh nach Lipari, woselbst sie noch einen Sohn gebar, den sie Scacciato (den Verjagten) nannte; worauf sie eine Amme nahm, und mit ihnen allen wieder ein kleines Fahrzeug bestieg, in der Absicht sich zu ihren Verwandten nach Neapel zu begeben. Allein es fiel anders aus als sie dachte, denn das Schiffchen, das nach Neapel gehen sollte, ward durch widrige Winde an das Ufer der Insel Ponzo getrieben, wo sie in eine kleine Bucht einliefen und einen günstigen Wind abwarteten, um ihre Reise fortzusetzen. Madonna Beritola, die nebst den Uebrigen an's Land ging, fand daselbst einen entlegenen und einsamen Ort, wohin sie sich oft ganz allein begab, um ihren Arrighetto zu beweinen. Indem sie diese Gewohnheit jeden Tag beobachtete, traf es sich einst, daß während ihrer traurigen Wanderungen eine Raubgaleere sich so schnell näherte, daß sie fast ohne von den Seeleuten der Madonna bemerkt zu werden, dieselben überfiel, und sich ihrer ohne Schwertschlag bemächtigte und davon fuhr. Wie Madonna Beritola ihre tägliche Klage verrichtet hatte, und nach dem Ufer zurückkehrte, um ihre Kinder wieder zu umarmen, fand sie daselbst keinen einzigen Menschen mehr. Zuerst verwunderte sie sich darüber,

bald aber fing sie an zu ahnen, was vorgefallen war, schaute hinaus in die See und sah die Galeere, die noch nicht weit entfernt war, und das kleine Fahrzeug im Schlepptau hatte. Sie sah sich nunmehr ohne Gemahl und ohne Kinder einsam, verlassen und elend, und ohne einen Schein von Hoffnung, sie jemals wieder zu finden, und nun sang sie, indem sie vergeblich ihren Namen ausrief, ohnmächtig am Gestade nieder. Da war Niemand, der mit erquickendem Wasser, oder mit tröstenden Reden ihre abgespannten Kräfte wieder gestärkt hätte, sondern ihre Lebensgeister hatten Zeit, abwesend zu bleiben, so lange sie wollten. Wie jedoch endlich in ihrem erschöpften Körper die entflohenen Kräfte sich wieder einstellten, und mit ihnen die Thränen und Klagen, da begann sie wieder, ihre Kinder ohne Aufhören zu rufen, und jede Höhle zu durchwandern, um sie aufzusuchen; doch wie sie fand, daß alle ihre Mühe vergeblich war, und daß die Nacht anbrach, indem sie noch immer Hoffnungen nährte, und selbst nicht wußte warum, so fing sie endlich an auf ihre Selbsterhaltung bedacht zu sein. Sie entfernte sich demnach vom Ufer, und nahm ihre Zuflucht zu der Höhle, wo sie sonst gewohnt war, zu klagen und zu weinen. Nachdem sie die Nacht voll unbeschreiblicher Schmerzen und nicht ohne Furcht zugebracht hatte, nachdem der neue Tag angebrochen, und schon die dritte mühselige Stunde überstanden war, fühlte sie, die am vorigen Tage kein Abendmahl erquickt hatte, sich vom Hunger gezwungen, das Kraut der Erde zu essen, und wie sie sich kümmerlich gesättigt hatte, überließ sie sich thränenvoll dem Nachdenken über ihre künftige Lebensweise. Indem sie so in Gedanken vertieft saß, ward sie ein Reh gewahr, welches vorüber in eine benachbarte Höhle lief, und bald wieder herauskam, um seinen Weg in das Gebüsch zu nehmen. Sie stand auf und ging in die Höhle, aus welcher das Reh geschlüpft war, und fand daselbst zwei junge Rehzwillinge, die vielleicht erst an demselben Tage geworfen waren, und die ihr die lieblichsten und niedlichsten Geschöpfchen zu sein schienen. In ihrer eigenen Brust war die Milch noch nicht versiegt, sie nahm demnach diese Thierchen und legte sie zärtlich an ihren Busen; auch ließen diese sich die Pflege willig gefallen, und sogen an ihr wie an ihrer Mutter, machten auch in der Folge zwischen den beiden gar keinen Unterschied. Da sie nun an diesem wüsten Orte gewissermaßen

eine Gesellschaft gefunden zu haben glaubte (denn auch die Rehmutter ward bald eben so vertraut mit ihr, wie ihre Jungen), so gewöhnte sie sich an den Gedanken, dort zu leben und zu sterben; indem sie sich von Kräutern nährte und Wasser dazu trank, und Thränen vergoß, so oft sie sich an ihren Gemahl und ihre Kinder, und an ihr voriges Leben erinnerte.

Indem nun die edle Dame sich hier allmählich in eine Wilde verwandelte, trug es sich nach einigen Monaten zu, daß ein Boot von Pisani eben so zufälliger Weise an derselben Stelle landete, wo sie zuerst das Ufer betreten, und sich eine geraume Zeit aufgehalten hatte. An Bord desselben befand sich ein Edelmann, namens Currado Malespina, mit seiner Gemahlin, einer tugendhaften und christlichen Frau. Sie hatten eben beide eine Wallfahrt nach allen heiligen Örtern der Provinz Puglia zurückgelegt, und waren jetzt auf der Heimreise begriffen. Dieser Edelmann hatte eines Tages, um sich die Langeweile zu vertreiben, mit seiner Gemahlin und einigen seiner Leute mit Jagdhunden auf der Insel umhergestreift, und nicht weit von dem Aufenthalt der Madonna Beritola waren die Hunde den beiden Rehzwillingen auf die Spur gekommen, die nun schon etwas herangewachsen waren, und sich im Revier äßten, und wie sie von den Hunden aufgejagt wurden, sich schleunigst nach der Höhle zu Madonna Beritola retteten. Wie diese sie gewahr ward, sprang sie alsobald auf, ergriff einen Stecken, womit sie die Hunde abhielt, und wie Currado mit seiner Frau, welche den Hunden folgten, dazu kamen, und ihre magere, von der Sonne verbrannte Figur mit verwirrtem Haar erblickten, erstaunten sie nicht wenig darüber, und Madonna Beritola verwunderte sich nicht minder über die Fremden. Wie nun Currado auf ihre Bitte seine Hunde abgerufen hatte, brachte er es nach vielem Zureden zuwege, daß sie ihm sagte, wer sie wäre, und wie es zuginge, daß sie sich dort befände. Sie gab ihm also Nachricht von allen ihren Umständen, von dem Unglück, welches sie dort betroffen, und von dem raschen Vorsatz, den sie gefaßt hätte. Wie dieses Currado hörte, welcher den Arrighetto Capace sehr genau gekannt hatte, vergoß er Thränen des Mitleids, und bot alle seine Beredsamkeit auf, sie von ihrem verzweifelten Entschlusse abzubringen, indem er sich erbot, sie zurück zu ihren Verwandten zu führen, oder sie bei sich, wie eine leibliche Schwester in

Ehren zu halten, bis ihr Gott einst glücklichere Tage schenkte. Da seine eigenen Bitten nicht vermögend waren, die Dame zu bewegen, so ließ Currado seine Gemahlin bei ihr, und trug ihr auf, etwas Speise bringen zu lassen, und sie einigermaßen mit Kleidern zu versehen (denn die ihrigen waren ganz zerrissen), und alles Mögliche anzuwenden, um sie zu bewegen, mit ihr zu gehen. Die Dame, so bald sie mit Madonna Beritola allein war, fing zuerst an, ihr Unglück herzlich zu beklagen; zunächst bewog sie sie, nicht ohne viele Mühe, die Kleider, welche sie ihr bringen ließ, anzulegen, und etwas weniges zu genießen; doch endlich gelang es ihr nach vielen Bitten, sie zu bewegen, mit ihr nach Lunigiana zu gehen (denn sie erklärte, daß sie durchaus nirgends hingehen wolle, wo man sie kenne) und die Rehziege mit ihren beiden Jungen mitzunehmen; denn auch diese war in der Zwischenzeit zurückgekommen, und hatte der Donna Beritola, zur nicht geringen Verwunderung der edlen Neapolitanerin, die größten Liebkosungen bewiesen.

Wie nun der Wind günstig ward, bestiegen Donna Beritola samt Currado und seiner Gemahlin das Schiff, und nahmen die Rehziege und ihre Jungen mit, nach welchen Donna Beritola, um ihren wahren Namen geheim zu halten, sich Madonna Cavriuola nennen ließ. Ein günstiges Lüftchen brachte sie bald nach der Mündung der Magra, wo sie an's Land stiegen, und sich nach dem Schlosse des Currado begaben. Hier lebte Madonna Beritola in Witwenkleidern, als eine Gesellschaftsdame der Gemahlin des Currado, in einem ehrbaren, demütigen und unterwürfigen Zustande, und sorgte immer liebreich für ihre Rehzwillinge.

Die Räuber, welche zu Ponzo das Schiff weggenommen hatten, auf welchem Madonna Beritola gekommen war, ließen sie zurück, weil sie sie nicht gesehen hatten und gingen mit den übrigen Gefangenen nach Genua, wo die Eigentümer der Galeere die Beute teilten, und durch das Los ward die Amme der Beritola nebst den beiden Knaben einem Messer Gasparin d'Oria zu teil. Dieser nahm sie und die Kinder in sein Haus, um sie als Leibeigene zu allerlei Diensten zu gebrauchen. Die Amme war untröstlich über die Trennung von ihrer Frau, und vergoß zugleich bittere Thränen über die unglückselige Lage, in welcher sie und die Kinder sich befanden. Wie sie aber

gedachte, daß sie mit Thränen nichts ausrichtete, und daß sie mit ihnen in allerlei Dienstbarkeit lebte, so faßte sie als ein zwar armes, aber kluges und vorsichtiges Weib für's Erste den Entschluß, sich zu trösten, so gut sie konnte, und zweitens überlegte sie, nachdem sie sich erkundigt hatte, was aus den Kindern geworden wäre, daß es gefährlich und schädlich für sie werden könnte, wenn man erführe, wer sie wären. Und da sie überdies hoffte, daß sie vielleicht irgend einmal das Glück wenden, und die Kinder, wenn sie so lange lebten, wieder in ihren vorigen Zustand erheben könnte, so war sie Willens, Niemand eher ihren Stand zu entdecken, bis sie eine solche günstige Gelegenheit fände. Sie gab sie demnach bei Jedermann für ihre eigenen Kinder aus, und nannte den ältesten Knaben nicht Giuffredi, sondern Giannotto di Procida. Den Namen des Kleinsten zu ändern hielt sie nicht für notwendig, hingegen sparte sie keine Mühe, dem Guiffredi begreiflich zu machen, warum sie ihm einen andern Namen gegeben habe, und wie gefährlich es für ihn werden könne, wenn er erkannt würde; sie erinnerte ihn auch daran nicht einmal, sondern oftmals. Der Knabe, dem es nich an Witz fehlte, richtete sich auch fleißig nach der Vorschrift seiner Amme. Beide Brüder lebten demnach nebst ihrer Amme manches Jahr geduldig in dem Hause des Messer' Gasparin, schlecht bekleidet und noch schlechter beschuht, und mußten sich zu allerlei niedrigsten Diensten gebrauchen lassen. Wie aber Giannotto das sechzehnte Jahr erreicht hatte und mehr Stolz besaß, als mit seinem dienstbaren Zustande bestehen konnte, verschmähte er die niedrige Knechtschaft, entsprang aus dem Dienste des Messer' Gasparin, ging auf eine Galeere, die nach Alexandria segelte und durchreiste viele Länder, ohne jedoch irgendwo sein Fortkommen zu finden. Endlich, ungefähr vier Jahre, nachdem er von Messer' Gasparino entflohen und nunmehr ein feiner, großer Jüngling geworden war, hörte er, daß sein Vater, den er immer für tot gehalten hatte, noch lebte, daß ihn aber der König Karl gefangen hielte. Da er nun lange fast verzweifelnd wie ein Ball des Glücks herumgeirrt hatte, kam er nach Lunigiana, und der Zufall wollte, daß er bei Currado Malespina in Dienste trat, welchem er sehr treulich diente, und dessen Wohlwollen er dadurch erwarb. Obwohl er nun nicht selten seine Mutter, die bei der Gemahlin des Currado war, zu sehen bekam.

so kannte er sie doch nicht, und sie ihn auch nicht, weil die Jahre sie beide, seitdem sie sich zuletzt gesehen, außerordentlich verändert hatten.

Während der Zeit, daß Giannotto bei Messer' Currado in Diensten war, traf es sich, daß eine Tochter desselben, namens Spina, die Witwe eines Niccolo da Grignano wieder nach ihres Vaters Hause kam, und als ein schönes, junges und munteres Weibchen von sechzehn Jahren, ihre Augen auf Giannotto warf, und er wiederum auf sie, so daß sie Beide sich inbrünstigst in einander verliebten. Diese Liebe blieb nicht lange unbefriedigt und währte verschiedene Monate, ohne daß sie von fremden Augen bemerkt ward. Dadurch aber wurden die Liebenden zu sicher und fingen an, ihre Maßregeln weniger vorsichtig zu nehmen, als bei solchen Gelegenheiten nötig war. Wie sie demnach eines Tages zusammen in einem schattigen Gebüsche lustwandelten, trennten sie sich von der übrigen Gesellschaft, und eilten in die dichtesten Schatten, und wie sie glaubten, die Andern weit genug hinter sich zurückgelassen zu haben, ließen sie sich auf einen anmutigen, mit Blumen bedeckten und von dichten Zweigen überschatteten Rasen nieder, und überließen sich den sanften Entzückungen der Liebe. Da sie sich aber eine lange Zeit (die ihnen für ihr Vergnügen nur gar zu kurz schien) zusammen aufhielten, so wurden sie zuerst von der Mutter und gleich darauf von Currado selbst überrascht. Äußerst aufgebracht über den vermuteten Anblick, ließ dieser sie Beide (ohne sich merken zu lassen, in welcher Absicht) durch drei seiner Bedienten binden und nach einem seiner Schlösser bringen; denn knirschend vor Zorn und Wut war er Willens, sie Beide eines schmählichen Todes sterben zu lassen. Die Mutter der jungen Dame, die zwar ebenfalls über ihre Tochter sehr entrüstet war, und glaubte, daß ihr Vergehen eine schwere Züchtigung verdiente, hatte inzwischen aus einigen Worten, die ihrem Gemahl entfallen waren, seine blutdürstigen Absichten mit den beiden Schuldigen geahnt, daher sie ihm nacheilte, und ihn flehentlich bat, ihr zu Liebe nicht so rasch den Vorsatz zu fassen, in seinem Alter der Mörder seiner Tochter zu werden und seine Hände mit dem Blute seines Knechtes zu besudeln; indem er ja andere Mittel finden könnte, seine Rache auszuüben, wenn er sie in ein Gefängnis setzen,

und sie daselbst dulden und ihr Verbrechen abbüßen ließe. Mit dergleichen und anderen Reden brachte ihn die fromme Frau dahin, daß er seinen Entschluß änderte, und anstatt sie umbringen zu lassen, Befehl gab, sie beide an verschiedenen Orten einzukerkern, sie unter strenger Aufsicht zu halten, ihnen sparsame Nahrung zu geben und schwere Buße aufzulegen, bis er anders über sie verhängen würde. Dieses geschah und man kann sich vorstellen, wie ihnen im Gefängnis zu Mute ward, wo beständige Thränen ihr Los waren, und wo sie mehr fasten mußten, als ihnen lieb war.

Indes nun Giannotto und die Spina unter diesen Drangsalen seufzten, und schon ein Jahr so zugebracht hatten, ohne daß Currado sich ihrer erinnerte, begab es sich, daß der König Don Pedro von Aragonien, durch die Mitwirkung des Herrn Gian di Procida die Sizilianer zum Aufstand bewegte und die Insel dem Könige Karl wegnahm, welches dem Currado, als einem echten Ghibelliner große Freude verursachte. Wie dieses dem Giannotto durch einen seiner Aufseher hinterbracht ward, rief er mit einem Seufzer: „Weh mir! nun sind es schon vierzehn Jahre, daß ich mich in der Welt im Elende herumgeschleppt, und nur auf einen solchen Umstand gewartet habe; und jetzt, da er wirklich eingetreten ist, muß ich, damit mir ja keine hoffnungsvolle Aussicht übrig bleibe, hier im Gefängnis sitzen, aus welchem ich nie hoffen darf, lebendig heraus zu kommen."

„Wie so? (fragte der Kerkermeister) was geht es Dich an, was zwischen großen Königen vorgeht und was hattest Du denn in Sizilien zu thun?"

Giannotto antwortete: Es zerreißt mir das Herz, wenn ich bedenke, was einst mein Vater daselbst zu thun hatte, von welchem ich mich noch wohl erinnere, daß er zu den Zeiten des König Manfredi ein angesehener Mann war, obwohl ich nur noch ein kleiner Knabe war, wie ich entfliehen mußte."

„Wer war denn Dein Vater?" fragte der Kerkermeister.

„Ich darf jetzt getrost seinen Namen nennen (antwortete Giannotto), da die Gefahr nunmehr vorüber ist, die ich sonst befürchten mußte, wenn ich ihn entdeckt hätte. Er nannte sich (und nennt sich noch, wofern er noch lebt) Arrighetto Capace, und ich heiße nicht Giannotto, sondern Giuffredi ist mein Name

und ich bin versichert, wenn ich aus diesem Orte entkommen und mich in Sizilien zeigen könnte, daß ich dort zu großem Ansehen gelangen würde."

Der gute Mann fragte nicht weiter, sondern begab sich, so schnell er konnte, zu Currado, dem er alles erzählte. Wie Currado es vernahm, ließ er sich zwar gegen den Kerkermeister nicht merken, daß er sich darum bekümmerte; ging aber den Augenblick zu Madonna Beritola, und fragte sie im Vertrauen, ob sie von Arrighetto einen Sohn gehabt hätte, welcher Giuffredi hieße. Weinend gab sie ihm zur Antwort: wenn der älteste von ihren beiden Söhnen noch am Leben sei, so müsse er so heißen und zwei und zwanzig Jahre alt sein.

Wie dies Currado hörte, zweifelte er nicht, daß Giannotto dieser Giuffredi sein müßte, und es fiel ihm gleich ein, daß er in diesem Falle ihm eine große Wohlthat erzeigen, und zu gleicher Zeit seine eigene und seiner Tochter Schande auslöschen könnte, wenn er sie ihm zur Gemahlin gebe. Er ließ deswegen den Giannotto insgeheim zu sich kommen, fragte ihn nach allen Umständen seines bisherigen Lebens, und wie er in demselben die untrüglichsten Beweise fand, daß er wirklich Giuffredi, der Sohn des Arrighetta Capace war, sprach er zu ihm: „Giannotto, Du weist, wie groß die Beleidigung ist, welche Du mir in der Person meiner leiblichen Tochter zugefügt hast; da ich Dir doch so gut und so freundlich begegnete, weswegen Du, wie es einem treuen Diener ziemt, meine Ehre stets hättest beschützen und fördern sollen. Mancher andere an meiner Stelle, an welchem Du so gehandelt hättest, wie an mir, hätte Dich vielleicht eines schmählichen Todes sterben lassen, welches mir meine Langmut nicht erlaubte. Jetzt aber, da die Sachen so stehen, wie Du mir sagst, daß Du der Sohn eines Edelmanns und einer adeligen Mutter bist, will ich Deinem Kummer ein Ende machen, wofern es Dein eigener Wunsch ist; ich will Dich aus dem Elend und der Gefangenschaft befreien, und zu gleicher Zeit Deine und meine Ehre auf eine geziemende Weise wieder herstellen. Du weißt, die Spina, welche Du (wiewohl auf eine für Dich und sie ungeziemende Art) zur Liebe bewogen hat, ist Witwe; ihre Aussteuer ist ansehnlich; wer ihre Eltern sind, und wie sie erzogen ist, das weißt Du; von Deiner jetzigen Lage will ich nicht reden. Wenn Du es nun zufrieden bist,

so bin ich entschlossen, sie, die Du auf eine unerlaubte Art geliebt hast, Dir auf eine gesetzmäßige Weise zum Weibe zu geben, und Du kannst mit ihr wie mein Sohn künftig bei mir wohnen, wenn es Dir gefällt."

Die lange Gefangenschaft hatte zwar die Leibeskräfte des Giannotto geschwächt; allein der edelmütige Geist, den er von seinen Eltern geerbt hatte, war dadurch nicht im geringsten niedergebeugt worden, so wenig als seine aufrichtige Liebe zu seiner Gebieterin; und so sehnlich er sich auch dasjenige wünschte, was Currado ihm antrug, so unterdrückte er dennoch nicht ein Wort von demjenigen, was sein gerechter Stolz ihm in den Mund legte, und gab ihm zur Antwort: „Currado! weder Ehrgeiz, noch Gierigkeit, oder irgend eine andere Rücksicht, konnte mich je bewegen, gegen Dein Leben, oder gegen irgend etwas, das Dein ist, einen unredlichen Anschlag zu machen. Ich habe Deine Tochter geliebt, ich liebe sie noch, und werde sie ewig lieben, weil ich sie meiner Liebe würdig halte, und wenn ich an ihr, nach den Begriffen gewöhnlicher Menschen, weniger als ehrenvoll gehandelt habe, so beging ich einen Fehler, welcher der Jugend anklebt, und welcher sich nicht ausrotten läßt, so lange man nicht die Jugend selbst mit ausrotten kann; und der auch so schwer nicht scheinen würde, wie Du und Andere ihn ansehen, wenn ihr Alten Euch erinnern wolltet, daß Ihr auch einst jung gewesen seid, und wolltet Eure Fehler gegen die unsrigen, und diese wieder gegen jene, mit Billigkeit abwägen; auch habe ich aus Liebe gefehlt, und nicht aus feindseliger Absicht. Was Du mir jetzt anbietest das war immer das Ziel meiner Wünsche, und hätte ich mir einbilden können, daß es mir würde gewährt werden, so hätte ich es längst gesucht; je geringer demnach jetzt meine Hoffnung ist, um desto werter wird mir jetzt die Erreichung meiner Wünsche sein. Ist es Dir aber nicht völliger Ernst mit Deiner Anerbietung, so halte mich nicht hin mit eitlen Hoffnungen; sende mich zurück ins Gefängnis, wenn es Dir gefällt, und überlaß mich meiner Qual; ich werde dennoch, so lange ich die Spina liebe, auch Dich als ihren Vater lieben und ehren. Du magst gegen mich handeln, wie Du willst."

Wie Currado ihn so reden hörte, verwunderte er sich, und hielt ihn für einen Mann von eben so hohem Sinn, als feurigen

Leidenschaften, und schätzte ihn deswegen um desto höher. Er stand auf, umarmte und küßte ihn, und um die Sache nicht länger zu verzögern, ließ er in der Stille die Spina gleichfalls zu sich kommen. Sie war in der Gefangenschaft bleich, mager, und fast ganz ein andres Frauenzimmer geworden, so wie auch Giannotto sich in einen anderen Mann schien verwandelt zu haben; und in diesem Zustande hielten sie beiderseits in Gegenwart des Currado mit dem besten Willen ihr Verlöbnis nach herkömmlicher Sitte.

Nachdem Currado einige Tage lang, ohne daß Jemand wußte, was vorgegangen war, ihnen Beides alles verschafft hatte, was ihnen nötig und angenehm war, schien es ihm Zeit zu sein, auch ihre Mütter zu erfreuen; daher er seine Gemahlin und die Donna Cavriuola rufen ließ, und zu der Letzteren sprach: „Was würdet Ihr wohl sagen, Madonna, wenn ich Euch Euren ältesten Sohn wiederschaffte, und ihn Euch als den Gemahl einer meiner Töchter vorstellte?"

„Ich würde, (sprach die Cavriuola) Euch gestehen müssen, daß, wenn ich Euch noch mehr verbunden werden könnte, als ich schon bin, meine Verbindlichkeit gegen Euch um desto größer sein würde, wenn Ihr mir Dasjenige wiedergäbet, was mir viel teurer ist, wie mein eigenes Selbst, und wenn Ihr es mir noch dazu auf eine solche Weise wiedergäbet, wie Ihr sagt, so würdet Ihr alle meine verlorenen Hoffnungen wieder lebendig machen."

Hier unterbrachen die Thränen ihre Rede, und Currado sagte nun zu seiner Gemahlin: „Was meinst denn Du, Frau, von einem solchen Schwiegersohn?"

„Nicht nur ein Edelmann (antwortete sie,) sondern selbst ein Bettler würde mir willkommen sein, sobald er Dir gefiele."

„Wohlan (sprach Currado), ich hoffe Euch bald beide zu glücklichen Müttern zu machen."

Er begab sich darauf zu dem jungen Paar, welches bereits seine vorige Gestalt wieder erlangt hatte und standesmäßig gekleidet war: „Würde es (fragte er den Giuffredi) die Freude, welche Dir geworden ist, nicht noch erhöhen, wenn Du Deine Mutter hier fändest?"

„Ich darf nicht hoffen (antwortete Giuffredi) daß sie den Schmerz über ihre vielen schweren Leiden so lange hat ertragen

können, sonst würde es mir allerdings große Freude verursachen, zumal, da ich durch ihren guten Rat vielleicht einen Teil meiner Güter in Sizilien wieder erlangen würde."

Darauf ließ Currado die beiden Damen hereinkommen, sie überhäuften beide die junge Braut mit ihren Liebkosungen, und konnten nicht begreifen, durch welche Eingebung Currado bewogen worden, sie mit dem Giannotto zu verbinden. Allein Madonna Beritola, die sich an die Worte des Currado erinnerte, fing an, ihn zu betrachten, und ein geheimer Trieb half ihr bald in seinem Gesicht die Jugendzüge ihres Sohnes aufzufinden, worauf sie, ohne nach andern Beweisen zu fragen, ihn mit offenen Armen umfing. Das Uebermaß mütterlicher Zärtlichkeit und Freude erlaubte ihr nicht ein Wort vorzubringen, sondern jedes Empfindungsvermögen verließ sie, und sie sank wie leblos in die Arme ihres Sohnes. Dieser wunderte sich zwar sehr, indem er sich erinnerte, sie oft vorher in diesem Schlosse gesehen zu haben, daß er sie nie erkannt hatte; doch überzeugte ihn bald der verwandte Duft des mütterlichen Busens, und indes er sich innerlich Vorwürfe wegen seiner vergangenen Unachtsamkeit machte, schloß er sie mit Thränen und zärtlichen Küssen in seine Arme.

Wie Madonna Beritola durch den freundschaftlichen Beistand der Gemahlin des Currado und ihrer neuen Schwiegertochter wieder zur Besinnung kam, umarmte sie von neuem ihren Sohn, mit Vergießung vieler Thränen, und küßte ihn tausendmal unter den zärtlichsten Ergießungen ihrer mütterlichen Liebe. Wie nun diese frommen und fröhlichen Umarmungen, nicht ohne viel Freude und Teilnehmung der Umstehenden, drei bis viermal waren erneuert worden, und ein jeder dem andern seine Begebenheiten erzählt hatte, sagte Giuffredi zum Currado, welcher die neue Verbindung bereits allen seinen Freunden verkündigt, und ihre Glückwünsche empfangen hatte, und Anstalten zu einem frohen und herrlichen Feste machte: „Currado, Ihr habt mir nun auf mancherlei Weise Freude gemacht, und habt auch meiner Mutter lange Zeit viel Liebe und Ehre erwiesen; damit nun nichts fehlen möge, das Ihr noch uns zu Gefallen thun könnt, so bitte ich Euch, meine Mutter und mich an meinem Hochzeitsfeste mit der Gegenwart meines Bruders zu erfreuen, der als Diener in dem Hause des Herrn Gasparin d'Oria lebt.

welcher ihn und mich (wie ich Euch schon erzählt habe) auf der See wegnahm. Auch bitte ich Euch, Jemand nach Sizilien zu schicken, um genaue Nachricht einzuziehen, wie es dort im Lande steht und nachzuforschen, was aus meinem Vater geworden, ob er lebendig oder tot ist, und wenn er noch lebt, in welchem Zustande er sich befindet; und uns von allem umständliche Nachricht zu bringen."

Currado billigte Giuffredi's Begehren, und schickte unverzüglich verständige Boten nach Genua und Sizilien. Derjenige, welcher nach Genua ging, bat den Herrn Gasparino in Currado's Namen inständig, den Scacciato und seine Amme zu ihm zu schicken, und erzählte ihm alles, was Currado an Giuffredi und an dessen Mutter gethan hätte. Gasparino verwunderte sich sehr darüber, und sagte: „Ich würde gewiß Currado zu Gefallen alles thun, was ich könnte, und ich habe wirklich schon seit vierzehn Jahren den jungen Menschen, den Du nennst, samt seiner Mutter im Hause, und will sie ihm gerne hinschicken, allein sagt ihm von mir, er solle den Fabeln des Giannotto, der sich jetzt Giuffredi nennen läßt, nur nicht zu viel Glauben beimessen, denn der Bursch ist schlimmer, als er sich vorstellt."

Hierauf ließ er den Boten bewirten, und ließ in der Stille die Amme zu sich fordern, und befragte sie mit vieler Genauigkeit über alle diese Dinge. Da sie schon von dem Aufstande in Sizilien gehört hatte, und daß Arrighetto noch lebte, so entschlug sie sich aller ihrer bisherigen Besorgnisse, erzählte ihm alles, und zeigte ihm die Ursachen an, warum sie solche Maßregeln beobachtet hätte.

Wie Gasparino fand, daß die Erzählung der Amme in jedem Umstande mit den Worten des Boten übereinstimmte, fing er an, ihnen Glauben beizumessen, und wie er, als ein schlauer Mann, noch überdies auf diese und jene Art sich des Dinges erkundigt hatte, und immer neue überzeugende Beweise fand, so schämte er sich der niedrigen Begegnung, die er dem Jünglinge hatte widerfahren lassen, und da er eine liebenswürdige Tochter von elf Jahren hatte, und wohl wußte, wer Arrighetto gewesen war, so gab er diese mit einer reichen Aussteuer dem jungen Manne zur Gemahlin, und nachdem er ihnen eine große Hochzeit gemacht hatte, ging er selbst mit dem Braut-

paar, samt der Amme und dem Boten des Currado am Bord einer wohlbewaffneten Halbgaleere nach Lerici, wo er von Currado empfangen ward, und sich mit seiner Gesellschaft nach einem Schlosse desselben begab, woselbst das Hochzeitsmahl bereitet war.

Wie sehr die Mutter sich freute, ihren zweiten Sohn wieder zu sehen, wie groß die Freude der Brüder war, sich wieder zu umarmen, wie sie alle drei die getreue Amme liebkosten, mit welcher Liebe Gasparino und seine Tochter empfangen wurden, wie endlich ein Jeder sich mit Currado und seiner Frau, mit ihren Kindern, und mit allen Freunden erfreute, das läßt sich mit Worten nicht ausdrücken, und ich muß es Euch überlassen, es ihnen nachzuempfinden.

Damit die Freude vollständig würde, so gefiel es unserm Herrn Gott, welcher der reichste Geber ist, wenn er einmal anfängt zu schenken, daß auch von dem Leben und Wohlbefinden des Arrighetto Capace fröhliche Nachricht gebracht ward. Denn indem sich die zahlreiche Gesellschaft der Herren und Damen zur festlichen Tafel niedergelassen hatte und noch bei dem ersten Gerichte war, kam der Bote zurück, welcher nach Sizilien war gesandt worden, und erzählte unter andern Dingen von Arrighetto; weil dieser im Gefängnis gewesen sei, wie der Aufstand gegen den König Karl ausgebrochen, so habe das Volk das Gefängnis gestürmt, die Wachen niedergemacht, den Arrighetto herausgeführt, und ihn als einen geschworenen Feind des Königs Karl zum Oberhaupte gewählt, unter dessen Anführung sie alle Franzosen erschlagen oder davon gejagt hätten; wodurch er sich bei dem Könige Dom Pedro dergestalt in Gunst gesetzt, daß ihm dieser alle seine Güter und Ehrenstellen wiedergegeben habe, so daß er sich jetzt in hohen Ehren und großem Wohlstande befinde. Er setzte hinzu, Arrighetto habe ihn sehr ehrenvoll aufgenommen, und sich über die Nachrichten von seiner Gemahlin und seinem Sohne unbeschreiblich gefreut, von welchen er seit seiner Gefangenschaft nie das geringste gehört habe. Ueberdies habe er auch eine Jacht mit einigen Edelleuten nach ihnen geschickt, welche ihm auf dem Fuße nachfolgten.

Der Bote ward mit vielen Freuden empfangen und angehört, und Currado eilte mit einigen seiner Freunde den Kavalieren entgegen, welche nach Madonna Veritola und

Guiffredi gesandt waren; er empfing sie freundlich und führte sie herein zur Tafel, die noch nicht halb vorüber war. Hier wurden sie von der Dame und ihrem Sohne und von allen Uebrigen mit einer Freude begrüßt, die nie ihres Gleichen hatte, und ehe sie sich zu Tische setzten, überbrachten sie von seiten des Arrighetto dem Currado und seiner Gemahlin Grüße und Danksagungen in den verbindlichsten Ausdrücken für die Ehre, welche sie seiner Gemahlin, seinem Sohne und ihm selbst erwiesen, und erboten ihnen seine besten und willigsten Dienste. Darauf wandten sie sich auch an Herrn Gasparino und versicherten ihm, sobald Arrighetto die unvermutete Güte erführe, die er seinem Sohne Scacciatto erzeigt hätte, würde er ihm gleichfalls ähnliche und noch größere Danksagungen abstatten.

Hierauf setzten sie sich fröhlich mit den jungen Brautleuten zum hochzeitlichen Mahle nieder, und nicht nur dieser Tag, sondern noch folgende wurden mit Festen zugebracht, welche Currado seinem Schwiegersohn und seinen Freunden gab.

Nach Endigung der Feierlichkeiten schickten sich Madonna Beritola und Guiffredi mit ihrem Gefolge zur Abreise an; sie trennten sich mit Thränen von Currado und seiner Gemahlin, und von Gasparino, und bestiegen nebst der Spina und dem anderen jungen Paar ihre Jacht, und da sie mit gutem Winde absegelten, so kamen sie bald nach Sizilien, wo sie insgesamt von Arrighetto mit unbeschreiblicher Freude in Palermo empfangen wurden, und dort sollen sie lange und glücklich, und wegen ihrer Dankbarkeit für die empfangenen Wohlthaten als Freunde des lieben Herrn Gottes gelebt haben.

Siebzehnte Erzählung.

Es ist nun schon eine lange Zeit her, wie einmal in Babylon ein Sultan herrschte, Namens Beminadas, welchem zu seiner Zeit manches Ding nach Wunsch gelang. Dieser hatte eine Menge Söhne und Töchter, und unter andern auch eine Tochter Namens Alathiel, die nach dem Zeugnis aller, die sie gesehen hatten, in ihren Tagen das schönste Frauenzimmer in der

Welt war; und weil in einer großen Schlacht, die er einst an einem großen Heer Araber gethan hatte, welches ihm über den Hals gekommen war, der König von Al-Garve ihm sehr beistand, so hatte er sie diesem auf seine besondere Bitte zur Gemahlin versprochen, und er ließ sie demnach mit einem stattlichen Gefolge von Weibern und Männern, und mit vielen reichen und köstlichen Geräte versehen, ein wohlausgerüstetes und wohlbewaffnetes Schiff besteigen, und empfahl sie Gott, indem er sie zu ihrem Gemahl hinsandte. Mit dem ersten günstigen Winde zogen die Schiffsleute die Segel auf, und gingen aus dem Hafen von Alexsandria in See, fuhren auch einige Tage mit gutem Wetter, und waren schon an Sardinien vorbeigesegelt, so daß sie glaubten, dem Ziele ihrer Reise bald sehr nahe zu kommen, als plötzlich an einem Tage verschiedene Windsbräute aufsprangen, welche mit solchem unglaublichen Ungestüm das Schiff hin und her warfen, daß die Dame, und selbst die Seeleute, mehr als einmal fürchteten, zu Grunde gehen. Sie arbeiteten jedoch, als gute Seefahrer, mit Kunst und Kraft zwei Tage lang den wütenden Wogen entgegen, und wie seit dem Anfange des Sturmes schon die dritte Nacht anbrach, und das Ungewitter noch nicht nachließ, sondern vielmehr immer heftiger ward, und sie weder wußten, noch durch Beobachtungen oder Rechnung ausfindig machen konnten, wo sie waren, weil die Wolken und die Nacht den Himmel in die tiefe Finsternis begruben, stieß plötzlich ihr Schiff auf den Grund, indem sie kaum Mallorca konnten erreicht haben. Da sie nun kein Mittel sahen, das Schiff zu retten, und ein Jeder nur suchte, sein eigenes Leben davon zu bringen, setzten sie das Boot aus; die Schiffer, welche sich diesem lieber als dem lecken Schiffe anvertrauen wollten, sprangen zuerst hinein, und ihnen folgten in der größten Eile die übrigen Schiffsleute einer nach dem andern, bis auf den letzten Mann, obwohl die ersten, die sich eingeschifft hatten, sich mit den Säbeln und Messern abzuhalten suchten, und eilten solchergestalt dem Tode in den Rachen, indem sie ihm zu entgehen suchten; denn weil das Boot bei so schwerem Wetter nicht so viele Menschen tragen konnte, so schlug es um, und alle ertranken. Das Schiff, welches sehr leck, und fast schon halb voll Wasser war, und auf welchem sich keine Seele mehr befand, außer der Prinzessin und ihren Weibern, die von dem Ungestüm des Meeres und von der Furcht betäubt,

wie leblos umher lagen, ward von den Wellen empor gehoben, und lief an einem Ufer der Insel Mallorca mit solcher Gewalt auf den Strand, daß es einen Steinwurf vom Lande ganz fest im Sande stecken blieb, und so blieb es auch, von Wind und Wellen bekämpft, die ganze Nacht hindurch unbeweglich stehen. Wie der Tag anbrach und der Sturm sich ein wenig legte, richtete die Dame, die fast halb tot war, ihr Haupt auf, und fing an mit schwacher Stimme, bald diesen, bald jenen von ihren Leuten zu rufen; allein sie rief umsonst, denn die Gerufenen waren leider zu weit entfernt. Wie ihr nun niemand antwortete, und niemand kam, richtete sie sich auf, so gut sie konnte, und sah ihre eigenen und die übrigen Frauenzimmer, die mit ihr gekommen waren, auf dem Verdeck liegen; und wie sich nach langen Rufen erst diese, dann eine andere bewegte, fand sie nur wenige, in denen noch einiges Leben war, denn die meisten waren vor Seekrankheit und vor Angst gestorben, worüber sich die Prinzessin noch mehr entsetzte. Weil sie sich aber von den übrigen verlassen befand, und nicht wußte, wo sie war, so zwang sie die Not, diejenigen, in welchen noch einiges Leben zu sein schien, so lange zu rütteln, bis sie sie auf die Beine brachte. Da ihr nun diese auch nicht, zu sagen wußten, wohin die Mannschaft gekommen war, und da sie fand, daß das Schiff ganz voll Wasser auf dem Strande saß, so fing sie an, mit ihren Weibern bitterlich zu weinen. Schon kam die neunte Stunde heran, und noch hatte sich weder nahe am Ufer, noch in der Ferne ein Mensch sehen lassen, von welchem sie sich Mitleid oder Hülfe versprechen konnten. Endlich kam um die neunte Stunde ein Edelmann, Namens Pericon da Visalgo, mit verschiedenen seiner Diener zu Pferde, auf seinem Wege nach Hause, vorbei, welcher das Schiff gewahr ward, und gleich erriet, wie es um dasselbe stände; daher er unverzüglich einem seiner Diener befahl, wo möglich an Bord zu gehen und ihm Nachricht zu bringen, wer sich auf dem Schiffe befände. Dem Diener gelang es mit Mühe, hinauf zu kommen, und er fand die Schöne mit ihren wenigen Gefährtinnen, die sich unter dem Verdeck verborgen hatten. Wie sie ihn sahen, fingen sie an zu weinen, und ihn um Barmherzigkeit zu bitten, und wie sie fanden, daß er ihre Worte nicht verstand, versuchten sie durch Gebärden, ihm ihre Not zu klagen. Der Diener bestrebte sich, nachdem er alles in Augenschein genommen, seinem Herrn

genaue Nachricht zu geben, wie er alles auf dem Schiffe vorgefunden hatte; und wie dieser die Frauenzimmer und die besten Sachen, zu welchen man gelangen konnte, vom Bord hatte holen lassen, begab er sich mit ihnen nach einem seiner Schlosser, wo er ihnen Speisen und Erquickung reichen ließ, und an dem köstlichen Geräte, so wie an der Ehrerbietung, welche die übrigen Frauenzimmer der Alathiel bewiesen, bald bemerkte, daß sie eine vornehme Person sein mußte. So blaß und abgemattet sie auch damals war, von dem Ungemach, daß sie auf der See ausgestanden hatte, so fand Pericone dennoch ihre Gestalt außerordentlich schön, und ward in seinen Gedanken schon mit sich einig, sie zur Gemahlin zu nehmen, wenn sie noch unverheiratet wäre, oder, wenn das nicht anginge, sie zu seiner Geliebten zu machen. Dieser Pericone war ein Mann von wildem Aussehen und starkem Gliederbau; wie er nun die Dame eine Zeit lang auf's beste hatte bedienen lassen, und sie, nachdem ihre Kräfte völlig wieder hergestellt waren, über alle Begriffe schön fand, war es ihm sehr empfindlich, daß er sie weder verstehen, noch sich ihr verständlich machen, und folglich nicht erfahren konnte, wer sie war. Weil er sich aber nichtsdestoweniger ganz von ihrer Schönheit hingerissen fühlte, so gab er sich alle Mühe, sie durch ein gefälliges und liebkosendes Betragen zu bewegen, sich ihm ohne Widerstand zu ergeben; allein es war alles umsonst, und sie versagte ihm durchaus jede Vertraulichkeit, wodurch indessen seine Begierden nur noch mehr erregt wurden. Wie sie dieses bemerkte, und nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen aus manchen Gebräuchen, die sie beobachtet hatte, schloß, daß sie sich unter Christen befände, in einem Lande, wo es ihr nichts helfen würde, wenn sie auch Mittel fände, sich jemand zu entdecken, und wie sie glaubte, daß sie am Ende, es sei aus Zwang oder aus Liebe, dahin würde gebracht werden, den Wünschen des Pericone nachzugeben, so faßte sie den heldenmütigen Entschluß, ihrem harten Schicksal mutig die Stirne zu bieten. Sie empfahl demnach ihren Weibern, deren ihr nur noch drei übrig geblieben waren, keinen Menschen zu offenbaren, wer sie wären, wenn sie nicht etwa an einen Ort kommen sollten, wo sie sich ganz gewiß Hülfe versprechen könnten, um ihre Befreiung zu bewirken. Zugleich empfahl sie ihnen auf's angelegentlichste ihre Keuschheit zu bewahren, und versicherte.

daß sie selbst sich gewiß keinem Menschen, außer ihrem rechtmäßigen Gemahl, überlassen würde. Die guten Weiber lobten ihren Entschluß und versprachen, ihren Befehlen zu folgen, so gut sie könnten.

Pericone, dessen Leidenschaft immer stärker ward, und zwar um desto mehr, da er den Gegenstand derselben täglich vor Augen hatte und ihn immer widerspenstiger fand, entschloß sich, weil er sah, daß er durch Bitten nichts ausrichten konnte, List und Kunst zu versuchen, und wenn auch diese nicht helfen wollten, am Ende Gewalt zu gebrauchen. Wie er nun einst die Bemerkung machte, daß die Dame den Wein liebte, dessen sie nicht gewohnt war, weil ihre Religion den Gebrauch desselben untersagte, so nahm er sich vor, sie durch diesen Diener der Venus zu fangen. Er stellte sich demnach, als ob er nicht mehr nach demjenigen trachtete, was sie ihm so hartnäckig verweigerte, und veranstaltete an einem Abend ein herrliches Gastmahl, bei welchem auch die Dame erschien, und wie es dabei auf mancherlei Art sehr fröhlich herging, befahl er dem Schenken, welcher sie bediente, ihr verschiedene Weine durch einander zu trinken zu geben, welches dieser auch sehr geschickt ausrichtete, und weil sie nichts davon argwöhnte, so nahm sie, durch den Wohlgeschmack angelockt, mehr davon zu sich, als ihrer Sittsamkeit zuträglich war. Sie vergaß darüber alle ihre Trübsale, und wie sie einige Weiber nach mallorcanischer Weise tanzen sah, fing sie auch an, auf alexandrinisch zu tanzen. Wie Pericone dies sah, glaubte er dem Ziele seiner Wünsche näher zu sein; daher er die Abendmahlzeit bis tief in die Nacht verlängerte. Nach aufgehobener Tafel führte er sie in seine Kammer. In dem Rausche ihrer Sinne mochte sie ihn für ihr Kammermädchen halten, so daß sie sich ohne Widerstreben von ihm zu Bette begleiten ließ. Wie sie bald darauf ihren Irrtum erkannte, war es zu spät; ja, einige lose Spötter haben sogar behaupten wollen, sie habe es heimlich bereut, daß sie sich ihm so lange widersetzt hatte; wenigstens ließ sie sich in der Folge von ihm nicht mehr unerbittlich finden.

Allein das Schicksal war noch nicht damit zufrieden, daß es sie aus einer königlichen Braut zum Kebsweibe eines Landjunkers gemacht hatte; sondern indem sie und Pericone sich ihrem Vergnügen überließen, bereitete es ihr auf eine grausame Weise ein anderes Liebesabenteuer. Pericone hatte nämlich einen

Bruder von fünfundzwanzig Jahren, schön und blühend wie eine Rose, Namens Marato, welcher, wie er sie sah, sich nicht nur sterblich in sie verliebte, sondern auch aus ihrem Betragen schloß, daß er ihr nicht gleichgültig wäre, und daß seinen Wünschen nichts im Wege stände, als die Eifersucht, womit Pericone sie bewachte. Er faßte daher einen grausamen Entschluß, der auch augenblicklich zur That reifte. Es befand sich eben zufälliger Weise ein Schiff im Hafen, welches mit Waren nach Chiarenza in Romanien befrachtet war, und zwei jungen Genuesern gehörte, und schon hatten sie die Segel gespannt, um sich des ersten guten Windes zur Abfahrt zu bedienen. Mit diesen Genuesern nahm Marato Abrede, daß sie in der folgenden Nacht ihn und die Dame an Bord nehmen sollten, und wie es Abend ward, ging er mit einigen seiner vertrautesten Kameraden, die er zu seinem Vorhaben angeworben hatte, nach der Wohnung seines Bruders, wo er sich allein in das Haus schlich und sich daselbst versteckte. Wie es schon tief in der Nacht war, ließ er seine Gefährten in das Haus, überfiel seinen Bruder in der Kammer, wo er sich mit Alathiel befand, und erschlug ihn im Schlafe. Alathiel erwachte und rang die Hände; allein man drohte ihr den Tod, wenn sie das geringste Geräusch machte; man bemächtigte sich ihrer und der besten Sachen, die Pericone besessen hatte, und eilte unbemerkt nach dem Ufer, wo Marato sich mit der Dame einschiffte und seine Kameraden entließ. Alathiel bejammerte jetzt bitterlich, sowohl ihr erstes Unglück, als dieses zweite; doch Marato fand solche Mittel, sie zu trösten, daß sie sich bald bei ihm zufrieden gab, und den Pericone vergaß. Aber kaum fing sie an, sich wieder behaglich zu fühlen, wie das Schicksal ihr auch schon wieder neuen Kummer bereitete, als wäre es an dem vergangenen nicht schon genug gewesen. Sie war, wie wir schon oft gesagt haben, außerordentlich schön von Gestalt, und eben so einnehmend in ihren Betragen; daher die beiden jungen Schiffsherren sich dergestalt in sie verliebten, daß sie auf nichts anderes dachten, als wie sie ihr aufwarten und sich ihr gefällig machen wollten; wobei sie sich jedoch sehr in Acht nahmen, daß Marato ihre Absicht nicht merkte. Wie der eine Bruder die Leidenschaft des andern entdeckte, beratschlagten sie sich beide darüber heimlich, und nahmen Abrede, daß sie den Gegenstand ihrer Liebe gemeinschaftlich besitzen wollten; als

wenn die Liebe ein Gut wäre, daß wie Kaufmannsware oder gewonnenes Geld sich teilen ließe. Da sie fanden, daß Marato die Dame sorgfältig bewachte, und dadurch ihre Anschläge vereitelte, und es sich fügte, indem sie einst mit einem frischen Winde sehr schnell segelten, daß Marato hinten über dem Spiegel des Schiffes stand, und in die Wellen hinabschaute, nahmen sie die Gelegenheit wahr, ergriffen ihn beide von hinten, und stürzten ihn in's Meer; und sie waren schon über eine Meile fortgesegelt, ehe jemand gewahr ward, daß er ertrunken war. Wie dieses Alathiel hörte, und fand, daß keine Hoffnung war, ihn zu retten, fing sie von neuem an, sich zu bejammern. Die beiden Brüder eilten sogleich herbei, und gaben sich alle Mühe, sie, die nicht so sehr den Verlust des Marato, als ihr eigenes Unglück beweinte, mit süßen Worten und mit großen Verheißungen (wovon sie jedoch wenig verstand) zu trösten. Nach vielen wiederholten Zureden glaubten sie auch, daß es ihnen einigermaßen gelungen wäre, sie zu beruhigen, und fingen an, unter einander auszumachen, wer die geliebte Beute zuerst besitzen sollte. Sie konnten darüber nicht einig werden, sondern gerieten zuerst mit ernsthaften, dann mit harten Worten an einander, bis endlich der Zank sie dermaßen aufbrachte, daß sie beide zu den Messern griffen, und einander wütend zu Leibe gingen. Niemand im ganzen Schiffe war imstande, sie zu besänftigen, sondern sie zerfetzten einander mit Schnitten und Stichen, bis der eine tot niedersank, und der andere mit gefährlichen Wunden bedeckt war. Alathiel nahm sich dieses sehr zu Herzen, zumal da sie sich nun ganz allein, ohne Rat und Beistand befand, und sie war sehr in Aengsten, daß die Eltern und Verwandten der beiden Brüder ihren Zorn an ihr auslassen würden. Weil sie jedoch bald in Chiarenza ankamen, und der Verwundete sich ihrer annahm, so entging sie dieser Todesgefahr. Sie ging mit diesem an's Land, und wohnte mit ihm in einer Herberge, und bald verbreitete sich der Ruf ihrer Schönheit in der ganzen Stadt, und gelangte zu den Ohren des Fürsten von Morea, welcher damals in Chiarenza war. Er ward neugierig, sie zu sehen, und weil sie ihm noch reizender schien, als das Gerücht sie geschildert hatte, ward er so sehr in sie verliebt, daß er an nichts anderes denken konnte. Da er nun vernommen hatte, auf welche Art sie dahin gekommen war, so zweifelte er nicht, daß er sie

leicht in seine Hände bekommen würde; auch säumten die Verwandten des Verwundeten nicht, sie ihm zu überliefern, sobald sie merkten, daß er mit dieser Absicht umginge; welches dem Fürsten sehr lieb war, und der Dame nicht weniger, indem sie glaubte, dadurch einer großen Gefahr entgangen zu sein. Wie der Fürst bemerkte, daß ihre Schönheit noch durch einen königlichen Anstand erhöht ward, hielt er sie (da er keine Nachricht wegen ihrer Abkunft erhalten konnte) wenigstens für eine sehr adelige Dame, daher er sie um desto höher schätzte, und sie nicht wie eine Beischläferin, sondern wie seine leibliche Gemahlin in Ehren hielt. Weil demnach Alathiel, indem sie sich ihres vorigen Ungemachs erinnerte, und dagegen ihren jetzigen behaglichen Zustand erwog, sehr froh und zufrieden lebte, so ward auch ihre Schönheit so blühend, daß man in ganz Romanien nicht aufhörte, davon zu reden.

Dadurch ward der Herzog von Athen, ein junger, schöner, rüstiger Herr, und ein Freund und Verwandter des Fürsten, so neugierig gemacht, daß er unter dem Vorwande eines Besuches, den er bisweilen bei ihm abzustatten pflegte, mit einem auserlesenen und ansehnlichen Hofstaat nach Chiarenza kam, wo er mit Freuden und vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Wie nach einiger Zeit einmal von der Schönheit der Alathiel die Rede war, fragte der Herzog den Fürsten, ob sie denn wirklich so wunderschön wäre, wie man behauptet?

„Noch weit schöner (sprach der Fürst); allein Du sollst mir das nicht auf mein Wort glauben, sondern es mit Deinen Augen sehen."

Der Herzog ließ demnach dem Fürsten keine Ruhe, bis er ihn zu der Schönen führte, welche von ihrem Besuche vorher war benachrichtigt worden, und sie mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit empfing. Sie mußte sich zwischen die beiden Fürsten setzen, welche sich aber mit ihr nicht viel unterreden konnten, weil Alathiel wenig von ihrer Sprache verstand; vielmehr betrachteten die Beiden sie bloß wie ein bewundernswürdiges Wesen; besonders der Herzog, welcher sie kaum für ein sterbliches Geschöpf halten konnte. Indem er sie betrachtete, ward er des lieblichen Giftes nicht gewahr, daß er durch seine Augen einsog, und indem er glaubte, sie bloß mit Wohlgefallen anzuschauen, verwickelte er sich in den Schlingen der inbrünstigsten Liebe.

Wie er mit dem Fürsten sich von ihr entfernte und völlige Muße hatte, seinen Gedanken nachzuhängen, hielt er den Fürsten für den glücklichsten Mann in der Welt, daß ihm ein so wunderschönes Geschöpf zu Gebote stände, und wie nach einem langen, Kampfe seine Liebe den Sieg über seine Rechtschaffenheit behielt, so beschloß er, es möchte kosten, was es wollte, dem Fürsten dieses Kleinods zu berauben, und es zu seinem eigenen Genusse zu verwenden. Und weil ihm sein Trieb zu eilen gebot, so setzte er alle Vernunft und Rechtlichkeit beiseite, und dachte nur auf lauter Verrat und Bosheit. Nach dem verruchten Plan, den er mit einem vertrauten Kammerdiener des Fürsten verabredet hatte, der sich Ciuriaci nannte, ließ er an einem Tage heimlich alle seine Pferde und sein Gepäck in Bereitschaft zur Abreise halten, und in der folgenden Nacht ward er, nebst einem seiner Leute, bewaffnet von dem besagten Ciuriaci, durch einen geheimen Gang in das Gemach des Fürsten eingelassen. Alathiel schlief, und der Fürst stand im bloßen Hemde an einem Fenster, um sich von der großen Hitze durch den sanften Seewind abkühlen zu lassen. Der Herzog schlich also nebst seinem Mithelfer, dem er seinen ganzen Plan mitgeteilt hatte, leise bis an das Fenster, gab dem Fürsten einen Stich in die Seite, der ihm das Herz durchbohrte und stürzte ihn den Augenblick aus dem Fenster. Der Palast lag am Meer und war sehr hoch, und unter dem Fenster, an welchem der Fürst stand, waren einige verfallene Hütten, welche das Meer zerstört hatte, und wohin selten oder niemals Menschen kamen; daher auch (wie der Herzog vorhergesehen hatte) niemand es gewahr ward, wie man den Fürsten hinabstürzte. Wie dies geschehen war, zog der Begleiter des Herzogs plötzlich eine Schnur aus der Tasche, die er dem treulosen Ciuriaci um den Hals warf, und ihn mit Hilfe des Herzogs so geschickt erdrosselte, daß er keinen Laut von sich geben konnte, worauf sie ihn aus demselben Fenster hinaus warfen.

Wie dies geschehen war, und sie ganz gewiß waren, daß weder die schlafende Dame, noch sonst jemand sie bemerkt hatte, trat der Herzog an das Bett, und weidete seine Blicke an der schlafenden Schönen, die, wenn sie ihm bekleidet gefallen hatte, jetzt unbekleidet seine Sinne noch unendlich mehr bezauberte. Er scheute sich nicht, mit Händen, die noch von dem Blute des Fürsten rauchten, sich ihr zu nähern, und seinen Platz neben

derjenigen einzunehmen, die halb schlafend, in der Meinung, daß er der Fürst sei, ihm ihre Umarmung nicht versagte. Doch verweilte er nicht lange, sondern stand auf, und etliche der Seinigen mußten sich ihrer auf solche Art bemächtigen, daß sie kein Geräusch machen konnte, worauf er sie durch eben den geheimen Gang, auf welchem er hereingekommen war, entführen und auf ein Pferd setzen ließ, und sich mit allen Seinigen in möglichster Stille auf den Weg nach Athen begab. Weil er aber eine Gemahlin hatte, so getraute er sich nicht, sie in die Stadt zu bringen, sondern führte die bekümmerte Schöne nach einem Lustschlosse, am Ufer des Meeres, wo er sie heimlich unterhielt, und mit allem Nötigen standesgemäß bedienen ließ.

Am folgenden Tage warteten die Hofleute des Fürsten bis Mittag, daß er aufstehen sollte. Wie er aber gar nichts von sich hören ließ, öffneten sie die Thüre seines Gemachs, die nur angelehnt war, und wie sie auch hier niemand fanden, glaubten sie, er wäre vielleicht auf einige Tage nach einem andern Orte gegangen, um sich daselbst mit seiner Dame zu belustigen, und machten sich seinetwegen weiter keine Sorgen. Unterdessen begab es sich am folgenden Tage, daß ein Wahnsinniger zwischen den Trümmern herumirrte, wo die Leichen des Fürsten und des Ciariaci lagen, und daß er den Leichnam des Letzteren bei der Halfter herausschleppte, und damit herumlief. Dieses ward von vielen mit Erstaunen gesehen, und sie bewegten den Verrückten durch gute Worte, sie dahin zu führen, wo er den Leichnam gefunden hatte. Hier fanden sie zu ihrem Schmerz und Entsetzen, auch die Leiche des Fürsten, und bestatteten sie mit traurigem Gepränge zur Erde. Wie man nun nach den Thätern forschte, welche diesen grausamen Mord begangen hatten, und wie der Herzog von Athen nirgends zu finden war, sondern sich verstohlener Weise davon gemacht hatte, so zweifelten sie nicht (wie es sich auch wirklich verhielt), daß er den Mord verübt und die Dame entführt hätte. Sie erwählten demnach den Bruder des Fürsten zu seinem Nachfolger, und trieben ihn an, den Tod seines Bruders zu rächen. Wie dieser sich nun aus manchen anderen Umständen überzeugte, daß die Sache sich wirklich so verhielt, wie man glaubte, berief er alle seine Freunde, Verwandten und Vasallen zusammen, brachte in Kurzem ein ansehnliches Heer auf die Beine und rüstete sich zum Kriege

gegen den Herzog. Sobald dieser Nachricht davon bekam, bot er gleichfalls alle seine Kräfte auf, um Anstalt zur Gegenwehr zu machen; auch kamen ihm viele Herren zu Hülfe, und unter andern sandte ihm der griechische Kaiser seinen Sohn Constantius und seinen Neffen Emanuel, mit einem schönen und zahlreichen Heere, und der Herzog empfing sie mit großen Ehrenbezeigungen, und die Herzogin noch mehr, weil sie ihre Schwester und Nichte war. Wie die Sachen von Tage zu Tage ein kriegerisches Ansehen gewannen, nahm die Herzogin einst eine Gelegenheit war, ihren Bruder und Vetter zu sich in ihr Zimmer zu berufen, und erzählte ihnen mit vielen Thränen umständlich die ganze Geschichte, wodurch dieser Krieg veranlaßt würde; beklagte sich über den Verdruß, den ihr der Herzog angethan hätte, daß er heimlich ein Frauenzimmer unterhielte; und indem sie sich darüber auf's Höchste beschwerte, bat sie die beiden Prinzen, die Ehre des Herzogs und ihre Ruhe durch solche Mittel wieder herzustellen, welche sie für die wirksamsten hielten. Die jungen Herren wußten selbst, wie die Sache sich verhielt; ohne demnach die Herzogin mit vielen Fragen zu behelligen, trösteten sie sie, so gut sie konnten, machten ihr die beste Hoffnung, und entfernten sich, nachdem sie von ihr erfahren hatten, wo sich die Dame aufhielte. Da sie nun schon oft von der Schönheit derselben gehört hatten, so waren sie neugierig sie zu sehen, und baten den Herzog, sie ihnen zu zeigen. Dieser schien zu vergessen, wie es dem Fürsten gegangen war, der sie ihn hatte sehen lassen, und versprach ihnen ihr Begehren zu erfüllen. Er ließ deswegen in einem herrlichen Landhause, welches die Dame bewohnte, eine köstliche Mahlzeit anrichten, und führte die beiden Prinzen nebst einigen wenigen anderen Herren am folgenden Tage dahin zum Essen. Wie Constantius neben Alathiel saß, fing er an, sie voll Verwunderung zu betrachten, und gestand sich, daß er nie etwas so Schönes in seinem Leben gesehen hätte, und daß man den Herzog, oder irgend einen andern, entschuldigen müßte, wenn er, um ein so schönes Geschöpf zu besitzen, sich des Verrats, oder einer andern unziemlichen That schuldig gemacht hätte; und wie er fortfuhr, sie einmal über das andere zu betrachten, um jedesmal neue Reize an ihr zu entdecken, so ging es ihm am Ende nicht besser, als es dem Herzoge gegangen war.

Wie er sie demnach mit verliebten Herzen verließ, ver-

schwanden bei ihm von Stund' an alle Gedanken an den Krieg, und er dachte an nichts, als wie er sie dem Herzog rauben könnte; doch wußte er seine Liebe vor Jedermann meisterhaft zu verhehlen. Indem er in diesem Feuer glühte, kam die Zeit, daß man dem Fürsten entgegenrücken mußte, welcher sich schon den Grenzen des Herzogs nahte. Der Herzog und Constantius und alle Übrigen brachen demnach von Athen auf, um diejenige Stellung an der Grenze zu nehmen, wodurch man dem Fürsten das Eindringen verwehren konnte; da sie nun in dieser Stellung einige Zeit blieben, und die Sinne des Constantius beständig auf die Dame gerichtet waren; und da dieser glaubte, jetzt, während der Abwesenheit des Herzogs, am leichtesten zu seinem Zwecke gelangen zu können, so stellte er sich, um eine Gelegenheit zu haben, nach Athen zu kommen, sehr krank, und nachdem ihm der Herzog Urlaub gegeben hatte, übergab er den Befehl über seine Leute dem Prinzen Emanuel, und ging nach Athen zu seiner Schwester. Nach einiger Zeit lenkte er das Gespräch auf den Verdruß, den sie über des Herzogs Vertraulichkeit mit dem fremden Frauenzimmer geäußert hätte, und sagte, wenn sie es zufrieden wäre, so wollte er dem Ding bald abhelfen, und das Frauenzimmer entführen lassen. Die Herzogin, welche sich einbildete, daß er dieses aus Liebe zu ihr und nicht zu der Dame thäte, bezeigte sich sehr zufrieden damit; doch empfahl sie ihm, sich so zu benehmen, daß der Herzog nie erführe, daß sie darin eingewilligt hätte. Dieses sagte ihr Constantius heilig zu, und die Herzogin erlaubte ihm demnach sein Vorhaben nach seinem Gutbefinden auszuführen. Constantius ließ also in der Stille ein kleines, bewaffnetes Fahrzeug zurüsten, und ließ es an einem Abend nahe bei dem Lustschlosse, welches Alathiel bewohnte, vor Anker legen. Nachdem er der Mannschaft auf dem Schiffe die nötigen Verhaltungsbefehle gegeben hatte, ging er mit einigen anderen nach dem Palaste der Dame und ward von ihren Dienern und der Dame selbst freundlich empfangen. Sie ging mit ihm auf seine Bitte, in Begleitung ihrer und seiner Leute in den Garten, und unter dem Vorwande, daß er ihr etwas im Namen des Herzogs zu sagen hätte, ging er allein mit ihr durch ein Pförtchen hinaus an das Ufer der See, wo er den Seinigen auf dem Schiffe ein Zeichen gab, worauf sie sich plötzlich der Dame bemächtigten, und sie an

Bord brachten. Er selbst rief ihren Leuten im Garten zu: „Keiner rühre sich, oder mache Lärm, wenn er nicht sterben will; denn ich bin nicht Willens, dem Herzog ein Weib zu rauben, sondern nur den Schimpf abzuwenden, den er meiner Schwester anthut."

Niemand wagte es, ihn anzutasten; Constantius schiffte sich also mit den Seinigen ruhig ein, setzte sich neben die weinende Schöne und befahl, die Ruder zu lösen und davon zu fahren. Sie schienen mehr durch die Wellen zu fliegen, als zu rudern, und kamen schon am folgenden Morgen, fast bei Tages Anbruch, nach Egina. Hier stiegen sie an's Land, und Constantius ruhte aus in den Armen der Dame, welcher nicht anderes übrig blieb, als ihre unglückselige Schönheit zu beseufzen, und sich in Geduld zu schicken. Darauf schifften sie sich wieder ein, und steuerten nach Chios, wo sie in wenigen Tagen ankamen, und wo Constantius, als an einem sicheren Orte zu bleiben beschloß, teils um den Vorwürfen seines Vaters auszuweichen, teils um nicht Gefahr zu laufen, daß man ihm seine Geliebte rauben möchte, welche hier noch manchen Tag ihr Unglück beweinte, endlich aber sich von Constantius trösten, und sich dasjenige gefallen ließ, was ihr das Schicksal beschieden hatte. Indem nun alles solchergestalt wieder in seinem Geleise ging, kam von ungefähr Usbek, der Sultan der Türken, welcher in beständiger Fehde mit dem griechischen Kaiser lebte, nach Smyrna, und hörte, daß Constantius ganz unbesorgt auf Chios lebte, und sich daselbst mit einem geraubten Mädchen gütlich thäte. Er rüstete demnach einige leichte Fahrzeuge aus, womit er in der Nacht nach Chios kam, wo er in der Stille mit seiner Mannschaft landete, manchen aus seinem Bette holte, ehe er gewahr ward, daß Feinde im Lande waren; und endlich einige, die zu den Waffen griffen, niedermachte; hernach überall raubte und plünderte, sengte und brannte, und mit der Beute und den Gefangenen wieder an Bord und nach Smyrna ging. Hier fand Usbek, der noch ein junger Mann war, unter den Gefangenen die schöne Alathiel, und wie er erfuhr, daß sie dieselbe wäre, welche Constantius bei sich gehabt, und welche man ihm im Schlafe von der Seite gerissen hätte, so säumte er nicht, sie zu seiner Gemahlin zu machen, und lebte einige Monate ruhig und vergnügt mit ihr in Smyrna.

Der griechische Kaiser hatte inzwischen, schon ehe dieses vorgefallen war, mit Bassano, dem Könige von Kappadozien, Unterhandlungen gepflogen, daß dieser dem Usbek von einer Seite mit seiner Macht in's Land fallen sollte, indes er selbst ihn von der andern Seite angriffe; sie waren aber nicht völlig darüber einig geworden, weil der Kaiser in einige Forderungen des Bassano, die ihm zu hart schienen, nicht hatte einwilligen wollen. Wie er aber hörte, was seinem Sohne geschehen war, und sich sehr darüber grämte, willigte er ohne weitere Umstände in die Forderungen des Kappadoziers, und trieb ihn an, so bald als möglich dem Usbek in sein Gebiet zu fallen, indem er sich von der andern Seite anschickte, dasselbe zu thun. Wie Usbek dieses hörte zog er geschwind sein Heer zusammen, und eilte, damit ihn seine beiden Nachbarn nicht zwischen zwei Feuer bringen möchten, dem Könige von Kappadozien entgegen; indes er seine schöne Geliebte in Smyrna unter der Aufsicht eines treuen Dieners zurück ließ. Wie die Heere bald darauf einander begegneten, kam es zu einem Treffen, in welchem Usbek erschlagen, und sein Heer gänzlich überwunden und zerstreut ward. Dem siegreichen Bassano stand demnach der Weg nach Smyrna offen, und Jedermann unterwarf sich ihm, wie er als Ueberwinder im Anzuge war. Usbeks Diener, der sich Antiochus nannte, welchem die schöne Alathiel anvertraut war, vergaß unterdessen über ihrer Schönheit, obwohl er schon betagt war, die Treue gegen seinen Herrn, und verliebte sich in sie; und da er ihrer Sprache kundig war, und sich ihr dadurch um desto angenehmer machte, weil sie schon Jahre lang fast wie eine Taubstumme unter den Leuten gelebt hatte, indem sie keinen Menschen verstand und von keinem verstanden ward, so trieb ihn die Liebe in wenigen Tagen, sich nach und nach solche Freiheiten bei ihr zu nehmen, daß ihre Vertraulichkeit, ohne sich daran zu kehren, daß ihr Herr und Gebieter unter den Waffen und im Kriege begriffen war, zur größten Höhe stieg. Sobald sie aber vernahmen, daß Usbek überwunden und erschlagen war, und daß Bassano überall den Meister spielte, hielten sie Beide es für ratsam, seine Ankunft nicht abzuwarten, sondern sie packten den besten Teil von Usbeks Vermögen zusammen, und flüchteten damit heimlich nach Rhodos. Wie sie hier noch nicht lange gewesen waren, so verfiel Antiochus in eine tödliche Krankheit, und da

zufälliger Weise ein gewisser Kaufmann aus Cypern bei ihm einkehrte, für welchen er außerordentliche Liebe und Freundschaft hatte, und er das Ende seines Lebens spürte, so entschloß er sich, seine Geliebte und seine Schätze seinem Freunde anzuvertrauen. Er rief demnach Beide kurz vor seinem Tode zu sich und sagte: „Ich sehe, daß ich unvermeidlich sterben muß, und es geht mir nahe, weil mir noch nie das Leben so lieb war, wie jetzt: Eins ist mir inzwischen ein Trost in meinem Tode, daß ich nämlich in den Armen der beiden Personen sterbe, die mir die liebsten sind; in den Deinigen, mein bester Freund, und in den Armen dieses teuren Geschöpfes, welches ich mehr als mich selbst geliebt habe, seitdem wir uns kennen. Es ist wahr, sie dauert mich, da sie hier eine Fremde ist, und nach meinem Tode ohne Rat und Hülfe bleibt: aber sie würde mich noch mehr dauern, wenn ich Dich nicht hier hätte, von dem ich überzeugt bin, Du werdest um meinetwillen Dich ihrer annehmen, als wenn ich es selbst wäre; und deswegen bitte ich Dich inständig, laß Dir, wenn ich sterbe, ihre Person und meine Angelegenheiten empfohlen sein, und schalte mit beiden so, wie Du glaubst, daß Du meine Seele dadurch erfreuen könntest. Und Dich, meine Geliebte, bitte ich, daß Du mich nach meinem Tode nie vergessest, damit ich mich dort noch rühmen könne, daß mich hier das schönste Weib liebt, welches die Natur hervorgebracht hat."

Der kaufmännische Freund und die Geliebte zerflossen während dieser Rede in Thränen und trösteten ihn, wie er schwieg, mit der Versicherung, daß sie Alles treulich erfüllen wollten, was er ihnen im Fall seines Absterbens empfohlen hätte; und es dauerte nicht lange, so schied er aus diesem Leben, und sie ließen ihn anständig begraben. Einige Tage darnach, wie der cyprische Kaufmann seine Geschäfte in Rhodos abgethan hatte, und mit einer catalonischen Jacht wieder nach Cypern gehen wollte, fragte er die schöne Frau, ob sie lieber in Rhodos bleiben wollte, oder mit ihm nach Cypern hinüber schiffen, weil er dahin zurückkehren müsse. Sie gab ihm zur Antwort, sie wollte mit ihm reisen, weil sie versichert wäre, daß er aus Liebe zu seinem Freunde Antiochus sie wie seine Schwester ansehen und ihr wie ein solcher begegnen würde. Der Kaufmann versicherte ihr, daß er sich Alles was ihr beliebte, gern gefallen ließe, und damit er sie auf dem Wege nach Cypern vor allen

unangenehmen Zumutungen desto gewisser schützen könnte, so würde sie wohl thun, wenn sie sich für seine Frau ausgäbe. Wie sie nun an Bord kamen, ward ihnen demzufolge eine kleine Kajüte eingeräumt, und damit ihre Handlungen nicht mit ihren Worten im Widerspruch ständen, so bequemten sie sich, das kleine Bettchen, das sich in derselben befand, mit einander zu teilen, und da begab sich etwas, wovon sie beiderseits bei ihrer Abreise aus Rohdus nicht geträumt hatten: die Dunkelheit, die behagliche Lage und die Wärme des Bettchens wirkten nämlich so mächtig, daß sie die Freundschaft für den verstorbenen Antiochus verdrängten, und daß die Beiden sich von allerlei Trieben gedrungen fühlten, noch vor ihrer Ankunft in Baffo, wo der Kaufmann zu Hause war, eine Verwandtschaft mit einander zu stiften, welche sie auch nachher daselbst fortsetzten.

Bald darauf traf es sich, daß ein angesehener Mann, Namens Antigono, wegen einiger Geschäfte nach Baffa kam, welcher sehr bejahrt und zugleich mit vielem Verstande begabt, aber desto ärmer an Glücksgütern war; denn er war in verschiedenen Sachen, die er im Dienste des Königs von Cypern unternommen hatte, nicht glücklich gewesen. Dieser ging einst, während der cyprische Kaufmann mit Waren nach Armenien verreist war, vor dem Hause vorüber, wo die schöne Alathiel wohnte, und wie er sie zufällig am Fenster erblickte, und sie wegen ihrer Schönheit genau betrachtete, so glaubte er sich zu erinnern, daß er sie schon irgendwo gesehen hätte, wiewohl er sich dessen nicht mit Gewißheit bewußt war. Alathiel, welche lange Zeit ein Spiel des Glücks gewesen, und jetzt dem Ziele nahe war, welches ihren Unglücksfällen ein Ende machen sollte, erinnerte sich ebenfalls, sobald sie den Antigono gewahr ward, daß sie ihn einst in Alexandria gekannt hatte, wo er im Dienste ihres Vaters eine ansehnliche Stelle bekleidete; sie machte sich demnach den Augenblick Hoffnung, durch seinen Rat und Beistand wieder zu ihren königlichen Eltern zu gelangen, und da ihr Kaufmann nicht zu Hause war, so ließ sie den Antigono zu sich rufen. Wie er kam, fragte sie ihn mit verschämtem Blick, ob er nicht Antigono von Famagosta wäre. Antigono bejahte es und setzte hinzu: „Es kömmt mir vor, Madonna, daß ich Euch gleichfalls kennen soll, wiewohl ich mich nicht erinnern kann, woher. Ich bitte Euch demnach, wenn es Euch nicht mißfällig

ist, meinem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, und mir zu sagen, wer Ihr seid."

Wie sie hörte, daß er es wirklich war, brach sie in Thränen aus, warf ihm zu seiner Verwunderung die Arme um den Hals, und fragte ihn nach einer kurze nPause, ob er sie nie in Alexandria gesehen habe.

Diese Frage erinnerte ihn den Augenblick an Alathiel, die Tochter des Sultans und er wollte ihr schon seine schuldige Ehrerbietung bezeigen; sie ließ es aber nicht zu, sondern hieß ihm, sich neben ihr zu setzen. Er fragte sie darauf ehrerbietigst, wie und wenn, und woher sie an diesen Ort gekommen wäre, weil man in ganz Aegypten für ganz gewiß behauptete, sie wäre vor einigen Jahren in den Wellen umgekommen.

„Ich möchte lieber wünschen (antwortete sie), daß dieses geschehen wäre, als daß ich das Leben habe führen müssen, welches mir beschieden war; und ich glaube, mein Vater würde eben dasselbe wünschen, wenn er es jemals erführe." Mit diesen Worten vergoß sie abermals die bittersten Thränen; daher Antigono zu ihr sagte: „Madonna, verzweifelt nicht eher, als Ihr es nötig habt. Gefällt es Euch, so erzählt mir Eure Lebensart, die ihr geführt habt; vielleicht stehen die Sachen so, daß wir ihnen unter dem Beistande des Himmels noch eine gute Wendung geben können."

„Antigono (versetzte sie), wie ich Dich erblickte, glaubte ich in Dir meinen Vater zu sehen, und die kindliche Liebe, die ich ihm schuldig bin, bewog mich, da ich mich vor Dir wohl verbergen konnte, mich Dir zu entdecken; denn es sind wenige Leute, deren Anblick mich so erfreuen könnte, wie ich mich freue, Dich vor allen anderen wieder gesehen und erkannt zu haben; und darum will ich auch Dir, wie meinem Vater alles erzählen, was ich sonst vor Jedermann verborgen gehalten habe. Wenn Du glaubst, nachdem Du alles vernommen hast, daß Du mir auf irgend eine Weise zu meinem vorigen Zustande wieder verhelfen könnest, so beschwöre ich Dich, es zu thun. Scheint es Dir aber unmöglich, so bitte ich Dich, laß Dir niemals gegen Jemand merken, daß Du mich gesehen oder etwas von mir gehört habest."

Hierauf fuhr sie fort, unter beständigen Thränen ihm alles zu erzählen, was ihr seit dem Tage ihres Schiffsbruchs auf Mallorca bis auf den Tag ihrer Zusammenkunft mit ihm begegnet war.

Antigono ward davon bis zu Thränen gerührt, und wie er ein wenig nachgedacht hatte, sprach er: „Prinzessin, da während aller Eurer Unglücksfälle Niemand erfahren hat, wer ihr seid, so getraue ich mir unfehlbar, Euch zu versprechen, daß Euer Vater Euch noch lieber haben soll, als zuvor, wenn ich Euch ihm wieder bringe, und Euer Gemahl, der König von Al-Garve nicht minder."

Wie sie ihn fragte, wie er das anfangen wollte, gab er ihr umständlich von allem Bescheid, was sie thun müßte, und damit keine Zeit versäumt würde, so machte er sich gleich auf den Weg nach Famagosta, und begab sich zum Könige. „Gnädiger Herr (sprach er zu ihm), wenn Ihr wollt, so könnt Ihr, ohne viele Unkosten, Euch selbst große Ehre machen, und mir, der ich in Eurem Dienste verarmt bin, zu meinem Glücke verhelfen."

„Wie so?" fragte der König.

„Die schöne Tochter des Sultans (antwortete Antigono), von welcher man so lange Zeit gesagt hat, daß sie ertrunken wäre, ist in Baffa angekommen, und hat, um nun ihre Keuschheit zu bewahren, das größte Ungemach ausstehen müssen. Sie befindet sich jetzt in dürftigen Umständen und wünscht zu ihrem Vater zurück zu gelangen. Wenn Ihr sie ihm nun unter meiner Aufsicht zuschicken wolltet, so würde es Euch viele Ehre, und mir großen Vorteil bringen, und ich glaube, der Sultan würde Euch einen solchen Dienst nimmermehr vergessen."

Der König, von einem edlen Eifer getrieben, gab ihm gleich zur Antwort, er sei bereit, und ließ demnach die Dame mit großen Ehrenbezeigungen nach Famagosta holen, wo sie von ihm und der Königin mit vieler Pracht und Feierlichkeit empfangen ward. Einige Tage darauf ward sie auf ihr Begehr, unter der Aufsicht des Antigono und in Begleitung eines ansehnlichen Hofstaates von Herren und Frauen, dem Sultan zugeschickt; und man kann sich vorstellen, daß er sie mit herzlicher Freude empfing, und daß Antigono und seine Begleiter ebenfalls freundlich aufgenommen wurden.

Die Dame, welche sich die Unterweisung des Antigono trefflich zu Nutz machte, stattete demnächst ihrem Vater folgenden Bericht ab:

„Lieber Vater, ungefähr am zwanzigsten Tage nach meiner Abreise von Euch, ward unser Schiff in der Nacht von einem

fürchterlichen Sturm in einer Gegend im Westen, die man Aiguemorte nennt, zertrümmert. Was aus der Mannschaft des Schiffes geworden ist, das weiß ich nicht, und habe es nie erfahren; und ich erinnere mich nur, daß ich am folgenden Morgen, wie ich so zu sagen vom Tode zum Leben wieder erwachte, und wie die Leute des Landes unser Schiff bereits gewahr wurden, und von allen Orten und Enden zusammengekommen waren, um es zu plündern, mit zweien meiner Weiber an's Land gesetzt ward, wo den Augenblick die eine von einem, die andere von einem andern Jünglinge ergriffen ward, welche mit ihnen davon liefen, so daß ich nie erfahren habe, was weiter aus ihnen geworden ist. Ich selbst wehrte mich aus allen Kräften gegen zwei junge Leute, die mich bei den Haaren zogen, und weil ich überlaut weinte, so fügte es sich, indem sie im Begriffe waren, mich in einen großen Wald zu schleppen, daß zu derselben Stunde vier Männer zu Pferde vorbei kamen, welche diejenigen, die mich schleppten, kaum erblickten, wie sie mich den Augenblick losließen und die Flucht nahmen. Die vier Männer, die mir Leute von großem Ansehen zu sein schienen, eilten auf mich zu und fragten mich vieles und ich antwortete ihnen vieles; allein wir konnten uns von beiden Seiten nicht verstehen. Nachdem sie sich lange beratschlagt hatten, ließen sie mich auf eines von ihren Pferden setzen, und führten mich nach einem Kloster, welches nach ihrer Sitte von lauter Frauenzimmern bewohnt ward. Ich weiß nicht, was sie zu ihnen sagten; allein ich ward von ihnen allen sehr gütig aufgenommen, und immer mit vieler Achtung behandelt. Hernach habe ich nach ihrem Beispiel oft mit voller Andacht dem Sankt Crescens von Valcreuse gedient, welchem die Frauenzimmer in jener Gegend sehr ergeben sind. Nachdem ich nun einige Zeit unter ihnen gelebt hatte, und anfing, etwas von ihrer Sprache zu verstehen, fragten sie mich, wer ich wäre, und aus welchem Lande; weil ich aber merkte, wo ich mich befand, und mich fürchtete, daß sie mich als eine Feindin ihres Glaubens von sich stoßen würden, wenn ich die Wahrheit sagte, so gab ich zur Antwort: ich wäre die Tochter eines Edelmannes in Cypern, der mich nach Kreta hätte verheiraten wollen, allein das Unglück hätte gewollt, daß wir an ihre Küste verschlagen wären, und Schiffbruch gelitten hätten. Mehr als einmal und auf mancherlei

Weise habe ich ihre Gebräuche mitgemacht, aus Furcht, ich möchte sonst das Übel ärger machen; und wie mich einmal die älteste dieser Frauen, die sie Äbtissin nennen, fragte, ob ich mich wieder nach Cypern zurückwünschte, so gab ich zur Antwort, daß ich mich nach nichts eifriger sehnte. Inzwischen wollten sie, aus großer Fürsorge für meine Keuschheit, mich Niemand anvertrauen, der nach Cypern reiste, bis endlich vor ungefähr zwei Monaten einige gute Männer aus Frankreich mit ihren Weibern, unter welchen sich auch einige Verwandte der Äbtissin befanden, dahin reisen wollten. Wie nun die Äbtissin hörte, daß diese Willens wären, nach Jerusalem zu wallfahrten, um das Grab desjenigen zu besuchen, den sie für Gott halten, und der dort begraben liegt, weil ihn die Juden tot geschlagen haben, so empfahl ich mich ihnen, und bat sie, daß sie mich in Cypern meinem Vater wieder überliefern möchten. Wenn ich Euch sagen sollte, wie liebreich und gefällig sich diese guten Männer samt ihren Weibern aufnahmen, so hätte ich Euch noch lange zu erzählen. Wir gingen also zusammen an Bord eines Schiffes und kamen nach einiger Zeit glücklich nach Baffa. Wie ich mich diesem Ort näherte, wo mich kein Mensch kannte, und wie ich mich folglich in der größten Verlegenheit befand, was ich den guten Leuten sagen sollte, die mich meinem Vater überliefern wollten, wie es ihnen von der Äbtissin war aufgetragen worden, so schickte mir der Himmel, der sich vermutlich meiner erbarmte, den Antigono am Ufer entgegen, in diesem Augenblick, wie wir in Baffa an's Land stiegen. Ich rief ihn geschwind zu mir und bat ihn in unserer Sprache, welche jene guten Leute nicht verstanden, er möchte mich als seine Tochter empfangen. Er verstand meinen Wink auf der Stelle, empfing mich mit großer Freude, bewirtete die guten Männer und ihre Weiber nach seinem geringen Vermögen, und brachte mich zu dem Könige von Cypern, der mich so ehrenvoll hat empfangen und zu sich geleiten lassen, daß ich es Euch nicht genugsam beschreiben kann. Wenn sonst noch etwas zu sagen übrig bleibt, so mag es Antigono thun, dem ich mehr als einmal diese meine Begebenheiten erzählt habe."

Antigono redete hierauf den Sultan an und sprach: „Sie hat Euch alles erzählt, großmächtiger Herr! was ich von ihr selbst und von den guten Männern und Weibern, die mit ihr

kamen, gehört habe; nur einen Umstand hat sie nicht erwähnt (vermutlich weil sie glaubt, daß es ihr selbst nicht zusteht, davon zu reden), nämlich was die guten Herren und Frauen, mit denen sie kam, von dem keuschen Wandel erzählt haben, den sie bei den Nonnen führte, von ihren Tugenden und löblichen Sitten, und von den vielen Thränen, womit ihre männlichen und weiblichen Reisegefährten von ihr schieden, indem sie mir sie wieder überlieferten. Wenn ich Euch das alles erzählen sollte, so würde nicht nur dieser Tag, sondern auch die folgende Nacht nicht dazu hinreichen; genug, ich will Euch nur soviel sagen, daß nach dem Zeugnis dieser Leute, und nach Allem, was ich selbst gesehen habe, kein gekröntes Haupt sich heutigen Tages rühmen kann, eine schönere, sittsamere und tugendhaftere Tochter zu besitzen, als Ihr habt."

Dies gefiel dem Sultan so wohl, daß er sich wunderbarlich darüber erfreute, und Gott bat, ihm die Gnade zu verleihen, daß er einem jeden die Ehre, die er seiner Tochter angethan hätte, nach Verdienst und Würden vergelten könne; besonders aber dem Könige von Cypern, der sie ihm mit solchen Ehren wieder gesandt hätte. Nach einigen Tagen entließ er den Antigono mit großen Geschenken wieder nach Cypern, und dankte dem Könige in Briefen und durch besondere Botschafter verbindlichst für alles, was er an seiner Tochter gethan hatte.

Hiernächst wünschte er auch das angefangene Werk zu vollenden, nämlich seine Tochter mit dem Könige von Al-Garve zu vermählen. Er ließ ihm demnach von Allem Nachricht geben und schrieb ihm dabei, wenn er noch wünschte seine Tochter zu haben, so möchte er sie nur abholen lassen. Darüber ward der König von Al-Garve sehr froh, schickte ihr ein standesmäßiges Geleite zu, um sie abzuholen, und empfing sie mit offenen Armen als Jungfrau, nachdem sie zehntausend mühselige Abenteuer überstanden hatte.

Darum sagt man wohl im Sprichwort: „Geküßter Mund wird nicht wund; vielmehr pflegt er sich, wie der Mond immer wieder zu verjüngen."

Achtzehnte Erzählung.

Wie das römische Reich von den Franzosen auf die Deutschen kam, entstand daraus zwischen den beiden Völkern ein heftiger Kampf, und ein schwerer und anhaltender Krieg, während dessen der König von Frankreich und der Kronprinz, teils um ihr eigenes Land zu verteidigen, teils um das feindliche anzugreifen, die ganze Macht ihres Reiches und hiernächst auch die Hülfsvölker ihrer Freunde, Verwandten und Bundesgenossen aufboten, und ein zahlreiches Heer gegen ihre Feinde in's Feld stellten. Ehe sie aber aufbrachen, bestellten sie den Grafen Gautier von Angers, einen edlen und weisen Mann und ihren geprüften Freund und Diener, der zwar auch ein erfahrener Kriegsmann war, den sie aber doch noch für fähiger hielten, im Kabinett, als im Felde Dienste zu leisten, zum Verweser des ganzen Reiches und begaben sich alsdann auf den Marsch.

Gautier nahm sich nunmehr mit Einsicht und Pünktlichkeit seines Amtes an, und besprach sich jederzeit mit der Königin und mit ihrer Schwiegertochter über alle Angelegenheiten; indem er sie wie seine Gebieterin und Vorgesetzten ehrte, obgleich sie beide seinem Schutz und seiner Aufsicht anvertraut waren. Er war ein Mann von sehr schöner Gestalt, in einem Alter von etwa vierzig Jahren, fein und angenehm in seinen Manieren, so sehr als irgend ein Edelmann es sein konnte, überdies der geschmackvollste und zierlichste Kavalier seiner Zeit, und ein großer Liebhaber des äußerlichen Schmuckes. Gautiers Gemahlin war gestorben und hatte ihm nur einen Sohn und eine Tochter nachgelassen. Weil er nun während der Zeit, daß der König und der Prinz im Felde lagen, beständig am Hofe war, und sich häufig mit der Königin und der Kronprinzessin über die Staatsangelegenheiten besprach, so begab es sich, daß die Prinzessin ihre Augen auf ihn warf, und indem sie mit großem Wohlgefallen seine Person und seine Manieren betrachtete, von geheimer Liebe zu ihm entzündet ward. Da sie nun selbst jung und reizend war und der Graf keine Gemahlin hatte, so schmeichelte sie sich um desto eher mit der Erfüllung ihrer Wünsche, und da sie glaubte, daß diesen nichts anderes im Wege stehen könnte, als ihre Schüchternheit, sie laut werden zu lassen,

so nahm sie sich vor, diese gänzlich zu verbannen. Wie sie sich nun eines Tages allein befand, nahm sie die Gelegenheit wahr und ließ den Grafen rufen, als wenn sie mit anderen Dingen mit ihm sprechen wollte. Der Graf, dessen Gedanken sehr weit von den ihrigen entfernt waren, begab sich unverzüglich zu ihr und setzte sich auf ihren Befehl neben ihr auf ein Ruhebett in ihrer Kammer nieder, in welcher sie beide ganz allein waren. Schon zweimal hatte er sie gefragt, warum sie ihn herberufen hätte, und sie hatte immer geschwiegen. Endlich begann sie, von ihrer Liebe getrieben, mit schamroter Wange, und indem eine Thräne in ihrem Auge schwamm, sprach sie mit zitternder Stimme: „Liebster und bester Herr und Freund! Ihr könnt als weiser Mann leicht ermessen, wie weit die Schwachheit oft bei Männern und Weibern geht, und zwar aus verschiedenen Ursachen bei einigen weiter, als bei anderen; und darum verdient ein und dasselbe Vergehen in den Augen eines gerechten Richters bei verschiedenen Personen nicht einerlei Strafe. Wer wird wohl behaupten, daß ein geringer Mann, oder ein armes Weib, welche ihren Unterhalt im Schweiße ihres Angesichts suchen müssen, nicht mehr Tadel verdienten, wenn sie den Reizungen der Liebe folgten, und sich ihren Trieben ergäben, als eine reiche und müßige Dame, welcher es an keinem Dinge fehlt, um ihre Wünsche zu befriedigen? Ich glaube gewiß, Niemand. Darum deucht mich, daß diese Dinge sehr viel zur Entschuldigung derjenigen Person beitragen müssen, welche sie besitzt, wenn sie sich zur Liebe verleiten läßt; und wegen des Uebrigen muß die Wahl eines weisen und würdigen Liebhabers, wofern sie eine solche getroffen hat, sie rechtfertigen. Da sich nun, meiner Meinung nach, diese beiden Umstände bei mir vereinigt finden, und da noch überdies mehrere Ursachen hinzu kommen, welche mich zur Liebe reizen müssen, (zum Beispiel meine Jugend und die Abwesenheit meines Gemahls) so müssen diese mir zu statten kommen, um meine feurige Liebe in Euren Augen zu rechtfertigen; und wenn sie dasjenige bei Euch gelten, was sie bei verständigen Leuten gelten müssen, so bitte ich Euch, mir zu raten und zu helfen, in dem Falle, den ich Euch vortragen will: Ich gestehe, daß ich während der Abwesenheit meines Gemahls den Reizen der Liebe habe nicht widerstehen können, die so mächtig sind, daß sie nicht nur zarte, schwache Weiber,

sondern auch die standhaftesten Männer nicht selten überwunden haben, und noch täglich überwinden; und da ich, wie Ihr seht, im Ueberflusse und im Müßiggange lebe, so habe ich mich verleiten lassen, den zärtlichen Freuden mit meinen Gedanken nachzuhängen und mich zu verlieben. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß dergleichen Dinge, wenn sie bekannt würden, sich nicht ziemten, so halte ich sie doch keineswegs für unziemend, wenn sie verborgen sind und bleiben; auch ist mir die Liebe so günstig gewesen, daß sie mir nicht nur die nötige Ueberlegung bei der Wahl eines Liebhabers nicht geraubt, sondern sie mir vielmehr selbst in reichem Maße geliehen hat, indem sie mir in Eurer Person denjenigen zeigte, welcher würdig ist, von einem Weibe, wie ich bin, geliebt zu werden, weil ich in Euch, wenn mich mein Urteil nicht trügt, den schönsten, liebenswürdigsten, angenehmsten und verständigsten Kavalier gefunden habe, welchen ganz Frankreich aufweisen kann. Und so wie ich mich jetzt ohne Gemahl befinde, so seid Ihr auch ohne Gemahlin; deswegen beschwöre ich Euch bei der großen Liebe, die ich für Euch empfinde, daß Ihr mir die Eurige nicht versagt, sondern mit meiner Jugend Mitleiden habet, die sich wirklich für Euch, wie das Eis am Feuer verzehrt."

Auf diese Worte folgte ein solcher Strom von Thränen, daß sie nicht im Stande war, weiter zu reden, obwohl ihr noch mehr Bitten auf der Zunge schwebten; sondern sie schlug die Augen nieder, und sank, wie von Thränen überwältigt, dem Grafen an die Brust. Der Graf, als ein äußerst biederer Rittersmann, tadelte ihre thörichte Leidenschaft in den strengsten Ausdrücken; er stieß sie zurück, indem sie ihm bereits in die Arme sinken wollte, und beteuerte mit den heiligsten Schwüren, daß er sich lieber vierteilen lassen, als eine solche Beleidigung der Ehre seines Herrn weder sich selbst, noch einem andern verstatten würde.

Wie dies die Dame hörte, verwandelte sich auf einmal ihre Liebe in die Wut einer Furie: „Meint Ihr denn (rief sie), unwürdiger Ritter, daß Ihr auf diese Weise meiner Wünsche spotten dürft? Das wolle der Himmel nicht, daß Ihr mich umbringen wollt; vielmehr will ich Euch um's Leben bringen, oder von der Welt verbannen!" Mit diesen Worten fuhr sie plötzlich mit beiden Händen in ihr Haar, zerraufte und

verwirrte es, riß ihre Kleider von der Brust und rief mit lauter Stimme: „Hülfe! Hülfe! der Graf von Angers will mir Gewalt anthun.“

Der Graf, welcher dieses sah und wohl denken konnte, daß der Neid der Hofleute mächtiger wirken würde, als sein gutes Gewissen, und zugleich befürchten mußte, daß die boshafte Verleumdung der Prinzessin mehr Glauben finden würde, als seine Unschuld, eilte so schnell er konnte aus der Kammer und aus dem Palast und entfloh nach seinem Hause, wo er, ohne sich bei andern Rats zu erholen, seine beiden Kinder zu Pferde setzte, sich selbst auf sein Roß schwang, und seinen Weg nach Calais nahm.

Auf das Geschrei der Prinzessin liefen alle Hofleute zusammen, und wie sie die Ursache ihres Geschreies vernahmen, glaubten sie nicht nur ihren Worten, sondern setzten noch hinzu, der Graf habe sich gewiß aus keiner andern Ursache seit langer Zeit so sehr geputzt und geschmückt, als in dieser Absicht. Man eilte demnach voll Wut nach dem Hause des Grafen, um sich seiner Person zu bemächtigen; wie man ihn aber nicht fand, ward alles erstlich rein ausgeplündert, und dann sein Haus bis auf den Grund niedergerissen. Die Nachricht davon kam in der häßlichen Gestalt, in welcher sie verbreitet ward, dem Könige und dem Prinzen im Felde zu Ohren, und brachte sie dergestalt gegen den Grafen auf, daß sie ihn und die Seinigen zu ewiger Verbannung verdammten, und demjenigen eine große Belohnung versprachen, der den Grafen tot oder lebendig einliefern würde.

Der bekümmerte Graf, der durch seine unverschuldete Flucht sich gleichsam schuldig gegeben hatte, kam mit seinen Kindern unerkannt nach Calais, und ließ sich eiligst nach England übersetzen, wo er in armseliger Kleidung nach London wanderte, und wie er in dieser Hauptstadt ankam, seinen Kindern eine Menge guter Lehren und Warnungen gab, und ihnen hauptsächlich zwei Dinge empfahl; nämlich zum ersten, daß sie mit Geduld den armseligen Zustand ertragen möchten, in welchen das Schicksal sie und ihn ohne sein Verschulden gestürzt hätte, und zweitens sollten sie, wenn ihnen ihr Leben lieb wäre, sich sorgfältig hüten, daß niemand erführe, woher sie gekommen und wessen Kinder sie wären. Der Sohn, Namens Louis, war

ungefähr neun Jahre, und die Tochter, welche Violante hieß, etwa sieben Jahre alt, und nach Maßgabe ihres zarten Alters machten sie sich die Lehren ihres Vaters vortrefflich zu Nutze, und bewiesen dieses in der Folge auch durch ihre Handlungen. Damit es ihnen um desto leichter würde, unerkannt zu bleiben, so gab er ihnen andere Namen, und nannte den Knaben Pierrot, und das Mädchen Jeannette; und weil sie in dem armseligsten Aufzuge französischer Bettler nach London gekommen waren, so pflegten sie umher zu gehen, und Almosen zu sammeln. Wie sie sich nun eines Morgen in dieser Absicht nach der Kirche begeben hatten, trug es sich zu, daß eine vornehme Dame, die Gemahlin eines königlichen Feldmarschalls, indem sie aus der Kirche kam, den Grafen und seine Kinder gewahr ward, wie sie um Almosen baten, und ihn fragte, woher er wäre, und ob die Kinder ihm gehörten. Er antwortete, er wäre aus der Pikardie, und hätte wegen Übelthat seines ungeratenen ältesten Sohnes mit seinen beiden Kindern landflüchtig werden müssen. Die mitleidige Dame heftete ihre Augen auf das Mädchen, welches ihr ungemein gefiel, weil es sehr schön, artig und einnehmend war. „Guter Mann (sprach sie), wenn Ihr mir Eure Tochter überlassen wollt, so will ich sie zu mir nehmen, weil sie mir behagt, und wenn sie ein gutes Mädchen wird, so will ich sie zu rechter Zeit anständig verheiraten." Dem Grafen war das Anerbieten willkommen; er gab also auf der Stelle seine Einwilligung, und übergab ihr mit Thränen seine Tochter, indem er sie ihrer Sorgfalt empfahl.

Wie er diese untergebracht hatte, und wußte, daß sie in guten Händen war, wollte er sich dort nicht länger aufhalten, sondern half sich mit Almosen quer durch die Insel, und kam mit seinem Sohne nach Wales, nicht ohne große Beschwerlichkeit, weil er der Fußreisen nicht gewohnt war. Hier befand sich ein anderer Marschall des Königs, welcher einen großen Hofstaat führte, und viele Diener hielt, an dessen Hof der Graf mit seinem Sohne bisweilen ein Mittagessen bekam. Einst versuchte sich der Sohn des Marschalls mit den Kindern einiger anderer Edelleute im Laufen, Springen, und anderen jugendlichen Uebungen. Pierrot mischte sich unter die Knaben, und machte Alles so geschickt mit, wie die übrigen, und zum Teil noch besser. Wie der Marschall dies einigemal bemerkt hatte,

und Wohlgefallen an dem Anstand und Betragen des Knaben fand, so fragte er, wer er wäre. Man sagte ihm, er wäre der Sohn eines armen Mannes, der bisweilen Almosen suchte; worauf der Marschall ihn um den Knaben bitten ließ. Der Graf, der nur dieses von Gott gebeten hatte, gab ihm gerne den Knaben, so ungern er sich auch sonst von ihm getrennt hätte. Wie er nun seinen Sohn und seine Tochter versorgt sah, wollte er nicht länger in England bleiben, sondern ging, sobald er konnte, nach Irland, und wie er nach Stamford kam, begab er sich bei einem Edelmann auf dem Lande in Dienst. Hier verrichtete er alles, was gewöhnlich von einem Knecht oder Knappen gefordert wird, und führte lange Zeit ein unbemerktes und beschwerliches Leben.

Violante, unter dem Namen Jeanette, nahm indessen zu an Jahren, an Wachstum und an Schönheit, und war bei ihrer Dame in London und bei deren Gemahl in solcher Gunst, und bei Jedermann im Hause, und bei allen, die sie kannten, so wohl beliebt, daß es zu verwundern war; und wer ihre Sitten und ihre Aufführung betrachtete, der mußte gestehen, daß sie wert war, zu Glück und Ehren erhoben zu werden. Die Edelfrau, die sie von ihrem Vater empfangen hatte, allein nichts weiter von seinen Umständen wußte, als was er selbst ihr gesagt hatte war demnach Willens, sie so anständig zu verheiraten, wie es denjenigen Umständen angemessen wäre, in welchen sie glaubte, daß sie geboren sein könnte. Aber Gott, der am gerechtesten über die Verdienste der Menschen waltet, wußte wohl, daß sie ein adliges Mädchen war, welches ohne Schuld für fremde Sünde büßte, und bestimmte ihr ein besseres Los; und man mußte glauben, daß dasjenige, was sich begab, durch seine gütige Schickung geschah, damit sie nicht einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen würde.

Die Dame, bei welcher Jeannette wohnte, hatte nämlich einen einzigen Sohn mit ihrem Gemahl, welchen beide Eltern sehr zärtlich liebten, nicht nur, weil er ihr Sohn war, sondern auch, weil er wegen seiner Tugenden und Gaben verdiente, es zu sein; denn er war vorzüglich edel und bieder von Sitten, und schön und einnehmend von Gestalt. Er war ungefähr sechs Jahre älter als Jeannette, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit fesselten ihn so sehr, daß außer ihr nichts

Schönes in der Welt für ihn war. Weil er aber glaubte, daß sie von niedrigem Stande wäre, so getraute er sich nicht, seine Eltern zu bitten, sie ihm zur Gemahlin zu geben, sondern aus Besorgnis, daß sie ihm seine unanständige Neigung verweisen möchten, suchte er sie so viel wie möglich zu verbergen, wiewohl er eben deswegen ihren Stachel noch immer empfindlicher fühlte, als wenn er sie frei heraus bekannt hätte. Und so kam es endlich dahin, daß er vor tiefem Kummer zuletzt schwer krank ward, worüber sich seine Eltern sehr grämten, und ihn oft mit liebreichen Worten baten, ihnen die Ursache seines Kummers zu entdecken, allein er antwortete nur durch Seufzer, oder er sagte, er fühlte, daß seine Lebenskräfte gänzlich verschwänden. Einmal traf es sich, indem ein junger Arzt (der aber alt an Einsicht und Gelehrsamkeit war) neben seinem Bette saß, und ihm den Puls fühlte, daß Jeannette, welche ihn aus Liebe zu seiner Mutter mit aller Sorgfalt bediente, wegen irgend einer Sache in das Zimmer kam, wo der Kranke lag. Wie der Jüngling sie erblickte, ließ er sich zwar durch Worte und Mienen nichts merken, allein sein Herz, welches in dem Augenblicke die Glut der Liebe heftiger empfand, schlug stärker und sein Puls ging schneller als gewöhnlich, welches der Arzt mit Verwunderung bemerkte, und auf die Dauer des vermehrten Pulsschlages um desto genauer Achtung gab. Wie Jeannette das Zimmer verließ, ward auch der Puls wieder schwächer, daher der Arzt glaubte, der Ursache der Krankheit auf die Spur gekommen zu sein, und deswegen Jeannette nach Verlauf einiger Zeit wieder hereinrufen ließ, als ob er etwas nötig hätte, und inzwischen die Hand des Kranken immer in den seinigen hielt. Jeannette kam herein, und kaum betrat sie die Schwelle, so stieg der Pulsschlag des Kranken, und ward wieder schwächer, sobald sie sich wieder entfernte. Wie der Arzt nunmehr völlige Gewißheit erlangt zu haben glaubte, stand er auf, und sagte im Vertrauen zu den Eltern des Kranken: „Die Gesundheit Eures Sohnes steht nicht in der Hand des Arztes, sondern in Jeannette's Hand; denn wie ich aus deutlichen Merkmalen schließe, so liebt sie der Jüngling inbrünstig, obwohl sie nach meinem Urteil nichts davon zu merken scheint. Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt, wofern Euch sein Leben lieb ist."

Der Edelmann und seine Gemahlin wurden froh, wie sie

hörten, daß es wenigstens ein Mittel gebe, ihren Sohn zu retten, obgleich es ihnen sehr empfindlich war, daß es (wie sie fürchteten) darauf ankam, ihm Jeannette zur Gemahlin zu geben. Wie demnach sich der Arzt entfernt hatte, gingen sie zu dem Kranken hinein, und die Mutter sagte zu ihm: „Lieber Sohn, ich hätte nimmer geglaubt, daß Du mir einen Wunsch verhehlen könntest, zumal da Du merktest, daß die Nichterfüllung desselben Dir Deine Lebenskräfte raubte; denn Du solltest versichert sein, und mußt es sein, daß nichts in der Welt ist, was ich Dir nicht, wenn es Dich glücklich machen kann, aus eigenem Triebe gewährte. Weil Du es aber dennoch gethan hast, so ist unser Herr Gott barmherziger gegen Dich gewesen, als Du selbst, und damit Du an dieser Krankheit nicht stirbest, so hat er mir die Quelle Deines Leides entdeckt, welche nichts anderes ist, als die innige Liebe, welche Du für irgend ein Mädchen empfindest, es sei, welches es wolle. Du brauchst Dich auch wahrlich nicht zu schämen, dieses zu gestehen, denn es ist Deinen Jahren gemäß, und wenn Du nicht liebst, so würde ich Dich für sehr unempfindlich halten. Verhehle mir demnach nichts, mein Sohn, sondern entdecke mir mit Zuversicht Deine Wünsche, und entschlage Dich der Traurigkeit und des Tiefsinns, welche Dir diese Krankheit zugezogen haben; sei getrost, und versichere Dich, daß Du nichts von mir zur Beförderung Deiner Glückseligkeit begehren kannst, was ich nicht aus allen Kräften mich bestreben würde, Dir zu verschaffen, indem ich Dich mehr liebe, als mein Leben. Entferne alle Furcht und Blödigkeit, und sage mir, ob ich zur Beförderung Deiner Liebe etwas beitragen kann, und wenn Du nicht findest, daß ich mir alle mögliche Mühe gebe, Dir zur Erreichung Deines Endzwecks zu verhelfen, so halte mich für die grausamste Mutter, die jemals einen Sohn geboren hat."

Der Jüngling errötete zuerst bei dieser Anrede seiner Mutter. Wie er aber überlegte, daß Niemand besser als sie ihm zu seinem Glücke förderlich sein könnte, verbannte er seine Schamröte, und gab ihr zur Antwort: „Liebe Mutter, es hat mich nichts anderes bewogen, meine Liebe zu verhehlen, als die öftere Erfahrung, daß die Leute, wenn sie alt werden, sich nicht erinnern wollen, daß sie jung gewesen sind. Weil Ihr aber in diesem Stücke nachsichtig seid, so will ich Euch nicht nur gestehen, daß alles richtig ist, was Ihr bemerkt habt, sondern

ich will Euch auch die Person nennen, unter der Bedingung, daß Ihr Euer Versprechen nach Eurem besten Vermögen erfüllet; denn nur in diesem Falle könnt ihr hoffen, mich wieder gesund zu sehen."

Die Mutter, welche sich zu gewisse Hoffnung machte, die Sache nach ihrer eigenen Weise einrichten zu können (welches ihr aber nicht gelang), versprach ihm ohne Bedenken, daß sie unverzüglich die Hand an's Werk legen wollte, seine Wünsche zu befriedigen, und bat ihn, ihr sein ganzes Herz zu eröffnen.

„Liebe Mutter", sprach darauf der Jüngling, „die große Schönheit und das liebenswürdige Betragen unserer Jeannette, und die Unmöglichkeit, die ich fand, ihr meine Liebe zu erklären und noch weniger, sie zur Gegenliebe zu bewegen, nebst dem Mangel an Mut, mich Jemand zu entdecken, haben mich dahin gebracht, wo Ihr mich jetzt seht. Und wenn dasjenige, was Ihr mir versprochen habt, nicht auf die eine oder andere Art in Erfüllung geht, so seid versichert, daß ich nicht lange mehr leben werde."

Die Dame, welche glaubte, daß es jetzt eher Zeit wäre, zu trösten, als Vorwürfe zu machen, antwortete mit Lächeln: „Ach mein Sohn! und dessentwillen bist Du krank geworden? Sei guten Mutes, und laß mich nur machen, Du sollst schon wieder gesund werden."

Der Jüngling, der sich jetzt mit der besten Hoffnung schmeichelte, ließ in Kurzem Merkmale augenscheinlicher Besserung spüren, welches für seine Mutter sehr erfreulich war, die sich demnach vornahm, zu versuchen, auf welche Art sie ihr Versprechen am besten erfüllen könnte. Sie ließ also Jeannette eines Tages zu sich rufen und fragte sie in sehr freundlichen Ausdrücken, ob sie schon einen Liebhaber hätte.

Jeannette gab mit Erröten zur Antwort: „Gnädige Frau, einem armen Mädchen, das von Haus und Hof verjagt ist, wie ich bin, und welches im Dienste anderer Leute leben muß, wird man wohl nicht leicht von Liebe vorsagen, und es steht ihr auch nicht zu, dergleichen Anträgen Gehör zu geben."

„Sehr gut," sprach die Dame, „wenn Du keinen Liebhaber hast, so wollen wir Dir einen verschaffen, dessen Du froh sein und Dich Deiner Schönheit doppelt erfreuen wirst, denn

es wäre schade, wenn ein so schönes Mädchen, wie Du bist, keinen Liebhaber finden sollte."

„Gnädige Frau," antwortete Jeannette, „seitdem Ihr mich von meinem Vater empfingt, habt Ihr mich wie Eure Tochter erzogen, und ich bin deswegen schuldig, Euch in allem zu gehorchen; allein, in diesem Stücke werde ich Euch nie gehorsam sein, und ich glaube wohl daran zu thun. Wenn es Euch gefallen wird, mir einen Ehemann zu geben, so soll ihm meine Liebe gewidmet sein, aber keinem anderen; denn von dem Erbteil meiner Väter ist mir nichts übrig geblieben, als das Ehrgefühl, und dieses will ich bewahren, so lange ich lebe."

Diese Worte schienen demjenigen nicht zu entsprechen, was die Dame beabsichtigte, um ihrem Sohne Wort zu halten, obwohl sie als eine verständige Frau das Mädchen in ihrem Herzen deswegen loben mußte. „Wie so, Jeannette?" sprach sie, „wenn nun der König, der ein junger Herr ist, von Deiner Liebe einige Gefälligkeit erwartete, würdest Du ihm sie wohl abschlagen?"

Jeannette antwortete hastig: „Gewalt könnte mir der König wohl thun, allein mit meinem Willen würde er nie etwas von mir erlangen, welches der Ehrbarkeit zuwider wäre."

Wie die Dame ihre Gesinnung merkte, gab sie den Versuch auf, sie mit Worten zu überreden, und nahm sich vor, sie auf eine andere Art auf die Probe zu stellen. Sie sagte nämlich zu ihrem Sohne, sie wollte Jeannette, sobald er gesund wäre, zu ihm in's Zimmer schicken, und es ihm selbst überlassen, sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, indem sie glaubte, daß es sich nicht für sie schickte, als Unterhändlerin ihres Sohnes zu erscheinen, und ihre Jungfer um Liebe für ihn zu bitten. Dieses war dem Jüngling gänzlich zuwider, und es ward plötzlich wieder mit ihm viel schlimmer, als vorher, sodaß die Dame, wie sie dieses sah, sich Jeannette völlig entdeckte. Wie sie diese aber standhafter als jemals fand, und ihrem Gemahl erzählte, was sie mit ihr gesprochen hatte, bequemten sie sich beide, so schwer es ihnen auch ankam, Jeannette ihrem Sohn zur Gemahlin zu geben, indem sie ihn lieber lebendig in den Armen einer Gemahlin sehen wollten, die unter seinem Stande wäre, als auf der Bahre, aus Mangel derselben. Dieses geschah, nach manchen Unterhandlungen, zur Freude Jeannette's, welche mit

andächtigem Herzen Gott dankte, daß er sie nicht vergessen hatte; und sich dessen ungeachtet noch immer für nichts ausgab, als für die Tochter eines armen Pikarden. Der Jüngling ward hierauf gesund, feierte seine Hochzeit vergnügter als irgend ein anderer, und ließ es sich mit seiner Gemahlin wohl sein.

Pierrot, welcher unterdessen in Wales bei dem Marschall des Königs von England geblieben war, wuchs ebenfalls heran, gewann die Gunst seines Herrn, und ward ein rascher, schöner Jüngling, wie irgend einer in England; so daß ihn im Ringen, Turnieren und anderen ritterlichen Übungen kein Mensch im ganzen Lande übertraf, und daß er unter dem Namen des Pierrot von Pikardie überall bekannt und berühmt war. Und so wie Gott seine Schwester nicht vergessen hatte, so bewies er auch ihm, daß er sich seiner erinnerte. Denn es brach in der Gegend eine tödliche Pestseuche aus, welche fast die Hälfte der Einwohner wegraffte, indes ein großer Teil der Übriggebliebenen vor Furcht in andere Länder entwich, so daß das Land ganz öde und leer schien. An dieser Seuche starb auch Pierrots Herr, nebst seiner Gemahlin, seinem Sohne und vielen Brüdern, Neffen und Verwandten, so daß von seinem ganzen Geschlechte und Hausgesinde auch Niemand übrig blieb, als eine einzige erwachsene Tochter, und Pierrot nebst einigen andern Dienern. Wie nun die Pest endlich nachließ, nahm das Fräulein den Pierrot, als einen gewandten und tapferen Knappen, mit Genehmigung und auf Anraten ihrer wenigen am Leben gebliebenen Untersassen, zum Gemahl, und machte ihn zum Herrn über alles, was ihr als Erbteil zugefallen war. Es währte auch nicht lange, so bestellte der König von England, wie er den Tod seines Marschalls vernahm, den Pierrot von Pikardie, dessen Tapferkeit ihm bekannt war, zu seinem Nachfolger, und ernannte ihn zum Marschall. Dies ist die kurze Geschichte der beiden Kinder des Grafen von Angers, die er wie verloren in die Welt hatte schicken müssen.

Schon waren achtzehn Jahre verstrichen, seitdem der Graf aus Paris flüchten mußte, wie bei ihm in seinem Alter, nach manchen überstandenen Mühseligkeiten, in Irland der Wunsch erwachte, wo möglich zu erfahren, was aus seinen Kindern geworden wäre. Die Länge der Zeit hatte seine Gestalt völlig

verändert, und durch den anhaltenden Gebrauch seiner Kräfte war er weit stärker geworden, als er in seiner Jugend gewesen war, und so schied er in armseliger Kleidung und in dürftigen Umständen aus dem Hause derjenigen, welchen er lange gedient hatte, kam zurück nach England, und begab sich zuerst dahin, wo er seinen Sohn gelassen hatte, den er als einen großen Herrn und königlichen Marschall wiederfand, und ihn frisch und gesund als einen schönen, jungen Mann erblickte, worüber er sich herzlich freute, allein sich dennoch nicht eher zu erkennen geben wollte, bis er auch wüßte, was aus Jeannetten geworden wäre. Er machte sich deswegen wieder auf den Weg und ruhte nicht eher, bis er nach London kam, wo er sich in der Stille nach der Dame erkundigte, bei welcher er seine Tochter gelassen hatte, und fand, daß Jeannette die Gemahlin ihres Sohnes geworden war, weswegen er sich so glücklich fühlte, daß er alle seine vergangenen Widerwärtigkeiten für Kleinigkeiten achtete, da er seine Kinder lebendig und in solchem Wohlstande angetroffen hatte. Weil er jedoch seine Tochter auch selbst zu sehen wünschte, so ging er als ein armer Mann gekleidet in der Nähe ihres Hauses auf und nieder, wo ihn Sir Jacob Langley, Jeannette's Gemahl, erblickte, welcher mit ihm, als mit einem armen, alten Mann, Mitleid hatte, und einem seiner Diener befahl, ihn nach seinem Hause zu führen, und ihm aus Barmherzigkeit zu essen zu geben, welches der Diener that. Jeannette hatte mit ihrem Gemahl bereits verschiedene Kinder, von welchen das älteste nicht über acht Jahr alt war, lauter schöne und muntere Kinder, welche, wie sie den Grafen essen sahen, sich um ihn her machten und anfingen, ihn zu liebkosen, als errieten sie durch eine geheime Ahnung, daß er ihr Großvater wäre; und da er selbst wirklich wußte, daß sie seine Enkel waren, so lockte er sie an sich, und schmeichelte ihnen, so daß die Kinder gar nicht wieder von ihm ablassen wollten, so ernstlich ihr Erzieher sie auch von ihm abrief. Jeannette kam darüber endlich selbst heraus, und drohte den Kindern Strafe, wenn sie ihrem Vorgesetzten nicht gehorchten. Die Kinder weinten darüber und sagten, sie wünschten bei dem guten Manne zu bleiben, der sie noch lieber hätte, als ihr Hofmeister, worüber sowohl Jeannette, als der Graf, sich des Lachens nicht enthalten konnten. Der Graf war aufgestanden, nicht wie ein Vater vor seiner Tochter, sondern wie ein armer

Mann vor einer vornehmen Dame, um ihr seine Ehrerbietung zu beweisen; doch empfand er eine heimliche Freude, wie er sie so erblickte. Sie selbst aber erkannte ihn gar nicht, weil seine vorige Gestalt sich ganz verändert hatte; denn er war alt und grau, langbärtig und hager geworden, und so sehr von der Sonne verbrannt, daß er Niemand weniger ähnlich war, als sich selbst in seiner vorigen Gestalt. Wie Jeannette sah, daß die Kinder nicht von ihm ablassen wollten, sondern weinten, wenn man sie von ihm trennen wollte, so sagte sie zu dem Hofmeister, er möchte sie ein wenig bei ihm verweilen lassen. Indem nun die Kinder sich noch mit dem guten Manne zu schaffen machten, kam Jeanette's Schwiegervater zu Hause, welcher ihr nicht sehr hold war. Wie ihm nun der Hofmeister den Vorfall mit dem Alten erzählte, gab er zur Antwort: „Laßt sie bei ihm in's Unglücks Namen, sie sind das Ebenbild ihrer Mutter. Sie ist eines Bettlers Tochter; kein Wunder also, daß die Kinder sich auch gern mit Bettlern abgeben."

Es verdroß den Grafen zwar sehr, daß er diese Worte hören mußte, allein er zuckte die Achseln und ertrug diese Demütigung, wie er manche andere ertragen hatte.

Der junge Edelmann, welcher hörte, wie die Kinder sich über den alten Mann freuten, war zwar auch nicht sehr damit zufrieden; weil er sie aber liebte und ihnen keine Thränen verursachen wollte, so gab er den Befehl, den Alten im Hause zu behalten, wenn er zu irgend einem Dienste Lust hätte. Er antwortete, er wolle zwar gern bleiben, allein er hätte in seinem Leben nichts anderes gelernt, als mit Pferden umzugehen. Man gab ihm also ein Pferd zu warten, und er nahm sich vor, es zum Vergnügen der Kinder abzurichten.

Indes nun das Schicksal den Grafen von Angers und seine Kinder so führte, wie ich erzählt habe, starb der König von Frankreich, nachdem er verschiedene Waffenstillstände mit den Deutschen geschlossen hatte, und sein Sohn, dessen Gemahlin die Verbannung des Grafen verursacht hatte, ward an seiner Stelle zum Könige gekrönt. Nachdem der letzte Waffenstillstand abgelaufen war, fing dieser den Krieg mit vieler Erbitterung wieder an, und der König von England, als sein neuer Verwandter, sandte ihm viel Kriegsvolk zu Hülfe, unter den Befehlen seines Feldmarschalls Pierrot von Pikardie und Jacob

Langreys, des Sohnes seines zweiten Marschalls, welchem der Graf, unerkannt von Jedermann, eine lange Zeit im Felde als Stallknecht aufwartete, und als ein tapfrer Mann, über die Erwartung, die man von ihm haben konnte, mit Rat und That manchen wichtigen Dienst leistete. Während dieses Feldzuges ward die Königin von Frankreich von einer schweren Krankheit befallen, und wie sie fühlte, daß sie dem Tode nahe war, bekannte sie alle ihre Sünden mit vieler Bußfertigkeit dem Erzbischof von Rheims, welcher für einen frommen und heiligen Mann gehalten ward, und gestand ihm unter andern, daß dem Grafen von Angers um ihretwillen großes Unrecht geschehen wäre; ja, sie begnügte sich nicht damit, ihm dieses zu beichten, sondern sie bekannte auch in Gegenwart vieler angesehenen Männer, wie alles zugegangen wäre, und bat sie, den König zu vermögen, daß er den Grafen, wenn er noch lebte, oder eines von seinen Kindern, wieder in seine Güter einsetzte. Nicht lange darnach verschied sie und ward mit allen Ehrenbezeigungen zur Erde bestattet.

Wie man dem Könige ihr Bekenntnis hinterbrachte, und wie er die Bedrängnisse, welche der würdige Graf ohne seine Schuld erlitten, mit einigen Seufzern bedauert hatte, ließ er in dem ganzen Heere und an vielen anderen Orten ausrufen, daß derjenige, welcher ihm den Aufenthalt des Grafen von Angers, oder irgend eines von seinen Kindern anzeigen könnte, für jeden derselben eine beträchtliche Belohnung erhalten sollte; weil er laut des Geständnisses der Königin, ihn für unschuldig an Allem erkenne, weswegen er wäre verbannt worden; daher er jetzt Willens wäre, ihn zu allen seinen vorigen und noch zu höheren Ehren zu erheben. Dies alles erfuhr der Graf, der noch immer als Stallknecht erschien, und wie er fand, daß es wirklich wahr wäre, ging er geschwind zu Sir Jacob Langrey, und bat ihn, sich mit ihm zu Pierrot zu begeben, weil er ihnen beiden diejenigen zeigen wollte, die der König suchte.

Wie sie alle drei beisammen waren, sprach der Graf zu Pierrot, der schon im Begriff war, sich dem Könige zu erkennen zu geben: „Pierrot, dieser Sir Jacob hat Deine Schwester zur Gemahlin, und hat nie eine Aussteuer mit ihr bekommen. Damit ihr nun diese nicht fehlen möge, so ist es mein Wille, daß er und niemand anderer die großen Belohnungen empfange, die der

König für Deine Person, als für den Sohn des Grafen von Angers, ausgeboten hat, und für Violante, Deine Schwester und Jakobs Gemahlin, und für mich, den Grafen von Angers, Deinen Vater, und daß er uns alle dem Könige vorstelle."

Wie Pierrot dies hörte und ihn aufmerksam betrachtete, erkannte er ihn den Augenblick, und grüßte ihn als Vater, indem er mit thränenden Augen ihm die Füße umfaßte. Sir Jakob, welcher erstlich die Worte des Grafen hörte, und dann sah, wie Pierrot sich gegen ihn benahm, ward vor Verwunderung und Freude so bestürzt, daß er kaum wußte, was er anfangen sollte; doch weil er den Worten des Grafen glaubte und mit Erröten bedachte, daß er ihn oft beleidigt hatte, indem er ihm wie einem Stallknechte begegnete, so fiel er ihm zu Füßen, und bat ihn demütig für jede Beleidigung um Verzeihung, die ihm auch der Graf, welcher ihn wieder von der Erde erhob, sehr willig erteilte. Nachdem sie nun alle drei vieles zusammen über ihre Begebenheiten gesprochen, viel mit einander geweint und sich viel zusammen gefreut hatten, wollten Pierrot und Jakob den Grafen umkleiden lassen, allein er wollte es nicht eher zugeben, bis Sir Jakob der versprochenen Belohnung gewiß wäre, um ihn desto mehr zu beschämen, verlangte er, daß er ihn in der Kleidung eines gemeinen Knappen dem Könige vorstellen sollte.

Sir Jakob verfügte sich demnach zu dem Könige, indem der Graf und Pierrot ihm nachfolgten, und erbot sich, ihm den Grafen und seine Kinder vorzustellen, wenn er ihm die durch öffentlichen Ausruf versprochene Belohnung reichen ließe.

Der König ließ alsobald die beträchtlichen Belohnungen für alle drei herbringen, und erlaubte ihm, sie davon zu tragen, wenn er ihm wirklich den Grafen und seine Kinder, seinem Versprechen gemäß, zeigte.

Sir Jakob wandte sich hierauf um, ließ den Grafen, seinen Knappen, vortreten und sagte: „Sire, hier ist der Vater, und hier der Sohn. Die Tochter, welche meine Frau ist, befindet sich jetzt nicht hier, Ihr sollt sie aber mit Gottes Hülfe bald sehen."

Wie der König dies hörte, betrachtete er den Grafen genau, und wiewohl sich seine Gestalt gegen das, was sie vormals war, ungemein verändert hatte, so erkannte er ihn dennoch, und fast

mit Thränen in den Augen erhob er ihn, indem er vor ihm niederkniete; küßte und umarmte ihn, und empfing den Pierrot auf's Gnädigste; befahl auch augenblicklich den Graf mit Kleidern, Bedienung, Pferden und Gerät zu versehen, wie seinem Stande angemessen wäre, welches auch sogleich geschah. Ueberdies erwies auch der König dem Sir Jakob große Ehre, und ließ sich von seinen vergangenen Begebenheiten genaue Nachricht geben. Wie nun Sir Jakob die ansehnlichen Belohnungen für die Wiederbringung des Grafen uud seiner Kinder davontrug, sprach der Graf zu ihm: „Empfange dies von der freigebigen Hand meines Königs, und vergiß nicht, Deinem Vater zu sagen, daß Deine Kinder, seine und meine Enkel, von der mütterlichen Seite nicht von Landstreichern abstammen."

Sir Jakob empfing die Geschenke und ließ seine Gemahlin und seine Mutter nach Paris kommen, wohin sich auch Pierrot's Gemahlin begab, und sie lebten alle in großer Freude bei dem Grafen, welche der König in alle seine Güter wieder eingesetzt, und ihn noch größer gemacht hatte, als er jemals vorher gewesen war. Hernach beurlaubten sie sich bei ihm, und gingen wieder nach Hause; er aber blieb in Paris und ward bis an sein Ende mehr, als jemals geehrt.

Neunzehnte Erzählung.

Es befanden sich einst in einem Gasthofe zu Paris verschiedene ansehnliche italienische Kaufleute, der eine um dieses, der andere um jenes Geschäftes willen, wie es bei ihnen zu gehen pflegt; und wie sie einmal recht vergnügt mit einander zu Nacht gegessen hatten, fingen sie an, von verschiedenen Dingen zu sprechen, und von einem Gegenstande zum andern kam auch die Rede auf ihre Frauen, die sie zu Hause gelassen hatten, und einer von ihnen sagte in seiner fröhlichen Laune: „Ich weiß nicht, was meine Frau macht: aber das weiß ich wohl, daß ich, wenn mir ein hübsches Ding in den Weg kommt, die Liebe zu meinem Weibe beiseite setze, und mich mit der Gegenwärtigen vergnüge, so gut ich kann."

Ein Anderer antwortete: „Ich mache es ebenso, denn wenn ich glaube, daß meine Frau sich ihr Vermögen ebenfalls nicht abgehen läßt, so thut sie es vermutlich, und wenn ich es nicht glaube, so geschieht es darum nicht weniger; also denk' ich: Wurst wider Wurst, und wie der Esel in's Holz ruft, so schallt's wieder heraus."

Ein Dritter sprach fast aus dem nämlichen Tone, und kurz, es schien, daß sie alle in diesem Stücke einerlei Meinung wären, daß ihre Weiber zu Hause ihre Zeit nicht müßig zubrächten. Nur ein einziger, Namens Bernabo Leomellin aus Genua sagte das Gegenteil und behauptete, daß er durch Gottes Gnade eine Frau besäße, welche mit allen Tugenden geschmückt wäre, die man sonst nur einzeln bei Männern und Weibern anträfe, und daß sie vielleicht in ganz Italien nicht ihres Gleichen hätte. Denn sie wäre nicht nur schön von Gestalt und jung an Jahren, sondern es gäbe auch keine Kraft und Wissenschaft, die einem Frauenzimmer zustände, als Seidenarbeit und dergleichen, in welcher sie es nicht weiter gebracht hätte, als eine andere. Ueberdies könnte kein Knappe oder Kammerdiener gefunden werden, der eine Tafel besser und geschickter bedienen, einen Gaul zureiten, oder einen Falken abrichten könnte, als sie; indem sie in allen Dingen gewandt, klug und wohlerzogen wäre, und dabei lesen, schreiben und rechnen könnte, wie der beste Kaufmann. Nachdem er ihr über diese und andere Dinge manchen Lobspruch erteilt hatte, kam er auch auf den Gegenstand, von welchem die Rede war, und bekräftigte mit einem Eide, daß keine ehrbarere und keuschere Matrone auf der Welt, und daß er daher überzeugt wäre, wenn er auch zehn Jahre, oder auf immer, abwesend vom Hause bliebe, so würde sie sich nimmermehr von anderen Mannspersonen von gewissen Dingen etwas vorsagen lassen.

Unter den Männern, welche diese Gespräche mit einander führten, war auch ein junger Kaufmann namens Ambrogiuolo von Piacenza, der über dieses letzte Lob, welches Bernabo seiner Frau erteilte, ein lautes Gelächter erhob, und ihn spöttisch fragte, ob denn ihm der Kaiser dies Vorrecht vor allen anderen Ehemännern gegeben habe?

Bernabo antwortete ihm etwas unwillig: der Kaiser habe ihm kein Vorrecht verliehen, aber Gott, der doch

wohl etwas mehr vermöge, als der Kaiser, habe ihm diese Gnade erzeigt.

Darauf erwiderte Ambrogiuolo: „Barnabo, ich zweifle keinen Augenblick, daß Du nicht glaubst, die Wahrheit zu sagen; allein wie mich deucht, so hast Du wenig auf die Natur der Dinge Achtung gegeben; denn hättest Du das gethan, so halte ich Dich nicht für so einfältig, daß Du Dir nicht Begriffe davon abgezogen hättest, welche Dich bewögen, über diesen Gegenstand mit mehr Einschränkung zu reden. Und damit Du nicht glaubst, daß wir anderen, die wir so viel über unsere Weiber gesprochen haben, uns einbilden, sie wären anderen Sinnes und anderer Beschaffenheit als Deine Frau, so will ich mich ein wenig ausführlicher über diesen Gegenstand erklären. Ich habe immer gehört, der Mann sei das edelste, lebendige Geschöpf unter allen, die sterblich sind, welches aus der Hand Gottes kam, und nächst ihm das Weib. Allein der Mann ist, wie man allgemein annimmt, und wie man auch in der That sieht, viel vollkommener, und da er mehr Vollkommenheit besitzt, so muß er auch unfehlbar mehr Kraft und Standhaftigkeit haben, und hat sie auch wirklich. Deswegen sind insgeheim die Weiber viel unbeständiger, und man könnte die Ursache davon mit mancherlei Gründen aus der Natur erklären, die ich aber jetzt übergehen will. Wenn also der Mann mehr Standhaftigkeit besitzt und sich dennoch nicht enthalten kann, ich will nicht bloß sagen, der willigen Schönen entgegen zu kommen, sondern diejenige zu begehren, die seinen Sinnen gefällt, und nicht nur sie zu begehren, sondern auch alles anzuwenden, um sie zu besitzen; und wenn ihm dieses nicht nur etwa einmal in einem Monat, sondern tausendmal an einem Tage widerfährt, wie erwarteſt Du denn, daß das von Natur leicht bewegliche Weib den Bitten, den Schmeicheleien, den Geschenken, und tausend anderen Künsten widerstehen soll, die ein schlauer Liebhaber bei ihr anwendet? Glaubst Du, sie könnte sich halten? Wahrlich, Du magst das behaupten, so lange Du willst, so kann ich mich nicht überreden, daß Du es glaubst; denn Du sagst ja selbst, daß deine Gattin ein Weib ist, und Fleisch und Bein hat wie andere Weiber. Wenn dieses ist, so muß sie auch mit ihnen einerlei Begierden gemein haben, und weder mehr noch weniger Kräfte als die anderen, um diesen

natürlichen Trieben zu widerstehen. Deswegen bleibt es möglich, sie mag so keusch sein, wie sie wolle, daß sie eben dasselbe thun wird, was andere thun; und was möglich ist, das sollte man nicht so unbedingt leugnen, oder das Gegenteil desselben behaupten, wie Du thust."

Bernabo gab ihm zur Antwort: „Ich bin ein Kaufmann und kein Philosoph, und will Dir als ein Kaufmann antworten: daß ich wohl weiß, daß den thörichten Weibern dergleichen, wovon Du sprichst, wohl begegnen könne; allein diejenigen, welche weise sind, halten so strenge auf ihre Zucht, daß sie stärker werden, als die Männer, welche sich nicht so genau daran binden; und von solcher Art ist die meinige."

„Freilich (versetzte Ambrogiuolo), wenn ihnen jedesmal, da sie solchen Anträgen Gehör geben, ein Horn vor der Stirn wüchse, welches von ihren Handlungen zeugte, so würden, glaub' ich, wenige sein, die sich darauf einließen. Aber da wächst nicht allein kein Horn, sondern es bleibt auch weder Spur, noch Zeichen übrig, bei denen, die sich mit Klugheit benehmen; und die Schande und der Verlust der Ehre trifft nur solche Handlungen, welche bekannt werden; was aber heimlich geschehen kann, das thun sie alle oder wenn sie Närrinnen sind, so lassen sie es bleiben. Du kannst also versichert sein, daß nur diejenige keusch bleibt, die entweder niemals in Versuchung geführt, oder die wohl gar abgewiesen ward, indem sie selbst die Rolle der Versucherin übernahm. Und obwohl mir dieses alles aus natürlichen und unbezweifelten Gründen klar ist, so würde ich doch nicht bestimmt davon sprechen, wenn ich nicht oft und bei vielen die Erfahrung selbst gemacht hätte. Ja, ich sage Dir dabei, daß ich glaube, wenn ich bei Deiner eigenen Frau wäre, die eine solche heilige sein soll, so würde ich sie in kurzer Zeit so kirre machen, wie ich schon so viele andere gemacht habe."

Bernabo gab ihm empfindlich zur Antwort: „Mit Worten könnten wir lange streiten; Du würdest dies behaupten und ich jenes, nnd am Ende wird doch nichts ausgemacht. Aber weil Du doch sagst, daß sie alle so geschmeidig sind, und daß Deine Kunst so weit geht, so bin ich bereit, um die Keuschheit meiner Frau zu behaupten, mir den Kopf abschneiden zu lassen, wenn Du sie jemals bewegen kannst, sich Dir auf eine ungeziemende Art gefällig zu erweisen; und wenn Du es

nicht kannst, so soll es Dir nicht mehr als tausend Goldgulden kosten."

Ambrogiuolo, der über dem Dinge schon in Wärme geriet, versetzte: „Bernabo, ich bin nicht so gesinnt, daß mir nach Deinem Blute gelüsten sollte, wenn ich gewinne. Hast Du aber Lust, es auf den Beweis dessen, was ich gesagt habe, ankommen zu lassen, so setze fünftausend Goldgulden, die Dir doch wohl nicht so teuer sein werden, wie Dein Leben, gegen meine tausend; und wiewohl Du mir keinen Zeitraum bestimmt hast, so will ich mich doch anheischig machen, nach Genua zu gehen, und innerhalb drei Monaten, von dem Tage meiner Abreise gerechnet, Deine Frau zu bewegen, mir zu Willen zu sein, und zum Beweise dessen Dir einige von ihren liebsten Sachen, und mit einem Worte solche Merkmale mitzubringen, daß Du selbst Dich für überzeugt erklären sollst; wofern Du mir nur auf Deine Ehre versprichst, daß Du Deiner Frau nichts von der Sache schreiben willst."

Bernabo sagte, er sei es völlig zufrieden, und obwohl die übrigen Kaufleute, welche gegenwärtig waren, sich alle Mühe gaben, den Handel zu hintertreiben, weil sie sahen, daß großes Unheil daraus entstehen könnte, so waren doch die Beiden so erpicht darauf, daß sie ungeachtet aller Einreden der anderen ihre Wette einander schriftlich bekräftigten. Wie dieses geschehen war, blieb Bernabo in Paris und Ambrogiuolo ging nach Genua, wo er sich einige Tage aufhielt, und sich genau nach der Wohnung und nach dem Lebenswandel der Dame erkundigte; und wie er eben dasselbe von ihr hörte, was Bernabo von ihr behauptet hatte, und noch mehr dazu, so schien es ihm, daß er ein tolles Wagestück unternommen hätte; doch gelang es ihm, Bekanntschaft mit einer armen Frau zu machen, welche viel in dem Hause der Dame aus- und einging und welcher sie sehr gewogen war. Wie er diese Frau sonst zu nichts bewegen konnte, bestach er sie durch Geld, daß sie ihn in einem Kasten, den er sehr künstlich nach seiner eigenen Erfindung verfertigen ließ, nach dem Hause der Dame und in ihre eigene Kammer schaffte, indem sie die Dame bat (unter dem Vorwande, daß sie verreisen müßte), ihr die Kisten ein paar Tage zu bewahren.

Die Kiste blieb demnach in der Kammer stehen, und wie es Nacht ward, und die Stunde kam, da Ambrogiuolo vermutete,

daß die Dame im ersten Schlafe läge, öffnete er den Deckel, und schlich ganz leise heraus. Bei dem Lichte einer Kerze, die in der Kammer brannte, betrachtete er die ganze Einrichtung derselben, die Gemälde und andere in die Augen fallenden Gegenstände, und prägte sich dieselben genau in's Gedächtnis. Hierauf nahte er sich dem Bette, und weil er fand, daß die Dame nebst einem kleinen Mädchen, das neben ihr lag, ganz fest eingeschlafen war, so hatte er volle Muße, sie zu betrachten, und sie unbekleidet noch schöner zu finden, als in ihrem Schmucke. Er suchte lange Zeit vergeblich nach irgend einem besonderen Zeichen an ihrem Leibe, auf welches er sich berufen könnte, bis er endlich ein kleines Muttermal unter ihrer linken Brust gewahr ward, welches mit fünf oder sechs goldenen Härchen umgeben war. Mehr als einmal geriet er in Versuchung, indem er die schlafende Schöne betrachtete, sein Leben daran zu wagen und sich ihr zur Seite zu legen; allein er hatte zuviel von der Strenge ihres Wandels gehört, um dieses Wagestück zu unternehmen. Nachdem er also Zeit genug gehabt hatte, um aus einer ihrer Kisten eine Börse, einen Unterrock, einen Ring und einen Gürtel zu entwenden, schlich er sich damit wieder in seinen Kasten, den er wieder verschloß und in der folgenden Nacht fortfuhr, alles auszukundschaften, ohne daß die Dame etwas davon merkte. Am dritten Tage kam die Frau, der Abrede gemäß, wieder, um ihren Kasten abzuholen, und ihn dahin zu bringen, wo sie ihn gefunden hatte; worauf Ambrogiuolo herausstieg, der Frau die versprochene Belohnung gab und sich mit den entwandten Sachen eiligst auf den Weg nach Paris machte, wo er vor Ablauf der verabredeten Frist ankam.

Hier berief er die Kaufleute zusammen, welche bei der Unterredung und bei der Wette gegenwärtig gewesen waren, und sagte in Bernabo's Gegenwart zu ihnen, er habe die Wette gewonnen, die zwischen ihnen beiden geschlossen worden, indem er dasjenige ausgeführt habe, wozu er sich anheischig gemacht. Zum Beweise dessen beschrieb er zuerst die Lage der Kammer und die darin befindlichen Gemälde und zeigte hernach die Sachen vor, die er mitgebracht hatte, und die er vorgab, von der Dame erhalten zu haben.

Bernabo gab zu, daß die Kammer so beschaffen wäre, wie er sagte, und daß die vorgezeigten Sachen wirklich seiner

Frau gehört hätten; allein er sagte, jener könnte leicht durch Jemand von der Dienerschaft des Hauses die Beschaffenheit des Zimmers erfahren und auf gleiche Weise die Sachen erhalten haben; wenn er demnach nichts weiter für sich zu sagen hätte, so schienen ihm diese Beweise noch nicht hinreichend, um die Wette zu seinem Vorteil zu entscheiden.

„In der That (sagte Ambrogiuolo), müßte dieses wohl hinreichend sein; weil Du aber verlangst, daß ich noch mehr sagen soll, so will ich es thun und will Dir sagen, daß Madonna Ginevra, Deine Frau, ein ziemlich großes Mal unter ihrer linken Brust hat, welches mit einem halben Dutzend goldgelber Härchen umwachsen ist."

Diese Worte waren dem Bernabo ein Dolchstich durch's Herz, und der Schmerz darüber verwandelte sein Gesicht so sehr, daß man, wenn er auch kein Wort gesagt hätte, deutlich sehen konnte, was Ambrogiuolo gesprochen habe, müsse wahr sein. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Meine Herren, was Ambrogiuolo erzählt ist wahr; und da er gewonnen hat, so mag er sein Geld empfangen, wenn es ihm gefällt."

Am folgenden Tage ward dem Ambrogiuolo das Geld wirklich bezahlt, und Bernabo entfernte sich von Paris und machte sich auf den Weg nach Genua, mit einem Herzen voll Rachgier gegen seine Frau. Wie er nahe bei Genua kam, wollte er nicht hineingehen, sondern blieb in einer Entfernung von ungefähr zwanzig Meilen in einem seiner Landhäuser, und schickte einen vertrauten Diener mit zwei Pferden und mit einem Briefe in die Stadt, in welchem er seiner Frau seine Ankunft meldete und ihr befahl, mit dem Überbringer zu ihm zu kommen. Dem Diener aber gab er heimlich den Befehl, sobald er sich mit der Dame an einem entlegenen Ort befände, der ihm am bequemsten schiene, sie ohne Barmherzigkeit zu ermorden und zu ihm zurückzukehren.

Wie der Diener nach Genua kam und den Brief übergab, empfing ihn die Dame mit großen Freuden, stieg mit ihm am folgenden Morgen zu Pferde und nahm den Weg nach dem Landhause. Indem sie unterwegs von mancherlei Dingen sprachen, kamen sie an ein tiefes, einsames Thal, von hohen Felsen und Bäumen eingeschlossen, welches dem Diener der Ort zu sein schien, wo er den Befehl seines Herrn am sichersten

ausführen könnte. Er zog demnach seinen Dolch, ergiff die Dame beim Arm und sagte: Madonna empfehlt Eure Seele Gott; Ihr müßt auf dieser Stelle sterben."

Die Dame, die den gezückten Dolch sah und die schrecklichen Worte vernahm, rief voll Angst: „Um Gottes willen habe die Barmherzigkeit, ehe Du mich tötest, mir zu sagen, womit ich Dich beleidigt habe, daß Du mich morden willst."

„Madonna (sprach der Diener), mich habt Ihr nicht beleidigt; was Ihr aber gegen Euren Gemahl müßt gesündigt haben, das weiß ich nicht; aber er ist's, der mir befohlen hat, Euch ohne Barmherzigkeit auf dieser Reise um's Leben zu bringen, und wenn ich es nicht thue, so hat er mir gedroht, mich aufhängen zu lassen. Ihr wißt, wie viel ich ihm zu danken habe und daß ich ihm nichts abschlagen kann, das er von mir verlangt. Gott weiß, Ihr dauert mich; allein ich kann's nicht ändern."

„Um des Himmels willen (bat ihn die Dame mit Thränen), werde nicht zum Mörder an mir, einem Andern zu Gefallen, da ich Dich nie beleidigt habe! Gott, der alle Dinge sieht, weiß, daß ich nie etwas begangen habe, wofür ich von meinem Gemahl einen solchen Lohn verdiene. Aber dieses beiseite gesetzt, so kannst Du zu doch zu gleicher Zeit Gott und Deinem Herrn und mir gefällig sein, und zwar auf diese Weise: Du nimmst meine Kleider und giebst mir nur Deinen Wams und einen Überrock, und kehrst zurück zu Deinem und meinem Herrn, und sagst ihm, Du habest mich umgebracht. Ich schwöre Dir dagegen bei dem Leben, das Du mir schenkest, mich von hier zu entfernen und soweit zu gehen, daß weder er, noch Du, noch Jemand in diesem Lande das Geringste von mir erfahren soll."

Der Diener, der ungern an ihr zum Mörder ward, ließ sich leicht zum Mitleid bewegen; er nahm demnach ihre Kleider, gab ihr ein schlechtes Wams und einen Überrock und ließ ihr das wenige Geld, welches sie bei sich hatte, und indem er sie nochmals bat, sich aus der Gegend zu entfernen, ließ er sie in dem Thal zu Fuß zurück, und kam zu seinem Herrn, welchem er versicherte, er habe seinen Befehl nicht nur ausgerichtet, sondern auch gesehen, daß die Wölfe bereits über den Leichnam hergefallen wären. Bernabo kam kurz darauf

nach Genua, und wie seine rasche That bekannt ward, verdammte sie ein Jeder.

Die verlassene und bekümmerte Frau verkleidete und verstellte sich so gut sie konnte, und ging bei anbrechender Nacht in ein nahe gelegenes Dorf, wo sie von einer guten Frau dasjenige erhielt, was sie brauchte, um das Wams nach ihrem Leibe zurecht zu machen, und den Überrock in ein Paar Pantalons umzuschaffen; worauf sie ihr Haar kurz abschnitt und sich ganz das Ansehen eines Matrosen gab, und sich alsdann aufmachte, und nach der Seeküste ging, wo sie von ungefähr einen Herrn aus Katalonien, namens Sennor Encarache antraf, der sein Schiff, welches nicht weit davon vor Anker lag, verlassen hatte, um sich bei einem Brunnen ein wenig abzukühlen. Sie ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und ward mit ihm einig, bei ihm in Dienste zu gehen, worauf sie unter dem Namen Sicurano da Finale mit ihm an Bord ging. Sicurano ward nunmehr von seinem Herrn besser gekleidet, und bediente ihn so geschickt und mit solchem Eifer, daß er sich sehr bei ihm in Gunst setzte.

Nicht lange darnach schiffte der Katalonier mit einer Ladung nach Alessandria, und nahm einige auserlesene Falken für den Sultan mit, die er ihm überreichte; worauf ihn dieser einige Mal zur Tafel zog, und wie er das Betragen des Sicurano (der ihn immer bediente) beobachtete und Gefallen an ihm fand, bat er den Katalonier, ihn ihm zu überlassen, welches dieser auch that, obwohl er selbst ihn ungern entbehrte. Sicurano erwarb sich in kurzer Zeit durch sein Wohlverhalten das Wohlwollen des Sultans in eben dem Maße, in welchem er sich bei dem Katalonier beliebt gemacht hatte; daher es sich denn nach einiger Zeit begab, wie in Acre zu einer gewissen Jahreszeit ein öffentlicher Markt gehalten ward, wo sich eine große Menge christlicher und sarazenischer Kaufleute versammelten, und wohin der Sultan, der Sicherheit der Kaufleute und ihrer Waren, jederzeit außer anderen Offizieren auch einen von den Großen seines Hofes mit einem gehörigen Gefolge zu schicken pflegte, um auf alles ein Auge zu haben, daß der Sultan sich entschloß, den Sicurano in dieser Eigenschaft dahin zu schicken, welcher die Sprache des Landes bereits genugsam verstand.

Wie nun Sicurano, als Befehlshaber und Hauptmann über die Bedeckung der Kaufleute und ihrer Güter nach Acre kam, und sich seines Dienstes mit allem Fleiß annahm, und folglich, indem er allenthalben umher ging, eine Menge Kaufleute Sizilianer, Pisaner, Genueſen, Venetianer und andere Italiener antraf, so pflegte er sich sehr gerne mit ihnen zu unterhalten, und sich seines Vaterlandes dabei zu erinnern. Wie er nun auch einmal in das Gewölbe eines Venetianers kam, ward er unter anderen hübschen Sachen auch eine Börse und einen Gürtel gewahr, die er sogleich für die seinigen erkannte, und sich darüber verwunderte; doch ließ er sich nichts merken, und fragte nur sehr höflich, wem die Sachen gehörten, und ob sie zu kaufen wären.

Ambrogiuolo von Piacenza, der auch mit vielen Waren auf einem venetianischen Schiffe dahin gekommen war, und hörte, daß der Befehlshaber der Wache nach diesen Sachen fragte, kam geschwind herzu und sagte mit Lachen: „Mein Herr, die Sachen gehören mir und sind mir nicht zu Kauf; wenn sie Euch aber gefallen, so stehen sie Euch zu Dienst.“

Sicurano schloß aus seinem Lachen, daß er an irgend einer seiner Handlungen vielleicht sein Geschlecht entdeckt hätte, er nahm inzwischen eine ernsthafte Miene an und sagte: „Du lachst vielleicht darüber, daß ein Mann, der Waffen trägt, wie ich, nach solchen Weibersächelchen fragt?“

„Mein Herr (sprach Ambrogiuolo), ich lachte nicht darüber; sondern über die Art und Weise, wie ich zu diesen Sachen gekommen bin.“

„Wenn Ihr nicht besondere Ursache habt, ein Geheimnis daraus zu machen (sprach Sicurano), so erzählt uns doch, ich bitte Euch, wie Ihr sie bekommen habt.“

„Mein Herr (sprach Ambrogiuolo), sie wurden mir einst nebst anderen Sachen von einer hübschen Genueserin geschenkt, namens Madonna Ginevra, der Frau eines gewissen Bernabo Leomellin, nachdem ich die Nacht mit ihr zugebracht hatte; und sie bat mich, sie ihr zum Andenken zu behalten. Ich mußte jetzt lachen, weil mir eben die Narrheit ihres Mannes einfiel, welche so weit ging, daß er fünftausend Goldgülden mit mir wettete, daß ich bei seiner Frau meinen Willen nicht erreichen würde; allein es geschah und ich gewann die Wette, und er,

der sich lieber selbst für seine Dummheit hätte bestrafen sollen, als seine Frau, die nichts mehr that, als was alle anderen Weiber thun, ließ sein Weib umbringen (wie ich hernach gehört habe), sobald er von Paris nach Genua zurück kam."

Sicurano merkte nun deutlich aus dieser Erzählung, was den Bernabo so sehr gegen seine Frau aufgebracht hatte, und daß Ambrogiuolo an all' ihrem Unglück Schuld war; daher er sich auch fest vornahm, ihn nicht ungestraft entwischen zu lassen. Er stellte sich demnach gegen Ambrogiuolo, als ob er besonderes Wohlgefallen an dieser Geschichte hätte, und wußte sich so geschickt sein Zutrauen zu erwerben, daß er nach geendigtem Markte samt allen seinen Sachen mit ihm nach Alessandria zog, wo ihm Sicurano ein Gewölbe bauen ließ, und ihm eine gute Summe Geldes vorstreckte, so daß er gerne da blieb, weil er seinen Vorteil dabei fand.

Sicurano ließ es sich inzwischen sehr angelegen sein, dem Bernabo die Unschuld seiner Frau darzuthun, und er ruhte nicht eher, bis er mit Hülfe einiger angesehener, genuesischer Kaufleute ein Mittel fand, ihn nach Alessandria zu locken, wo er endlich in armseligen Umständen ankam, und wo ihn ein vertrauter Freund des Sicurano so lange heimlich beherbergen mußte, bis es diesem schien, Zeit zu sein, sein Vorhaben auszuführen. Er hatte bereits Gelegenheit genommen, den Ambrogiuolo sein Märchen in Gegenwart des Sultans erzählen zu lassen, und diesen damit zu ergötzen. Jetzt aber, da Bernabo angekommen war, säumte er nicht lange, sondern bat zu gelegener Zeit den Sultan, den Ambrogiuolo und Bernabo zugleich vor sich kommen zu lassen, und den ersteren, wenn er sich nicht in der Güte dazu bequemen wollte, mit Gewalt zu zwingen, in Gegenwart des Bernabo die reine Wahrheit zu erklären, wie es mit dem Abenteuer zusammenhinge, das er mit der Gattin des Bernabo gehabt zu haben sich rühmte. Wie demnach Ambrogiuolo und Bernabo vorgeführt wurden, so befahl der Sultan dem ersteren in Gegenwart vieler Personen mit gebieterischem Blicke, die reine Wahrheit zu erzählen, auf welche Art er dem Bernabo einst fünftausend Goldgülden abgewonnen habe. Auch Sicurano, welcher gegenwärtig war, und auf welchen Ambrogiuolo sein Vertrauen setzte, drohte ihm gleichfalls, mit Zorn im Blicke, die grausamsten Martern, wenn er nicht die Wahrheit

bekenne, so daß Ambrogiuolo, welchem man von allen Seiten zusetzte, und ihn auch einige Zwangsmittel wirklich fühlen ließ, und welcher sich keine größere Strafe vermutete, als daß er die fünftausend Goldgülden dem Bernabo würde zurückgeben müssen, in Gegenwart desselben und vieler Anderen rein heraus bekannte, wie sich die ganze Sache verhielte.

Wie Ambrogiuolo alles gebeichtet hatte, wandte sich Sicurano, als des Sultans Stellvertreter, an Bernabo, und fragte ihn: „Was thatest denn Du, zufolge dieser Lüge, mit Deiner Frau?“

„Ich ließ mich (sprach Bernabo), von meinem Verdruß über den Verlust meines Geldes, und über die Schande, die mir, wie ich glaubte, mein Weib zugefügt hatte, verleiten, und befahl einem meiner Diener, sie umzubringen; welcher mir auch gesagt hat, sie sei sogleich von den Wölfen gefressen worden.“

Wie diese Geschichten in Gegenwart des Sultans waren erzählt und von jedermann vernommen worden, und der Sultan noch immer nicht wußte, was Sicurano, der dieses alles verlangt und angestellt hatte, damit haben wollte, sprach dieser zu ihm: „Gnädiger Herr, Ihr seht nun klar genug, wie sehr sich das gute Weib ihres Ehemannes und ihres Liebhabers zu rühmen hatte. Der Liebhaber raubt ihr in einer einzigen Stunde ihre Ehre, indem er ihren guten Ruf durch Lügen befleckt, und zugleich die Liebe ihres Mannes. Und der Mann, der den Lügen eines Fremden mehr Glauben giebt, als der Wahrheit, die ihm aus langer Erfahrung bekannt war, läßt sie totschlagen und von Wölfen fressen. Und überdies geht die Liebe und das Gefühl des Mannes und des Liebhabers für sie so weit, daß sie beide eine lange Zeit mit ihr an einem Orte wohnen, ohne daß einer von ihnen sie erkennt. Weil Ihr jedoch am besten wißt, was ein jeder von ihnen verdient hat, so will ich, wenn Ihr mir die besondere Gnade erweisen wollt, den Betrüger zu bestrafen, und dem Betrogenen zu verzeihen, Euch die Frau selbst hier stellen.“

Der Sultan, der sich willig bezeigte, dem Sicurano zu willfahren, sagte es ihm zu und befahl ihm, die Frau auftreten zu lassen. Bernabo, der sie ganz gewiß für tot hielt, erstaunte darüber gewaltig, und Ambrogiuolo, der sein Unglück kommen sah, fing schon an, zu besorgen, daß er mit Geld nicht abkommen

würde, und wußte nicht, ob er die Ankunft der Dame mehr wünschen oder fürchten sollte; doch erwartete er mit ängstlichem Wunsche, sein Schicksal entschieden zu sehen, ihre Ankunft.

Wie nun der Sultan dem Sicurano seine Erlaubnis gegeben hatte. warf sich dieser weinend zu seinen Füßen, ließ auf einmal die männliche Stimme und alle Ansprüche auf männliches Wesen fahren und sagte: „Gnädiger Herr! ich selbst bin diese arme, unglückliche Ginevra, welche sechs Jahre lang in männlicher Kleidung in der Welt umher wanderte; von diesem Verräter Ambrogiuolo fälschlich und boshaft verleumdet, und von jenem hartherzigen und unbilligen Mann einem Knechte überantwortet, daß er mich töten, und mich den Wölfen vorwerfen sollte.“ Sie überführte zu gleicher Zeit den Sultan und alle Anwesenden, indem sie ihr Wams aufriß und ihre Brust entblößte, daß sie ein Frauenzimmer war. Hierauf fragte sie mit ernstem, strafenden Blick den Ambrogiuolo, ob er jemals so wie er sich gerühmt, Gunstbezeigungen von ihr empfangen habe? Wie er sie jetzt erkannte, verschloß die Scham ihm den Mund, und er konnte ihr kein Wort antworten. Der Sultan, der sie beständig für eine Mannsperson gehalten hatte, ward so verwundert über alles, was er sah und hörte, daß er mehr als einmal seinen eigenen Augen und Ohren nicht traute, und alles vielmehr für einen Traum, als für Wahrheit hielt. Wie endlich seine Verwunderung sich legte und die Wahrheit ihm einleuchtete, konnte er nicht aufhören, die kluge Führung, die Standhaftigkeit, die Sitten und Tugenden der Ginevra zu loben; er ließ ihr schöne und anständige Weiberkleider geben, und Frauen zu ihrer Aufwartung bestellen und schenkte auf ihre Bitte dem Bernabo die verdiente Todesstrafe.

Dieser erkannte seine Schuld, warf sich ihr weinend zu Füßen und bat sie um Verzeihung, die sie ihm auch gern gewährte, so wenig er sie auch verdient hatte.

Darauf befahl der Sultan, den Ambrogiuolo unverzüglich an einen Pfahl zu binden, ihn mit Honig zu beschmieren und ihn nicht eher wieder abzunehmen, bis er tot hinfiele. Ferner befahl er, alles Eigentum des Ambrogiuolo der Ginevra zu geben, welches reichlich zehntausend Dublonen betragen mochte. Er ließ auch ein großes Fest anstellen, an welchem er den Bernabo als Ginevra's Gemahl, und sie selbst als ein Muster

vortrefflicher Frauen bewirtete, und ihr an Kleinoden, an Gold- und Silbergerät, und barem Geld so viel schenkte, daß es zusammen mehr, als noch einmal zehntausend Dublonen betrug.

Nach geendigtem Feste ließ er ein Schiff ausrüsten, und erlaubte ihnen, nach ihrem Gefallen nach Genua zurückzukehren; woselbst sie auch glücklich und mit großen Reichtümern ankamen und mit vielen Ehrenbezeigungen aufgenommen wurden; besonders Madonna Ginevra, welche jedermann für tot gehalten hatte, und welche von nun an lebenslang als ein tugendhaftes und treffliches Weib geehrt ward.

Ambrogiuolo ward noch an demselben Tage, an welchem man ihn an den Pfahl band und mit Honig beschmierte, von den Fliegen, Wespen und Hornissen, die in jenen Gegenden sehr häufig sind, bis auf die Knochen verzehrt, und sein weißgebleichtes Gebein diente noch lange Zeit zu einem warnenden Denkmal seiner Bosheit, und zum Beweise, daß der Betrüger dem Betrogenen unterliegt.

Zwanzigste Erzählung.

Es war einmal in Pisa ein Richter, der wohl mehr mit Verstand als mit körperlichen Kräften begabt war, namens Herr Ricciardo di Chinzica, welcher sich vielleicht einbildete, mit eben denselben Fähigkeiten bei einer Frau auszureichen, die ihm in seiner Schreibstube zu statten kamen, und weil er sehr reich war, sich nicht wenig Mühe gab, eine junge und schöne Frau zu bekommen, da er doch das eine, wie das andere lieber hätte vermeiden sollen, wenn er verstanden hätte, sich selbst so gut als anderen zu raten. Und das gelang ihm denn auch so gut, daß ihm Herr Lotto Gualandi eine seiner Töchter, namens Bartolomea, zur Frau gab, eines der schönsten und munterſten Mädchen in ganz Pisa, obgleich es dort wenige giebt, die nicht flinker, wie die Eidechsen wären.

Wie der Richter sie nun mit großem Jubel heimgeführt und eine große und prächtige Hochzeit gehalten hatte, so gelang es ihm wirklich einmal in der ersten Nacht, den Dank zu gewinnen (wiewohl er ihn auch diesmal fast verfehlt hätte) und

weil er sehr dürr und hager war und wenig Atem hatte, so war am folgenden Morgen erst mancher stärkende Trank, manche hochgewürzte Morselle, nebst anderen Reizmitteln nötig, um ihn wieder in's Leben zurück zu bringen. Wie nun deswegen der Herr Richter anfing, für die Zukunft seine Kräfte besser, als vorher, zu berechnen, gab er sich Mühe, seiner Frau einen Kalender beizubringen, der sich gut für Kinder in der Leseschule schickte, und vielleicht einmal zu Ravenna gemacht war; denn zufolge seiner Unterweisung war fast kein Tag im Jahr, an welchem nicht eines oder mehrere Heiligenfeste einfielen, welchen zu Ehren (aus manchen Ursachen, die er anführte) Mann und Weib sich enthalten mußten; wozu dann noch die Fasttage, Quatember, Virgilien der Apostel und anderer Heiligen kamen, samt dem Freitag Sonnabend und Sonntag, den ganzen großen Fasten und gewissen Phasen des Mondes, und anderen dergleichen Ausnahmen; als wenn er es für nötig hielte. mit seiner Frau die Ferien, und Vakanzen ebenso zu beobachten, wie er es mit den Prozeß-Sachen zu halten pflegte.

Diese Weise beobachtete er lange Zeit zum nicht geringen Verdrusse seiner Frau, welche kaum einen Tag im Monat den ihrigen nennen konnte. Dabei aber gab er sehr genau auf sie Achtung, damit kein Anderer ihr die Werkeltage möchte kennen lernen, wie er sie in den Feiertagen unterwiesen hatte.

Nun begab es sich einmal in den schwülen Hundstagen, daß Herr Ricciardo Lust bekam, die frische Luft auf einem schönen Landgute zu genießen, welches er nahe bei Monte Nero hatte und daselbst einige Tage zuzubringen. Er nahm sein schönes Weibchen mit, und um ihr während seines dortigen Aufenthalts einige Zerstreuungen zu verschaffen, nahm er sie einst mit auf den Fischfang, und setzte sich selbst in ein Boot mit den Fischern, indes seine Frau mit einigen anderen Damen ein anderes Boot betrat, um den Fischzug anzusehen. Ihre Lustbarkeit führte sie, ohne daß sie es gewahr wurden, wohl einige Meilen in die See, und indem aller Augen auf den Fang gerichtet waren, überraschte sie plötzlich in einer Halbgaleere Paganino von Monaco, welcher zu der Zeit ein berüchtigter Seeräuber war. Sobald er die Boote gewahr ward, machte er den Augenblick Jagd auf sie, und sie konnten nicht so schnell entkommen, daß er nicht das hinterste Boot, auf

welchem die Frauenzimmer waren, eingeholt hätte. Wie Paganino die schöne Frau zu Gesicht bekam, nahm er sie vor den Augen des Ricciardo weg, welcher eben das Ufer erreicht hatte, und ohne sich um die Übrigen zu bekümmern, ließ er sie an Bord seines eigenen Schiffes bringen und segelte davon.

Wie dies der Herr Richter gewahr ward, welcher sonst auf das geringste Lüftchen eifersüchtig zu werden pflegte, so kann man wohl denken, welche Klagelieder er anstimmte. Er jammerte in Pisa und überall über die Frechheit der Korsaren; allein es half nichts, weil er nicht wußte, wer ihm seine Frau geraubt, oder wohin er sie entführt hätte. Dem Paganino, der das Weibchen sehr reizend fand, behagte inzwischen das Ding desto besser, und da er keine Frau hatte, so nahm er sich vor, diese zu behalten, und fing an, ihr mit freundlichen Worten zuzureden, weil sie bitterlich weinte; und wie die Nacht kam, ließ er es sich angelegen sein, sie mit der That zu trösten, weil er meinte, daß Worte nicht viel helfen könnten. Denn sein Kalender war ihm durch den Sack gefallen, und alle Festtage und Feiertage waren ihm aus dem Gedächtnis gekommen: kurz, ehe sie noch nach Monako kamen, fand sich das gute Weibchen schon so weit getröstet, daß sie den Richter und seine Gesetzbücher vergessen hatte und anfing, ein viel behaglicheres Leben mit Paganino zu führen. Wie dieser mit ihr nach Monako kam, ließ er es nicht dabei bewenden, daß er sie Tag und Nacht zu trösten suchte, sondern er begegnete ihr auch zugleich mit aller Achtung, die eine Frau nur erwarten konnte.

Nach Verlauf einiger Zeit erfuhr Herr Ricciardo, wo sich seine Frau befände, und er entschloß sich, von dem feurigsten Verlangen beseelt, selbst hinzugehen, um sie wieder zu fordern, weil er glaubte, daß Niemand so gut, wie er, sich dabei würde zu benehmen wissen; und es war sein Vorsatz, keine Summe zu sparen, um sie wieder los zu kaufen. Er schiffte sich ein und ging nach Monako, wo er sie gewahr ward; und sie ihn auch, welches sie sogleich dem Paganino sagte, und in welcher Absicht er käme. Am folgenden Morgen traf Ricciardo den Paganino von ungefähr an und machte mit ihm Bekanntschaft; und in wenigen Stunden wurden sie sehr vertraut mit einander; doch stellte sich Paganino, als wenn er nichts von ihm gewußt hätte, und wollte sehen, was er anfangen würde. Ricciardo

ließ einige Tage vergehen, und wie er es für gelegen hielt, eröffnete er, so höflich und artig er nur konnte, dem Paganino sein Anliegen, warum er gekommen war, und bat ihn, ihm seine Frau wieder zu geben, und nach seinem eigenen Belieben ein Lösegeld für sie zu bestimmen.

Paganino antwortete ihm mit dem freundlichsten Wesen: „Seid von Herzen willkommen, Herr Richter, und laßt Euch von mir auf Euer Begehren mit wenigen Worten dienen: Ich habe freilich ein junges Weibchen im Hause, von welcher ich nicht weiß, ob sie Eure, oder eines andern Mannes Frau ist, weil ich weder sie, noch Euch weiter kenne, als von der Zeit her, daß sie sich bei mir aufgehalten hat. Wenn Ihr nun ihr Ehemann seid, wie ihr sagt, so will ich Euch, weil ich Euch für einen rechtlichen Mann halte, wohl zu ihr führen, und ich bin versichert, daß sie Euch in dem Falle wohl kennen wird; und wenn sie sagt, daß es sich so verhält, wie Ihr behauptet, und sie will mit Euch gehen, so will ich um Eures bescheidenen Betragens willen damit zufrieden sein, daß Ihr selbst das Lösegeld bestimmt, welches Ihr mir für sie geben wollt. Sollte es aber anders sein, so würdet Ihr mir Unrecht thun, wenn Ihr mir sie rauben wolltet; denn ich bin ein junger Mann und kann so gut, wie ein anderer, ein Weibchen unterhalten; besonders dieses, welches mir das artigste zu sein scheint, das ich jemals gesehen habe."

„Ach freilich ist sie meine Frau", versetzte Ricciardo, „und wenn Du mich zu ihr bringst, so sollst Du sehen, wie sie mir um den Hals fallen wird. Ich begehre also keine besseren Bedingungen, als die Du mir selbst anbietest."

Wie sie nun mit einander nach Paganino's Haus gegangen und in einen Saal getreten waren, ließ Paganino die junge Frau rufen, und sie kam aus einer Kammer, gekleidet und geschmückt dahin, wo Ricciardo sich mit Paganino befand und sagte dem ersteren nicht ein Wort mehr, als was sie irgend einem andern Fremden gesagt haben würde, den Paganino in's Haus gebracht hätte. Wie dies der Richter sah, welcher sich geschmeichelt hatte, mit offenen Armen von ihr empfangen zu werden, verwunderte er sich außerordentlich; doch dachte er bei sich selbst: Vermutlich hat die Traurigkeit und der langwierige Kummer, den ich über ihren Verlust erlitten habe, mich

so verstellt, daß sie mich nicht wieder kennt. Er sprach demnach zu ihr: „Weibchen, es kommt mir teuer zu stehen, daß ich Dich auf den Fischfang führte, denn so viel Schmerz hat noch niemand empfunden, als ich ausgestanden habe, seitdem ich Dich verlor, und wie es scheint, so kennst Du mich nicht mehr, da Du mich so kaltsinnig empfängst. Siehst Du nicht, daß ich Dein alter Ricciardo bin? Ich bin gekommen, um diesem Herrn hier, in dessen Hause wir sind, für Dich zu bezahlen, was er nur verlangt, um Dich wieder zu bekommen und Dich heim zu führen; und er will so gut sein, Dich mir wieder zu geben, weil ich ihn darum bitte."

Die Dame wandte sich darauf ein wenig zu ihm hin und sagte: „Mein Herr, sprecht ihr mit mir? Seht zu, ob Ihr mich nicht mit einer anderen verwechselt; denn so viel ich mich erinnern kann, so wüßte ich nicht, daß ich Euch jemals gesehen hätte."

„Bedenke doch, was Du sagst!" erwiderte Ricciardo, „Sieh' mich recht an, und wenn Du Dich nur erinnern willst, so wirst Du wohl sehen, daß ich Dein Ricciardo Chinzica bin."

„Verzeiht mir, mein Herr," versetzte die Dame, „es schickt sich vielleicht nicht so gut für mich, wie Ihr wohl denkt, daß ich Euch so viel betrachte; nichtsdestoweniger habe ich genug von Euch gesehen, um zu wissen, daß Ihr mir nie vorher zu Gesicht gekommen seid."

Herr Ricciardo dachte, sie sagte das alles nur aus Furcht vor Paganino, und möchte sich in seiner Gegenwart nicht merken lassen, daß sie ihn kenne; darum bat er es sich von Paganino zur Gunst aus, mit ihr in einer Kammer unter vier Augen reden zu können. Paganino gab auch dieses gerne zu, unter der Bedingung, daß er sie nicht wider ihren Willen zwingen sollte, und gab deswegen der Dame Erlaubnis, mit ihm in ihre Kammer zu gehen, um zu hören, was er ihr zu sagen hätte, und ihm nach ihrem Gefallen zu antworten.

Wie sie nun beide allein in der Kammer waren, und Ricciardo sich nebst der Dame gesetzt hatte, fing er wieder an: „Ach, liebstes Herzchen meines Leibes, Du Wonne meiner Seele, Du süßes Ziel aller meiner Wünsche! Kennst Du denn Deinen Ricciardo nicht mehr, der Dich mehr, als sein Leben liebt? Wie ist das möglich? Bin ich denn so umgeschaffen? Du Licht meiner Augen, betrachte mich doch ein wenig!"

Die Dame lächelte und unterbrach seine Rede mit diesen Worten: „Ihr könnt wohl denken, daß ich nicht so kurz von Gedächtnis bin, daß ich nicht wissen sollte, daß Ihr Ricciardo Chinzica, mein Gemahl seid; allein so lange ich bei Euch war, habt ihr mir bewiesen, daß Ihr mich sehr wenig kennt; denn wenn ihr weise wäret, wie Ihr zu sein scheinen wollt, so müßtet Ihr wohl eingesehen haben, daß ich ein junges, frisches, munteres Weib war, und mußtet wissen, was die jungen Weiber außer Nahrung und Kleidung noch sonst bedürfen, wenn sie es sich aus Bescheidenheit auch nicht merken lassen. Wie Ihr es damit gehalten habt, das wißt Ihr am besten, und wenn es Euch mehr Vergnügen machte, die Rechte zu studieren, als Euer Weib, so hättet Ihr keine Frau nehmen sollen; wiewohl Ihr mir auch nie wie ein Richter vorgekommen seid, sondern vielmehr wie ein Ausrufer, der die Fasten und Feiertage verkündigt; und ich muß Euch nur sagen, wenn Ihr den Arbeitern, die Euch Euren Acker bestellen, so viele Feiertage erlaubt, als demjenigen, der mein kleines Gärtchen bauen sollte, so würde Euch in Eurem Leben kein Halm Korn wachsen. Ich habe mich demjenigen ergeben, den mir der Himmel, welcher meine Jugend mitleidig angesehen, zugeschickt hat; mit ihm bewohne ich diese Kammer, in welcher man nichts von solchen Feiertagen weiß, wie den Eurigen, an welchen Ihr dem Himmel so fleißig dientet, daß die Frau leer ausgehen mußte. Über diese Schwelle kömmt dagegen weder Sabbat, noch Feiertag, weder Vigilien, Quatember, noch Fastenzeit, die kein Ende nimmt, sondern wir sind geschäftig bei Tage und bei Nacht, und ich weiß davon nachzusagen, wie es von den Frühmessen bis zur Vesperzeit bei uns zugeht; deswegen bin ich Willens hier zu bleiben und nicht müßig zu sein, so lange ich jung bin, und die Feiertage, Bußtage und Fasten bis zum Alter aufzuschieben. Ihr könnt indessen nur, so bald als möglich, mit Gott gehen, und könnt ohne mich fasten und feiern, so viel Euch beliebt."

Messer' Ricciardo glaubte sich auf der Folter zu befinden, indem er diese Worte hörte, und wie seine Frau schwieg, gab er ihr zur Antwort „Mein liebstes Leben! was sind das für Reden, die Du führst? Hast Du denn gar keine Achtung für Deine eigene Ehre und für die Ehre Deiner Eltern? Willst

Du lieber in beständiger Todsünde leben, und das Kebsweib dieses Menschen sein, als in Pisa meine Gemahlin? Wenn dieser einmal Deiner müde wird, so wird er selbst Dich mit Schande fortschicken. Ich aber werde Dich immer lieben, und wenn ich auch nicht mehr lebe, so wirst Du doch die Gebieterin in meinem Hause bleiben. Kannst Du um dieser unordentlichen und ungeziemenden Lust willen Deine Ehre vergessen, und mich, der ich Dich mehr als mein Leben liebe? Ich bitte Dich, bester Trost meines Lebens, rede doch nicht so; bequeme Dich, mit mir zu gehen; ich will von nun an, da ich Deine Wünsche weiß, mir alle Mühe geben, Dir zu gefallen. Andere demnach Deinen Sinn, mein süßer Schatz, und komm' mit mir; denn ich habe keine Wonne gekannt, seitdem ich Dich missen mußte."

„Um meine Ehre" sprach die Dame, „braucht sich jetzt, da es zu nichts mehr helfen kann, niemand außer mir selbst, zu bekümmern. Das hätten meine Eltern thun sollen, ehe sie mich Euch gaben, und wenn sie damals sich nicht um meine Ehre bekümmert haben, so bekümmere ich mich jetzt auch nicht um die ihrige. Ob ich hier Todsünde begehe, oder das Leben gewinne, das braucht Ihr Euch nicht mehr kümmern zu lassen, als mich; und ich muß Euch nur sagen, daß ich hier glaube, des Paganino Frau zu sein, und daß ich in Pisa mich nur für Euer Kebsweib hielt, wie noch die Vereinigung der Planeten zwischen Euch und mir sich nach Mondwandlungen und geometrischen Ausrechnungen richten mußte, anstatt daß Paganino mich nie aus seinen Armen läßt, und wie er mir begegnet, das weiß der Himmel. Ihr sagt mir, Ihr wollt Euch künftig Mühe geben, mir zu gefallen! womit denn? Ihr seid wohl seit meiner Abwesenheit ein ganzer Held geworden? Geht doch, und gebt Euch Mühe, Euer Leben zu fristen, wiewohl es mir scheint, daß Ihr in Eurem Körper nur zur Miete wohnt, so schwindsüchtig und abgemergelt seht ihr aus. Und wisset überdies: wenn Paganino mich auch verließe, wozu er eben nicht geneigt zu sein scheint, so lange ich selbst nur bei ihm bleiben will, so käme ich doch nimmer wieder zu Euch; denn wenn man Euch auch auskelterte, so gäbt Ihr doch kein Näpfchen voll Saft. Da ich es nun zu meinem Schaden und Nachteil schon einmal mit Euch versucht habe, so würde ich mich auf alle Fälle lieber anderswo zu versorgen suchen. Darum sage ich noch

einmal: hier giebt's keine Fasten und Feiertage, und deswegen will ich hier bleiben, und Euch rate ich, daß Ihr mit Gott geht, so geschwind ihr könnt, oder ich werde über Gewalt rufen."

Wie Messer Ricciardo fand, daß seine Sache so schlecht bestellt war, und wie er nunmehr zu spät einsah, daß er thöricht gethan hatte, ein junges Weib zu nehmen, ging er voll Traurigkeit, Schmerz und Verzweiflung hinaus, und gab dem Paganino eine Menge bitterer Worte, die ihm aber zu nichts halfen. Endlich gab er seine Frau auf und zog unverrichteter Sache wieder nach Pisa, wo er vor Schmerz in eine solche Zerrüttung des Gehirns geriet, daß er allen, die ihn auf der Straße grüßten oder die ihm sonst etwas sagten, nie eine andere Antwort gab als: „Hans Carvels Ring mag keine Fasttage." Er starb auch bald nachher, und wie Paganino seinen Tod erfuhr, und von der Liebe der jungen Witwe überzeugt war, nahm er sie zur Frau, und fuhr fort, mit ihr nach der alten Weise zu leben, und sich an keine Feiertage zu kehren, sondern sich's wohl sein zu lassen, so lange sie beide ihre Beine tragen wollten.

Einundzwanzigste Erzählung.

Es war einmal ein Nonnenkloster, welches wegen seiner frommen Bewohnerinnen ziemlich berühmt ist, welches ich aber, um seinem guten Leumund keinen Abbruch zu thun, nicht nennen will, und woselbst vor nicht gar langer Zeit, wie in demselben nicht mehr als acht Nonnen nebst ihrer Abtissin, lauter junge Geschöpfe, befindlich waren, ein ehrlicher Mann als Gärtner in Diensten stand, welchem sein Lohn nicht genügte; daher er mit dem Amtmann des Klosters Abrechnung machte, und nach Lamporecchio, wo er zu Hause war, zurück ging. Hier befand, sich unter mehreren, die ihn bewillkommten, ein junger, starker, rüstiger Bauer, und zugleich ein recht hübscher Bursche für einen Bauersmann, Namens Masetto, welcher ihn fragte, wo er so lange gewesen wäre. Der gute Gärtner, welcher Nuto hieß, sagte es ihm, und Masetto fragte ihn darauf, was seine Verrichtung im Kloster gewesen wäre.

Nuto antwortete: „Ich hatte einen schönen, großen Garten zu bestellen, und überdies ging ich zuweilen zu Walde, um Holz zu machen, holte Wasser nnd verrichtete allerhand andere kleine Geschäfte; allein die Weiber bezahlten mich so schlecht, daß ich mir kaum die Schuhe konnte flicken lassen; und überdies sind's lauter junge Dinger, die, wie ich glaube, den Teufel im Leibe haben; denn man kann ihnen nichts recht machen. Wenn ich bisweilen im Garten zu thun hatte, so kam die eine und sprach: „Setzt das hier hin;" die andere: „Setzt das dort hin;" wieder eine andere nahm mir die Schaufel aus der Hand und fand bald dieses, bald jenes nicht recht gemacht; und so schoren sie mich so lange, bis ich die Arbeit liegen ließ und davon ging. Um dieser und anderer Ursachen willen wollte ich nicht bleiben, sondern nahm meinen Abschied. Der Amtmann bat mich zwar, wie ich wegging, ich möcht' ihm doch einen anderen Arbeiter wieder verschaffen, wenn es sich so treffen wollte, und ich hab' es ihm auch zugesagt; aber er kann lange warten, bis ich ihm jemand aufsuchen und schicken werde."

Wie Masetto den Nuto so reden hörte, wandelte ihn eine große Lust an, bei den Nonnen zu dienen, weil er aus seinen Worten schloß, daß er wohl mit ihnen zurecht kommen würde; weil er aber fürchtete, sein Plan möge scheitern, wenn er sich davon gegen Nuto etwas merken ließe, so sprach er zu ihm: „Ach, Du hast wohl recht gut gethan, daß Du wegeggangen; denn was hat man davon, bei Weibern zu dienen? Lieber bei Teufeln; denn sechsmal aus sieben wissen sie selbst nicht, was sie wollen."

Sobald aber die Unterredung vorbei war, sann Masetto gleich auf ein Mittel, zu den Nonnen zu kommen. Da er sich tüchtig fühlte, alles zu verrichten, was Nuto gethan hatte, so blieb ihm nur der einzige Zweifel übrig, daß man ihn vielleicht deswegen nicht annehmen würde, weil er zu jung und zu hüsch wäre. Nach langem Hin- und Hersinnen dachte er endlich: Der Ort ist ziemlich weit von hier, und Niemand kennt mich daselbst; wenn ich mich stelle, als wenn ich stumm wäre, so nimmt man mich wohl an. In dieser Hoffnung nahm er seine Axt auf die Schulter und wanderte, ohne jemand ein Wort zu sagen, in Bettlerkleidern nach dem Kloster, ging hinein und fand zufälligerweise den Amtmann im Hofe, den

er nach der Art der Stummen durch Gebärden um etwas zu essen bat, und ihm zu verstehen gab, daß er dafür, wenn es verlangt würde, Holz hacken wollte. Der Amtmann gab ihm gerne zu essen und wies ihm darauf einige Klötze an, die dem Nuto zu hart gewesen waren, die aber Masetto, als ein kraftvoller Bursche, in kurzer Zeit klein machte. Der Amtmann nahm ihn darauf mit sich in den Wald, ließ ihn daselbst etwas Holz fällen und winkte ihm, einen Esel, den er ihm vorführte, damit zu beladen, und es nach dem Kloster zu schaffen. Masetto richtete alles gehörig aus, und weil im Kloster noch manches zu beschicken war, so behielt er ihn noch einige Tage bei sich im Hause, wo ihn eines Tages von ungefähr die Aebtissin gewahr ward und den Amtmann fragte, wer der Mensch wäre.

„Madonna (sprach der Amtmann), es ist ein armer Taubstummer, der hier vor einigen Tagen um Almosen bettelte; ich habe ihn verpflegt und ihn dafür allerhand notwendige Arbeiten verrichten lassen. Wenn er es verstände im Garten zu arbeiten, und er wollte hier bleiben, so glaube ich, wir würden gute Dienste von ihm haben; denn wir brauchen einen Gärtner; der Bursch ist rüstig, und man könnte mit ihm machen, was man wollte, ohne zu besorgen, daß er den Nonnen etwas vorschwatzte."

„Du hast wahrlich nicht Unrecht, (sprach die Aebtissin). Sieh' zu, ob er sich zu der Arbeit schickt, und gieb Dir Mühe, ihn hier zu behalten; gieb ihm irgend ein paar alte Schuhe und alte Kleider, muntere ihn auf und gieb ihm satt zu essen."

Der Amtmann versprach es, und Masetto, der nicht weit von ihnen war und sich stellte, als ob er den Hof kehrte, hörte die Unterredung mit an, und dachte: „Wenn ihr mich nur in's Haus nehmt, so will ich Euch Euren Garten so bearbeiten, wie er in Eurem Leben nicht ist bearbeitet worden." Wie ihn nun der Amtmann zu der Arbeit tüchtig fand, und durch Zeichen und Gebärden von ihm verstanden hatte, daß er bereit wäre, alles zu thun, was man von ihm verlangte, nahm er ihn an, zeigte ihm, daß er den Garten bestellen und was er dabei machen sollte, und ließ ihn darauf bei seiner Arbeit, um seine eigenen Geschäfte im Kloster zu besorgen.

Wie Masetto nun täglich im Kloster arbeitete, fingen die Nönnchen bald an, ihn bei seiner Arbeit zu necken, ihm aller-

hand kleine Streiche zu spielen (wie einige Stummen wohl zu thun pflegen), und ihm die leichtfertigsten Sachen von der Welt zu sagen, weil sie glaubten, er verstände sie nicht. Die Äbtissin bekümmerte sich auch wenig oder nichts darum, denn sie glaubte vielleicht, es fehlte ihm ebensosehr am Gefühl, als an der Sprache.

Wie er nun eines Tages viel gearbeitet und sich niedergelegt hatte, um auszuruhen, nahten sich ein Paar junge Nonnen und weil er sich stellte, als wenn er schliefe, fingen sie an, ihn zu betrachten, und die eine, die etwas dreister war, als die andere, sprach zu dieser: „Wenn ich mich auf Dich verlassen könnte, so wollte ich Dir einen Gedanken anvertrauen, der mir schon oft eingefallen ist, und der vielleicht Dir selbst mit zu statten kommen könnte."

„Sage nur getrost her (sprach die andere); von mir soll gewiß Niemand etwas davon erfahren."

„Ich weiß nicht (versetzte jene), ob es Dir jemals so wie mir aufgefallen ist, wie strenge man uns hält; so daß auch niemals ein männliches Wesen zu uns herein kommen darf, außer unserem alten Klosterverwalter und diesem Stummen; und ich habe doch von manchen Frauenzimmern, die uns zu besuchen pflegen, gehört, daß alle Freuden in der Welt nichts sind gegen diejenigen, die das Weib bei dem Manne genießt. Weil ich das nun sonst nirgends erfahren kann, so ist mir schon oft eingefallen, mit diesem Stummen den Versuch zu machen, ob es wirklich wahr sei. Er ist der beste Mann von der Welt zu dieser Absicht; denn er könnte nichts davon nachsagen, wenn er auch wollte. Du siehst, er ist ein großer, einfältiger Bengel, der seinen Verstand überwachsen hat."

„Herr Jemine, was sprichst Du!" sagte die andere. „Weißt Du denn nicht, daß wir unsere Jungfrauschaft dem lieben Herrgott gelobt haben?"

„Ei was! (versetzte jene). Wie viele Dinge werden ihm nicht alle Tage gelobt, die Niemand hält? Wenn wir sie ihm gelobt haben, so mögen andere sie ihm opfern!"

„Aber wenn die Sache nun Folgen hätte?"

„Du denkst an die Folgen, ehe sie da sind (sprach die erste wieder). Kömmt Zeit, kömmt Rat, und es giebt tausende Mittel, es so zu machen, daß Niemand etwas erfährt."

Die andere, die ohnehin schon mehr, als ihre Gespielin, begierig war, zu erfahren, was der Mann für ein Tier wäre, fragte jene, wie sie denn das Ding anfangen wollte.

„Du siehst (sprach jene), es ist in der Nachmittagsstunde, und ich glaube, daß außer uns schon alle Schwestern schlafen. Laß uns indessen wohl zusehen, ob auch noch Jemand im Garten ist, und wenn wir Niemand finden, was haben wir dann weiter zu thun, als daß wir den Burschen bei der Hand nehmen, und mit ihm in dies Hüttchen gehen, wo er sich vor dem Regen birgt? So lange die eine mit ihm drinnen ist, muß die andere Schildwach halten, und er ist so einfältig, daß wir mit ihm machen können, was wir wollen."

Masetto hörte ihre ganze Verabredung, und mit dem besten Willen zu gehorchen, wartete er daß ihn eine von den beiden abholte. Wie sie allenthalben genau zugesehen hatten und fanden, daß Niemand sie belauschen könnte, nahte sich ihm diejenige, welche zuerst den Vorschlag gethan hatte, und weckte ihn. Er stand auf; sie nahm ihn liebkosend bei der Hand und einfältig lachend ließ er sich nach dem Hüttchen führen, wo er sich nicht lange bitten ließ, zu thun, was man von ihm begehrte. Sobald er die Wünsche der einen befriedigt hatte, machte sie als treue Schwester ihrer Gespielin Platz, und Masetto stellte auch diese zufrieden, und spielte dabei immer die Rolle des Blödsinnigen. Die Nönnchen ließen es nicht bei diesem ersten Versuche bewenden und gestanden einander im Vertrauen, man habe ihnen nicht zuviel davon gerühmt. Sie wußten sich demnach die gelegensten Stunden auch ferner zu Nutze zu machen, um sich mit dem Stummen die Zeit zu vertreiben.

Einmal begab es sich, daß eine von den anderen Nonnen aus dem Fenster ihrer Zelle den Handel gewahr ward, und noch zweien anderen zeigte, was vorging. Sie dachten zuerst daran, der Äbtissin alles zu verraten; doch besannen sie sich eines anderen, und machten mit ihren beiden Gespielinnen gemeinschaftliche Sache, und durch allerlei Zufälle wurden auch die drei Übrigen Teilnehmerinnen an dem Geheimnis; so daß nur noch die Äbtissin die Einzige war, die nichts davon argwöhnte. Indem nun diese einmal, wie es schwül war, allein im Garten wandelte, fand sie den Masetto, den das Geschäft der Nacht mehr, als die Arbeit des Tages ermüdet hatte.

unter einem Mandelbaume legen. Ein schalkhafter Zephyr, der mit seinem leichten Gewande spielte, zeigte der Aebtissin einen Anblick, welcher in der Einsamkeit dieselben Begierden bei ihr erregte, die sich ihrer Nönnchen bemeistert hatten. Sie weckte den Schläfer, nahm ihn mit in ihre Zelle und ließ ihn in einigen Tagen nicht von sich; zum nicht geringen Verdruß der Nonnen, die sich sehr beklagten, daß der Gärtner nicht kam und den Garten bestellte. Die Äbtissin überließ sich indessen dem Vergnügen, welches sie vielleicht oft an anderen getadelt hatte. Endlich entließ sie den Gärtner, und er ging wieder nach seiner Hütte. Weil sie ihn jedoch oft wiederkommen ließ und mehr als ihren billigen Anteil von ihm verlangte, besorgte Masetto, dem man zuviel zumutete, sein Verstummen möchte ihm in der Länge teuer zu stehen kommen. Er fand demnach für gut, wie er an einem Abend bei der Äbtissin war, sich den Zungenriemen zu lösen, und sagte: „Madonna, man pflegt zu sagen, ein Hahn sei genug für zehn Hühner, aber zehn Männer kaum für ein Weib; wie soll ich es denn aushalten, da ich hier neunen dienen muß? Gebt dem Dinge Ziel und Maß, aber laßt mich lieber mit Gott gehen."

Die Äbtissin erstaunte, da sie den vermeinten Taubstummen reden hörte. „Was ist das? (rief sie.) Ich dachte, Du wärest stumm?"

„Das war ich auch (sprach Masetto), aber nicht von Natur, sondern ein Zufall hatte mich der Sprache beraubt; und erst heute habe ich (dem Himmel sei Dank!) sie wieder erhalten."

Sie glaubte ihm und fragte, was er damit sagen wollte, daß er neunen dienen müßte. Masetto erzählte ihr alles, und nun ward die Äbtissin gewahr, daß sie keine Nonne in ihrem Kloster hatte, die nicht so viel wußte, als sie selbst. Sie faßte demnach den klugen Entschluß, sich mit ihren Schäfchen und mit Masetto so abzufinden, daß dem Kloster kein Schimpf daraus erwüchse. Weil nun dieselbe Zeit ihr alter Amtmann gestorben war, so gaben sie ihm seine Stelle, nahmen gemeinschaftliche Maßregeln, den Zeitvertreib fortzusetzen, den sie bisher insgeheim getrieben hatten, und trafen dabei solche Einrichtungen, daß ihm sein Dienst nicht zu beschwerlich ward.

Zweiundzwanzigste Erzählung.

Agilulf, König der Langobarden, befestigte seinen Thron, so wie seine Vorgänger in Pavia gethan hatten, durch seine Vermählung mit Teudelingen, der Witwe des lombardischen Königs Vetarich, einer schönen, weisen und sehr keuschen Frau, welcher bei dem Allen die Liebe einst einen hämischen Streich spielte. Wie nämlich Agilulf durch seine Klugheit und Tapferkeit die Ruhe und Sicherheit des lombardischen Reiches ziemlich befestigt hatte, begab es sich, daß ein Stallknecht der Königin, ein Mensch von niedriger Geburt, welchen aber sein Herz über seinen Stand erhob, und welcher dabei so schön und ansehnlich von Person war, wie der König selbst, sich über alle Maßen in sie verliebte; weil ihn aber sein niedriger Stand nicht verhinderte, einzusehen, wie unzulässig seine Liebe war, so ließ er sich nicht nur gegen andere nichts davon merken, sondern er hütete sich auch, die Königin selbst nur durch seine Blicke etwas davon erraten zu lassen. Wiewohl er nun keine Hoffnung hatte, sie jemals zu gewinnen, so war er doch stolz darauf, sich einen so erhabenen Gegenstand seiner Liebe gewählt zu haben, und da ihn seine Liebe ganz entzündet hatte, so bemühte er sich, es seinen Kameraden in Allem zuvor zu thun, wovon er glaubte, daß es der Königin gefallen könnte. Daher pflegte sie auch am liebsten das Pferd zu reiten, welches er gewartet und aufgezäumt hatte, und wenn dieses geschah, so pflegte er sich es zur ungemeinen Gnade zu rechnen, und nie versäumte er dann, ihr den Steigbügel zu halten, und fühlte sich glücklich, wenn er nur den Saum des Kleides berühren konnte. Aber so wie wir oft sehen, daß die Liebe zunimmt, je mehr die Hoffnung verschwindet, so ging es auch diesem Stallknecht, welchem das heimliche Feuer seiner Liebe, welches keine Hoffnung linderte, unerträglich ward, und weil er sich von seiner Liebe nicht losmachen konnte, so beschloß er endlich, zu sterben. Indem er über die Todesart nachdachte, die er sich wählen wollte, wünschte er dabei zugleich die große Liebe an den Tag zu legen, die er für die Königin empfunden hatte und noch empfände; er wollte nämlich einen kühnen Versuch wagen, vorher den Endzweck seiner Liebe ganz, oder zum Teil bei ihr zu erreichen

Es fiel ihm jedoch nicht ein, der Königin ein Wort zu sagen, oder ihr durch Briefe seine Liebe zu entdecken; weil er wohl wußte, daß er nur umsonst reden, oder schreiben würde; sondern er wollte versuchen, ihr durch List eine Gunstbezeigung zu rauben. Dies war auf keine andere Weise möglich, als wenn er es wagte, die Person des Königs vorzustellen, von dem er wußte, daß er nicht immer in der Kammer der Königin schlief, und sich unter dieser Maske den Zutritt zu verschaffen.

Damit er nun erführe, auf welche Art und in welcher Kleidung der König sich zu seiner Gemahlin begäbe, so verbarg er sich einige Male des Nachts in einem großen Saale des königlichen Palastes, welcher zwischen den Zimmern des Königs und der Königin lag. Hier sah er einst den König in einem weißen Gewande, mit einem brennenden Kerzchen in der einen Hand, und mit einem kleinen Stabe in der andern aus seinem Zimmer kommen, und nach der Kammer der Königin gehen, wo er mit dem Stäbchen zweimal an die Thür klopfte, worauf ihm sogleich aufgethan ward. Wie er dieses gesehen und auch bemerkt hatte, wie der König wieder heraus kam, nahm er sich vor, es ebenso zu machen. Er verschaffte sich demnach ein völlig ähnliches Schlafgewand, steckte ein Wachslicht und Feuerzeug zu sich, badete sich fleißig, damit der Stallgeruch ihn weder verraten, noch die Königin belästigen möchte, und begab sich, wie er schon oft gethan hatte, nach dem Saale. Sobald er glaubte, daß Alles schliefe, und daß es Zeit wäre, sein glorreiches Wagestück zu bestehen, oder in der Unternehmung einen wünschenswürdigen Tod zu finden, machte er Feuer und zündete sein Kerzchen an, wickelte sich sorgfältig in sein Schlafgewand und klopfte mit seinem Stäbchen zweimal an die Kammerthür der Königin. Eine Kammerfrau öffnete ihm halb schlafend die Thüre, nahm ihm das Kerzchen ab und löschte es aus, und er nahte sich schweigend dem Bette der Königin, legte sein Schlafgewand ab und nahm Platz an ihrer Seite. Er hatte bemerkt, daß der König, wenn er bei übler Laune war, kein Wort sprach, und auch nicht mit sich reden ließ; und so gelang es ihm um desto leichter, eine stumme Rolle zu spielen, die ihm darum nicht weniger Wonne gewährte, und es ihm schwer machte, seinen Platz wieder zu verlassen. Weil er jedoch befürchten mußte, daß sein höchstes Glück, wenn er zu

lange bliebe, ihm zum Unglück gereichen könnte, so stand er auf, wickelte sich wieder in sein Gewand, empfing sein Kerzchen, entfernte sich stillschweigend, wie er gekommen war, und eilte, so schnell er konnte, nach seiner Schlafstelle. Er mochte kaum sein Bett wieder erreicht haben, wie der König aus seinem Zimmer kam und zur Königin ging. Diese wunderte sich außerordentlich; wie sie aber fand, daß er sie mit heiterem Mute umarmte, faßte sie ein Herz und sagte: „Was ist das, mein Herr und Gebieter? Erst eben habt Ihr mich verlassen, und kommt schon wieder? Seht Euch vor; man muß nichts übertreiben."

Diese Worte brachten den König den Augenblick auf den Gedanken, daß ein Anderer seine Rolle bei der Königin müßte gespielt haben; weil sie ihm indessen selbst nichts davon zu ahnen schien, und kein Anderer etwas davon wußte, so faßte er weislich den Entschluß, sie auch nichts davon merken zu lassen. Mancher Narr würde sich nicht so benommen, sondern gesagt haben: Ich bin nicht hier gewesen. Wer war es? Was hat er hier gemacht? Wie ist er hierher gekommen? woraus denn nichts als Unfug entstanden wäre, weil er die Königin entweder dadurch betrübt, oder auch ihr Anlaß gegeben hätte, die Wiederholung desjenigen zu wünschen, was geschehen war. Denn was ihm nicht die geringste Schande machte, wenn er stillschwieg, das konnte ihm nur Schimpf verursachen, wenn er davon sprach. Er unterdrückte demnach seinen Unmut, und nachdem er der Königin scherzend einige Vorwürfe über ihre Verwunderung gemacht hatte, stellte er sich, als wenn er ihrer Warnung Gehör gäbe. Weil er jedoch innerlich voll Zorn und Wut über den Streich war, den man ihm gespielt hatte, so stand er auf, nahm seinen Schlafrock und ging hinaus, um in der Stille zu untersuchen, wer der Thäter wäre, denn er konnte gewiß vermuten, daß er noch im Hause sein müsse, und sich nicht habe entfernen können. Er nahm also eine kleine Blendlaterne und ging in ein großes, langes Gemach, welches neben dem Palast über den Ställen angelegt war, woselbst alle seine Hausbedienten in verschiedenen Betten schliefen; und weil er glaubte, daß demjenigen, der in dem Zimmer der Königin gewesen wäre, das Herz noch klopfen müßte, so befühlte er sachte jedem nach der Reihe die Brust, um ausfindig zu machen, bei welchem der Puls am stärksten schlüge. Alle lagen im

tiefsten Schlafe und nur derjenige schlief noch nicht, welcher bei der Königin gewesen war; und wie er den König kommen sah, ward ihm so schrecklich bange, daß die Furcht bei ihm das Herzklopfen noch vermehrte, und er mußte besorgen, daß der König seine Angst merken und ihn auf der Stelle töten würde. Weil er ihn jedoch unbewaffnet sah, stellte er sich, als wenn er schliefe, und wartete sein Geschick in Geduld ab. Wie nun der König lange gesucht und nichts gefunden hatte, kam er endlich zu diesem Stallknecht, und wie er fühlte, wie sehr ihm sein Herz klopfte, zweifelte er nicht, den Thäter gefunden zu haben. Weil er aber seine Rache ohne Geräusch nehmen wollte, that er ihm weiter nichts, als daß er mit einer Schere ihm an einer Seite eine Locke von seinem Haar abschnitt, damit er ihn am folgenden Morgen daran erkennen könnte; und darauf begab er sich wieder in sein Zimmer. Der Stallknecht war verschlagen genug, zu merken, warum ihn der König so gezeichnet hätte; er stand demnach geschwind auf, holte sich eine Schere, womit man die Pferde zu putzen pflegte, und ging sachte bei allen seinen Kameraden umher, die in demselben Gemach schliefen, schor ihnen das Haar auf eben dieselbe Weise über dem einen Ohr weg und legte sich unbemerkt wieder schlafen.

Der König stand des Morgens früh auf, und ehe die Thüren des Palastes geöffnet wurden, ließ er alle seine Diener vor sich kommen, und wie sie sämtlich mit unbedecktem Haupte vor ihm erschienen, sah er umher, nach demjenigen, den er gezeichnet hatte. Wie er aber fand, daß die meisten von ihnen auf eben diese Weise geschoren waren, verwunderte er sich und dachte: Derjenige, den ich suche, ist zwar von gemeinem Stande, aber von keinem gemeinen Verstande. Da er nun einsah, daß er ohne Aufsehen zu machen, denjenigen nicht entdecken konnte, welchen er suchte, so wollte er nicht, um eine kleine Rache auszuüben, sich einem großen Schimpf aussetzen, sondern lieber den Thäter mit einem einzigen Worte warnen, und ihm zu erkennen geben, daß er sein Verbrechen wohl gemerkt habe. Er sprach demnach zu allen: „Geht mit Gott! Wer's gethan hat, der schweige und thue es nicht mehr."

Ein Anderer hätte vielleicht auf nichts gedacht, als auf's Köpfen, Martern, Foltern und Peinigen, und hätte damit alles ruchbar gemacht, was ein Jeder lieber suchen sollte zu verhehlen:

denn, wenn die Sache laut geworden wäre, und er hätte auch seine Rache befriedigt, so wäre doch der Schimpf damit nicht abgethan, sondern vielmehr die Ehre seiner Gemahlin gekränkt worden.

Diejenigen, welche die Worte des Königs hörten, waren sehr verwundert und fragten einander lange, was er damit habe sagen wollen; aber niemand erriet es, außer demjenigen, den es anging. Er war klug und schwieg, so lange der König lebte und stellte nie sein Glück zum zweiten Mal auf die Probe.

Dreiundzwanzigste Erzählung.

In Florenz, wo die Schalkheit sich thätiger zeigt, als die christliche Liebe und Aufrichtigkeit, war einmal vor einiger Zeit eine artige und schöne Frau, welche die Natur mit allem begabt hatte, was man artig, witzig und klug nennen kann. Diese Frau, die von einem edlen Geschlechte abstammte, und an einen Wollenweber verheiratet war, konnte ihren Ahnenstolz nicht ablegen und hielt einen jeden Bürgerlichen, so reich er auch sein mochte, für unwürdig, ein adeliges Weib zu besitzen; und da ihr Eheherr bei all' seinem Reichtum sich auf nichts weiter verstand, als Garn zu mischen und anzuzetteln, oder mit den Spinnerinnen zu zanken, so entzog sie sich seinen Umarmungen, so oft sie es mit einem Schein von Ursache thun konnte, und hatte Lust, sich nach ihrem eigenen Geschmack einen Liebhaber zu wählen, den sie für würdiger hielt, als ihren Wollenweber. Sie verliebte sich auch dergestalt in einen Edelmann von mittlerem Alter, daß sie die Nacht nicht schlafen konnte, wenn sie ihn am Tage nicht gesehen hatte. Da aber der Edelmann von ihrer Leidenschaft nichts ahnte, so merkte er nicht darauf, und sie war viel zu klug, und behutsam, ihn durch Unterhändlerinnen oder durch Briefe davon zu benachrichtigen, weil sie sich keinen Unannehmlichkeiten aussetzen wollte. Inzwischen ward sie gewahr, daß er eifrigen Umgang mit

einem Klosterbruder hatte, welcher trotz seinem runden Gesichte und ansehnlichen Bauche einen unsträflichen Wandel führte, und von Jedermann für einen trefflichen geistlichen Herrn gehalten ward; und dieser schien ihr der rechte Mann zu sein, den sie zum Unterhändler bei ihrem Geliebten gebrauchen könnte.

Wie sie ihren Anschlag darnach gemacht hatte, ging sie einst zu gelegener Stunde in seine Kirche, ließ ihn rufen und verlangte, ihm zu beichten. Der Mönch, der sie auf den ersten Blick für eine sehr ehrbare Dame erkannte, hörte recht gern ihre Beichte, und wie diese geendigt war, sprach sie zu ihm: „Ich muß Euch, ehrwürdiger Herr, auch noch eine Sache vortragen, und mir wegen derselben bei Euch Rats erholen. Da ich Euch gesagt habe, wer ich bin, so werdet Ihr auch wohl meine Eltern kennen, und meinen Mann, der mich mehr als sein Leben liebt, und von dem ich auf den ersten Wink Alles erhalten kann, was ich will, weil er reich ist und bezahlen kann. Ich habe ihn auch deswegen so lieb, wie mich selbst, und wenn ich jemals mit Werken, oder auch nur in Gedanken etwas begehen könnte, das seiner Ehre, oder seinen Wünschen zuwider wäre, so verdiente ich den Scheiterhaufen mehr als das verworfenste Weib in der Welt. Da ist aber ein Mann, dessen Namen ich wahrlich nicht einmal weiß, der mir aber sonst ein rechtlicher Mann zu sein scheint, und der (wenn ich nicht irre) viel mit Euch umgeht, ein schöner, ansehnlicher Mensch, in einem feinen schwarzen Kleide, welcher, sich vielleicht einbildet, ich sei ganz anders gesinnt, als ich wirklich bin, und mich deswegen ordentlich zu belagern scheint; denn ich kann mich an keiner Thüre oder Fenster zeigen, oder nur aus dem Hause gehen, daß er nicht gleich um mich her wäre; ja, ich wundere mich, daß ich ihn nicht schon wieder hier sehe. Das ist mir natürlicher Weise sehr unangenehm; denn solche Dinge können nur zu leicht das unschuldigste Weib in's Gerede bringen. Mehr als einmal habe ich schon meine Brüder bitten wollen, ihn darüber zur Rede zu stellen; doch dachte ich wieder, die Männer benehmen sich bei solchen Sachen manchmal so, daß eine harte Antwort erfolgt, und dann kommt es zum Wortwechsel, und von Worten zu Thätlichkeiten; und damit nun kein Aergernis entstünde, so schwieg ich still und entschloß mich, lieber mit Euch davon zu sprechen, als mit einem Anderen; eines Teils, weil ich glaube,

daß Ihr sein Freund seid, und zweitens, weil es Euch besser ziemt, wegen solcher Sachen nicht nur Euren Freunden, sondern auch jedem Anderen Vorstellungen zu machen. Ich bitte Euch demnach um des Himmels Willen, ihm abzumahnen, und ihn zu bitten, so etwas nicht mehr zu thun. Es giebt ja noch andere Frauenzimmer genug, die vielleicht zu solchen Dingen geneigt sind und denen es lieb sein wird, sich von ihm nachgehen und aufwarten zu lassen; dagegen er mir nur lästig wird, indem ich gar keinen Hang dazu habe."

Indem sie dieses sagte, senkte sie ihr Haupt nieder und stellte sich, als ob sie sich bis zu Thränen gerührt füllte. Der ehrliche Mönch erriet richtig den Mann, von welchem sie sprach; er lobte sie wegen ihrer frommen Gesinnungen, und weil er an der Wahrheit ihrer Worte nicht zweifelte, so versprach er ihr, es dahin zu bringen, daß sein Freund sie nicht weiter belästigen sollte. Da er wußte, daß sie reich war, so vergaß er nicht, ihr die Tugend der Menschenliebe und der Mildthätigkeit anzupreisen und ihr zugleich die Notdurft seines Klosters vorzutragen.

„Ich bitte Euch (fiel ihm die Dame in die Rede), wenn Euer Freund ja leugnen sollte, ihm zu sagen, daß ich selbst Euch Alles offenbart und mich über ihn beklagt habe." Nach geendigter Beichte und Bußübung erinnerte sie sich an des Paters Ermahnung zur Wohlthätigkeit und drückte ihm ein Sümmchen in die Hand, für welches sie ihn bat, Seelenmessen für ihre verstorbenen Verwandten zu lesen, worauf sie sich von den Knieen erhob und nach Hause ging.

Der Kavalier kam kurz nachher, seiner Gewohnheit gemäß, zu dem ehrlichen Pater, und nachdem sie eines und das andere zusammen gesprochen hatten, zog ihn dieser auf die Seite, und warnte ihn, nicht so fleißig nach der Dame zu schielen, und ihr nachzugehen, wie sie ihm geklagt hätte. Der Edelmann machte große Augen, weil er nie sonderlich Achtung auf sie gegeben hatte und selten vor ihrem Hause vorbei gegangen war. Er fing daher an, sich zu rechtfertigen; allein der Pater ließ ihn nicht zu Worten kommen, sondern sagte: „Stelle Dich nur nicht, als wenn Du Dich verwunderst, und verliere keine Worte mit Leugnen, denn es ist alles umsonst. Was ich Dir sage, das haben mir keine Nachbarn erzählt, sondern die Dame selbst hat

es mir entdeckt und sich sehr über Dich beschwert; und so wenig sich solche Dinge für Dich selbst schicken, so sehr kann ich Dir versichern, daß ich nie ein Weib gesehen habe, welchem sie mehr mißfällig wären, als ihr. Darum bitte ich Dich, um ihrer Ruhe und um Deiner Ehre willen, unterlasse die Possen, und laß sie in Frieden."

Der Kavalier, der ein wenig weiter ohne Brille sehen konnte, als der Mönch, erriet ohne Mühe den schlauen Einfall des Weibchens; er stellte sich demnach ein wenig beschämt und versprach, sich nicht wieder zu vergehen. Sobald er aber die Zelle des Paters verließ, war seine erste Sorge, nach dem Hause der Dame zu gehen, welche an einem Fenster fleißig aufmerkte, ob er nicht vorbei gehen würde. Wie sie ihn kommen sah, bezeigte sie sich so freundlich gegen ihn, daß ihm kein Zweifel übrig blieb, den Sinn des Paters richtig verstanden zu haben; daher er denn von demselbeu Tage an nie unterließ, mit gehöriger Vorsicht, zu seinem eigenen Vergnügen und zur besonderen Freude der Dame, unter dem Schein anderer Geschäfte sich fleißig in ihrer Gegend sehen zu lassen. Wie sich nun die Dame nach einiger Zeit überzeugte, daß sie ihm ebensosehr als er ihr gefiele, so nahm sie, um ihn noch mehr aufzumuntern, und ihm ihre Liebe zu erkennen zu geben, die erste Gelegenheit wahr, sich dem guten Pater in seiner Kirche mit einem bitteren Thränenstrom wieder zu Füßen zu werfen.

„Was ist denn nun wieder Neues geschehen?" fragte sie der Pater ebenso bestürzt, als teilnehmend.

„Lieber Vater (sprach sie), das Neue betrifft weder mehr noch weniger, als den unseligen Menschen, Euren Freund, über den ich mich neulich bei Euch beschwerte, und der mir vermutlich zum Pfahl im Fleische bestimmt ist, um mich zu Sachen zu reizen, die mir auf immer meine Ruhe rauben und mich verhindern würden, mich Euch jemals wieder zu Füßen zu werfen."

„Was! meine Tochter? (sprach der Pater), hat er noch nicht nachgelassen, Dir Aergernis zu geben?"

„Nein, gewiß nicht (sprach die Dame). Vielmehr scheint es, seitdem ich mich über ihn bei Euch beklagt habe, als wenn er's mir zum Trotz thäte (weil er mir das vielleicht übel

genommen hat), daß er jetzt zehnmal für einmal vor meinem Hause vorrübergeht. Und wollte Gott, es bliebe nur bei dem Vorbeigehen und Angaffen! Allein er ist so dreist und unverschämt geworden, daß er mir nur gestern noch ein Weib in's Haus geschickt hat, um mich mit seinem thörichten Geschwätz zu behelligen, und mir einen Gürtel und eine Börse zu schicken, als wenn ich selbst keine Börsen und Gürtel hätte! Das hat mich so geärgert und ärgert mich noch dermaßen, daß ich des Teufels Aufheben hätte machen mögen, hätt' ich es nicht für sündlich gehalten, und es zugleich um Euretwillen unterlassen. So aber ließ ich meinen Zorn fahren und wollte nichts eher thun, oder sagen, bis ich Euch erst gesprochen hätte. Ja, ich hatte dem Weibe schon Gürtel und Beutel zurückgegeben, daß sie ihm Beides wieder zustellen sollte; weil mir aber bange ward, sie möchte sie selbst behalten und ihm weis machen, daß ich sie angenommen hätte, wie solche Weiber wohl zu thun pflegen, so riß ich sie ihr voll Verdruß wieder aus der Hand, und habe sie Euch hier mitgebracht, daß Ihr sie ihm wiedergebt und ihm sagt, daß ich seine Geschenke nicht brauche; denn Dank sei Gott und meinem Manne, ich habe selbst so viele Beutel und Gürtel, daß ich ihn darunter ersticken könnte. Und kurz, ich bitte Euch, lieber Pater, mir's nicht übel zu nehmen: wenn er diese Dinge nicht nachläßt, so sage ich's meinem Mann und meinen Brüdern, und dann mag es gehen, wie es will. Lieber mag er Verdruß davon haben, wenn ein's von beiden sein muß, als daß ich um seinetwillen in Schande gerate. Lebt wohl, Pater."

Darauf zog sie mit Weinen und Schluchzen eine prächtige Börse und einen reichen Gürtel hervor, und warf sie dem Pater in den Schoß. Dieser glaubte ihren Worten, ereiferte sich sehr, nahm die Sachen zu sich und gab ihr zur Antwort: „Meine Tochter, Du hast Recht, wenn Dich solche Dinge verdrießen, und ich darf mich weder darüber wundern, noch Dich deswegen tadeln; vielmehr ist es löblich, daß Du Dir bei mir Rats erholst. Ich habe ihn erst neulich ermahnt; er hat mir aber sein Versprechen schlecht gehalten, wie ich höre. Ich will ihm schon für das Alte und Neue den Kopf dermaßen waschen, daß er Dir keinen Verdruß mehr machen soll. Laß Dich aber um Gottes willen Deinen Zorn nicht so weit treiben.

daß Du es zu jemand von den Deinigen sagest; denn es möchte zu viel Unheil daraus entstehen. Mache Dir übrigens keine Sorge, daß Du in böse Nachrede geraten möchtest, denn ich will immer vor Gott und Menschen ein eifriger Zeuge Deiner Unschuld sein."

Die Dame stellte sich, als wenn diese Worte sie einigermaßen beruhigten. Sie brach das Gespräch ab, und weil sie wußte, wie sehr der Pater und alle seine Brüder das Geld liebten, so sagte sie: „Ehrwürdiger Herr, seit einigen Nächten sind mir verschiedene meiner Verwandten im Traum erschienen, die sich wohl in großer Pein befinden müssen, und haben nichts so sehnlich gebeten, als um ein Almosen; besonders meine Mutter, die mir so traurig und elend schien, daß es ein Jammer war. Ich glaube, es geht ihr außerordentlich nahe, daß dieser Feind Gottes mich so in Versuchung führt. Darum wünsche ich, daß Ihr für sie die vierzig Messen des heiligen Gregorius lesen und mir mit Eurem Gebet beistehen wolltet, damit unser Herr Gott sie aus dem qualvollen Feuer erlöse."

Sie steckte ihm zugleich einen Gulden in die Hand, den der Pater begierig annahm und mit vielen glatten Worten und empfehlenden Beispielen ihren frommen Eifer stärkte; worauf er ihr seinen Segen gab und sie entließ. Wie die Dame weggegangen war, und der Pater gar nicht argwöhnte, daß man ihm Nasen drehte, schickte er gleich nach seinem Freunde, der an seiner verdrießlichen Miene schon wahrnahm, daß er neue Zeitung von seiner Dame zu erwarten hätte, und neugierig war, zu hören, was ihm der Pater sagen würde. Dieser wiederholte seine vorigen Strafreden, und setzte voll Zorn noch viele neue Verweise hinzu, wegen desjenigen, was ihm (wie er sagte) die Dame auf's Neue geklagt hätte. Der Kavalier, welcher erst genauer zu wissen wünschte, wo der Pater hinaus wollte, leugnete nur sehr laulich, daß er die Börse und den Gürtel geschickt hätte, damit er dem Pater nicht ganz den Glauben benähme, im Fall die Dame ihm diese Sachen vielleicht zugestellt hätte. Allein der äußerst aufgebrachte Pater fuhr ihn an und sagte: „Wie? Du willst noch leugnen, böser Mensch? Sieh hier, diese Sachen hat sie mir selbst mit Thränen überreicht. Willst Du nun noch sagen, daß Du sie nicht kennst?"

Der Kavalier stellte sich, als ob er dadurch beschämt würde.

„Ach ja (sprach er), ich kenne sie in der That und ich bekenne, daß ich nicht recht gehandelt habe; allein, da ich nun sehe, wie die Dame gesinnt ist, so schwöre ich Euch, daß Ihr nimmermehr dergleichen wieder von mir hören sollt."

Es wurden von beiden Seiten noch viel Worte gemacht, und endlich gab der Bruder Schafskopf seinem Freunde den Beutel und Gürtel; und nachdem er ihn weidlich gescholten und ihn ermahnt hatte, und es sich auch von ihm versprechen ließ, daß er nie wieder an dergleichen Dinge denken wollte, ließ er ihn gehen. Der Kavalier war außerordentlich froh über die Gewißheit, die er nunmehr von der Liebe der Dame zu haben glaubte, und über ihr schönes Geschenk; und sobald er von dem Pater kam, eilte er gerade an den Ort, wo er Gelegenheit hatte, seiner Dame sehen zu lassen, daß er ihr Geschenk richtig erhalten hätte, welches ihr um desto lieber war, da sie sah, daß ihr Anschlag ihr so ganz nach ihrem Wunsche gelang.

Sie wartete nun auf nichts mehr, um dem Werke die Krone aufzusetzen, als daß ihr Mann einmal verreisen möchte, und es traf sich auch, daß er bald nachher wegen seiner Geschäfte nach Genua reisen mußte. Kaum war er des Morgens zu Pferde gestiegen und davon geritten, so ging die Dame auch schon zu dem ehrlichen Pater und sagte mit Heulen und Weinen: „Lieber Pater, ich muß Euch sagen, daß ich es endlich nicht länger aushalten kann. Weil ich Euch jedoch neulich versprach, nichts ohne Euer Vorwissen zu unternehmen, so bin ich jetzt gekommen, um mich bei Euch zu rechtfertigen; und damit ihr Euch überzeuget, daß ich nicht ohne Ursache klage und weine, so hört nur an, was Euer Freund (oder vielmehr Euer Satan aus der Hölle) mir diesen Morgen vor Tagesanbruch für einen Streich gespielt hat. Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall er mag erfahren haben, daß mein Mann gestern nach Genua geritten ist; und da kommt er Euch gleich diesen Morgen, um die Zeit, die ich Euch gesagt habe; springt mir über die Gartenmauer und klettert auf einen Baum, der gerade unter meinem Kammerfenster steht; und schon hatte er das Fenster offen gemacht und war im Begriffe, in meine Kammer zu steigen, wie ich zu meinem Glück erwachte, aufstand und Miene machte zu schreien. Ich würde auch wirklich geschrieen haben, wenn er mich nicht draußen um Gottes- und um Euretwillen um

Verzeihung gebeten und zu mir gesagt hätte, wer er wäre. Um Euretwillen schwieg ich also still, sprang aber splitternackend aus dem Bett und schlug ihm das Fenster vor der Nase zu. Ich glaube, daß ihn der Henker wieder davon führte; denn ich hörte hernach nichts mehr von ihm. Sagt mir nun, ob das solche Dinge sind, die sich schicken, und die man dulden kann; ich für meinen Teil bin nicht Willens, es länger auszuhalten, nachdem ich um Euretwillen nur gar zu lange Geduld mit ihm gehabt habe."

Wie der Pater dieses hörte, erzürnte er sich gewaltig und wußte kaum, was er dazu sagen sollte, sondern fragte die Dame mehr als einmal, ob sie auch recht gesehen und gehört hätte, und ob es nicht ein anderer gewesen wäre.

„Nein, wahrhaftig nicht (sprach sie); ich bin noch wohl im Stande, ihn von einem Anderen zu unterscheiden. Ich sage Euch, er war es selbst, und wenn er es leugnen sollte, so glaubt ihm nur nicht."

„Meine Tochter (sprach der Pater), ich muß gestehen, das ist zwar zu frech und gottlos gehandelt, und Du hast recht gethan, ihn so fortzuschicken, wie Du mir sagst. Da Dich aber Gott vor Beschimpfung gewahrt hat, so laß Dich erbitten, und nachdem Du zweimal meinen Rat befolgt hast, so folge ihm noch einmal; beklage Dich also gegen niemand von den Deinigen, sondern laß mich machen; ich will sehen, ob ich diesen eingefleischten Teufel nicht bändigen kann, den ich immer für einen Heiligen gehalten habe. Kann ich es dahin bringen, daß ich ihn von diesem schändlichen Unfug bekehre, so ist es gut, wo nicht, so gebe ich Dir hiermit meinen Segen und mein Wort, daß ich Dich will mit ihm machen lassen, was Dir beliebt."

„Wohlan," versetzte die Dame, „für diesmal will ich Euch weder erzürnen, noch Euch ungehorsam sein; aber seht zu, daß er sich in Acht nimmt und mir nicht mehr Verdruß macht; denn ich gebe Euch mein Wort, daß ich um dieses Handels willen nie wieder zu Euch kommen werde."

Hierauf ging sie mit verstelltem Zorn von ihm, und sie war kaum aus der Klosterthür gegangen, wie der Kavalier dahin kam. Der Pater rief ihn zu sich, nahm ihn auf die Seite und stieß die heftigsten Reden gegen ihn aus, ihn einen treulosen, meineidigen, und wortbrüchigen Menschen nennend

Der Kavalier, welcher nun schon zweimal die Erfahrung gemacht hatte, was die Scheltworte des Paters ihm eigentlich andeuteten, suchte nur durch allerhand unbestimmte Reden den Pater zur Sprache zu bringen. „Wie nun, was zürnt Ihr so gewaltig?“ fragte er. „Habe ich denn Christum gekreuzigt?“

„Seht doch den Unverschämten!“ sprach der Pater. „Schwatzt er nicht so, als wenn schon ein Jahr oder zwei vergangen wären, daß er Zeit gehabt hätte, seine Schelmenstücke zu vergessen? Ist es Dir seit der Frühstunde schon wieder aus dem Gedächtnisse gekommen, wie Du Deinen Nächsten beleidigt hast? Wo warst Du heute früh vor Tagesanbruch?“

„Was weiß ich's, wo ich gewesen bin?“ sprach der Kavalier. „Euer Bote muß Euch wohl früh davon Nachricht gebracht haben.“

„Ja wohl hat er mir Nachricht gebracht,“ sprach der Pater. „Ich denke, Du hast wohl geglaubt, weil der Mann nicht zu Hause wäre, so sollte das hübsche Weibchen Dich nur gleich einlassen, und Dir um den Hals fallen? Hör' einmal, mein schöner Herr, der bei Nacht umherschleicht, und steigt den Leuten in die Gärten und auf die Bäume, meinst Du die Keuschheit dieser Dame zu überrumpeln, indem Du auf die Bäume kletterst und ihr in's Kammerfenster steigst? Kein Mensch in der Welt ist ihr verhaßter, als Du, und Du holst Dir nichts als Schande. Ich will Dich nicht einmal daran erinnern, daß sie Dir davon mehr als einen Beweis gegeben hat, sondern nur, wie vortrefflich Du Dir meine Warnungen zu Nutze gemacht hast. Ich kann Dir aber sagen, daß sie bisher nicht aus Schonung gegen Dich, sondern auf meine Bitten und Zureden, Alles was Du bisher gethan hast, verschwiegen hat. Sie wird es aber künftig nicht mehr thun; denn ich habe ihr von nun an freie Hand gegeben, nach ihrem Belieben zu verfahren, wenn Du wieder etwas unternimmst, das ihr mißfällt. Wie wird Dir's gehen, wenn sie es ihren Brüdern klagt?“

Der Kavalier hatte nunmehr genug verstanden, was ihm zu wissen nötig war; er beschäftigte den Pater, so gut er konnte, mit den feierlichsten Verheißungen, und am andern Morgen früh stieg er über die Gartenmauer und auf den Baum, fand das Fenster offen und ward von der Dame mit offenen Armen empfangen, die ihn schon mit Verlangen erwartete und dem

Pater im Herzen dankte, daß er ihm den Weg so gut gezeigt hatte. Sie lachten und scherzten noch viel über den Bruder Pinsel und wußten in der Folge ihre Maßregeln so zu nehmen, daß sie seiner Unterhandlungen nicht wieder bedurften, um sich mehr dergleichen glückliche Stunden zu verschaffen, welche der Himmel nach seiner heiligen Barmherzigkeit auch mir bescheren wolle und einer jeden Christenseele, die sich darnach sehnt.

Vierundzwanzigste Erzählung.

Man erzählt, daß einmal nahe bei Sankt Pancratio ein ehrlicher und reicher Mann wohnte, namens Puccio de Rinieri, der aber an nichts, als an geistliche Dinge dachte, und deswegen Laienbruder bei den Franziskanern ward, die ihn Bruder Puccio nannten. Da nun sein ganzer Hausstand nur aus seiner Frau und einer Magd bestand, so brauchte er sich's eben mit keinem Geschäfte sauer werden zu lassen, sondern er konnte ganz seinem Hange zu geistlichen Sachen folgen und in die Kirchen gehen, so viel er wollte. Als ein einfältiger Mensch von grobem Schrot und Korn dachte er nur daran, seinen Rosenkranz abzubeten, in die Predigten zu gehen und keine Messe zu versäumen, und nie fehlte er bei dem Laudemus, welches die Laienbrüder absangen. Dabei unterließ er nie, zu fasten, sich zu geißeln und bei den Umzügen zu trompeten, denn er gehörte zu den Bußgeißlern.

Seine Frau, die man Monna Isabetta nannte, war ein hübsches, rasches Weibchen von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, rund wie ein Apfel. Sie mußte aber oft länger fasten, als ihr lieb war, weil ihr Mann so andächtig und vielleicht auch alt war; und oft, wenn sie lieber geschlafen, oder mit ihm geschertzt hätte, so erzählte er ihr das Leben Christi, oder er unterhielt sie mit den Predigten des Bruders Nastasio, mit den Klagen der Magdalena und mit anderen solchen Dingen.

Um diese Zeit kam ein Mönch aus Paris zurück, der zum Kloster des heiligen Pancratius gehörte, namens Don Felix, ein sehr schöner, junger, witziger und gelehrter Mann, mit welchem Bruder Puccio sich in eine sehr genaue Bekanntschaft einließ.

Weil nun dieser ihm alle seine Zweifel meisterlich zu heben wußte und überdies, da er seine schwache Seite entdeckt hatte, den größten Heiligen gegen ihn spielte, so nahm ihn Bruder Puccio bisweilen des Mittags, oder des Abends, wie es ihm einfiel, mit sich nach Hause zum Essen, und die Frau pflegte ihn dann, dem Bruder Puccio zu Gefallen, auch freundlich aufzunehmen, und sich gegen ihn sehr artig zu benehmen.

Wie nun das Mönchlein fleißig in Bruder Puccio's Hause aus und einging und das frische, rundliche Weibchen in's Auge faßte, ward er bald gewahr, woran es ihr am meisten fehlte, und bekam Lust, wenn es sich so fügen wollte, dem Bruder eine Mühe abzunehmen, und seine Stelle bei ihr zu vertreten. Er schoß deswegen verstohlener Weise manchen bedeutenden Blick nach ihr ab, so daß er zuletzt ein ähnliches Verlangen bei ihr erregte. Sobald er dies merkte, nahm er die erste Gelegenheit wahr, sein Anliegen bei ihr anzubringen. Allein so geneigt sie auch war, das Werk zu fördern, so war es doch schwer, das Mittel dazu ausfindig zu machen, weil sie sich außer dem Hause dem jungen Pater nicht anvertrauen wollte, und zu Hause war es nicht thunlich, weil Bruder Puccio nie von der Stelle wich, welches dem Klosterbruder ganz und gar nicht behagte.

Endlich fiel ihm nach langem Nachsinnen ein Anschlag ein, mit ihr in ihrem eigenen Hause eine Zusammenkunft zu veranstalten, ohne daß Bruder Puccio etwas davon argwöhnte, wenn er gleich selbst zu Hause wäre. Wie ihn also dieser einst besuchte, sprach er zu ihm: „Ich habe schon lange bemerkt, lieber Bruder, daß Dein ganzes Trachten dahin geht, ein Heiliger zu werden. Du nimmst aber, deucht mich, einen gewaltigen Umweg, um zu Deinem Endzweck zu gelangen; da es doch einen weit kürzeren Weg giebt, den der Papst und andere seiner vornehmen Geistlichen recht gut kennen und benutzen, aber ihn deswegen nicht gerne bekannt werden lassen, weil sonst der geistliche Stand, der von lauter Opfern der Sünder lebt, sich bald ganz auflösen würde, indem die weltlichen ihn alsdann weder mit Almosen, noch mit anderen milden Gaben weiter unterstützen würden. Weil Du aber mein Freund bist und mir so viel Liebes und Gutes erwiesen hast, so wollte ich Dir dies Mittel wohl offenbaren, wenn ich nur gewiß wüßte, daß Du es niemand

wieder entdecken, und daß Du meine Vorschrift genau befolgen wolltest."

Bruder Puccio, welchem nach diesem Mittel sehr verlangte, bat ihn inständig, es ihn zu lehren, wobei er ihm zugleich schwor, daß er ohne seine Einwilligung nie jemand etwas davon offenbaren, und daß er gern alles thun wollte, was in seinem Vermögen wäre, um seine Vorschrift zu befolgen.

„Weil Du mir das versprichst," sprach Don Felix, „so will ich Dich's lehren. Du mußt also wissen, daß unsere gottseligen Lehrer behaupten, wer ein Heiliger werden wolle, der müsse sich nur mit allem Fleiße der Bußübung unterwerfen, die ich Dir beschreiben will. Ich will damit nicht sagen, daß Du nachher nicht immer noch der Sünder bleiben solltest, der Du bist; allein die Sünden, die Du bis zur Stunde Deiner Buße begangen hast, werden völlig abgethan, und diejenigen, die Du nachher begehst, werden Dir nicht zur Verdammnis gereichen, sondern sich mit Weihwasser abwaschen lassen, wie jetzt die Schwachheitssünden. Du mußt also erstlich mit allem Fleiße Deine Sünden beichten, ehe die Buße anfängt; hernach mußt Du vierzig Tage lang strenge fasten und Dich enthalten, und während der Zeit nicht nur kein fremdes Frauenzimmer, sondern auch Dein eigenes Weib nicht berühren. Überdies mußt Du Dir in dem Bezirk Deines eigenen Hauses einen Platz wählen, wo Du die ganze Nacht den Himmel betrachten kannst, an diesen Ort mußt Du Dich in der Abendstunde begeben und einen Tisch dahin stellen lassen, der so beschaffen ist, daß Du mit den Füßen die Erde berühren und mit dem Rücken auf dem Tische liegen könntest, mit ausgebreiteten Armen, wie ein Gekreuzigter (willst Du Dich mit den Händen an ein paar Pflöckchen halten, so steht es Dir frei), und in dieser Stellung mußt Du unbeweglich bleiben und den Himmel anschauen, bis der Tag anbricht. Wärst Du ein Gelehrter, so würde ich Dir gewisse Gebete geben können, die Du sprechen müßtest. Da Du aber ein Laie bist, so mußt Du dreihundert Paternoster beten, und eben so viele Ave Maria zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit hersagen, und indem Du den Himmel betrachtest, beständig Gott im Gedächtnis haben, der Himmel und Erde gemacht hat, und das Leiden Christi, den Du in der Stellung nachahmst, in welcher er sich am Kreuze befand. Hernach, sobald

die Morgenstunde schlägt, kannst Du, wenn Du willst, Dich in Deinen Kleidern niederlegen, und ein wenig schlafen. Darauf mußt Du Vormittag zur Kirche gehen, mußt daselbst zum mindesten drei Messen hören, und fünfzig Paternoster nebst so vielen Ave Maria sprechen. Alsdann kannst Du in Einfalt des Herzens einige Geschäfte verrichten, wenn Du welche hast, und darauf zu Mittag essen. Um die Vesperzeit mußt Du wieder in die Kirche gehen und gewisse Gebete sprechen, die ich Dir aufschreiben will, und ohne welche Du nicht fertig werden kannst, und sobald die Abendstunde kommt, fängst Du wieder an nach der vorigen Weise. Wenn Du das alles genau beobachtest, wie ich selbst ehemals gethan habe, so hoffe ich, Du werdest noch vor Ablauf Deiner Bußübung wunderbarliche Vorempfindungen von der ewigen Glückseligkeit spüren, wenn Du die Sache recht mit Andacht treibst."

„Das ist eben keine so schwere und langwierige Sache," sprach Bruder Puccio, „daß sie sich nicht ausführen ließe. Ich will also in Gottes Namen am Sonntag damit anfangen." Darauf beurlaubte er sich bei ihm, ging nach Hause und erzählte alles seiner Frau. Diese erriet leicht die Absicht, warum der Mönch ihm empfohlen hätte, die ganze Nacht auf einem Fleck zu bleiben, und weil die Maßregel ihr wohl behagte, so sagte sie, sie ließe sich dieses und alles, was er sonst zum Heile seiner Seele vornehmen wollte, recht gerne gefallen; und damit ihm der Himmel sein Bußwerk desto besser gedeihen ließe, so wollte sie selbst mit ihm fasten, ohne jedoch an dem übrigen Bußgeschäfte teilzunehmen. Wie sie darüber einig waren, und der Sonntag herankam, fing Bruder Puccio sein Bußwerk an. Der Mönch stellte sich indessen, so bald es dunkel ward, bei dem Weibchen ein, brachte etwas gutes zu essen und zu trinken mit, und brachte mit ihr die Nacht in fleißigen Übungen zu; worauf er sich kurz vor Tages Anbruch wieder entfernte, wenn Bruder Puccio kam und sich zu Bette legte.

Der Ort, welchen sich Bruder Puccio zu seinem Geschäfte gewählt hatte, war neben der Kammer seines Weibchens, und nur eine dünne Mauer war dazwischen. Weil nun der Mönch seine Andachtsübungen mit ihr einst ein wenig zu heftig treiben mochte, so schien es dem Bruder Puccio schier, als wenn sich das ganze Stockwerk bewegte. Er hielt demnach ein wenig ein mit

seinem Paternoster, deren schon er ein Hundert abgelegt hatte, und rief, ohne sich von der Stelle zu bewegen, seiner Frau zu: „Weibchen, was machst Du?"

Da sie ein leichtfertiges Ding war und vielleicht eben den Gaul des heiligen Benedikts ohne Sattel reiten mochte, so gab sie ihm zur Antwort: „Männchen, ich rege mich aus Leibeskräften."

„Wie so, warum regst Du Dich?" sprach Puccio, „was willst Du damit sagen?"

„Weißt Du nicht, was das sagen will?" versetzte sie. „Ich habe Dich ja oft sagen hören: Wen man des Abends satt nicht macht, der muß sich rühren die ganze Nacht."

Bruder Puccio glaubte, die Fasten, die sie ihm einbildete zu halten, raubten ihr den Schlaf und die Ruhe; er gab ihr also treuherzig zur Antwort: „Ich hab' es Dir wohl gesagt, Frau, faste nicht so strenge, aber Du hast es selbst gewollt, also kehre Dich an nichts und schlafe ruhig, Du wirfst Dich ja im Bette herum, daß alles unter Dir kracht."

„Laß Dich das nicht kümmern," sprach sie, „ich weiß wohl was ich thue. Mache Du nur Deine Sachen gut, ich will schon suchen, das meinige zu thun."

Bruder Puccio gab sich damit zufrieden und ging wieder an seine Paternoster. Die Dame und der Mönch wählten sich aber in der Folge einen entfernteren Ort zu ihren Zusammenkünften, wo sie das Bußgeschäft des Bruders Puccio mit einander ausharrten, und wenn Don Felix wegging, verfügte sich das Weibchen zurück nach ihrem Bette, wo sich Bruder Puccio nach geendigter Buße auch einzustellen pflegte.

Indes nun Bruder Puccio fortfuhr zu büßen, und seine Frau und Don Felix sich bestrebten zu genießen, pflegte sie oft im Scherz zu diesem zu sagen: „Du läßt den ehrlichen Puccio büßen, und wir gewinnen indessen das Paradies." Und weil es dem Weibchen dabei wohl behagte, so gewöhnte sie sich so gut an die Mönchskost (zumal da ihr Mann sie lange Zeit nur kärglich gefüttert hatte), daß sie auch nach geendigtem Bußwerke Mittel fand, sich an anderen Orten mit ihm zu ergötzen. Und so kam es dahin, daß Bruder Puccio, indem er meinte, durch sein Büßen das Paradies für sich zu gewinnen, dem Mönch dazu verhalf, der ihm den Weg gezeigt hatte, und seiner Frau

ebenfalls, welche lange Zeit bei ihm großen Mangel vn demjenigen gelitten hatte, womit sie der gutherzige Mönch reichlich versorgte.

Fünfundzwanzigste Erzählung.

Es befand sich in Pistoja ein Edelmann von dem Geschlechte der Bergellesi, namens Messer' Francesco, ein reicher und auch im Ganzen ein kluger und vernünftiger Mann, der aber dabei außerordentlich geizig war. Dieser sollte als Landpfleger nach Mailand gehen, und hatte sich mit allem dazu nötigen gehörig und standesgemäß versehen, nur fehlte ihm noch ein stattliches Roß und es war ihm unangenehm, keines finden zu können, das ihm schön genug war.

Zu gleicher Zeit lebte in Pistoja ein Jüngling, namens Ricciardo, der zwar von keiner bedeutenden Herkunft, aber sehr reich war, und zugleich so artig und wohlerzogen in seinen Manieren, daß man ihn gewöhnlich Zima (den Zierlichen) zu nennen pflegte, welcher seit langer Zeit für die Gemahlin des Messer' Francesco, eine wunderschöne und nicht weniger tugendhafte Dame, eine fruchtlose Leidenschaft empfunden hatte. Dieser besaß einen der stattlichsten Gaule in ganz Toskana, den er seiner Schönheit wegen besonders lieb hatte; weil es nun keinem ein Geheimnis war, daß Zima die Gemahlin des Francesco liebte, so brachte diesen jemand auf die Gedanken, daß Zima aus Liebe zu der Dame ihm das Roß wohl gar schenken würde.

Messer Francesco, der sich vom Geize regieren ließ, schickte nach Zima und fragte ihn, ob er ihm den Gaul verkaufen wollte (weil er nicht zweifelte, daß er ihn ihm zum Geschenk anbieten würde). Dem Zima war die Frage willkommen und er antwortete: „Gnädiger Herr, wenn Ihr mir auch gäbet, alles was Ihr in der Welt habt, so wäre mir der Gaul nicht dafür zu Kauf, aber schenken will ich ihn Euch wohl, wenn's Euch gefällt, mit der Bedingung, daß Ihr mir vorher erlaubt, in Eurer Gegenwart einige Worte mit Eurer Gemahlin zu reden, jedoch so, daß niemand mich hört, als sie allein.

Der Kavalier ließ sich durch seinen Geiz verleiten, weil er glaubte, den Zima anführen zu können, und gab ihm zur Antwort, er sei es zufrieden, zu welcher Zeit und Stunde er wolle. Zima ging demnach mit ihm in die Galerie seines Palastes, und Francesco ging zu seiner Gemahlin in ihre Kammer, und nachdem er ihr gesagt hatte, wie er auf eine leichte Art zu einem Staatsrosse kommen könnte, befahl er ihr, heraus zu kommen, und dem Zima Gehör zu geben, allein sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie ihm auf alles, was er sagen möchte, nicht ein Wort erwiderte.

Die Dame bezeigte ihr großes Mißfallen an der Sache; weil sie aber ihrem Gemahl gehorchen mußte, versprach sie es zu thun, und folgte ihm in die Galerie, um zu hören, was Zima ihr zu sagen hätte. Nachdem dieser seinen Vertrag mit dem Kavalier nochmals verabredet hatte, setzte er sich am fernsten Ende des Saales mit der Dame nieder und sagte zu ihr: „Liebenswürdige Frau, ich zweifle nicht, Euer Scharfsinn hat Euch längst bemerken lassen, zu welchem Grad der Liebe mich Eure Reize bewogen haben, welche ohne Vergleichung jede andere Schönheit übertreffen, die ich jemals gesehen habe. Ich schweige von Euren liebenswürdigen Sitten und von Euren vorzüglichen Tugenden, welche das Herz des edelmütigsten Mannes bezaubern müssen; und ich brauche Euch demnach nicht mit Worten zu beteuern, daß meine Liebe deswegen um desto größer und inniger ist, als jede andere, und daß sie gewiß so lange, ja noch länger dauern wird, als mein kummervolles Leben diese meine Glieder beseelt; denn wenn man jenseits des Grabes noch lieben kann, so wie hier, so werde ich Euch ewig verehren, und Ihr könnt versichert sein, daß ihr nichts in der Welt, es sei köstlich oder geringe, so unbedingt Euer Eigentum nennen, und zu jeder Zeit so sicher darauf rechnen könnt, als auf mich und auf alles, was ich habe und besitze. Und um Euch davon noch mehr zu versichern, so wisset, daß ich es für ein weit größeres Glück halten würde, wenn Ihr mir befehlen wolltet, alles, was in meinem Vermögen steht, Euch zu Gefallen zu thun, als wenn die ganze Welt auf den geringsten meiner Winke mir zu Gebote stehen müßte. Da ich nun so sehr Euer Eigentum bin, wie ich Euch bezeugt habe, so darf ich mich mit einigem Recht unterstehen, Eurer überschwenglichen Güte

eine Bitte vorzutragen, von deren Gewährung allein alle meine Ruhe, meine Wohlfahrt und meine Glückseligkeit abhängt.

Als Euer demütigster Diener bitte ich Euch, mein teuerstes Leben und einziger Trost meiner Seele (welche in der Glut der Liebe keine andere Erquickung kennt, als die Hoffnung), daß Eure Güte sich so weit erstrecken, und die Strenge, die Ihr bisher gegen mich bewiesen, sich so weit mildern möge, daß Eure Schönheit, die mich zur Liebe gereizt hat, mir auch das Leben wiedergebe, welches ich sonst, wenn meine Bitten Euren harten Sinn nicht erweichen, gewiß verlieren und sterben werde. Dann würde man Euch mit Recht meine Mörderin nennen, und nicht allein würde mein Tod Euch wenig Ehre bringen, sondern Euer Gewissen würde Euch gleichfalls Vorwürfe deswegen machen, und wenn Euch bisweilen ein mitleidiges Gefühl überraschte, so würdet Ihr denken: Wie grausam war ich doch, daß ich mich meines Zima nicht erbarmte. Da jedoch dieses Mitleid zu spät kommen würde, so würde es Euren Schmerz nur noch vermehren. Damit nun dieses nicht geschehe, so nehmt Euch das jetzt zu Herzen, da Ihr mir noch helfen könnt, und erbarmt Euch meiner, ehe ich sterbe; denn bei Euch allein steht es, mich zum glücklichsten oder unglücklichsten Menschen auf Erden zu machen. Ich hoffe, Eure Güte wird Euch bewegen, es nicht zuzulassen, daß ich für so viel zärtliche Liebe den Tod zum Lohn empfange, sondern Ihr werdet mit einer liebreichen und erfreulichen Antwort meine Geister wieder beleben, die jetzt vor Eurem Anblick zittern und verzagen."

Zima schwieg, auf seine Reden folgten nur noch einige tiefe Seufzer, und zärtliche Thränen entflossen seinen Augen, indem er die Antwort der Dame erwartete.

Diese, welche seine beständige Sehnsucht, seine Waffenspiele, seine Morgenständchen und tausend andere Dinge, womit er ihr seine Liebe erklärt hatte, sonst immer kaltsinnig gelassen hatte, ward durch die zärtlichen Worte ihres feurigen Liebhabers auf einmal bewegt, und begann zu empfinden, was sie noch nicht vorhin empfunden hatte, die Allgewalt der Liebe. Und obwohl sie dem Befehl ihres Gemahls zufolge still schwieg, so verriet dennoch ein unwillkürlicher Seufzer zur Hälfte die Antwort, die sie dem liebenden Zima gerne gegeben hätte. Wie

Zima eine Zeitlang gewartet hatte, wunderte er sich zuerst, daß er keine Antwort bekam, doch merkte er bald den Streich, den ihm der Kavalier gespielt hatte. Wie er jedoch die Miene der Dame beobachtete, eine zärtliche Thräne in ihrem Auge schwimmen sah, und den halb erstickten Seufzer bemerkte, welchen sie ihm nicht ganz hatte verbergen können, belebte ihn von neuem die Hoffnung, die ihm auch bald neue Ratschläge eingab, und er wagte es, im Namen der Dame, die ihn anhörte, sich selbst folgende Antwort zu geben: „Lieber Zima, ich habe allerdings schon längst bemerkt, wie groß und überschwenglich die Liebe ist, die Du für mich empfindest. Jetzt haben mich Deine Worte noch vielmehr davon versichert, und ich kann mich nicht enthalten, sie mit Wohlgefallen anzusehen. Wenn ich Dir oft hartherzig und grausam schien, so denke nicht, daß es meine wirkliche Gesinnung war, welche Dir der äußerliche Schein verkündigte; nein, ich habe Dich immer geliebt, und Dich mehr als alle andern Männer geschätzt; allein ich konnte nicht anders handeln, aus Furcht vor den Leuten, und aus Besorgnis für meinen guten Namen. Jetzt aber ist die Zeit gekommen, da ich Dir deutliche Beweise von meiner Liebe geben, und die deinigen belohnen kann, die Du mir stets bewiesen hast und noch beweisest. Sei also getrost und mache Dir gute Hoffnung, denn Messer' Francseco, dem Du aus Liebe zu mir Dein schönes Reitpferd geschenkt hast, geht, wie Du weißt, bald als Landpfleger nach Mailand, und sobald er wird abgegangen sein, verspreche ich Dir bei meiner Ehre, und bei der aufrichtigen Liebe, die ich Dir bekenne, daß Du in wenigen Tagen bei mir sein, und den vollen Sold Deiner Liebe von mir empfangen sollst. Und damit ich nicht nötig haben möge, mit Dir noch einmal dieserwegen zu sprechen, so vergiß nicht, daß Du an dem Tage, wenn Du zwei weiße Tücher in dem Fenster meiner Kammer, welches nach dem Garten hinausgeht, angeknüpft siehst, des Abends unbemerkt durch den Garten zu mir kömmst. Ich werde Dich erwarten, und unsere Zusammenkunft soll den Freuden der Liebe gewidmet sein."

Hierauf gab Zima wieder in seinem eigenen Namen zur Antwort: „Teuerste Frau! Eure günstige Antwort überwältigt alle meine Sinne mit so unaussprechlicher Freude, daß ich kaum Worte finden kann, um Euch gehörig dafür zu danken; und wenn

ich fähig wäre, meine Gefühle durch Worte auszudrücken, so wäre kein Zeitraum lang genug, damit ich Euch meinen Dank so vollkommen darbringen könnte, wie ich wünschte, und wie es meine Pflicht ist. Deswegen müßt Ihr selbst in Euren Gedanken dasjenige ergänzen, was ich mit all' meinem Bestreben nicht zu sagen vermag. Ich will Euch nur versichern, daß ich unfehlbar dasjenige erfüllen werde, was Ihr mir befohlen habt, und wenn ich alsdann die völligste Versicherung der großen Güte erlange, die Ihr mir versprochen habt, so gelingt es mir vielleicht besser, mich Euch nach meinem äußerstem Vermögen dankbar dafür zu beweisen. Jetzt bleibt mir nichts weiter übrig zu sagen, der Himmel schenke Euch jede Freude und jedes Glück, das Ihr Euch am meisten wünscht, und damit will ich Euch Gott empfehlen."

Während der ganzen Zeit sprach die Dame kein Wort. Zima stand auf und ging zu dem Ritter, welcher ihm lachend entgegen kam, und sagte: „Wie meinst Du, habe ich Dir nicht gut Wort gehalten?"

„Nein, gnädiger Herr, (sprach Zima). Ihr habt mir versprochen, daß ich mit Eurer Gemahlin mich unterreden sollte, und Ihr habt mich mit einer Bildsäule sprechen lassen."

Das behagte dem Ritter recht sehr, und wenn er immer eine hohe Meinung von seiner Gemahlin gehabt hatte, so ward sie doch jetzt noch mehr erhöht. „Der Gaul gehört doch aber jetzt mir zu?" fragte er den Zima.

„Ja, das thut er (versetze dieser). Wenn ich aber gewußt hätte, daß mir Eure Vergünstigung einen solchen Vorteil verschaffen würde, als ich davon gehabt habe, so hätte ich ihn Euch geschenkt, ohne Euch darum zu bitten, und wollte Gott, ich hätte das nur gethan! denn nun habt Ihr den Gaul gekauft, und ich habe ihn nicht bezahlt bekommen."

Der Ritter freute sich darüber, und wie er seinen Staatsgaul erhalten hatte, machte er sich in wenigen Tagen auf den Weg nach Mailand zu seiner Landpflegerschaft.

Die Dame, die sich jetzt zu Hause in völliger Feiheit befand, dachte fleißig an die Worte, die ihr Zima gesagt hatte, an seine Liebe zu ihr, und an den Gaul, den er um ihretwillen verschenkt hatte. Wie er nun oft vor ihrem Palast vorbei ging, dachte sie bei sich: „Was mache ich hier? Warum lasse ich meine

Jugendzeit verstreichen? Mein Mann ist nach Mailand gegangen und kommt in sechs Monaten nicht wieder; und wenn wird er mir diese wieder einbringen? -- Wenn ich alt werde. Und wo finde ich wieder einen solchen Liebhaber, wie Zima? Ich bin allein und habe mich vor niemand zu fürchten. Ich wüßte nicht, warum ich die gelegene Zeit nicht gebrauchen sollte, weil sie da ist. Auch werde ich nicht immer solche Muße haben, wie jetzt. Kein Mensch erfährt etwas davon, und gesetzt auch, es würde verraten, so ist es doch besser, zu genießen und dafür zu büßen, als nicht zu genießen und lassen sich's verdrießen."

Wie sie das alles bei sich überlegt hatte, entschloß sie sich einst, die beiden bedeutenden Tücher in ihr Gartenfenster zu knüpfen. Mit Freuden erblickte sie Zima; eilte des Abends in aller Stille nach der Gartenpforte, die er offen fand, und durch den Garten nach dem Palast, wo ihn die Dame bereits erwartete, und ihn fröhlich empfing. Wie sie darauf Arm in Arm die Treppe hinan flogen, und was hernach weiter vorging — das würden sie wahrscheinlich selbst viel besser erzählen können, als ich. Genug, sie verloren nicht nur keine Zeit während der Abwesenheit des Landpflegers, sondern nach seiner Wiederkehr wußte man Mittel zu finden, den Zima wegen des Gauls zu entschädigen.

Sechsundzwanzigste Erzählung.

In Neapel, einer uralten und vielleicht einer der angenehmsten Städte in Italien, war einst ein junger Mann von einem sehr edlen Geschlecht und von großem Reichtum, Namens Ricciardo Minitolo. Dieser, welcher selbst ein schönes und artiges Weib zur Frau hatte, verliebte sich in eine andere, die nach dem Urteil eines jeden alle übrigen neapolitanischen Weiber bei weitem an Schönheit übertraf, Namens Catella, die Frau eines eben so adeligen, jungen Mannes, welcher Filippello Fighinolfo hieß, welchen sie auch von ganzem Herzen und über alles in der Welt liebte und hochschätzte. Wie nun Ricciardo aus Liebe zu dieser Catella alles mögliche that, um sie zur Gunst und Gegenliebe zu bewegen, und dennoch nichts damit ausrichtete, wollte er schier verzweifeln; denn seine Liebe konnte er nicht los

werden, zu sterben konnte er sich nicht entschließen und das Leben war ihm zuwider. Indem er sich in dieser Gemütslage befand fügte es sich einst, daß einige Damen von seiner Verwandtschaft ihm zuredeten, und ihn ermahnten, von seiner Liebe abzulassen, weil er sich nur vergebliche Mühe machte; denn Catella kenne kein Glück auf der Welt, außer ihrem Mann, auf welchen sie so eifersüchtig wäre, daß sie fürchtete, jeder Vogel in der Luft würde mit ihm davon fliegen.

Wie Ricciardo das Wort Eifersucht hörte, fiel ihm alsobald ein Anschlag ein, um zu dem Ziele seiner Wünsche zu gelangen; er fing deswegen an, sich zu stellen, als wenn er seiner Liebe zu Catella entsagt, und eine andere Dame zum Gegenstande derselben gewählt hätte, welcher zu Ehren er Turniere und Waffenspiele anstellte, und ihr eben die Aufwartung machte, wie er sonst bei Catella gethan hatte. Es währte auch nicht lange, so glaubte ganz Neapel und Catella selbst, daß er diese ganz vergessen, und sich seiner neuen Liebschaft völlig gewidmet hätte; kurz, er spielte seine Rolle so gut und so lange, daß Catella von ihrer Sprödigkeit nachließ, womit sie ihn sonst, wie er noch in sie verliebt war, abzuweisen pflegte, und ihn wie jeden anderen mit nachbarlicher Traulichkeit grüßte, wenn er kam und ging.

Nun traf es sich einmal in der heißen Jahreszeit, wenn die Neapolitaner in kleinen Gesellschaften von Männern und Weibern sich nach der Seeküste zu begeben und daselbst zu Mittag oder zu Abend zu essen pflegen, daß Ricciardo, welcher wußte, daß Catella mit einer Gesellschaft dahin gegangen war, sich ebenfalls mit einigen Freunden und Freundinnen dahin begab, und von den anderen Damen gebeten ward, mit ihnen Gesellschaft zu machen. Er ließ sich erst ein wenig bitten, als ob er nicht Lust hätte lange da zu bleiben. Darauf fingen die Damen an, mit ihm über seine neue Liebschaft zu scherzen, und weil er sich stellte, als ob es ihm damit sehr Ernst wäre, so gab dieses zur Verlängerung des Gespräches Anlaß. Wie endlich die Damen sich hie und da zerstreuten, wie es bei solchen Lustfahrten gewöhnlich zu geschehen pflegt, und Catella mit einigen wenigen zurückblieb, ließ Ricciardo ein Wörtchen von einer gewissen Liebschaft ihres Mannes Filippello fallen, wodurch ihre Eifersucht den Augenblick Feuer fing, so daß sie vor Begierde brannte, zu wissen, was Ricciardo damit meinte.

Sie zwang sich anfänglich, aber endlich konnte sie sich nicht länger halten, und beschwor ihn bei seiner Liebe zu derjenigen, die ihm am teuersten wäre, sich deutlicher über das zu erklären, was er von Filippello gesagt hätte.

„Ihr beschwört mich (antwortete Ricciardo) bei einer so teuern Person, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr verlangt und ich will es Euch demnach entdecken, wenn Ihr mir versprechen wollt, nie ein Wort davon, weder an Euren Gemahl, noch an jemand anderen zu sagen, bis Ihr selbst findet, daß alles wahr ist, was ich Euch entdecke; und dazu kann ich Euch, wenn Ihr es verlangt, Gelegenheit verschaffen."

Die Dame ließ sich seine Bedingungen gefallen, glaubte immer mehr seinen Worten und schwor ihm Verschwiegenheit. Er ging deswegen mit ihr auf die Seite und sagte ihr unter vier Augen: „Madonna, wenn ich noch, so wie vormals in Euch verliebt wäre, so würde ich mich nicht unterstehen, Euch etwas zu sagen, was Euch gewiß verdrießen muß; weil aber meine Liebe vorüber ist, so kann ich mich eher entschließen, Euch alles zu entdecken. Ich weiß nicht, ob Filippello mir meine Liebe zu Euch jemals übel genommen, oder vielleicht gar geglaubt hat, daß ich von Euch wieder geliebt würde; wenigstens hat er sich gegen mich selbst nie etwas davon merken lassen. Jetzt aber hält er es vielleicht für die rechte Zeit, um mir (wie er meint) Gleiches mit Gleichem zu vergelten, indem ich mich am wenigsten Arges zu ihm versehe, und meine Frau zu Gunstbezeigungen zu bewegen. Wie ich merke, so hat er schon seit einiger Zeit oft heimlich Botschaft zu ihr gesandt; denn meine Frau hat mir alles wieder erzählt und ihm solche Antworten geschickt, wie ich ihr sie in den Mund gelegt habe. Aber siehe da, ehe ich ausging, fand ich wieder eine Unterhändlerin bei meiner Frau. Ich erkannte den Vogel an den Federn, rief also meine Frau und fragte, was das Weib wollte. „Das kommt (sagte sie zu mir) von der Aufmunterung, die ich auf Dein Anstiften dem Filipello durch meine Antworten habe geben, und ihm Hoffnung machen müssen. Jetzt will er durchaus wissen, wie weit ich gesonnen bin, zu gehen, und läßt mich bitten und nötigen, daß ich mich zu einer heimlichen Zusammenkunft mit ihm verstehen soll, wie er mir in einer gewissen Badestube hier in der Stadt vorschlägt. Wenn Du

mich nicht (ich weiß nicht warum) dazu gebracht hättest, mich mit ihm in solche Unterhandlungen einzulassen, so hätt' ich ihn mir längst auf eine solche Art vom Halse geschafft, daß er mir nimmermehr hätte nachlaufen sollen."

Jetzt schien es mir selbst, daß das Ding zu weit ginge, und nicht länger zu dulden wäre, und ich nahm mir deswegen vor, es Euch zu sagen, damit Ihr seht, wie Eure große Treue Euch belohnt wird, womit Ihr mich schier in die Grube gebracht hättet. Und damit Ihr dies nicht für leere Worte und Fabeln haltet, sondern alles (wenn Ihr Lust habt) mit Euren Augen sehen und mit Händen greifen könnt, so habe ich meiner Frau befohlen, ihm durch eine Unterhändlerin sagen zu lassen, sie wolle morgen in der Nachmittagsstunde, wenn alles schliefe, zu ihm in die Badestube kommen, worüber das Weib sehr vergnügt fortging. Ihr könnt wohl denken, daß ich meine Frau nicht hinschicken werde; wenn ich aber an Eurer Stelle wäre, so würde ich machen, daß er mich anstatt der erwarteten Person vorfinden sollte, und nachdem ich so lange bei ihm gewesen wäre, daß ich hinlänglichen Beweis in Händen hätte, so wollte ich ihm zeigen, wer ich wäre, und wollte ihm solche Ehrentitel geben, wie er verdiente. Ich glaube, er würde sich dermaßen schämen, daß wir Beide, Ihr und ich, für die Beleidigung, die er uns hat zufügen wollen, gerächt würden."

Catella, die nicht einen Augenblick bedachte, wer derjenige war, der ihr dieses erzählte, und seinen Betrug nicht argwöhnte, fiel mit der gewöhnlichen Gierigkeit der Eifersüchtigen in die Schlinge, glaubte seinen Worten, und da sie einige kleine Vorfälle, die sich zugetragen hatten, diesem Geschichtchen anpaßte, so ließ sie sich schnell vom Zorn hinreißen und antwortete, sie wollte dies allerdings thun, weil es ohne Schwierigkeit geschehen könnte, und wenn ihr Mann käme, so wollte sie ihn dergestalt heruntermachen, daß er sich daran erinnern sollte, so oft ihm der Gedanke an ein Frauenzimmer in den Kopf käme.

Ricciardo war froh, und wie er sah, wie gut ihm seine List gelang, fuhr er fort, sie durch mancherlei Reden noch treuherziger zu machen, und empfahl ihr zugleich auf's Nachdrücklichste, sich nimmermehr merken zu lassen, daß er der Angeber gewesen wäre, welches sie ihm auch heilig zusagte.

Des andern Morgens ging Ricciardo zu der Frau, welche

die Badestube hielt, die er Catella bezeichnet hatte, sagte ihr, was seine Absicht wäre, und bat sie, ihm darin behülflich zu sein. Da sie ihm viele Verbindlichkeit schuldig war, so bezeigte sie sich willig, und verabredete mit ihm Alles, was sie dabei thun und sagen sollte. Neben der Badestube war ein dunkles Zimmer, in welchem sie alles Nötige vorbereitete und welches Ricciardo einnahm. Die gute Dame, welche seinen Worten mehr Glauben beimaß, als sie hätte thun sollen, war des Abends vorher verdrießlich nach Hause gekommen, und da Filippello vielleicht eben auch den Kopf voll anderer Gedanken heim kam, und ihr nicht mit seiner gewöhnlichen zärtlichen Vertraulichkeit begegnen mochte, so ward sie dadurch noch mehr in ihrem Argwohn bestärkt, und dachte: „Der denkt gewiß nur an seine Liebschaft, und wie er sich morgen mit ihr gütlich thun will; aber es soll ihm nicht gelingen.“ Mit solchen Gedanken und mit dem Entwurfe der Strafpredigt, die sie ihm nach ihrer Zusammenkunft halten wollte, beschäftigte sie sich fast die ganze Nacht.

Kaum war die Nachmittagsstunde gekommen, so ließ sich Frau Catella durch nichts abhalten, auf ihre eigene Hand nach der Badestube zu wandern, die ihr Ricciardo beschrieben hatte und fragte die Wirtin, ob Filipello heute dagewesen wäre.

„Seid Ihr vielleicht die Dame, die ihn hier hat sprechen wollen?“ sprach die Frau, die von Ricciardo abgerichtet war.

„Das bin ich,“ antwortete Catella.

„So tretet nur nur hier zu ihm hinein,“ versetzte die Frau.

Catella, welche denjenigen suchte, welchen sie lieber nicht hier zu finden wünschte, ließ sich in die Kammer führen, wo Ricciardo war; sie trat verschleiert zu ihm hinein und schloß die Thüre hinter sich zu. Ricciardo sprang ihr entzückt entgegen und sagte leise, indem er sie umarmte. „Sei mir tausendmal willkommen, meine Geliebte!“

Catella erwiederte seine Umarmung, um sich nicht vor der Zeit zu verraten, und da sie beiderseits ihre Ursachen hatten, sich nicht zu erkennen zu geben, so erfolgte zwischen ihnen ein stummer Auftritt, welcher darum (wenigstens an der einen Seite) nicht weniger zärtlich war und eine geraume Zeit dauerte. Wie aber Catella endlich glaubte, daß es Zeit wäre, ihrem gerechten Zorn Luft zu machen, fing sie an, voll brennenden Eifers aus-

zurufen: „Wie unglücklich ist das Los der armen Weiber, und wie übel wird manchen ihre Liebe von ihren Männern vergolten! Ich Aermste habe Dich nun Jahre lang mehr als mein Leben geliebt, und nun muß ich erfahren, daß Du böser und gewissenloser Mann Dich in ein fremdes Weib verliebst! In wessen Armen glaubst Du Dich zu befinden? Du bist in den Armen derjenigen, die Du seit langer Zeit fälschlich hintergangen und der Du Liebe vorgeheuchelt hast, obgleich Du doch anderswo liebest. Ich bin Catella und nicht die Frau des Ricciardo. Du Falscher, Du Ungetreuer! Kennst Du meine Stimme? Ich bin's selbst, und jeder Augenblick scheint mir ein Jahr bis ich Dich an's Licht führen und Dich in's Angesicht beschämen kann, wie Du es verdienst, Du Nichtswürdiger! O ich armes Weib! An wen habe ich so lange Zeit meine Liebe verschwendet? An einen Ungetreuen, der mich in dem Wahne, ein fremdes Weib zu umarmen, in dieser kurzen Frist mit mehr Liebkosungen überhäuft hat, als in der ganzen, langen Zeit, da ich die Seinige gewesen bin! Wie feurig beweisest Du Dich heute, Du Meineidiger, während Du zu Hause so laulich bist! Aber Gott sei Dank, daß Du keinen fremden Acker gepflügt hast, sondern Deinen eigenen! Kein Wunder, daß Du mich gestern Abend so kaltsinnig vermiedest; Du dachtest heute Deine ganze Zärtlichkeit anderswo ausströmen zu lassen; aber Dank sei dem Himmel und meiner Vorsicht, daß ich sie in ihr gehöriges Bett zu leiten wußte! Warum antwortest Du nicht, Du Verbrecher? warum sagst Du kein Wort? Verstummst Du vor meiner Rede? Wahrlich ich weiß nicht, was mich hindert, daß ich Dir nicht die Augen auskratze. Du glaubtest Deinen Verrat sehr heimlich zu spielen, aber andere Leute sind wahrhaftig so klug wie Du, und es ist Dir nicht gelungen. Ich habe Dir besser auf den Dienst gelauert, als Du dachtest."

Ricciardo freude sich innerlich über die Ausbrüche ihres Zornes, und überhäufte sie, indem er sie nicht aus den Armen ließ, mit neuen und größeren Liebkosungen. Catella aber fuhr fort: „Wenn Du meinst, mich jetzt mit Deinen Liebkosungen wieder zu besänftigen und zufrieden zu stellen, so irrst Du Dich, Du Verhaßter. Ich werde nie wieder ruhig und zufrieden sein, bis ich Dich vor allen unseren Freunden und Verwandten zu Schanden gemacht habe. Sage mir, Du Gott-

loser, bin ich weniger schön, als die Frau des Ricciardo? Bin ich weniger adelig, als sie? Warum antwortest Du mir nicht, Du Ehrvergessener? In welchem Stücke ist sie besser, als ich? Hebe Dich weg von mir, und rühre mich nicht mehr an; Du bist mir heute schon überlästig geworden. Weiß ich etwa nicht, daß jetzt, da Du mich kennst, nur ein verstellter Eifer Dich beseelt? Aber wenn mir Gott gnädig ist, so will ich Dir wohl den Brotkorb höher hängen. Ich weiß nicht, was mich abhält, nach Ricciardo zu schicken, der mich seit langer Zeit mehr als sich selbst liebt, und hat sich doch nie rühmen können, daß ich ihn nur angesehen hätte; und ich wüßte noch nicht, ob es Unrecht wäre, wenn ich es thäte. Du hast geglaubt, seine Frau hier zu haben, und das ist gut, als ob es wirklich so geschehen wäre; denn an Dir hat es nicht gelegen, und folglich könntest Du mir nichts vorwerfen, wenn ich ihn brauchte, um mich an Dir zu rächen."

Kurz, ihre Klagen und Vorwürfe nahmen kein Ende, bis Ricciardo endlich dachte, wenn er sie in ihrem Irrtum davon gehen ließe, so möchte die Sache sehr schlimme Folgen haben. Er entschloß sich also, sich zu erkennen zu geben, und sie aus ihrem Irrtum zu reißen. Er schloß sie demnach so fest in seine Arme, daß sie ihm nicht entwischen konnte und sagte: „Zürne mir nicht, mein liebstes Leben; was ich von Dir durch Liebe nie erhalten konnte, das hat mich die Liebe selbst gelehrt, durch List zu erlangen. Ich bin Dein Ricciardo."

Wie Catella dies hörte, wollte sie sich mit Gewalt von ihm loßreißen; allein, es war ihr nicht möglich. Sie wollte schreien, allein, er hielt ihr den Mund zu und sagte: „Madonna, es ist jetzt nicht mehr möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen, wenn Ihr auch all' Euer Leben lang schreien wolltet. Und wenn Ihr schreiet, so entstehen daraus unfehlbar zwei Folgen, wovon Euch die eine besonders wichtig sein muß; daß Ihr nämlich Eure Ehre und Euren guten Namen auf's Spiel setzet. Denn gesetzt, Ihr sagtet, ich hätte Euch durch Betrug hierher gelockt, so würde ich es leugnen und vorgeben, Ihr hättet Euch durch Geschenke und Gaben von mir bewegen lassen, und weil Euch diese jetzt nicht hinlänglich schienen, so machtet Ihr darum so viel Geschrei und Aufhebens. Da ihr nun wohl wißt, daß die Leute das Böse lieber glauben als das Gute, so würde ich

mehr Glauben finden, als Ihr. Zweitens würde daraus Todfeindschaft zwischen Eurem Gemahl und mir entstehen, und es wäre eben so leicht als möglich, daß er von meiner Hand stürbe als ich von der seinigen; und dann würdet Ihr nimmermehr froh und vergnügt sein können. Stürzet Euch demnach, meine Teuerste, nicht in Verdruß und Schande, und stiftet nicht Zank und Totschlag zwischen mir und Eurem Gemahl. Ihr seid nicht die Erste und nicht die Letzte, die sich hat hintergehen lassen, und ich habe Euch nicht betrogen, um Euch das Eurige zu rauben, sondern mich bewog die überschwengliche Liebe, die ich bisher für Euch empfunden habe und ewig empfinden werde; und so wie seit langer Zeit meine Person und Alles, was ich in der Welt vermag und besitze, Eurem Dienste gewidmet war, so wird es Euch künftig mehr, als jemals gewidmet sein. Ihr seid ja sonst so klug in allen Dingen; ich hoffe demnach gewiß, Ihr werdet es auch in diesem Falle sein."

Catella fing an, bitterlich zu weinen, indes Ricciardo sprach; allein bei all' ihrem Gram und Bekümmernis konnte sie sich doch nicht verhehlen, daß Ricciardo wahr spräche. Sie milderte demnach ein wenig ihren Zorn und sagte: „Ich weiß nicht, Ricciardo, wie ich es vor Gott verantworten kann, den Betrug und Schimpf zu ertragen, womit Du mich beleidigt hast. Ich will jetzt nicht schreien, weil ich durch meine Thorheit und Eifersucht mich habe verleiten lassen, mich hierher zu begeben; sei aber versichert, daß ich nimmermehr Ruhe haben werde, bis ich mich auf eine oder die andere Art wegen Deiner Beleidigung räche. Laß mich los und halte mich nicht länger. Du hast Deine Absicht erreicht und mir Qual genug verursacht; jetzt ist es Zeit, mich gehen zu lassen. Laß mich los, ich bitte Dich!"

Ricciardo, welcher sah, daß ihr Zorn sich noch nicht völlig gelegt hatte, war fest entschlossen, sie nicht eher von sich zu lassen, bis er volle Verzeihung erhalten hatte. Er fing demnach von Neuem an, sie mit den liebevollsten Reden zu besänftigen, und er wußte so gut und so lange zu sprechen, zu bitten und zu flehen, daß sie sich endlich überwinden ließ und seine Verzeihung mit der zärtlichsten Gunstbezeugung versiegelte.

Salomon sagt, die verstohlenen Wasser sind die süßesten und das mochte die Dame wohl auch so finden; denn von der

Stunde an verwandelte sich ihre Sprödigkeit gegen Ricciardo in die zärtlichste Liebe, welche sie an beiden Seiten mit Klugheit öfters zu befriedigen wußten; und das wolle der Himmel uns allen angedeihen lassen!

Siebenundzwanzigste Erzählung.

In Florenz war ein adeliger Jüngling, Namens Tedaldo Elisei, welcher in eine Donna Ermellina, die Frau eines gewissen Aldobrandino Palermini, sterblich verliebt und wegen seines löblichen Betragens ihrer Liebe würdig war. Das Schicksal mißgönnte ihm aber sein Glück, denn die Dame, welche seine Leidenschaft eine Zeit lang begünstigt hatte, ward (gleichviel aus welcher Ursache) plötzlich wider ihn eingenommen, sodaß sie weder irgend eine Botschaft von ihm annehmen, noch ihn vor ihre Augen kommen lassen wollte, worüber er äußerst traurig und betrübt ward; doch hatte er sein Liebesverständnis so geheim gehalten, daß Niemand darin die Quelle seines Grams vermutete. Nachdem er sich alle mögliche Mühe gegeben, um die Gunst seiner Geliebten wieder zu gewinnen, die er ohne seine Schuld verloren hatte, und nichts damit ausrichtete, entschloß er sich, in die weite Welt zu gehen, um derjenigen, die sich unglücklich machte, nicht die Freude zu gönnen, daß sie sähe, wie er sich abhärmte.

Er nahm demnach so viel Geld mit, als er in der Stille zusammenbringen konnte, und ohne seinen Freunden und Verwandten ein Wort zu sagen (außer einem Einzigen, dem er Alles anvertraute), wanderte er nach Ancona, wo er sich Filippo Sanlodeccio nennen ließ und mit einem reichen Kaufmann daselbst bekannt ward, bei welchem er Dienste nahm und mit dem er nach Cypern ging. Seine Sitten und seine Aufführung gefielen dem Kaufmann so wohl, daß er ihn nicht allein gut bezahlte, sondern ihm auch einen Teil an seiner Handlung gab und ihm seine wichtigsten Geschäfte anvertraute, die er auch so gut und so fleißig betrieb, daß er in wenigen Jahren ein beliebter, reicher und angesehener Kaufmann ward. Während seiner Beschäftigung fiel ihm zwar noch oft seine grausame

Geliebte ein, und der mächtige Sporn der Liebe reizte ihn vielfältig, sie wieder zu sehen; doch hielt er sich so standhaft, daß er sieben Jahre lang in dem Kampf mit seiner Leidenschaft den Sieg behielt.

Endlich aber hörte er einmal von ungefähr in Cypern ein Liedchen singen, welches er selbst gedichtet und worin er seine Liebe, die Zärtlichkeit seiner Geliebten und die Freuden, die er in ihrem Umgange genossen, besungen hatte. Auf einmal fiel es ihm ein, daß sie ihn doch wohl nicht gänzlich könnte vergessen haben; daher er so begierig ward, sie wieder zu sehen, daß er es nicht länger aushalten konnte, sondern sich entschloß, wieder nach Florenz zu gehen. Er brachte demnach alle seine Sachen in Ordnung und ging in Begleitung eines einzigen Bedienten nach Ancona; schickte sein Gepäck nach Florenz an einen Freund seines Handlungsgefährten, und machte sich in Pilgerkleidung insgeheim mit seinem Diener auf den Weg nach Florenz, wo er bei zweien Brüdern einkehrte, die nicht weit von dem Hause seiner Geliebten eine Herberge hielten. Sein erster Weg ging nach ihrer Straße, damit er sie wenigstens wo möglich sehen möchte; allein, er fand alle Thüren und Fenster ihres Hauses verschlossen und geriet daher auf die Vermutung, daß sie entweder gestorben wäre oder ihre Wohnung verändert hätte. Er ging deswegen ganz tiefsinnig nach dem Hause seiner Brüder und fand, daß vier von ihnen in tiefer Trauer vor der Thüre standen, welches ihn sehr verwunderte. Da er nun versichert war, daß man ihn in seiner veränderten Gestalt und Kleidung nicht leicht für denjenigen erkennen würde, der er vor seiner Abreise war, so näherte er sich dreist einem Schuster in der Nachbarschaft und fragte ihn, warum diese Herren schwarz gekleidet gingen.

Der Schuster antwortete: „Sie gehen in Trauer, weil vor ungefähr vierzehn Tagen einer von ihren Brüdern, Namens Tedaldo, der seit langer Zeit in der Fremde gewesen war, erschlagen wurde; und ich glaube gehört zu haben, ein gewisser Aldobrandino Palermini, den man auch deswegen eingezogen hat, habe ihn umgebracht, weil Tedaldo in seine Frau verliebt gewesen und heimlich zurückgekommen war, um sie besuchen zu können."

Tedaldo erstaunte, daß Jemand ihm so ähnlich sein sollte, um für ihn selbst gehalten zu werden, und er bedauerte die

unglückliche Verlegenheit des Aldobrandino. Da er jedoch zugleich vernahm, daß seine Geliebte sich gesund und wohl befände, so ging er des Abends wieder nach seinem Quartier, und wie er mit seinem Diener zu Nacht gegessen hatte, legte er sich fast im obersten Stockwerk zu Bette. Die Gedanken, womit er sich plagte, das schlechte Bett und vielleicht auch das kärgliche Abendmahl, das er genossen hatte, ließen ihn nicht schlafen; wie er demnach um Mitternacht noch wach war, schien es ihm, als wenn er einige Personen aus dem Dachgeschosse herunterkommen hörte, und er ward durch eine Ritze in seiner Kammerthür ein Licht gewahr, daß ein ziemlich hübsches Frauenzimmer dieses Licht hielt, um dreien Männern zu leuchten, die von oben herunter kamen*), und nachdem sie sich einander freundschaftlich begrüßt hatten, sagte einer von den Männern zu dem Frauenzimmer: „Jetzt, Gott Lob! können wir uns beruhigen, weil wir gewiß wissen, daß die Brüder des Tedaldo Elisei den Aldobrandino Palermini des Mordes an ihrem Bruder überwiesen haben, daß er selbst die That gestanden hat und daß ihm auch sein Urtheil schon gesprochen ist. Wir müssen indes noch immer reinen Mund halten; denn wenn es herauskäme, daß wir die Thäter gewesen sind, so kämen wir noch ärger in die Klemme, als jetzt Aldobrandino."

Wie sie dieses gesagt hatten, gingen sie mit dem Frauenzimmer, welches sich sehr vergnügt darüber bezeigte, hinunter und legten sich schlafen.

Tedaldo, der ihre Unterredung angehört hatte, fing an, bei sich zu überlegen, wie sehr und wie mannigfaltig die Menschen sich irren können; indem ihm zuerst seine Brüder einfielen, die einen Fremdling als ihren Bruder beweint und begraben hatten; hiernächst der Unschuldige, den man auf einen falschen Verdacht angeklagt und ihn durch falsches Zeugnis in Todesgefahr gebracht hatte; und endlich die blinde Strenge der Gesetze und ihrer Handhaber, welche sehr oft unter dem Vorwande, die Wahrheit an den Tag zu bringen, auf eine

*) Der Leser, welcher nie in gebirgigen Gegenden gewesen ist, wird gebeten, sich das Haus an dem Abhange eines hohen Hügels zu denken; so daß man von der einen Straße gerade in das Erdgeschoß, und von einer anderen eben so geraden Fußes in das oberste Stockwerk eingeht.

grausame Weise ein unwahres Geständnis erzwungen und sich Diener Gottes und der Gerechtigkeit nennen, da sie doch vielmehr Werkzeuge der Ungerechtigkeit und Helfershelfer des Teufels sind. Er sann demnach augenblicklich auf Mittel, den Aldobrandino zu retten, und auf Maßregeln, die er deswegen nehmen wollte.

Wie er des andern Morgens aufstand, ging er allein, ohne seinen Bedienten, so bald er glaubte, daß es Zeit wäre, nach dem Hause seiner Geliebten; er fand von ungefähr die Thüre offen und ging hinein. Die Dame saß in einem Zimmer im Erdgeschoß verweint und traurig auf dem Boden, so daß er selbst darüber bis zu Thränen gerührt ward, indem er sich ihr nahte und sie anredete: „Madonna, grämt Euch nicht so sehr, Euer Trost ist nahe."

„Guter Mann," sprach sie und erhob mit Thränen ihr Antlitz, „was weißt Du von Trost für mich, oder von meiner Betrübnis? Du scheinst mir ja ein fremder Pilger zu sein."

„Madonna," antwortete der Pilger, „ich komme von Konstantinopel, und Gott hat mich eben jetzt hergesandt, um Eure Thränen in Freude zu verwandeln, und Euren Gemahl vom Tode zu erretten."

„Wie so?" sprach sie, „wenn Du von Konstantinopel kömmst und jetzt erst angekommen bist, woher kennst Du denn meinen Mann und mich?"

Der Pilger fing darauf an, ihr die ganze Geschichte von der Trübsal des Aldobrandino zu erzählen, und ihr zu sagen, wer sie wäre, wie lange sie verheiratet wäre, und hundert andere Dinge, die sie betrafen und die ihm sehr wohl bekannt waren. Sie wunderte sich darüber so sehr, daß sie ihn für einen heiligen Seher hielt, ihm zu Füßen fiel und ihn um Gottes Willen bat, keinen Augenblick zu säumen, wenn er ihren Mann retten wollte, weil es die höchste Zeit wäre.

Der Pilger antwortete ihr mit Worten voll Salbung: „Madonna steht auf und weinet nicht; merket wohl auf Alles, was ich Euch sagen will, und nehmet Euch in Acht, daß Ihr Niemand etwas davon merken laßt. Gott hat mir offenbart, daß die Prüfung, welche Euch aufgelegt worden, die Folge einer Sünde ist, die Ihr einst begangen habt und daß Ihr sie zum Teil durch Euren jetzigen Kummer büßen mußtet, und es ist sein

Wille, daß Ihr sie künftig völlig wieder gut machen sollt, wenn Ihr Euch nicht noch weit schwereren Heimsuchungen aussetzen wollt."

„Ach lieber Herr," versetzte die Dame, „ich habe manche Sünde begangen, und ich weiß nicht, von welcher unser Herr Gott will, daß ich sie mehr als eine andere abbüßen soll. Wißt Ihr es etwa, so bitte ich Euch, es mir zu sagen, und ich will gerne suchen, sie wieder gut zu machen."

„Madonna," erwiderte der Pilger, „ich weiß sehr wohl, welche es ist; und wenn ich Euch noch weiter darüber befrage, so geschieht es nicht, um noch etwas mehr davon zu erfahren, sondern bloß, um sie Euch selbst desto ernstlicher zu Gemüt zu führen. Sagt mir demnach, um zur Sache zu kommen: ob Ihr Euch erinnert, jemals einen Liebhaber gehabt zu haben."

Die Dame seufzte hoch auf und war zugleich sehr verwundert, denn sie konnte nicht begreifen, wie jemals ein Mensch etwas davon erfahren hätte, außer daß Tedaldo's Vertrauter, welcher um Alles wußte, sich seit dem Tod desjenigen, welcher für Tedaldo war gehalten worden, ein unvorsichtiges Wort entfallen lassen und dadurch einiges Gemurmel veranlaßt hatte. Sie gab ihm zur Antwort: „Ich sehe wohl, daß Gott Euch alle Geheimnisse der Menschen offenbart, und ich will Euch deswegen die meinigen nicht verheimlichen. Es ist wahr, daß ich in meiner Jugend den jungen Mann außerordentlich liebte, dessen Tod man meinem Gemahl Schuld giebt, und den ich so herzlich beweint habe, wie er mich wirklich schmerzt; denn so streng und spröde ich ihm auch vor seiner Abreise begegnete, so hat ihn doch weder seine lange Abwesenheit, noch sein unzeitiges Ende mir aus dem Herzen reißen können."

„Den unglücklichen Jüngling, welcher tot ist, habt Ihr nie geliebt," sprach der Pilger, aber wohl den Tedaldo Elisei. Sagt mir aber, was war die Ursache, daß Ihr Euch über ihn erzürnet? Hat er Euch jemals beleidigt?"

„Ach nein," sprach die Dame, „beleidigt hat er mich in der That niemals; allein, das Mißverständnis kam von den Reden eines verwünschten Pfaffen, dem ich einst beichtete. Denn wie ich ihm gestand, wie sehr ich den Tedaldo liebte, und in welchem Grad der Vertraulichkeit ich mit ihm lebte, so machte er einen Lärm darüber, wovon mir noch jetzt die Ohren gellen,

und drohte mir, wenn ich nicht davon abließe, so würde ich im Abgrund der Hölle dem Teufel in den Rachen laufen und im feurigen Schwefelpfuhl schwitzen müssen. Darüber ward mir so bange, daß ich mich kurz entschloß, mich nicht weiter mit ihm abzugeben, und um allen Anlaß zu vermeiden, von ihm weder Brief noch Botschaft mehr anzunehmen, wiewohl ich glaube, wenn er nur länger ausgeharrt hätte, (denn ich denke, er ist aus Verzweiflung davon gegangen) so hätte ich meinen strengen Vorsatz dennoch fahren lassen, weil ich ihn so dahin schwinden sah, wie den Schnee an der Sonne, denn mir ging gewiß nichts mehr zu Herzen."

„Madonna", sprach der Pilger, „das ist eben die Sünde, die Euch allein diesen Kummer zugezogen hat. Ich weiß gewiß, daß Tedaldo Euch nicht den geringsten Zwang that. Wie Ihr ihn lieb gewannt, geschah es aus Eurem eigenen, freien Willen, weil er Euch wohlgefiel; Ihr selbst habt ihm den Zutritt zu Euch erlaubt und Euch zur Vertraulichkeit mit ihm herabgelassen, und habt ihm dabei durch Worte und Handlungen Eure Zufriedenheit dermaßen bewiesen, daß, wenn er Euch vorher liebte, sich seine Liebe noch tausendfach verdoppeln mußte. Da sich nun dies alles so verhält, wie mir bekannt ist, welche Ursache konnte Euch denn bewegen, Euch ihm so grausam wieder zu entziehen? Dergleichen Dinge hättet Ihr ja vorher wohl überlegen sollen, und wenn Ihr glaubtet, sie wären übel gethan, und würden Euch gereuen, so hättet Ihr sie unterlassen müssen; denn sobald er der Eurige ward, wurdet Ihr auch die Seinige. Es stand gänzlich bei Euch, ihn nicht als den Eurigen anzunehmen, allein daß Ihr Euch ihm wieder entziehen wolltet, nachdem Ihr die Seinige geworden waret, das war, sobald es wider seinen Willen geschah, ein offenbarer Raub und eine unerlaubte Sache. Ich will Euch nur sagen, daß ich selbst ein Mönch bin, und folglich am besten weiß, wie es bei den Pfaffen zugeht; wenn ich also davon zu Eurem Frommen ein wenig umständlich rede, so steht mir das besser zu als einem Anderen; darum finde ich für gut, davon zu sprechen, damit Ihr sie künftig besser kennen lernet, als Ihr bisher gethan habt. Es war freilich einmal eine Zeit, da die Mönche fromm waren, aber diejenigen, die sich heutigen Tages Mönche nennen und wollen dafür gehalten sein, haben von dem Mönch nichts weiter an sich als die Kappe, und auch

diese nicht einmal, denn die Stifter der Mönchsorden befahlen, sie eng und knapp und von grobem Zeuge zu machen, zum Sinnbilde eines Gemüts, welches die zeitlichen Dinge gering schätze, indem sie den Leib in ein so schlechtes Gewand hüllten; aber heutigen Tages tragen sie weite, bequeme Kutten von dem feinsten gepreßten Tuche und geben ihnen einen so stattlichen und hohenpriesterlichen Schnitt, daß sie sich nicht schämen, in den Kirchen und auf den Märkten damit zu prangen, wie die Weltleute mit ihren Feierkleidern; und so wie die Fischer mit ihrem Netze eine Menge Fische in den Flüssen fangen, so schweifen sie herum in ihren weiten Kappen, um die Menge der Betschwestern, Witwen und andere thörichten Weiber und Männer einzufangen, und um dieses bekümmern sie sich mehr, als um ihre anderen Übungen. Damit ich also mich richtiger ausdrücke, so haben sie eigentlich auch von der Kutte nichts als die Farbe. Und anstatt, daß die Mönche vor Zeiten die Wohlfahrt der Menschen zu befördern suchten, so suchen sie heutigen Tages nur nach Weibern und nach Reichtümern und denken nur darauf, wie sie mit Gepolter und mit Schreckbildern die Gemüter der Einfältigen beunruhigen und ihnen weiß machen, daß Almosen und Messen die Sünden tilgen, damit ihnen ohne ihre eigene Anstrengung (weil sie nicht aus Andacht, sondern aus Faulheit Mönche geworden sind), der eine Brot, der andere Wein zutrage, und der dritte fleißig Seelenmessen für seine Vorfahren bezahle. Mag es doch wahr sein, daß Almosen und Fürbitten die Sünden abthun, aber wenn diejenigen, welche dafür bezahlen, nur wüßten, oder zusähen, wem sie das Ihrige geben, so würden sie es lieber bleiben lassen, oder es eben so gut den Säuen hinwerfen. Weil sie auch wohl zu berechnen wissen, daß, je weniger Personen sich in einen großen Schatz teilen, desto mehr ein Jeder bekömmt, so suchen sie jeden Anderen mit Lärm und Gepolter von demjenigen wegzuscheuchen, was sie gern für sich allein behalten wollen. Sie verdammen den Wucher und den ungerechten Mammon, damit sie aus dem Wiedererstatteten sich desto bequemere Kutten anschaffen und sich Bistümer und andere Pfründen mit demjenigen erkaufen können, dessen Besitz, wie sie sagen, zur Verdammnis führen soll. Sie eifern gegen die Männer und verschreien die Wollust, damit dem Schleier die Weiblein zufallen. Und wenn

man ihnen diese und andere sträfliche Handlungen vorwirft, so meinen sie die ganze Last des schweren Tadels mit der abgedroschenen Antwort von sich zu wälzen: „Thut nach unseren Worten und nicht nach unseren Werken;“ als wenn die Schafe stärker und standhafter sein könnten, als ihre Hirten. Mancher von ihnen weiß auch am besten, wie viele sind, denen sie diese Antwort geben, die sie nicht so verstehen, wie sie gemeint ist. Die heutigen Mönche wollen nur, daß Ihr thut, was sie sagen, das ist: Ihr sollt ihnen den Beutel füllen, ihnen Eure Geheimnisse anvertrauen, keusch leben, geduldig sein, das Unrecht verzeihen, Euch vor Verleumdung hüten; lauter gute, löbliche Dinge; aber warum das? damit sie dasjenige thun können, wozu ihnen die Gelegenheit fehlen würde, wenn es Andere nicht unterließen. Wer weiß es nicht, daß man ohne Geld nicht faulenzen kann? Wenn Du Dein Geld zu Deinem Vergnügen anwendest, so kann der Klosterbruder nicht auf der Bärenhaut liegen. Wenn Du den Weibern nachlaufen willst, so findet das Mönchlein keinen Platz. Wenn Du nicht geduldig bist und die Beleidigungen verzeihst, so darf Dir ja der Mönch nicht in's Haus kommen, und Dir Weib und Kinder verführen. Doch warum will ich Alles aufzählen! Genug, sie klagen sich selbst an, so oft sie diese Ausrede gegen verständige Leute gebrauchen. Warum bleiben sie nicht in ihren Klöstern, wenn sie sich nicht stark genug fühlen, um außer denselben fromm und enthaltsam zu leben? Oder wenn sie außerhalb ihrer Klostermauern wirken wollen, warum richten sie sich denn nicht nach jenem andern Worte des Evangelii: Christus ging aus, Gutes zu thun und zu lehren? Laßt sie erst selbst recht handeln, und dann andere Leute meistern. Ich habe ihrer in meinem Leben wohl Tausende gesehen, die der Wollust und der Liebe pflegten, und nicht nur den weltlichen Weibern nachliefen, sondern auch den Nonnen in den Klöstern; und diese machten eben den meisten Lärm auf der Kanzel. Diese sollen wir also hören und ihnen folgen? Wer es thun will, der thue es, aber Gott weiß, ob er klug handelt.

Gesetzt aber, wir geben dasjenige zu, was Euch der Pater, der Euch gescholten, gesagt hat, daß es nämlich eine schwere Sünde sei, die eheliche Treue zu verletzen. Ist es denn nicht eine größere Sünde, einen Menschen zu berauben? Ist es nicht

noch ungleich größere Sünde, ihn umzubringen, oder ihn zu zwingen, im Elend herumzuwandern? Das wird wohl Niemand leugnen. Wenn eine Frau einer Mannsperson Vertraulichkeiten erlaubt, so ist das ein Vergehen, welches wenigstens nichts Widernatürliches enthält; aber Jemand zu berauben, ihn umzubringen, oder in's Elend zu verbannen, das zeugt von einem bösen Herzen. Daß Ihr den Tedaldo beraubt habt, das habe ich Euch schon damit bewiesen, daß Ihr Euch ihm entzoget, nachdem Ihr aus freiem Willen die Seinige geworden waret. Hiernächst behaupte ich, daß Ihr Euch alle Mühe gegeben habt, ihn zu töten, denn da Ihr ihm von Tag zu Tag immer hartherziger begegnetet, so lag es nicht an Euch, daß er nicht selbst Hand an sich legte; und das Gesetz sagt, wer schuld ist an einer bösen That, der verdient eben so viel Strafe, als der Thäter; und könnt Ihr es endlich leugnen, daß Ihr selbst ihn dahin gebracht habt, in's Elend zu wandern, und sieben Jahre lang verlassen in der Welt herumzuirren? Ihr habt demnach in jedem dieser drei Fälle Euch schwerer versündigt, als durch die Gunstbezeigungen, die Ihr ihm gewährt habt.

Laß uns jedoch sehen, ob nicht Tedaldo diese Begegnung vielleicht verdient hat. Nein, gewiß nicht, denn das habt Ihr selbst schon eingeräumt, wenn ich auch nicht so gewiß wüßte, daß er Euch mehr als sich selbst liebt. Nie ward wohl Jemand höher gepriesen, gelobt und über Alles in der Welt erhoben, als er Euch über jedes andere Weib zu erheben pflegte, so oft er auf eine geziemende Weise und ohne Verletzung Eures guten Leumunds Gelegenheit fand, von Euch zu reden. Er hatte sein ganzes Glück, seine Ehre und seine Freiheit in Eure Hand gestellt. Und war er nicht ein Jüngling von edler Abkunft? War er nicht der Schönste unter allen seinen Mitbürgern? War er nicht geschickt in Allem, was einem jungen Mann wohlanständig ist? Ward er nicht von Jedermann geliebt, geehrt und gerne gesehen? Ihr werdet auch dieses nicht leugnen können. Wie konntet Ihr denn auf Anstiftung eines dummen, stinkenden, neidischen Mönchleins einen so grausamen Entschluß gegen ihn fassen? Ich weiß nicht, welch' ein Anfall von Thorheit die Spröden antreibt, die Männer geringe zu schätzen, da sie doch bedenken sollten, was sie selbst sind, und wie weit der Mann alle anderen Geschöpfe an Vorzügen und

Adel übertrifft, und sollten sich glücklich schätzen, wenn sie von einem Manne geliebt werden, und sich alle mögliche Mühe geben, ihm zu gefallen, damit er sie nimmer wieder verließe. Warum Ihr Euch also von einem Pfaffen, der gewiß ein Schmarotzer und Tellerlecker war, habt beschwatzen lassen, das mögt Ihr selbst wissen, vielleicht hatte er Lust, sich selbst an die Stelle zu setzen, von welcher er einen Andern vertrieb.

Das ist also die Sünde, welche die Gerechtigkeit des Himmels, die mit richtiger Wage alle Handlungen abwiegt, nicht hat wollen ungestraft lassen; und so wie Ihr ohne Ursache Euch Eurem Tedaldo entzogen habt, so ist Euer Gemahl um Tedaldo's Willen in Gefahr geraten, worin er sich noch befindet, und Ihr selbst müßt um seinetwillen leiden. Wollt Ihr nun von dieser Trübsal befreit sein, so müßt Ihr Folgendes nicht nur versprechen, sondern es auch vor allen Dingen in Erfüllung bringen; nämlich: wenn jemals Tedaldo aus seiner Verbannung zurückkehren sollte, so müßt Ihr ihm Euer Wohlwollen, Eure Liebe und Eure Gunstbezeigungen wieder angedeihen lassen, und ihn wieder in den vorigen Zustand versetzen, in welchem er sich befand, ehe Ihr dem thörichten Mönch Gehör gabt."

Hier schwieg der Pilger, und die Dame, die ihm aufmerksam zugehört hatte, seine Gründe einleuchtend fand und sich folglich von ihm überzeugen ließ, daß sie ihr Leiden an Tedaldo verschuldet hätte, gab ihm zur Antwort: „Heiliger Mann, ich sehe ein, daß Alles wahr ist, was Ihr mir sagt; ich merke wohl aus Eurer Schilderung, wes Geistes Kinder diese Mönche sind, die ich bisher für lauter gottselige Leute gehalten habe; und wenn es in meiner Macht stände, so wollte ich gerne Alles auf die Weise wieder gut machen, wie Ihr sagt, allein, wie ist das anzufangen? Tedaldo kann nicht wiederkehren, denn er ist tot, und folglich weiß ich nicht, was es nützen kann, daß ich Euch dasjenige verspreche, was sich nicht erfüllen läßt."

„Madonna (versetzte der Pilger), Tedaldo ist nicht tot, sondern der Himmel hat mir offenbart, daß er noch lebt und frisch und gesund ist, und daß es ihn glücklich machen würde, wenn er sich Eurer Gunst erfreuen könnte."

„Bedenkt wohl, was Ihr sagt (erwiderte die Dame), ich selbst habe ihn, von Dolchstichen durchbohrt, tot vor meiner Thüre liegen sehen; diese Arme haben ihn umschlossen und meine

Thränen haben sein erblaßtes Antlitz gebadet, und haben vielleicht diejenigen Reden veranlaßt, welche zu meinem Nachteil sind geführt worden."

„Madonna (wiederholte der Pilger), sagt, was Ihr wollt, ich versichere Euch, daß Tedaldo lebt, und wenn Ihr versprechen und halten wollt, was ich gesagt habe, so hoffe ich, daß Ihr ihn bald selbst sehen werdet."

„Das will ich von ganzem Herzen, (sprach darauf die Dame) denn eine größere Freude könnte mir nicht widerfahren, als meinen Mann in Freiheit und außer Gefahr, und den Tedaldo lebendig zu sehen."

Jetzt glaubte Tedaldo, daß es Zeit wäre, sich zu erkennen zu geben, und die Dame mit einer gewisseren Hoffnung wegen ihres Mannes zu erfreuen. „Madonna (sprach er), damit ich Euch wegen Eures Gemahls einige Beruhigung verschaffe, so muß ich Euch ein wichtiges Geheimnis entdecken; Ihr müßt es aber bei Leibe Niemandem anvertrauen."

Sie waren Beide allein und in einem abgelegenen Zimmer des Hauses, denn die Dame setzte ein unbegrenztes Vertrauen in die Frömmigkeit, die sie in dem Pilger zu erblicken glaubte. Tedaldo zog demnach einen Ring hervor, welchen ihm Donna Ermellina bei ihrer letzten Zusammenkunft gegeben, und welchen er auf's Sorgfältigste bewahrt hatte. „Kennt Ihr diesen Ring?" fragte er, indem er ihn ihr zeigte.

Sie erkannte ihn augenblicklich und sagte: „Ja, mein Herr, ich habe ihn einst dem Tedaldo gegeben."

„Kennt Ihr denn auch mich?" sprach Tedaldo jetzt in reiner florentinischer Sprache, indem er sein Pilgerkleid und seine Kappe von sich warf.

Die Dame erschrak, wie sie ihn sah und die Züge des Tedaldo erkannte, und sie fürchtete sich, wie man vor der luftigen Gestalt eines abgeschiedenen Toten sich zu fürchten pflegt; und statt in seine Arme zu eilen, und ihn als den Tedaldo zu empfangen, der um ihretwillen von Cypern gekommen war, wollte sie vor ihm fliehen, wie vor seinem aus dem Grabe wiedergekehrten Gespenste.

„Madonna (sprach Tedaldo), fürchtet Euch nicht; ich bin Tedaldo selbst, lebendig und gesund, und bin nie tot gewesen, wie Ihr mit meinen Brüdern geglaubt habt."

Ermellina ward ein wenig beherzter, und wie sie seine Stimme erkannte, ihn genauer betrachtete und sich überzeugte, daß er es selbst war, fiel sie ihm mit Thränen um den Hals, und hieß ihn tausendmal willkommen.

Tedaldo erwiderte mit Zärtlichkeit ihre Umarmung, sagte aber zugleich: „Wir haben jetzt nicht Zeit, meine Liebe, uns unseren Empfindungen zu überlassen; ich muß eilen und Anstalt machen, daß Aldobrandino Dir gesund und lebendig wiedergegeben werde; und ich hoffe, Du sollst, ehe der morgende Abend herankömmt, Nachrichten hören, die Dir gefallen werden; und wenn ich Dir (wie ich hoffe) noch diesen Abend gute Botschaften von Deinem Gemahl bringen kann, so komme ich zu Dir, um sie Dir mit mehr Muße zu erzählen."

Er legte hierauf sein Pilgerkleid wieder an, nahm seinen Hut und Stab, umarmte noch einmal seine Dame, bat sie, das Beste zu hoffen und machte sich auf den Weg, um zu Aldobrandino in's Gefängnis zu gehen, welcher sich jetzt viel mehr der Furcht vor seinem nahen Tode, als der Hoffnung auf seine Errettung überließ. Unter dem Vorwande, daß er käme, um dem Gefangenen Worte des Trostes zu sagen, erlaubte ihm der Gefangenwärter, zu ihm hinein zu gehen. Er sprach, indem er sich neben ihn setzte: Aldobrandino, ich komme als ein Freund, den Gott zu Deiner Errettung sendet, welcher sich Deiner Unschuld erbarmt; und wenn Du mir aus Dankbarkeit gegen ihn eine kleine Gunst gewährst, um die ich Dich bitten will, so verspreche ich Dir, Du sollst unfehlbar noch vor morgen Abend an dem Orte, wo Du Dein Urteil zu hören erwartest, Deine Lossprechung vernehmen."

„Frommer Mann (antwortete Aldobrandino), da Du Dir meine Befreiung angelegen sein lässest, so kann ich nicht anders, als Deinen Worten glauben, und Dich für meinen Freund halten; wiewohl ich Dich nicht kenne und mich nicht erinnere, Dich jemals gesehen zu haben. Ich habe wahrlich das Verbrechen nicht begangen, dessen man mich beschuldigt; obgleich ich mich mancher anderen Sünde schuldig bekennen muß, die mir vielleicht meinen jetzigen Zustand zugezogen hat. Doch das verspreche ich Dir, wenn Gott mich diesmal mit Barmherzigkeit ansieht, so will ich um seinetwillen Dir nicht nur eine Kleinigkeit, sondern die wichtigste Sache von der Welt gerne versprechen

und halten. Fordere demnach von mir, was Du willst, und sei versichert, daß ich es gewiß erfüllen will, so bald ich los komme."

Der Pilger antwortete: „Ich verlange von Dir nichts mehr, als daß Du den vier Brüdern des Tedaldo verzeihest, die Dich an diesen Ort gebracht haben, weil sie Dich für den Mörder ihres Bruders hielten, und daß Du ihnen wie Freunden und Brüdern begegnest, wenn sie Dich um Verzeihung bitten werden."

Aldobrandino versetzte: „Nur derjenige, welchem die Beleidigung widerfahren ist, weiß, wie süß die Rache ist und wie eifrig man wünscht, sie auszuüben. Doch damit Gott sich auch meiner erbarme, so will ich ihnen gerne verzeihen und verzeihe ihnen von dieser Stunde an; und wenn ich aus diesem Gefängnis lebendig und frei ausgehe, so will ich in diesem Stücke mich ganz nach Deinem Willen fügen."

Der Pilger war damit zufrieden und ohne ihm etwas weiter zu sagen, ermahnte er ihn, guten Mutes zu sein, weil er gewiß, noch ehe der folgende Abend käme, die zuverlässige Nachricht erhalten würde, daß er nichts zu befürchten hätte.

Er nahm hierauf Abschied von ihm und ging geraden Weges nach dem peinlichen Gerichtshofe, verlangte den Vorsitzenden insgeheim zu sprechen und sagte zu ihm: „Mein Herr, es ist die Pflicht eines jeden Menschen, daß er suche, die Wahrheit an's Tageslicht zu bringen; vorzüglich aber liegt es denjenigen ob, welche eine Stelle, wie die Eurige, bekleiden, damit nicht der Unschuldige für ein Verbrechen leide, welches er nicht begangen hat, und damit der Schuldige nicht ungestraft entwische. Um Eure Ehre zu retten, und die Schuldigen zur Strafe zu bringen, bin ich zu Euch gekommen. Ihr seid, wie Ihr wisset, gegen den Aldobrandino Palermini mit Strenge verfahren und glaubet, daß er den Tedaldo Elisei umgebracht habe, so daß Ihr im Begriffe seid, ihn zum Tode zu verurteilen. Ich bin aber gewiß überzeugt, daß Ihr Unrecht thut; denn ich hoffe, Euch vor Mitternacht die wirklichen Mörder des jungen Mannes in die Hände zu liefern."

Der gute Richter, welchem es um Aldobrandino leid war, gab den Vorstellungen des Pilgers willig Gehör, und nachdem er sich umständlich mit ihm über Alles besprochen hatte, wurden

unter des Pilgers Anführung die beiden Brüder Gastwirte nebst ihrem Knechte im ersten Schlafe ohne Mühe aufgehoben, und wie man ihnen mit der Folter nur drohte, ließen sie es nicht dazu kommen, sondern bekannten einzeln und insgesamt, daß sie diejenigen wären, welche den Teldaldo Elisei unbekannter Weise umgebracht hätten. Wie man sie um die Ursache befragte, antworteten sie, er habe während ihrer Abwesenheit der Frau des Einen vielen Verdruß gemacht und ihr Gewalt thun wollen.

Sobald der Pilger dies Alles an's Licht gebracht hatte, beurlaubte er sich bei dem Richter und begab sich in der Stille zu Madonna Ermellina, welche alle ihre Leute bereits zu Bette geschickt hatte, und ihn unter vier Augen erwartete, weil sie nicht weniger begierig war, Nachricht wegen ihres Gemahl zu erhalten, als sich mit ihrem Tedaldo völlig auszusöhnen.

Mit fröhlicher Miene kam Tedaldo zu ihr und sagte: „Freue Dich, meine Geliebteste, Du wirst gewiß morgen Deinen Aldobrandino frisch und gesund wieder sehen." Und um sie davon um desto gewisser zu überzeugen, erzählte er ihr Alles, was er gethan hatte.

Ermellina freute sich außerordentlich über alle diese glücklichen Begebenheiten, die so schnell auf einander folgten; indem sie ihren Tedaldo wieder fand, den sie für tot gehalten hatte, und ihren Gemahl außer Gefahr wußte, dessen Tod sie in wenigen Tagen zu betrauern fürchtete; sodaß sie den Tedaldo auf's Zärtlichste umarmte, und ihre Versöhnung mit ihm durch die süßesten und innigsten Gunstbezeigungen besiegelte. Am folgenden Morgen stand Tedaldo auf, und nachdem er mit seiner Geliebten Alles, was er vor hatte, verabredet und ihr noch ferner die strengste Verschwiegenheit empfohlen hatte, ging er in seiner Pilgerkleidung wieder davon, um sich der Sache des Aldobrandino zu rechter Zeit anzunehmen.

Wie die Richter genaue Erkundigung von Allem eingezogen hatten, säumten sie nicht, den Aldobrandino auf freien Fuß zu stellen, und einige Tage nachher wurden die Mörder an der Stelle, wo sie ihr Verbrechen begangen hatten, mit dem Schwerte gerichtet. Wie nun Aldobrandino zu seiner großen Freude und zur Freude seiner Frau und aller seiner Freunde und Verwandten sich wieder auf freiem Fuß befand, und wußte,

wie viel er deswegen dem Pilger zu verdanken hatte, so bat er diesen, sein Haus zu seinem eigenen zu machen, solange er in Florenz bliebe, und beide, Mann und Frau, konnten nicht aufhören, ihm Liebe und Ehre zu erweisen, besonders die Frau, welche wohl wußte, wem es geschah.

Nach einigen Tagen glaubte Tedaldo, daß es Zeit wäre, zwischen seinen Brüdern und Aldobrandino das gute Vernehmen wieder herzustellen, indem er hörte, daß jene über seine Loslassung nicht nur aufgebracht, sondern auch jetzt aus Furcht vor ihm beständig unter Waffen wären; daher er den Aldobrandino an sein Versprechen erinnerte. Aldobrandino versicherte ihm, daß er willig und bereit wäre, es zu erfüllen. Der Pilger bat ihn deswegen, auf den folgenden Tag ein Gastmahl anzustellen, und nebst seinen eigenen Freunden und Freundinnen auch die vier Brüder des Tedaldo mit ihren Frauen dabei aufzunehmen, welche letztere er sich erbot, zur Aussöhnung und zur Mahlzeit bei ihm einzuladen. Aldobrandino ließ sich alle Anstalten des Pilgers gefallen; dieser ging also unverzüglich zu den vier Brüdern, und nachdem er mit ihnen Alles, was nötig war, über die vorgegangenen Sachen gesprochen, und sie durch triftige Gründe sehr bald beredet hatte, zu thun, was ihre Pflicht war und den Aldobrandino um Verzeihung und um seine Freundschaft zu bitten, lud er sie nebst ihren Frauen auf den folgenden Mittag bei Aldobrandino zum Essen ein, und sie nahmen auf seine Treue und Glauben die Einladung an. Am Mittage des folgenden Tages gingen zuerst die vier Brüder in ihren Trauerkleidern mit einigen von ihren Freunden nach dem Hause des Aldobrandino und baten ihn um Verzeihung wegen dessen, was sie gegen ihn vorgenommen hatten. Aldobrandino empfing sie mit Freundschaft und Rührung, umarmte sie einen nach dem andern und machte mit wenigen Worten den Mißhelligkeiten ein Ende. Hernach folgten ihnen auch ihre Schwestern und Frauen, sämtlich in schwarzen Kleidern und wurden von Madonna Ermellina und von den anderen Damen liebreich bewillkommt. Die Herren und Damen wurden hierauf bestens bewirtet und Alles ging dabei sehr gut und freundschaftlich zu; weil jedoch bei den Verwandten des Tedaldo die frische Wunde noch nicht ganz vernarbt war, so herrschte deswegen und wegen der traurigen schwarzen Kleidung, eine gewisse Stille

und Einsilbigkeit in der Unterredung, welche einigen auffiel und sie bewog, das von dem Pilger veranstaltete Fest nicht angenehm zu finden. Er merkte es wohl und hatte auch deswegen schon seine Maßregeln genommen. Wie demnach die Gesellschaft noch beim Nachtisch saß, stand er auf und sagte: „Es hat an Nichts gefehlt, um die heutige Mahlzeit vergnügt zu machen, als an der Gegenwart des Tedaldo. Da er diese ganze Zeit bei Euch gewesen ist, ohne von Euch erkannt zu werden, so will ich ihn Euch zeigen.“ Mit diesen Worten warf er seinen Mantel und Alles, was zu seiner Pilgerkleidung gehörte, von sich und stand da in einem schönen, grünen, seidenen Wams, worin ihn sogleich ein jeder erkannte; wiewohl nicht ohne Erstaunen und sie starrten ihn noch lange an, ehe sie sich recht entschließen konnten, zu glauben, daß er es wirklich wäre. Wie dies Tedaldo bemerkte, sagte er ihnen so viele Umstände von ihrer Verwandtschaft und von anderen Dingen, die zwischen ihnen und ihm vorgefallen waren, daß endlich seine Brüder und auch die übrigen Herren ihn mit vielen Freudenthränen umarmten. Auch die Damen, sowohl die von seiner Verwandtschaft, als die übrigen, bewillkommten ihn mit einer Umarmung, nur Donna Ermellina nicht.

Wie Aldobrandino dies gewahr ward, sprach er: „Was ist das, Ermellina? Warum bezeigst Du dem Tedaldo nicht ebenso Deine Freude, wie die anderen?“

Sie antwortete in Gegenwart aller: „Niemand würde ihm lieber ihre Freude bewiesen haben als ich, da ich ihm mehr, als irgend eine andere verbunden bin, indem er Dich mir wieder gegeben hat; allein die anzüglichen Reden, die man damals über mich führte, wie wir den Tod desjenigen, den wir für Tedaldo hielten, betrauerten, bewegen mich, es zu unterlassen.“

„Geh doch! (sprach Aldobrandino.) Glaubst Du denn, daß ich mich an Ohrenbläser kehre? Die Mühe, die er sich gegeben hat, mir das Leben zu retten, ist mir Beweis genug, daß alles Geschwätz war, und ich habe auch nie etwas davon geglaubt. Geschwind steh' auf und gieb ihm eine Umarmung.“

Ermellina, die nur diese Aufforderung erwartete, ließ sich nicht zweimal bitten, zu thun, was ihr Gemahl begehrte, sondern

sie stand auf und umarmte den Tedaldo mit Freuden, wie alle Anderen es gethan hatten.

Diese Gutmütigkeit des Aldobrandino machte den Brüdern des Tedaldo, sowie allen übrigen Damen und Herren, die mit ihnen zu Tische waren, viele Freude und vertrieb jede kleinste Spur von Unwillen und Argwohn, der durch einige Reden vielleicht war veranlaßt worden.

Nachdem ein Jeder dem Tedaldo seine Freude bezeigt hatte, bestand er darauf, daß seine Brüder, Schwestern und Schwägerinnen auf der Stelle die Trauer ablegen und nach anderen Kleidern schicken mußten. Darauf ward getanzt und gesungen und das Gastmahl, welches in trauriger Stille angefangen hatte, nahm ein lautes und fröhliches Ende. In der Fülle des Vergnügens begaben sie sich hernach alle nach dem Hause des Tedaldo, wo sie den Abend zubrachten und ihre Freudenfeste noch viele Tage nacheinander fortsetzten.

Die Florentiner betrachteten den Tedaldo noch manchen Tag wie einen Menschen, der aus dem Grabe wiedergekommen wäre und wie ein Wundertier; und manchen (selbst seine eigenen Brüder nicht ausgenommen) wandelte noch bisweilen ein Zweifel an, ob er es auch wirklich selbst wäre. Sie konnten sich nie völlig davon überzeugen und hätten vielleicht noch lange gezweifelt, wenn nicht ein Umstand vorgefallen wäre, der ihnen entdeckte, wer der Erschlagene eigentlich gewesen war. Es kamen nämlich einmal einige Soldaten aus Lunigiana vor ihrem Hause vorbei und wie sie den Tedaldo gewahr wurden, gingen sie gleich auf ihn zu und riefen: „Oho! willkommen Faziuolo.“

Tedaldo antwortete: „Ihr nehmt mich für einen andern.“ Wie sie seine Stimme hörten, schämten sie sich und baten ihn um Verzeihung, sagten aber: „Ihr seid wahrlich einem unserer Kameraden bis zum höchsten Grad der Täuschung ähnlich, welcher Faziuolo Pontriemoli hieß und vor ungefähr vierzehn Tagen hierher kam, von dem wir aber seitdem nie erfahren haben, was aus ihm geworden ist. Wir wunderten uns jedoch freilich über Eure Kleidung, denn er war ein Soldat, wie wir alle sind.“

Der älteste Bruder des Tedaldo kam dazu und fragte, wie Faziuolo wäre gekleidet gewesen. Wie man ihm seine Kleidung beschrieb, fand er aus dieser Beschreibung und aus manchen

anderen Kennzeichen, daß Faziuolo derjenige gewesen war, den man erschlagen hatte und nicht Tedaldo; so daß nunmehr seinem Bruder und Jedermann alle Zweifel benommen wurden.

Tedaldo, welcher sich ansehnliche Reichtümer erworben hatte, blieb seiner Liebe getreu; die Dame benahm sich mit Klugheit und beide erfreuten sich lange ihrer Zärtlichkeit.

Achtundzwanzigste Erzählung.

Es war einmal im Toskanischen ein Kloster, welches in einer sehr einsamen Gegend lag. In diesem Kloster ward ein Geistlicher zum Abte erwählt, der in allen Stücken einen unsträflichen Wandel führte, die Weiber ausgenommen. Mit diesen wußte er sich aber so klug zu benehmen, daß Niemand etwas davon gewahr ward, oder ihn wegen des großen Geruches seiner Frömmigkeit auch nur in Verdacht hatte. Es fügte sich einst, daß dieser Abt mit einem reichen Landmann, namens Ferondo, bekannt ward, welcher ein plumper, einfältiger Mensch war und an dessen Umgang er weiter keinen Gefallen fand, als daß er sich bisweilen mit seiner Einfalt einen Spaß machte; er ward aber bei dieser Gelegenheit gewahr, daß Ferondo ein allerliebstes Weibchen zur Frau hatte, welche dem Abte so sehr gefiel, daß er Tag und Nacht an nichts anderes denken konnte. Weil er aber merkte, daß Ferondo bei all' seiner Einfalt und Dummheit, doch klug genug war, sein hübsches Weib mit aller Sorgfalt zu bewachen, so verging ihm fast alle Hoffnung; doch gelang es ihm, den Ferondo dahin zu bringen, daß er nebst seiner Frau bisweilen im Klostergarten mit ihm spazieren ging, und dann pflegte er ihnen mit so vieler Salbung von der Seligkeit des ewigen Lebens zu erzählen und von den heiligen Werken der frommen Männer und Weiber der Vorzeit, daß endlich das Weibchen Lust bekam, bei ihm zu beichten und auch Erlaubnis dazu von ihrem Manne erhielt.

Wie sie nun zum Beichtstuhle kam und vor dem Abte niederkniete, fing sie an, ehe sie von anderen Dingen redete: „Hochwürdiger Herr, wenn mir unser Herr Gott einen rechten

Mann gegeben hätte, oder auch gar keinen, so könnte ich vielleicht unter Eurer Leitung ohne Mühe auf den Weg gelangen, von welchem Ihr uns gesagt habt, daß er zum ewigen Leben führe; aber wenn ich meinen Ferondo und seine Thorheiten betrachte, so muß ich mich wie eine Witwe ansehen, und bin doch keine, indem ich bei seiner Lebenszeit keinen anderen Mann nehmen kann, und er ist so toll und thöricht, daß er mich über alle Maßen mit seiner Eifersucht quält, so daß ich mit ihm in beständiger Not und Verdruß lebe. Darum bitte ich, ehe ich beichte, Euch demütigst um Euren guten Rat; denn wenn ich nicht durch Abhilfe dieses Übels in den Stand gesetzt werde, mein Heil zu befördern, so kann mir das Beichten und jede andere gute Handlung nicht frommen."

Diese Erklärung war dem Abte Wasser auf seine Mühle, und er freute sich, daß das Glück ihm die Bahn brach, um seine angelegensten Wünsche zu befriedigen. „Liebste Tochter! (sprach er) ich kann wohl denken, daß es einem so hübschen und liebenswürdigen Weibe, wie Ihr seid, schwer ankommen muß, einen Narren, und noch viel schwerer, einen Eifersüchtigen zum Manne zu haben; und da beides Euer Los ist, so glaube ich gerne, was Ihr mir von Eurem Leiden und Verdruß erzählt. Da ist Euch aber kurz, und gut gesagt, nicht anders zu raten und zu helfen, als daß man Euren Mann von seiner Eifersucht heilen muß; und dazu weiß ich ein recht gutes Mittel, wenn Ihr Euch nur entschließen könnt, alles geheim zu halten, was ich Euch sagen werde."

„Daran dürft Ihr nicht zweifeln, mein Vater (sprach die Frau). Ich wollte lieber in den Tod gehen, als etwas offenbaren, was Ihr mir befehlt, geheim zu halten. Wie ist aber die Sache anzufangen?"

„Wenn wir ihn heilen wollen (sprach der Abt), so muß er in's Fegefeuer."

„Kann man denn bei lebendigem Leibe in's Fegefeuer kommen?"

„Das nicht (sprach der Abt). Euer Mann muß sterben, und wenn er so lange gebüßt hat, daß ihm seine Eifersucht vergangen ist, so wollen wir ihn durch unser Gebet wieder in's Leben zurück bringen, und er wird wieder auferstehen."

„Muß ich denn so lange Witwe bleiben?“ fragte das Weibchen.

„Ja wohl (sprach der Abt); Ihr müßt Euch unterdessen bei Leibe nicht wieder verheiraten; denn das würde dem Himmel nicht gefallen, und wenn Ferondo zurück käme und Euch wieder forderte, so würde er noch eifersüchtiger werden, als vorher.“

„Wenn er nun von diesem bösen Laster geheilt wird (sprach die Frau), daß ich nicht immer wie im Kerker bei ihm sitzen muß, so bin ich's zufrieden; macht's, wie es Euch gefällt.“

„Das will ich thun (sprach der Abt); aber welchen Lohn gebt Ihr mir für den wichtigen Dienst, den ich Euch leiste?“

„Lieber Vater (sprach das gute Weibchen), Alles, was Ihr wollt, wenn es nur in meinem Vermögen steht; aber was vermag ein armes Weib, wie ich, zu thun für einen solchen Mann, wie Ihr seid?“

„Madonna (versetzte der Abt)! Ihr könnt eben so viel für mich thun, als ich für Euch; denn so wie ich dasjenige zu Stande bringen will, was Euch nützlich und angenehm ist, so könnt Ihr dasjenige thun, was mir Glück und Leben giebt.“

„Wenn ich das kann (sprach das hübsche Weibchen), so bin ich willig und bereit.“

„Wohlan (sprach der Abt), so schenkt mir Eure Liebe und Eure Person, für welche ich von der feurigsten Leidenschaft entbrannt bin.“

Die gute Frau ward voll Erstaunen über diesen Antrag.

„Hilf Himmel, Vater! (rief sie) was fordert Ihr von mir! Ich hielt Euch für einen so heiligen Mann; ziemt es sich denn für fromme Leute, dergleichen Dinge von Weibern zu begehren, die sich bei ihnen Rats erholen?“

„Mein liebster Engel (erwiderte der Abt), Ihr müßt Euch darüber nicht wundern; denn die Frömmigkeit ist Tugend der Seele, und wird durch dasjenige nicht verletzt, was ich von Euch begehre, und was nur eine Schwachheit des Fleisches ist. Doch dem sei, wie ihm wolle, genug, Eure Schönheit hat mich dergestalt eingenommen, daß die Liebe mich zwingt, so zu handeln; und ich versichere Euch, Ihr könnt Euch auf Eure Reize weit mehr einbilden, als jede andere Frau, wenn Ihr bedenkt, daß sie den Frommen gefällt, welche gewohnt sind, die Schönheiten des Himmels von Angesicht zu Angesicht zu

sehen. Ueberdies bin ich zwar ein Abt, aber doch auch ein Mann, und wie Ihr seht kein alter Mann. Laßt Euch also dasjenige nicht schwer ankommen, was Euch vielmehr lieb sein sollte; denn so lange Ferondo im Fegfeuer bleibt, will ich Euch Gesellschaft leisten und seine Stelle vertreten, ohne daß Jemand etwas davon gewahr werden soll, weil jedermann von mir dieselbe und noch eine höhere Meinung hat, die Ihr noch vor wenigen Minuten hattet. Verschmähet nicht die Gabe, die Euch der Himmel darbietet, die so manche sich wünschen und die Ihr erlangen könnt und erlangen werdet, wenn Ihr meinem Rate folgt. Ueberdies habe ich eine Menge schöne und köstliche Kleinode, die ich Niemand anders, als Euch zugedacht habe. Beweiset Euch demnach eben so gefällig gegen mich, meine Teuerste, wie ich willig bin, Euch zu dienen."

Das Weibchen schlug die Augen nieder; sie konnte sich nicht entschließen, Nein zu sagen, und sie glaubte doch auch nicht Recht zu thun, wenn sie ihre Einwilligung gäbe. Wie nun der Abt sah, daß sie seinen Antrag bei sich erwog und unschlüssig war, was sie ihm darauf antworten sollte, merkte er, daß er halb gewonnen hatte und fuhr fort, mit so verführerischen Worten in sie zu dringen, daß er sie endlich glauben machte, es wäre alles gut und wohlgethan. Sie sagte demnach mit verschämtem Blicke, sie wäre zu allen seinen Befehlen bereit, doch könnte sie sich eher zu nichts verstehen, bis Ferondo sich im Fegefeuer befände.

„Dahin wollen wir ihn bald schicken (sprach der Abt). Macht nur, daß er morgen, oder übermorgen zu mir kommt."

Mit diesen Worten steckte er ihr einen kostbaren Ring an den Finger und entließ sie. Vergnügt über das schöne Geschenk, und begierig nach weiteren, rühmte das Weibchen ihren Begleiterinnen die Frömmigkeit des Abts und ging mit ihnen nach Hause.

Ein Paar Tage nachher kam Ferondo aus eigenem Antrieb zu dem Abte, der sich vornahm, wie er ihn kommen sah, ihn sogleich in's Fegefeuer zu schicken. Er besaß ein Pülverchen, das ihm einst ein Fürst im Morgenlande geschenkt, und ihm versichert hatte, daß der Alte vom Berge sich desselben zu bedienen pflegte, wenn er Jemand im Schlafe auf eine Zeit lang in sein Paradies schicken, oder ihn aus dem-

selben wieder holen wollte, und daß es ohne zu schaden denjenigen, dem man es eingäbe, auf eine kürzere oder längere Zeit (nachdem es in größerer oder kleinerer Gabe genommen würde) so fest einschläferte, daß er einem Toten völlig ähnlich wäre, so lange die Wirkung dauerte. Von diesem Pulver gab er ihm so viel in einem Glase Wein zu trinken, als er für nötig hielt, ihn auf drei Tage einzuschläfern. Darauf ging er mit ihnen zu den anderen Mönchen im Kloster und belustigte sich mit ihm an seinem einfältigen Geschwätze. Es dauerte nicht lange, so wirkte das Pulver so kräftig, daß Ferondo stehend einschlief und zur Erde niedersank. Der Abt stellte sich, als ob er über diesen Zufall äußerst bestürzt würde; er ließ den Ferondo auskleiden, mit Wasser bespritzen und allerhand solche Dinge mit ihm vornehmen, als wenn er glaubte, das Blähungen, oder andere dergleichen Ursachen ihm diesen Zufall zugezogen hätten, und er ihn wieder zur Besinnung bringen wollte. Wie er sich aber bei dem allen nicht wieder erholte, und weder Pulsschlag, noch irgend ein anderes Zeichen des Lebens an ihm zu spüren war, hielten sie ihn insgesamt für tot. Es ward also nach seiner Frau und nach seinen Verwandten geschickt, welche sich eiligst einstellten, und wie sie ihn eine Zeit lang beweint und beklagt hatten, ließ ihn der Abt in seiner völligen Kleidung in einen Sarg legen. Die Frau ging nach Hause und that ein Gelübde, nicht von ihrem Kinde zu weichen, welches sie von Ferondo hatte, und nicht aus dem Hause zu gehen. Sie blieb demnach bei ihrem Kinde und verwaltete den Nachlaß ihres Mannes.

Wie es Nacht ward, stand der Abt auf, und mit Hilfe eines Bologneser Mönchs, auf den er sich verlassen konnte, nahm er den Ferondo aus dem Sarge und brachte ihn in ein finsteres Gewölbe, welches den Mönchen, welche etwas verbrochen hatten, zum Kerker diente. Hier zogen sie ihm seine Kleider aus, thaten ihm eine Mönchskutte an und legten ihn auf ein Bund Stroh, wo sie ihn liegen ließen, bis er wieder zu sich kam. Dem Bologneser Mönch trug der Abt alles auf, was er mit ihm vornehmen sollte, sobald er wieder aufwachte, und außer diesem wußte kein Mensch im Kloster um die Sache. Am folgenden Tage ging der Abt mit einigen seiner Mönche unter dem Vorwande eines Trauerbesuchs, nach dem Hause der

Frau. Er fand sie in tiefer Trauer und mit betrübter Miene, worauf er ihr einige Trostworte zusprach und sie zugleich heimlich an ihr Versprechen erinnerte. Die Frau, welche jetzt weder Ferondo, noch jemand anders zu scheuen hatte und einen zweiten schönen Ring am Finger des Abtes blitzen sah, gab ihm zu verstehen, daß sie bereit wäre und nahm Abrede mit ihm, daß er sie noch denselben Abend besuchen sollte. Der Abt zog also die Kleider des Ferondo an und ging zu seiner Geliebten, bei welcher er die Nacht zubrachte und des Morgens wieder nach seinem Kloster zurückkehrte. Wer ihm bisweilen von ungefähr unterwegs begegnete, der hielt ihn für das Gespenst des Ferondo, welcher seiner Sünden wegen umginge; und bald erzählte man sich von ihm manches Geschichtchen, das denn auch oft seiner Frau wieder erzählt ward, welche am besten wußte, wie es damit zuging.

Wie der Bologneser merkte, daß Ferondo erwachte und nicht wußte, wo er war, ging er mit einem Bündel Ruten in der Hand zu ihm hinein, redete ihn an mit einer donnernden Baßstimme und gab ihm eine derbe Züchtigung. Ferondo schrie und heulte und fragte beständig, wo er wäre.

„Du bist im Fegefeuer", sprach der Mönch.

„Was, bin ich denn tot?" fragte Ferondo.

„Allerdings", versetzte der Mönch.

Nun fing Ferondo an, sich selbst, seine Frau und sein Kind zu bejammern und das sonderbarste Zeug von der Welt zu schwatzen. Der Mönch brachte ihm darauf etwas Speise und Trank.

„Essen denn auch die Toten?" fragte Ferondo.

„Ja wohl", sprach der Mönch, „und was ich Dir bringe hat Deine ehemalige Frau diesen Morgen dem Kloster geopfert, um für Deine Seele Messen zu lesen und unser Herr Gott hat befohlen, es Dir zu reichen."

„Nun, Gott geb' ihr gute Zeit!" sprach Ferondo. „Ich bin ihr in meinem Leben recht gut gewesen, so gut, daß ich sie die ganze Nacht im Arm hielt und sie küßte und sie auch sonst liebkoste, wenn mir's in den Sinn kam."

Da er sehr hungrig und durstig geworden war, so fiel er begierig über das Essen und Trinken her, weil aber der Wein eben nicht vom Besten sein mochte, rief er auf einmal:

„Daß sie der Henker, warum hat sie mir nicht aus dem Fasse geschickt, das an der Kellerwand liegt?"

Wie er gegessen hatte, nahm der Mönch die Ruten wieder zur Hand und gab ihm eine zweite Geißelung. Ferondo schrie mörderlich und rief: „Warum thust Du mir das?"

„Weil unser Herr Gott befohlen hat, daß es zweimal des Tages geschehen soll", sprach der Mönch.

„Und warum denn?" fragte Ferondo.

„Weil Du eifersüchtig gewesen bist, da Du doch das beste Weib in der ganzen Gegend zur Frau hattest."

„O weh! Du sprichst wohl wahr", sagte Ferondo „und das sanftmütigste dazu. Sie war süßer als Honig; aber ich wußte es nicht, daß unser Herr Gott es übel nehme, wenn man eifersüchtig ist, sonst wäre es nicht geschehen."

„Daran hättest Du denken und Dich bessern sollen, wie Du noch in der Welt warst", sprach der Mönch, „und wenn Du jemals wieder dahin kommst, so schreibe Dir fein in's Gedächtnis, was ich Dir jetzt thue, damit Du nie wieder eifersüchtig werdest."

„Kommen denn die Toten wieder zurück?" fragte Ferondo.

„O ja, bisweilen wohl", versetzte der Mönch.

„Wenn ich jemals wiederkehre", sprach Ferondo, „so will ich gewiß der beste Ehemann von der Welt werden, will meine Frau nie wieder schlagen und ihr nie ein Wort im Bösen sagen, außer wegen des Weins, den sie mir heute geschenkt hat und daß sie mir auch nicht einmal ein Endchen Licht schickt und läßt mich so im Finstern essen."

„Sie hat Lichter geschickt", sprach der Mönch, „allein sie sind heute früh bei der Messe verbrannt."

„Ei ja, es wird wohl wahr sein", antwortete Ferondo. „Wenn ich also wieder zu ihr komme, will ich sie auch thun lassen, was sie will. Aber sage mir, wer bist denn Du, der Du mit mir so übel umgehst?"

„Ich bin auch tot", sprach der Mönch. „Ich bin aus Sardinien, und bin zu der Buße verurteilt, daß ich Dich füttern und Dich geißeln muß, bis über uns beide anders verhängt wird."

„Sind wir Beide denn ganz allein hier?" fragte Ferondo.

„Nein", sprach der Mönch, „hier giebt's viele Tausende, aber Du kannst sie so wenig sehen und hören als sie Dich."

„So sage mir doch", sprach Ferondo, „wie weit sind wir denn hier von meinem Dorfe?"

„Noch viele Meilen weiter als Kackinbettanien", sprach der Mönch.

„Das mag wohl wahrhaftig weit genug sein", sprach Ferondo, „und ich glaube gar, wenn's so weit ist, so sind wir schon aus der Welt heraus."

Mit solchen und anderen dergleichen Reden, mit Essen und Trinken und mit Geißelhieben ward Ferondo fast zehn Monate hingehalten, indes der Abt sich die Zeit desto angenehmer mit seiner Frau vertrieb. Wie denn aber der Krug so lange zu Wasser geht, bis er — voll wird, so befand sich endlich das Weibchen in solchen Umständen, daß sie und der Abt meinten, es wäre nun hohe Zeit, den Ferondo aus seinem Fegefeuer auferstehen zu lassen, damit er zu seiner Frau käme, und sie ihm begreiflich machte, daß er es wäre, der sie in diese Umstände versetzt hätte. Der Abt ließ ihm demnach in der folgenden Nacht in seinem Gefängnisse durch eine verstellte Stimme zurufen: „Ferondo. sei getrost, es ist des Himmels Wille, daß Du in die Welt zurückkehrst, wo Dir Deine Frau nach Deiner Ankunft ein Kind gebären wird, dem Du den Namen Benedikt geben sollst, weil Dir diese Gnade durch das Gebot des heiligen Benedikts und seines frommen Abtes und Deiner Frau widerfährt."

„Das freut mich von Herzen", sprach Ferondo. „Gott gebe dem Herrn Himmel einen guten Tag dafür, und auch dem Abte und dem heiligen Benedikt, und meinem guten, lieben, süßen Honigweibchen."

Hierauf ließ ihm der Abt wieder so viel von dem Pulver in seinen Wein mischen, daß es ihm ungefähr vier Stunden Schlaf verursachte. Unterdessen ließ er ihm seine eigenen Kleider wieder anziehen und ihn in den Sarg legen, worin man ihn beigesetzt hatte. Gegen Tages Anbruch kam Ferondo zu sich selbst und ward durch ein Loch in dem Deckel ein wenig Licht gewahr, welches er in zehn Monaten nicht gesehen hatte. Weil er daraus schloß, daß er wieder lebendig geworden wäre, so fing er an aus vollem Halse zu schreien·

„Macht auf, macht mir auf!“ Zugleich arbeitete er mit dem Kopfe gegen den Deckel, den er auch, weil er nicht schwer war, bald aufhob und anfing, wegzuschieben. Die Mönche, die eben Frühmetten gesungen hatten, liefen hinzu und erkannten den Ferondo, der schon aus seinem Sarge hervorkroch, an der Stimme. Erschrocken über den unerhörten Vorfall, liefen sie davon und sagten es ihrem Abte. Dieser stellte sich, als ob er eben von seinem Gebete aufstünde und sprach: „Fürchtet Euch nicht, meine Söhne, nehmt das heilige Kreuz und den Weihbrunnen und folget mir nach; wir wollen sehen, was Gottes Allmacht uns zeigen will.“

Ferondo, der in so langer Zeit das Tageslicht nicht gesehen hatte, kam ganz blaß und bleich aus seinem Sarge, warf sich dem Abte, sobald er ihn gewahr ward, zu Füßen und sagte: „Mein Vater, Euer Gebet (wie mir ist offenbart worden) und die Fürbitte des heiligen Benedikts und meiner Frau haben mich aus der Qual des Fegefeuers erlöst und mich wieder lebendig gemacht; darum wünsche ich, daß der liebe Gott Euch allewege ein gutes Jahr und guten Tag geben wolle.“

„Gelobt sei die Allmacht des Herrn!“ sprach der Abt. „So gehe denn hin mein Sohn, da Dich der Himmel wieder hergesandt hat und erfreue Deine Frau, die sich seit Deinem Hinscheiden beständig in Thränen gebadet hat und betrage Dich künftig immer wie ein Freund und Knecht Gottes.“

„Das hat man mir auch gesagt, hochwürdiger Herr“, sprach Ferondo. „Laß mich nur machen, ich will sie schon herzen, wenn ich sie wiedersehe, denn ich habe sie lieb.“

Der Abt stellte sich gegen seine Mönche höchst verwundert über diese Begebenheit und ließ deswegen ein andächtiges Miserere singen. Ferondo wanderte nach seinem Dorfe, wo ein Jeder, der ihn sah, ihm aus dem Wege ging, wie einem Wesen, vor welchem man sich fürchtet. Er gab sich aber Mühe, die Leute zurückzurufen und ihnen zu sagen, daß er wieder auferstanden wäre. Selbst seine Frau war ein wenig bange vor ihm. Wie aber die Leute sich nach und nach seinetwegen beruhigten und sahen, daß er wirklich lebte, und anfingen, ihn allerlei zu fragen, gab er ihnen solche Antworten, als wenn er klüger wiedergekommen wäre; er erzählte ihnen viel Neues von

den Seelen ihrer Verwandten und schwatzte ihnen von sich und von dem Zustande im Fegefeuer die schönsten Fabeln von der Welt vor; auch erzählte er ihnen in voller Versammlung die Offenbarung, die ihm durch den Mund des Ragniolo Braghiello war gegeben worden. Wie er nun wieder von seinem Weibchen und von seinem Hause Besitz nahm, beschenkte ihn bald darauf seine Frau mit einem Sohne, welchen er (seiner zehnmonatlichen Abwesenheit ungeachtet) für den seinigen erkannte und ihm den Namen Benedetto Ferondi gab. Seine Reden, welche Jedermann überzeugten, daß er vom Tode auferstanden wäre, vermehrten ungemein den Ruf der Frömmigkeit des Abtes. Da er für seine Eifersucht tüchtige Geißelhiebe bekommen hatte, so nahm er sich sehr vor einem Rückfall in Acht, und ward von seinem Fehler geheilt, wie der Abt seiner Frau versprochen hatte. Deswegen lebte sein Weibchen auch nachher mit ihm so züchtig und ehrbar, wie zuvor; doch vergönnte sie, wenn es mit Schicklichkeit geschehen konnte, dem Abte, welchem sie so Vieles zu danken hatte, bisweilen eine angenehme Unterhaltung.

Neunundzwanzigste Erzählung.

In Frankreich war einst ein edler Graf, namens Isnard von Roussillon, welcher seiner schwachen Gesundheit wegen immer einen Arzt bei sich hatte, Gerard von Narbonne genannt. Der Graf hatte einen einzigen kleinen Sohn, welcher Bertrand hieß und außerordentlich schön und liebenswürdig war. Mit ihm wurden verschiedene Kinder von gleichem Alter erzogen, und unter diesen befand sich auch eine Tochter des erwähnten Arztes, Namens Gillette. Diese verliebte sich zärtlicher und heftiger, als man von ihrem Alter erwarten konnte, in den jungen Grafen. Der Vater des Grafen starb und da sein Sohn unter der Vormundschaft des Königs stand, so mußte er zu ihm nach Paris gehen. Darüber ward das Mädchen untröstlich und da ihr Vater ebenfalls bald darauf starb, so

hätte sie nichts sehnlicher gewünscht, als eine schickliche Gelegenheit, nach Paris zu kommen, um ihren Bertrand zu sehen, allein sie fand dazu kein Mittel, da sie als eine sehr reiche Erbin unter strenger Aufsicht war. Wie sie nun mit der Zeit ihr mannbares Alter erreichte, konnte sie noch immer den jungen Grafen nicht vergessen und schlug deshalb manche vorteilhafte Heirat aus, die ihr von ihren Verwandten vorgeschlagen ward, ohne sich jedoch von ihrer Ursache etwas merken zu lassen. Indem nun Gillete's Liebe zu ihrem Bertrand neue Nahrung dadurch bekam, daß das Gerücht ihn als den liebenswürdigsten Jüngling schilderte, erfuhr sie von ungefähr, daß der König von einer übel geheilten Geschwulst in der Brust eine Fistel bekommen hätte, die ihm großen Schmerz und Unbehaglichkeiten verursachte, daß er schon viele Aerzte zu Rat gezogen, aber noch keinen gefunden hätte, der ihm helfen könnte, sondern daß sie ihn alle noch schlimmer gemacht hätten, so daß er aus Verdruß keinen Arzt mehr gebrauchen wollte. Diese Nachricht war ihr sehr willkommen, denn sie glaubte nunmehr nicht nur einen schicklichen Vorwand zu haben, um nach Paris zu kommen, sondern sie hoffte auch, wenn sie sich in der Natur der Krankheit des Königs nicht irrte, sich derselben zum Mittel zu bedienen, um ihren Bertrand zum Gemahl zu erhalten. Da sie nun von ihrem Vater mancherlei Heilmittel gelernt hatte, so bereitete sie aus gewissen heilsamen Kräutern ein Pulver, welches sie für zweckmäßig hielt, setzte sich zu Pferde und eilte nach Paris, wo ihre erste Sorge war, ihren Bertrand zu sehen und hiernächst sich dem Könige vorstellen zu lassen, den sie um die Gnade bat, ihr zu zeigen, was ihm fehlte. Der König wollte einem schönen Mädchen ihre Bitte nicht abschlagen und zeigte ihr sein Übel. Wie sie es gesehen hatte, zweifelte sie nicht, es heilen zu können und sagte: „Gnädiger Herr, wenn Ihr wollt, so hoffe ich mit Gottes Hülfe, Euch innerhalb acht Tagen ohne Schmerz und Beschwerde völlig herzustellen."

Der König lachte innerlich über die Worte des Mädchens und dachte: „Was wird ein junges Frauenzimmer von einer Sache verstehen, gegen welche die berühmtesten Aerzte von der Welt nichts vermochten!" Er dankte ihr demnach für ihren guten Willen und sagte, er habe sich vorgenommen, keinen Aerzten mehr zu folgen.

Gillette versetzte: „Gnädiger Herr, Ihr verschmäht vielleicht meine Kunst, weil ich so jung und ein Frauenzimmer bin, allein, ich muß Euch bitten, zu bemerken, daß ich nicht durch meine eigene Kunst arze, sondern unter Gottes Beistand durch die Kunst meines Vaters, Gerard von Narbonne, der zu seiner Zeit ein trefflicher Arzt war."

Der König dachte: „Vielleicht hat mir Gott dies Mädchen gesandt; warum sollt' ich nicht versuchen, was sie leisten kann, da sie verspricht, mich ohne Schmerz in kurzer Zeit zu heilen?" Er entschloß sich demnach, den Versuch zu machen, und sagte: „Jungfrau, wenn Ihr mich nun nicht heilet, was wollt Ihr dann dafür gewärtigen, daß Ihr mich beredet, meinen Vorsatz zu brechen?"

„Gnädiger Herr (sprach sie), laßt mich bewachen, und wenn ich Euch nicht in acht Tagen gesund mache, so laßt mich verbrennen. Wenn ich Euch aber helfe, was habe ich dann zu erwarten?"

Der König antwortete: „Ihr scheint noch unverheiratet zu sein und wenn Ihr erfüllt, was Ihr versprecht, so wollen wir Euch einen guten und vornehmen Gemahl geben."

„Es ist sehr wohl, gnädiger Herr (sprach sie), daß Ihr mich vermählen wollt; allein, Ihr müßt mir auch den Gemahl geben, den ich selbst von Euch verlange; Eure Prinzen und Euer königliches Haus ausgenommen."

Der König versprach, ihre Bitte zu gewähren, die Jungfrau fing an, ihn zu behandeln und half ihm in kürzerer Zeit als sie versprochen hatte, wieder zu seiner Gesundheit; worüber sich der König hoch erfreute und gestand, daß sie ihren Gemahl verdient habe.

„Gnädiger Herr (versetzte sie), dann ist es Bertrand von Roussillon, den ich verdient habe. Ihn habe ich von meiner zarten Jugend an geliebt und liebe ihn noch jetzt über alles."

Dem Könige schien ihre Forderung keine Kleinigkeit; weil er ihr aber sein Wort gegeben hatte, hielt er es nicht für anständig, es zu brechen. Er ließ deswegen den Grafen rufen und sagte zu ihm: „Bertrand, Ihr habt Euer mündiges Alter erreicht; wir wollen Euch jetzt Euer väterliches Erbe selbst regieren lassen und Euch eine Jungfrau zur Gemahlin mitgeben, die wir selbst Euch zur Gattin ausersehen haben."

„Welche ist denn diese Jungfrau?“ fragte der Graf.

„Dieselbe (sprach der König), die uns durch ihre Arzenei zur Gesundheit verholfen hat.“

Bertrand, welcher Gilletta kannte und sie gesehen hatte, fand sie zwar sehr schön; weil sie aber nicht von einem Geschlechte abstammte, welches seinem Adel angemessen war, so gab er sehr verdrießlich zur Antwort: „Ihr wollt mir doch wohl keine Quacksalberin zur Gemahlin geben, gnädiger Herr? Das verhüte der Himmel, daß ich jemals ein solches Weib nehmen sollte!“

„Aber wollt Ihr denn (sprach der König), daß wir unser Wort brechen sollen, welches wir diesem Mädchen, um zu genesen, gegeben haben, das zur Vergeltung Euch zum Gemahl begehrt hat?“

„Gnädiger Herr! (sprach Bertrand) Ihr könnt mir nehmen alles, was ich habe, und könnt mich selbst, als Euren Knecht, verschenken an wen Ihr wollt; aber das kann ich Euch versichern, daß mir diese Heirat nimmermehr behagen wird.“

„Das wird sie dennoch (sprach der König); denn das Mädchen ist hübsch und verständig, und liebt Euch herzlich, und deswegen hoffen wir, daß Ihr glücklicher mit ihr leben werdet, als mit mancher Dame von viel höherem Stande.“

Bertrand schwieg. Der König ließ große Anstalten zur Vermählung machen, und wie der bestimmte Tag kam, gab Bertrand in Gegenwart des Königs, nicht ohne großen Widerwillen, seine Hand dem Mädchen, das ihn über alles liebte. Sobald die Feierlichkeit vorbei war, bat Bertrand, der schon heimlich seine Maßregeln genommen hatte, den König um Erlaubnis, das Beilager in seinem Lande zu vollziehen; er beurlaubte sich demnach, bestieg sein Pferd und ging nicht nach Roussillon, sondern nach Toskana. Weil er wußte, daß die Florentiner mit denen von Siena in einer Fehde begriffen waren, bot er ihnen seine Dienste an, ward auch mit Freuden aufgenommen, und zum Anführer eines Geschwaders erwählt, und da man ihn gut besoldete, blieb er eine geraume Zeit in diesem Dienste.

Die neuvermählte Gräfin war nicht froh, daß die Sache einen solchen Ausgang nahm; doch schmeichelte sie sich, durch ihr gutes Benehmen den Grafen zu bewegen, in sein Land zu-

rückzukehren. Sie begab sich deswegen nach Roussillon, wo sie von jedermann als die Gebieterin des Landes empfangen ward. Wegen der langen Abwesenheit des Landesherrn fand sie alles in der größten Unordnung; doch wußte sie als ein kluges Weib die gute Ordnung durch Fleiß und Beharrlichkeit bald wieder herzustellen, welches ihre Unterthanen sehr erfreute und sie ihnen außerordentlich wert machte, so daß sie es dem Grafen sehr verdachten, daß er sie seiner Achtung nicht würdig hielt. Sobald sie nun alles im Lande in Ordnung gebracht hatte, sandte sie zwei Edelleute an den Grafen ab, um ihm zu sagen, wenn er um ihretwillen sein Lande vermiede, so möchte er sie es nur wissen lassen, indem sie bereit wäre, ihm zu Liebe sich selbst zu verbannen.

Der Graf erwiderte mit harten Worten: „Sie mag thun, was sie für gut findet. Ich für meinen Teil werde nicht eher zu ihr kommen, bis sie mit diesem Ringe am Finger und mit einem Sohne von mir im Arme mir entgegen kömmt.“ Auf diesen Ring setzte der Graf einen besonderen Wert und nahm ihn nie vom Finger, weil er gewisse besondere Eigenschaften haben sollte.

Wie die Kavaliere diese beiden harten Bedingungen vernahmen, welche die Sache fast unmöglich zu machen schienen, und wie sie fanden, daß sie den Grafen auf keine Weise überreden konnten, seinen Vorsatz fahren zu lassen, kehrten sie zu der Gräfin zurück und meldeten ihr die Antwort ihres Gemahls. Sie ward darüber außerordentlich betrübt; doch ließ sie nach langem Nachsinnen die Hoffnung nicht gänzlich fahren, beide Dinge möglich zu machen und dadurch ihren Gemahl wieder zu gewinnen, und sie beschloß, es wenigstens zu versuchen. Sobald sie sich demnach einen Plan gemacht hatte, berief sie die besten und vornehmsten Männer des Landes zusammen, stellte ihnen mit eben so vieler Ausführlichkeit als mit rührenden Worten vor, was sie aus Liebe zu dem Grafen gethan und wie wenig sie damit ausgerichtet hätte. Sie schloß damit, daß sie nicht Willens wäre, durch ihren längeren Aufenthalt den Grafen aus seinem Lande zu verbannen, sondern daß sie lieber selbst ihre übrigen Tage in der Pilgerschaft und mit andächtigen Werken zum Heil ihrer Seele zubringen wollte; und sie bat sie deswegen, sich der Regierung und der Sorge für das allgemeine

Beste anzunehmen, und den Grafen wissen zu lassen, daß sie sein Land geräumt und sich mit dem Vorsatze entfernt habe, Roussillon nie wieder zu betreten.

Indem sie redete, ward sie oft von den Thränen mancher würdigen Männer unterbrochen und inständigst gebeten, ihren Vorsatz fahren zu lassen und bei ihnen zu bleiben; allein, es war alles umsonst. Sie empfahl sie Gott und ging in Pilgerkleidern mit einem ihrer Vettern und mit einem Kammermädchen davon, und nahm etwas Geld und einige Kostbarkeiten mit sich. Ohne jemand wissen zu lassen, wohin sie ginge, begab sie sich auf den Weg und ruhte nicht, bis sie nach Florenz kam, wo sie bei einer ehrbaren Witwe einkehrte, und in ihrer Pilgertracht sich in der Stille Mühe gab, Nachrichten von ihrem Gemahle einzuziehen.

Gleich am folgenden Tage ritt Bertrand mit seinem Geschwader vorbei, und obwohl sie ihn recht gut erkannte, so fragte sie doch ihre Wirtin, wer er wäre.

Die Wirtin gab ihr zur Antwort: „Es ist ein fremder Edelmann, der sich Graf Bertrand nennt, ein sehr leutseliger, artiger Herr, der hier sehr beliebt ist, und hat sich sterblich verliebt in eine meiner Nachbarinnen, die zwar von sehr guten Eltern, aber auch sehr arm ist. Ich muß sagen, sie ist ein äußerst ehrbares Mädchen, und hat zwar ihrer Armut wegen noch keinen Mann gefunden; allein, sie hat eine vernünftige und würdige Mutter, bei welcher sie wohnt. Freilich, wenn diese nicht wäre, so hätte sie sich vielleicht schon bereden lassen, dem Grafen Gehör zu geben."

Die Gräfin merkte sich diese Worte, erkundigte sich auf's genaueste nach allen Umständen und baute darauf ihren Anschlag. Wie sie also den Namen und die Wohnung der Dame und ihrer Tochter erfahren hatte, verfügte sie sich einst in aller Stille in ihrer Pilgerkleidung zu ihnen, fand sowohl die Mutter als die Tochter in ziemlich dürftigen Umständen und begrüßte die Mutter, indem sie ihr zugleich sagte, sie wünschte sie allein zu sprechen.

Die Dame stand auf und zeigte sich willig, ihr Anliegen zu vernehmen; sie ging mit ihr in eine Kammer, und nachdem sie sich gesetzt hatten, sprach die Gräfin: „Madonna, das Glück scheint Euch so wenig günstig zu sein, als mir; wenn Ihr aber

wollt, so könnt Ihr vielleicht zu gleicher Zeit Euch selbst und mir einen wesentlichen Dienst leisten."

Die Dame antwortete: sie wünschte nichts mehr, als sich auf eine anständige Weise in der Welt fortzuhelfen.

„Ich bin geneigt (sprach die Gräfin), mich Euch anzuvertrauen; solltet Ihr mich aber verraten, so würdet Ihr meine und Eure eigenen Erwartungen zu Grunde richten."

„Gewiß (erwiderte die Dame), ihr könnt mir anvertrauen, was ihr wollt, und versichert sein, daß ich Euch nicht verraten werde."

Darauf erzählte ihr die Gräfin, wer sie wäre; die erste Entstehung ihrer Liebe und alles, was ihr bis auf diesen Tag widerfahren war, so umständlich, daß die Dame, die schon von anderen etwas von ihren Schicksalen vernommen hatte, sie sehr bedauerte. Wie sie alles erzählt hatte, setzte sie hinzu: „Ihr habt aus der Erzählung meiner Trübsale vernommen, daß ich zweierlei nötig habe, wenn ich meinen Gemahl wieder gewinnen will, und ich kenne keine Person, die mir dazu so sehr behüflich sein könnte, als Ihr, wenn es wahr ist, daß mein Gemahl Eure Tochter so sehr liebt."

„Madonna (versetzte die Dame), ich kann nicht sagen, daß der Graf meine Tochter liebt, oder nicht; allein, er giebt es wenigstens sehr deutlich zu verstehen. Was kann ich deswegen zur Erreichung Eurer Absicht beitragen?"

„Das will ich Euch sagen (sprach die Gräfin), und Ihr sollt auch wissen, was Ihr von mir erwarten könnt, wenn Ihr mir dienet. Ich sehe, Eure Tochter ist schön und von mannbarem Alter, und wie ich gehört habe, und auch selbst zu bemerken glaube, so wäre sie schon vermählt, wenn es ihr nicht an Vermögen fehlte. Zum Lohn für den Dienst, den ich von Euch verlange, bin ich erbötig, Ihr von dem meinigen eine solche Aussteuer zu geben, die Ihr selbst Eurem Stande angemessen haltet."

Der guten Frau, welche es nötig hatte, gefiel zwar der Vorschlag; doch war sie rechtschaffen genug, um erstlich zu fragen: „Was ist es denn, gnädige Frau, das ich für Euch thun soll? Wenn es sich für mich schickt, so bin ich bereit, es zu thun und das Übrige stelle ich Eurem eigenen Belieben anheim."

Die Gräfin antwortete: „Ihr müßt mir zu Gefallen eine vertraute Person zu meinem Gemahl senden, und ihm sagen lassen, Eure Tochter habe sich entschlossen, sich ihm zu ergeben, wofern sie gewiß versichert sein könne, daß er sie so zärtlich liebe, wie er vorgebe; davon könne sie sich aber nicht eher überzeugen, bis er ihr den Ring schicke, den er beständig am Finger trage, weil sie gehört habe, daß er einen besonderen Wert auf denselben setze. Diesen Ring gebt ihr mir, wenn er ihn Euch schickt, und laßt ihm darauf sagen, Eure Tochter sei bereit, seine Wünsche zu erfüllen, und wenn er zu Euch kömmt, so laßt Ihr mich insgeheim die Stelle Eurer Tochter vertreten. Vielleicht erzeigt mir der Himmel die Gnade, daß ich schwanger werde, und daß ich mit dem Ringe am Finger und mit einem Söhnchen von ihm auf dem Arme, meinen Gemahl bewege, mich so aufzunehmen, wie ein Mann sein Weib aufnehmen soll; und das habe ich dann Euch gewissermaßen zu danken."

Die gute Frau fand die Sache nicht ohne ihre Schwierigkeiten, denn sie mußte fürchten, daß ihre Tochter dadurch in bösen Ruf kommen möchte; doch wie sie bedachte, daß es ein verdienstliches Werk wäre, der guten Dame ihren Gemahl wieder zu verschaffen, und daß sie aus der reinsten Absicht die Hand dazu böte, so gab sie nicht nur der Gräfin ihr Wort, sondern sie wußte es auch in einigen Tagen so gut nach der Vorschrift der Gräfin einzurichten, daß sie den Ring bekam, so ungern der Graf ihn auch hergab, und es gelang ihr auch vollkommen, dem Grafen seine Gemahlin statt ihrer Tochter unterzuschieben, und der Gräfin auf diese Weise mehr als eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl zu verschaffen, welcher sie, wenn er des Morgens Abschied nahm mit manchem kostbaren Kleinod beschenkte, welche die Grafin alle sorgfältig aufhob. Der Himmel segnete auch ihre erste keusche Umarmung mit Zwillingsknaben, wie sich in der Folge zeigte. Sobald sie ihre Schwangerschaft merkte, wollte sie der guten Frau keine Mühe mehr verursachen, sondern sagte zu ihr: „Madonna, ich habe, Dank sei Gott und Euch, meine Absicht erreicht; und nun ist es auch Zeit, daß ich mich Euch erkenntlich beweise und Abschied von Euch nehme."

Die gute Dame antwortete: „Gnädige Frau, wenn Ihr erlangt habt, was Euch lieb ist, so macht es mir Freude. Habe

ich etwas dazu beitragen können, so ist es nicht aus Hoffnung auf Lohn geschehen, sondern weil ich es für meine Pflicht hielt, der guten Sache zu dienen."

„Ich danke Euch herzlich (sprach die Gräfin), und ich bin auch nicht der Meinung, Euch dasjenige, was Ihr von mir begehren werdet, als einen Lohn zu geben, sondern um ein gutes Werk zu thun, wie es die Pflicht eines jeden Menschen ist."

Die gute Frau machte aus der Not eine Tugend, und sagte mit verschämter Miene: „Hundert Pfund wären genug, um ihre Tochter standesgemäß auszustattten. Die Gräfin nahm Rücksicht auf ihre demütigen Blicke und auf ihre bescheidenen Erwartungen, und gab ihr fünfhundert Pfund, nebst so hübschen und kostbaren Kleinoden, daß sie leicht noch einmal so viel betragen mochten, so daß die gute Dame mehr als überflüssig zufrieden war und ihr auf's verbindlichste dankte; worauf die Gräfin Abschied nahm, und nach ihrer Herberge zurückkehrte. Die Edelfrau, um den Grafen keinen ferneren Anlaß zu geben, in ihr Haus zu kommen, ging mit ihrer Tochter zu ihren Freunden aufs Land, und Graf Bertrand, welcher bald darauf von seinen Unterthanen eingeladen ward, nach Hause zu kommen, machte sich auf den Weg, wie er vernahm, daß die Gräfin sich freiwillig entfernt hätte.

Wie die Gräfin hörte, daß er Florenz verlassen hatte und nach seiner Grafschaft abgegangen war, erwartete sie zu Florenz ihre Niederkunft, ward von zweien Knäblein entbunden, die ihrem Vater vollkommen ähnlich waren, und die sie sehr sorgfältig auffangen ließ, und wie sie glaubte, daß es Zeit wäre, machte sie sich auf und ging, ohne sich irgendwo zu erkennen zu geben, bis nach Montpellier, wo sie einige Tage ausruhte, und sich erkundigte, wo sich der Graf aufhielte. Wie sie vernahm, daß er am Tage aller Heiligen in Roussillon ein großes Gastmahl geben würde, ging sie in denselben Pilgerkleidern, in welchen sie ausgewandert war, dahin. Wie sie nun hörte, daß alle Herren und Damen im Palaste des Grafen versammelt und im Begriffe waren, zur Tafel zu gehen, trat sie in ihrer Pilgerkleidung mit ihren beiden Knäbchen auf den Armen in den Saal, und ging durch die ganze Versammlung gerade auf den Grafen zu, warf sich ihm zu Füßen und sagte

mit Thränen: „Gnädiger Herr, ich bin Eure unglückliche Gemahlin, die sich seit langer Zeit in Elend aufgehalten hat, um Euch Euer Haus frei und ledig zu lassen. Jetzt aber beschwöre ich Euch bei Gott, daß Ihr mir die Zusage haltet, welche Ihr mir zuletzt durch die beiden Edelleute, die ich an Euch absandte, habt geben lassen. Ich habe Eure Bedingungen erfüllt; denn seht, hier ist nicht nur einer, sondern hier sind zwei Söhne von Euch, und hier ist Euer Ring. Es ist demnach jetzt Eure Pflicht, daß Ihr mir Euer Versprechen haltet, und mich als Eure Gemahlin anerkennt."

Der Graf war außer sich, wie er diese Worte hörte; er sah seinen Ring vor sich, und auch seine beiden Kinder, deren Aehnlichkeit mit ihm nicht zu verkennen war. „Wie ist das aber möglich?" fragte er ganz erstaunt.

Die Gräfin erzählte ihm umständlich, wie alles zugegangen war, zur großen Verwunderung aller Anwesenden. Der Graf aber, welcher die Wahrheit ihrer Erzählung erkannte, ihren herrlichen Verstand und ihre Beharrlichkeit bewundern mußte, seine liebenswürdigen Knäbchen betrachtete, sein Versprechen in Erwägung zog und überdies von allen Seiten von den Herren und Damen mit Bitten bestürmt ward, Gilleta als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen, entsagte seinem eigensinnigen Ahnenstolze, erhob die Gräfin, schloß sie in seine Arme, küßte sie und erkannte sie öffentlich für seine Gemahlin, und ihre Kinder für die seinigen. Er ließ sie hierauf ihrem Stande gemäß kleiden und schmücken, und machte zum Vergnügen aller Anwesenden und aller seiner Unterthanen, welche davon hörten, nicht nur diesen Tag, sondern auch noch manchen folgenden, zu einem fortdauernden Freudenfeste. Und von der Zeit an lebte er mit ihr glücklich und liebte und ehrte sie zärtlich als seine Gemahlin.

Dreißigste Erzählung.

In der Stadt Capsa in der Barbarei war einmal ein sehr reicher Mohr, der verschiedene Kinder hatte, und unter andern eine sehr schöne, niedliche Tochter, Namens Alibek.

Diese hörte oft von den Christen, die in ihrer Stadt wohnten, den christlichen Glauben und den Gottesdienst der Christen so sehr rühmen, daß sie einst einen von ihnen fragte, wie man denn am besten und am ungestörtesten Gott dienen könnte. Man sagte ihr, diejenigen dienten Gott am besten, welche die Dinge dieser Welt am meisten fliehen, zum Beispiel die Einsiedler, die sich in der thebaischen Wüste aufhielten. Alibek, ein unschuldiges vierzehnjähriges Mädchen, welches nicht von einem gemäßigten Verlangen, sondern von einer kindischen Begierde getrieben ward, machte sich sogleich am folgenden Tage heimlich, und ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, auf den Weg nach der thebaischen Wüste, wo sie auch, nachdem sie in ihrem ersten Eifer alle Beschwerden mutig überstanden hatte, glücklich ankam.

Hier ward sie in der Ferne eine kleine Hütte gewahr, und nahte sich derselben. Ein frommer Klausner stand an der Thüre, welcher sich sehr verwunderte, sie zu sehen, und fragte was sie suchte.

Sie antwortete: sie fühlte sich von Gott berufen, und wünschte, sich seinem Dienste zu weihen und jemand zu finden, der sie darin unterrichtete.

Der ehrwürdige Einsiedler, der das Mädchen so jung und hübsch fand, fürchtete, der Teufel möchte ihm einen Streich spielen, wenn er sie bei sich behielte. Er lobte ihr frommes Vorhaben, bewirtete sie mit Wurzeln, wilden Baumfrüchten, Datteln und mit einem Trunk Wasser und sagte: „Meine Tochter, nicht weit von hier wohnt ein heiliger Mann, welcher in demjenigen, was Du suchst, ein weit größerer Meister ist, als ich bin. Zu ihm rate ich Dir zu gehen."

Er zeigte ihr auch den Weg zur nächsten Klause. Doch hier erhielt sie denselben Bescheid, und auf diese Weise ward sie von einem zum andern weiter gesandt, bis sie endlich zu der Zelle eines frommen, andächtigen, jungen Einsiedlers Namens Rustico kam, welchem sie eben so, wie den anderen, ihr Anliegen vortrug.

Rustico glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seine Selbstverleugnung auf eine große Probe zu stellen. Er schickte also nicht, wie die anderen gethan hatten, das schöne Mädchen weiter, sondern er behielt sie bei sich in seiner Zelle; und wie

der Abend heran kam, bereitete er ihr in einem Winkel ein Lager von Palmblättern. Kaum war dieses geschehen und sie hatten sich niedergelegt, so fing der Geist der Versuchung an, seinen Kräften eine Schlacht anzubieten. Da er ihn lange Zeit in Ruhe gelassen hatte, so ließ sich Rustico jetzt bei einem so plötzlichen Überfall von ihm desto leichter überwinden; er vergaß alle seine frommen Gedanken, Gebete und Bußübungen, und beschäftigte seine Einbildung nur mit der Jugend und Schönheit des Mädchens, und mit Anschlägen, wie er es beginnen wollte, seinen Zweck bei ihr zu erreichen, ohne sich der Leichtfertigkeit verdächtig zu machen. Er legte ihr demnach zuerst einige Fragen vor und überzeugte sich bald durch ihre Antworten, daß sie in den Geheimnissen der Liebe völlig neu und unerfahren war; daher er auf den Einfall kam, sie unter dem Scheine eines verdienstlichen Werkes zu seiner Absicht willig zu machen. Er fing also an, ihr weitläufig zu erklären, welch' ein geschworener Feind Gottes der Teufel wäre, und ihr hernach zu bedeuten, daß man dem lieben Gott keinen größeren Dienst leisten könnte, als wenn man den Teufel in die Hölle sperrte, die er ihm zum Verdammungsorte bestimmt hätte.

„Wie geschieht denn das?" fragte das Mädchen.

„Das sollst Du bald erfahren," sprach Rustico und befahl ihr in der leichten Kleidung, in welcher sie beide sich gelagert hatten, aufzustehen und neben ihn niederzuknien.

Indem nun der Eremit alle Reize des jungen Mädchens vor Augen hatte und mit ihr so nahe in Berührung kam, wirkte das alles so mächtig auf ihn, daß bei ihm der Elektrometer anfing, einen beträchtlichen Winkel mit dem Horizont zu machen, welches Alibek gewahr ward und fragte: „Was ist das, Vater, was Ihr da habt und ich nicht?"

„Ach meine Tochter! (sprach Rustico), das ist eben der Teufel, von dem ich Dir gesagt habe, und wie Du siehst, so beunruhigt er mich so sehr, daß ich es fast nicht aushalten kann."

„Nun Gott Lob! (sprach Alibek) daß mich solch ein Teufel nicht plagt."

„Das ist wahr (sprach Rustico). Dafür hast Du aber etwas wieder, das ich nicht habe."

„Was wäre denn das?" fragte Alibek.

„Du hast die Hölle (sprach Rustico), und ich glaube, Du bist zum Heile meiner Seele zu mir gesandt worden. Wenn Du so viel Barmherzigkeit mit mir hättest, daß Du mir vergönntest, den Teufel, der mir so arg zusetzt, in die Hölle zu sperren, so könntest Du mir eine Wohlthat und dem Himmel einen großen Dienst thun, wenn das wirklich die Absicht ist, in welcher Du hergekommen bist, wie Du mir sagtest."

Das Mädchen antwortete ihm treuherzig: „Mein Vater, wenn ich die Hölle habe, so mögt Ihr den Teufel nur hinein schicken, so bald Ihr wollt."

„Gott segne Dich, meine Tochter! (sprach Rustico) Laß uns nicht säumen, ihn so einzusperren, daß er mich hernach in Ruhe läßt."

Er lehrte sie darauf diesen hartnäckigen Feind Gottes einzukerkern; und da sie den Teufel sonst noch nie gekannt hatte, so konnte sie sich nicht enthalten zu sagen: „Vater, der Teufel ist doch wohl ein rechter Bösewicht, daß er sogar in der Hölle Unheil anstiftet."

„Das thut er aber nicht immer," sprach Rustico und wußte es so einzurichten, daß der Teufel am Ende den Kamm sinken ließ und ihn nicht mehr belästigte.

In der Folge fand Alibek immer mehr Gefallen an ihrem Geschäfte und sagte einst zu Rustico: „Die guten Christen in Capsa hatten doch wohl Recht, daß der Gottesdienst eine angenehme Sache ist, und wer nicht gern den Teufel in die Hölle sperren helfe, der müßte wohl nicht gescheit sein." Sie pflegte auch wohl bisweilen ihre Verwunderung zu bezeugen, daß der Teufel nicht immer in der Hölle bliebe, wo man ihn doch so gern hätte. Mit einem Worte sie ward in ihren geistlichen Übungen zuletzt so eifrig und ermahnte ihren Lehrmeister so oft, sie nicht müßig gehen zu lassen, daß er ihr mehr als einmal sagen mußte, man brauche den Teufel nur dann in die Hölle zu bannen, wenn er übermütig werde und die Nase zu hoch halte. In der That wußte Alibek in kurzer Zeit den Teufel so kirre zu machen, daß Rustico, der bloß von Wurzeln und Wasser lebte, ihr endlich gestand, ein Teufel wäre zu wenig für die Hölle. Da nun das Mädchen fand, daß er ihr nicht mehr genug Gelegenheit zu ihrer verdienstlichen Handlung gab, so fing sie schier an, über ihn zu murren.

Um diese Zeit begab es sich, daß Alibek's Vater und alle ihre Brüder zu Capsa an der Pest starben und daß sie die Erbin aller Güter ihres Vaters ward. Wie dies ein gewisser junger Mann, namens Neerbal hörte, der das Seinige mit leichten Weibern verthan hatte, machte er sich auf, sie zu suchen, und war eben zu rechter Zeit glücklich genug, sie zu finden, ehe der Hof die Erbschaft wegen Mangel rechtmäßiger Erben zu sich nahm. Er heiratete sie und ward Besitzer ihres Vermögens. Ehe er sie heimholte, ward sie von den anderen Weibern gefragt, womit sie Gott in der Wüste gedient hätte. Sie antwortete: sie hätte den Teufel in die Hölle gesperrt, und Neerbal hätte nicht wohl gethan, sie von diesem Dienste abwendig zu machen. Wie die Weiber darauf fragten, wie man den Teufel in die Hölle sperrte, und sie es ihnen erklärte, mußten sie herzlich lachen und versicherten ihr, Neerbal würde sie in diesem guten Werke nicht stören. Wie die Geschichte nach und nach verlautete, ward das Einkerkern des Teufels zum Sprichwort, nicht nur in Capsa, sondern auch diesseits des Meeres, bis auf den heutigen Tag. Lernt also den Teufel in die Hölle schicken, Ihr hübschen Mädchen, die Ihr die Gnade des Himmels begehrt; denn es ist nützlich und angenehm, und es pflegt viel Gutes darnach zu kommen.

Einunddreißigste Erzählung.

Tancred, Fürst von Salerno, würde den Ruhm eines sehr leutseligen und gütigen Herrn hinterlassen haben, wenn er nicht in seinem Alter seine Hände mit dem Blute der Liebe befleckt hätte. Ihm ward in seinem Leben nur eine einzige Tochter geboren und es wäre für ihn und sie ein Glück gewesen, wenn er auch diese nicht gehabt hätte. Er liebte sie mehr, als jemals ein Vater sein Kind geliebt hat; aber eben deswegen behielt er sie länger unvermählt bei sich, als ihre Jahre es erfordert hätten, und zwar bloß deswegen, weil er vor Liebe sich nicht entschließen konnte, sie von sich zu lassen.

Wie er sie endlich an einen Sohn des Herzogs von Capua verheiratete, ward sie bald darauf wieder Witwe und kehrte zu ihrem Vater zurück. Sie ward so schön von Gestalt und von Angesicht, wie ein Frauenzimmer nur sein kann und dabei jung und munter und mit so vielem Verstande begabt, als ein Weib nur besitzen kann. Da sie nun bei einem liebreichen Vater in allen Wollüsten eines glänzenden Hofes lebte und da sie fand, daß ihr Vater aus übergroßer Liebe zu ihr nicht daran dachte, sie wieder zu vermählen und sie selbst es nicht für schicklich hielt, ihn daran zu erinnern, so kam sie auf den Einfall, wenn es möglich wäre, sich insgeheim einen würdigen Liebhaber anzuschaffen. Indem sie nun alle, die den Hof ihres Vaters besuchten, Edelleute und andere von geringerem Stande durchmusterte, fiel ihre Wahl auf einen Jüngling, welcher ihrem Vater diente, namens Guiscardo, der zwar nicht von adeliger Geburt, aber desto adeliger an Sitten und Vollkommenheiten war, und weil sie oft Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, so ward sie immer mehr und mehr in sein Betragen verliebt. Der junge Mann, dem es nicht an Scharfsichtigkeit fehlte, ward ihre Neigung zu ihm bald gewahr und diese machte einen solchen Eindruck auf sein Herz, daß ihn ebenfalls die Liebe gänzlich beherrschte. Wie sie nun beide einander heimlich liebten und die Prinzessin nichts sehnlicher wünschte als eine Zusammenkunft mit Guiscardo zu veranstalten und ihre Leidenschaft dennoch keiner fremden Person anvertrauen mochte, so ersann sie eine ganz neue List, um ihm anzuzeigen, wie er am bequemsten zu ihr gelangen könnte. Sie schrieb nämlich ein Zettelchen, in welchem sie ihm Nachricht gab, wie und wo er sie am folgenden Tage sprechen könnte. Dieses verbarg sie in einem hohlen Rohr, welches sie ihm scherzend gab und dabei sagte: „Gieb das Deiner Magd heute Abend zum Blasebalg, um das Feuer damit anzufachen."

Guiscardo nahm das Rohr und konnte sich wohl vorstellen, daß sie es ihm nicht ohne geheime Absicht gegeben hätte; er nahm es deswegen mit sich nach Hause und wie er es genau betrachtete, entdeckte er bald die Öffnung, welche den Brief der Prinzessin enthielt, der ihm anzeigte, wie er zu ihr kommen könnte, worüber er sich sehr freute und unvorzüglich Anstalten dazu machte. Es war nämlich neben dem Palaste des Fürsten schon

vor uralten Zeiten eine Höhle in den Felsen gehauen, in welche ein wenig Licht von oben hereinfiel, welches man mit Gewalt durch den Felsen gesprengt hatte, welches aber, weil die Höhle mit der Zeit gänzlich in Vergessenheit geriet, ganz mit Dornen und Gebüschen überwachsen war. Eine geheime Treppe führte aus einem Zimmer im untersten Geschosse des Palastes, welches die Prinzessin bewohnte, nach dieser Höhle, doch war der Ausgang dahin durch eine starke Thür verschlossen. Da man sich nun seit undenklichen Zeiten dieser Treppe gar nicht bedient hatte, so war sie einem jeden so sehr aus dem Gedächtnis gekommen, daß sich fast niemand mehr daran erinnert. Allein die Liebe, vor deren Augen die geheimsten Dinge nicht verborgen sind, hatte der verliebten Prinzessin diese Thür gezeigt; doch kostete es ihr einige Tage Mühe und Anstrengung, sie zu öffnen, worauf sie allein in die Höhle hinabstieg und das Luftloch oben in der Höhle gewahr ward. Durch dieses Loch hatte sie dem Guiscardo empfohlen, sich, wenn es möglich wäre, in die Höhle hinabzulassen, und ihm die ungefähre Tiefe derselben angezeigt. Guiscardo versorgte sich demnach unverzüglich mit einer Strickleiter, um bequem hinab- und heraufsteigen zu können und mit einem ledernen Kittel, um sich gegen die Dornen und Hecken zu schützen und verfügte sich am nächsten Abend nach dem Loche, an dessen Mündung er seine Leiter an einem starken Hagedorn befestigte, und sich in die Höhle hinabließ, wo er die Ankunft der Prinzessin abwartete. Diese schickte am folgenden Nachmittage ihre Kammerjungfrau weg, als ob sie schlafen gehen wollte, verschloß ihr Zimmer und eilte die geheime Treppe hinunter ihrem Geliebten entgegen, mit welchem sie in ihre Kammer zurück kam und einen großen Teil des übrigen Tages mit ihm zubrachte. Nachdem sie alles mit einander verabredet hatten, wie sie mit Vorsichtigkeit ihre verliebten Zusammenkünfte fortsetzen wollten, kehrte Guiscardo nach der Höhle zurück; die Prinzessin verschloß die geheime Thür und kam wieder heraus zu ihren Hofdamen. Guiscardo wartete in der Höhle bis es Abend ward, worauf er wieder herausstieg und nach Hause ging. Auf diesem Wege pflegte er hernach die Prinzessin oft zu besuchen; doch endlich beneidete ihnen das Glück ihre öfteren und großen Freuden und verwandelte durch einen unglücklichen Zufall den Genuß der Liebenden in die bittersten Thränen.

Tancred pflegte bisweilen ganz allein zu seiner Tochter zu kommen, sich dann mit ihr in ihren Zimmern eine Zeit lang zu unterreden und wieder heimzukehren. So kam er auch einst kurz nach Mittag, indem Sigismunda (so hieß die Prinzessin) eben mit ihren Frauenzimmern ein wenig in den Garten gegangen war, in ihr Zimmer, ohne daß ihn jemand gewahr ward. Er wollte seine Tochter nicht stören und da er die Fensterladen verschlossen und die Vorhänge am Bette niedergelassen fand, so setzte er sich in einer Ecke auf ein Kissen, lehnte den Kopf an die Bettstelle und wickelte sich in den Vorhang, als wenn er sich vorsätzlich hätte verbergen wollen und schlief ein. Unglücklicherweise hatte Sigismunda an eben dem Tage ihren Guiscard bestellt; sie verließ demnach ihre Frauenzimmer im Garten, schlich in ihr Zimmer und schloß sich ein; öffnete darauf ihrem Geliebten die geheime Thüre und überließ sich mit ihm, wie gewöhnlich, den Freuden der Liebe. Unterdessen erwachte Tancred und sah und hörte alles, was vorging; worüber er sich heftig entrüstete und anfänglich seinen Zorn auf der Stelle an den Verliebten auslassen wollte. Doch bedachte er sich wieder und beschloß zu schweigen und womöglich unbemerkt wieder wegzugehen, damit er desto stiller und vorsichtiger seinen Vorsatz ausführen könnte. Die beiden Verliebten blieben ihrer Gewohnheit nach lange beisammen, ohne den Tancred gewahr zu werden, und wie endlich die Prinzessin ihren Guiscard wieder nach seiner Höhle begleitete, nahm Tancred ihre Abwesenheit wahr und schlüpfte, trotz seinem Alter, behende aus dem Fenster in den Garten und kam unbemerkt, jedoch mit einem Herzen voll Zorn und Gram, nach seinem Zimmer zurück. Wie Guiscardo bei anbrechender Nacht wieder aus der Höhle steigen wollte, ward er in seinem ledernen Kittel von zwei Leuten, welche Tancred bestellt hatte, aufgehoben und heimlich zu ihm gebracht. Fast mit Thränen sprach er zu ihm: „Guiscardo, meine Güte gegen Dich verdiente nicht mit solcher Schmach und Schande belohnt zu werden, die Du mir angethan hast, wie ich heute mit meinen eigenen Augen gesehen habe.“

Guiscardo antwortete ihm nichts weiter, als: „Die Liebe ist mächtiger, als Du und ich.“

Tancred befahl darauf, ihn heimlich in einem Zimmer des Palastes zu bewachen. Am folgenden Tage, ehe noch

Sigismunda von allen diesen Begebenheiten das Geringste ahnte, ging Tancred, der schon allerlei Entwürfe gemacht hatte, nach der Mittagstafel auf die gewöhnliche Weise nach dem Zimmer seiner Tochter, ließ sie rufen und verschloß sich mit ihr; dann sprach er mit Thränen in den Augen: „Sigismunda, da ich meinte, daß ich mich auf Deine Züchtigkeit und Tugend verlassen könnte, so hätte ich nimmermehr geglaubt, wenn man es mir auch gesagt hätte, daß Du Dich zu einem geheimen Umgange mit einem Manne, der nicht Dein Gemahl wäre, verstehen, oder auch nur an dergleichen denken könntest; und dennoch haben meine Augen dieses sehen müssen, und es wird mir während der wenigen Lebenstage, die mir mein Alter noch übrig läßt, ein Dorn im Herzen sein. Doch wollte Gott, da Du Dich zu einem unziemlichen Schritte verleiten ließest, daß es wenigstens mit einem Manne geschehen wäre, dessen Stand Dir keine Schande machte; aber unter so vielen, die sich an meinem Hofe befinden, hast Du gerade den Guiscardo gewählt, einen Menschen von der niedrigsten Herkunft, den ich an meinem Hofe vom Knabenalter an bis auf den heutigen Tag fast um Gottes willen habe erziehen lassen, und hast mir damit das Herz so empfindlich zerrissen, daß ich nicht weiß, was ich mit Dir thun soll. Wie ich es mit Guiscard halten will, den ich diese Nacht aufheben ließ, wie er eben aus der Höhle kam, darüber ist mein Entschluß schon gefaßt; aber Gott weiß, was ich noch mit Dir beginnen werde. An der einen Seite spricht die Liebe für Dich, die ich stets als ein zärtlicher Vater zu Dir gehegt habe; an der andern reizt mich der gerechteste Zorn über Deine Thorheit. Jene will, daß ich Dir verzeihen soll; dieser gebietet mir, wider meine Natur grausam gegen Dich zu verfahren. Aber ehe ich mich entschließe, will ich hören, was Du selbst für Dich zu sagen hast."

Damit senkte er seinen Blick zur Erde und weinte wie ein Kind, das eine schwere Züchtigung bekommen hat. Sigismunda, die an der Rede ihres Vaters wohl merkte, daß ihr geheimes Liebesverständnis nicht nur entdeckt, sondern daß auch Guiscard gefangen war, empfand darüber den heftigsten Schmerz, und war nahe daran, ihn durch Thränen und Geschrei laut werden zu lassen, wie die meisten ihres Geschlechtes thun; doch ihr stolzer Sinn besiegte diese Kleinmütigkeit, sie nahm mit

bewundernswürdiger Stärke eine ruhige Miene an und war entschlossen, lieber zu sterben, als ein Wort zu sagen, um Gnade für sich zu erbitten, weil sie gewiß glaubte, daß ihr Guiscard schon tot wäre. Sie sprach also nicht in dem Tone eines betrübten und ihres Fehlers überwiesenen Frauenzimmers, sondern mit unbefangenem Blicke, mit trockenem Auge und ohne das geringste Merkmal von Unruhe zu ihrem Vater: „Tancred, ich mag weder leugnen, noch bitten, weil das eine mir nichts helfen kann, und weil ich mir durch das andere nicht helfen mag; ja noch mehr, ich verlange auf keine Weise, Dich zur Langmut und Liebe für mich zu bewegen; sondern indem ich die reine Wahrheit bekenne, will ich zuerst meine Ehre mit gerechten Gründen verteidigen, und dann sollen meine Handlungen von der Festigkeit meiner Gesinnungen zeugen. Es ist wahr, daß Guiscardo mir teuer gewesen und es noch jetzt ist; daß ich ihn lieben werde, so lange ich lebe (welches nicht lange mehr sein wird), und daß ich, wofern man nach diesem Leben noch lieben kann, auch dann nicht aufhören werde, ihn zu lieben. Zu dieser Liebe führte mich aber nicht so sehr weibliche Schwachheit, als vielmehr Deine eigene Saumseligkeit, mich wieder zu vermählen. Da Du selbst Fleisch und Blut hast, Tancred, so hättest Du bedenken sollen, daß Deine Tochter weder von Stein noch von Eisen sein könne, und wiewohl Du jetzt alt bist, so hättest Du doch nicht vergessen sollen, wie mannigfaltig und wie mächtig die Triebe der Natur auf einen jugendlichen Körper wirken; und obwohl Du, als ein Mann, einen Teil Deiner besten Jahre unter den Waffen zugebracht hast, so mußtest Du nichtsdestoweniger wissen, was Müßiggang und Wohlleben selbst über alte Leute, wie viel mehr denn auf ein junges Blut vermögen. Ich bin, nicht weniger als Du, von Fleisch und Blut, und bin noch in der besten Blüte meiner Jahre, und bin sogleich aus der einen, so wie aus der anderen Ursache, den Leidenschaften ausgesetzt; und da ich überdies schon einmal verheiratet gewesen war, so empfand ich um desto stärker das Bedürfnis, diese Leidenschaften zu befriedigen. Da ich als ein junges Weib nicht Kraft genug hatte, ihren Reizungen zu widerstehen, so gab ich ihnen nach und verliebte mich. Aber wahrlich, mein ganzes Bestreben ging dahin, weder Dir noch mir Schande

zu machen, indem ich meinen natürlichen Trieben folgte. Die mitleidsvolle Liebe und mein gutes Geschick hatten auch solche verborgene Wege für mich ausfindig gemacht und sie mir gezeigt, daß ich meine Wünsche befriedigen konnte, ohne daß ein Mensch etwas davon merkte. Dies leugne ich nicht; Du magst es erfahren, oder ausfindig gemacht haben, wie Du wolleſt. Den Guiscardo nahm ich nicht auf's blinde Glück, wie manche wohl thun, sondern ich wählte ihn nach reifer Überlegung vor allen anderen; ich wußte ihn durch vorsichtige Maßregeln an mich zu ziehen und ich habe mich mit Klugheit und Beständigkeit eine lange Zeit des Genusses der Liebe mit ihm erfreut, und mich deucht (meine zärtliche Schwachheit abgerechnet), Du handelst mehr dem gewöhnlichen Vorurteil, als der Gerechtigkeit gemäß, wenn Du mir so harte Vorwürfe deswegen machst, daß ich mich einem Menschen von geringerer Abkunft ergeben habe; als würdest Du Dich weniger ereifert haben, wenn ich mir einen edleren Mann auserſehen hätte. Du wirst nicht gewahr, daß Du auf diese Weise nicht meinem Fehler, sondern dem Schicksal die Schuld zur Last legst, welches oft den Unwürdigen erhebt und den Würdigsten in der Niedrigkeit läßt. Laß uns aber dieses beiseite setzen und auf den Ursprung aller Dinge zurückgehen, so wirst Du finden, daß wir alle aus einerlei Stoff gebildet sind, und daß unsere Seelen ursprünglich mit gleichen Kräften, mit gleichen Fähigkeiten und mit gleichen Tugenden begabt, aus der Hand des Schöpfers kamen. In der Folge war es die Tugend, die uns zuerst adelte; denn wir wurden und werden noch jetzt alle gleich geboren; wer die meisten Tugenden besaß, ward ehemals adelig genannt, und die Übrigen waren es nicht; und wiewohl der Mißbrauch dieses erste Grundgesetz aus der Übung gebracht hat, so ist es darum nicht aufgehoben, und es ist weder der Natur, noch den guten Sitten zuwider. Wer demnach tugendhaft lebt und handelt, der legt seinen Adel an den Tag, und wenn man ihn nicht adelig *nennt*, so liegt der Fehler nicht an dem, der nicht adelig *heißt*, sondern an denen, die ihm nicht den Namen beilegen, den er *verdient*. Sieh Dich nur selbst um unter allen Deinen Edelleuten; prüfe ihre Tugenden, ihre Sitten und ihre Bildung und vergleiche sie mit Guiscard, so wirst Du, wofern Du ohne Leidenschaft

urteilen willst, in ihm den Edelmann erkennen, und die anderen alle für gemeine Menschen erklären. Ueber Guiscard's Verdienste und Tugenden hat mich Niemand besser urteilen gelehrt, als Deine eigenen Worte und meine Augen. Wer hat ihn jemals mehr gerühmt, als Du selbst, in allem, was einem Biedermann löblich und anständig sein kann? und wahrlich nicht mit Unrecht! Wofern mich meine Augen nicht betrogen, so hast Du ihm nie einen Lobspruch beigelegt, den er nicht durch seine Handlungen verdiente, und zwar noch reichlicher, als Du ihn mit Worten ausdrücken konntest: wenn ich mich also jemals in diesem Stücke betrogen hätte, so hättest Du selbst diesen Irrtum veranlaßt. Wolltest Du demnach sagen, ich hätte mich einem niedrigen Menschen in die Arme geworfen, so würdest Du nicht die Wahrheit reden. Wenn Du ihn aber damit vielleicht einen armen Mann nennen wolltest, so könnte man Dir Recht geben, zu Deiner eigenen Schande, daß Du einen so trefflichen Diener nicht in bessere Umstände zu versetzen wußtest. Doch die Armut kann Niemand an seinem Adel schänden; wohl aber der Reichtum. Es hat manchen König und manchen großen Fürsten gegeben, der arm war, und manchen Pflugtreiber und Viehhirten, der Reichtum im Ueberfluß besaß; und dergleichen gibt es noch. Die Unschlüssigkeit, die Du zuletzt geäußert hast, was Du mit mir anfangen sollst, kannst Du nur völlig fahren lassen. Bist Du willens, in Deinem hohen Alter zu thun, was Du in Deinen jüngeren Jahren nie gethan hast, und eine Grausamkeit zubegehen, so begehe sie an mir; denn da ich selbst die erste Veranlassung zu diesem Fehltritte gegeben habe (wenn es ein Fehltritt ist), so bin ich auch nicht willens, um Gnade zu bitten, und wenn Du mir nicht dasselbe thust, was Du dem Guiscardo gethan hast, oder noch thun willst, so sollen meine eigenen Hände Dir helfen. Geh' also und weine bei den Weibern, und wenn Du meinst, daß wir Deine Grausamkeit verdient haben, so töte uns beide mit einem Streiche."

Der Fürst war ganz erstaunt über die hochherzige Rede seiner Tochter; doch traute er ihr nicht die Entschlossenheit zu, ihre Worte in Erfüllung zu bringen. Wie er demnach von ihr ging, ließ er zwar den Gedanken fahren, an ihrer eigenen Person eine Grausamkeit zu begehen, doch nahm er sich vor,

auf Kosten eines andern ihre feurige Liebe abzukühlen, un
befahl den beiden Wächtern, die den Guiscardo bewachten, ih
im Schlaf zu erdrosseln und ihm das Herz desselben zu bringe
Sein Befehl ward vollzogen, und am folgenden Tage ließ sic
der Fürst einen großen köstlichen Becher geben, in welchen e
das Herz des Guiscardo that, worauf er ihn durch eine
vertrauten Kammerdiener an seine Tochter sandte, mit dem Be
fehl, ihr dabei zu sagen: Dein Vater schickt Dir dieses, um Dic
über den Verlust desjenigen zu trösten, was Dir am liebste
war, so wie Du ihn über dasjenige getröstet hast, was er a
meisten liebte.

Sigismunda, die ihren schauervollsten Vorsatz nicht fahre
ließ, hatte sich inzwischen, sobald ihr Vater weggegangen wa
giftige Kräuter und Wurzeln bringen lassen, aus welchen si
ein Wasser abzog, um es auf denjenigen Fall in Bereitschaf
zu halten, welchen sie befürchtete. Wie nun der Diener de
Fürsten ihr das Geschenk ihres Vaters überbrachte, und ih
seine Worte sagte, empfing sie mit standhafter Miene de
Becher, nahm den Deckel ab, und wie sie das Herz erblick
und die Worte erwog, zweifelte sie nicht, daß es gewiß da
Herz ihres Guiscardo wäre. Sie blickte zu dem Diener au
und sagte: „Gewiß kein geringeres als ein goldenes Toten
gefäß schickte sich für ein solches Herz, wie dieses, und mei
Vater hat dies sehr wohl überlegt.“ Sie küßte das Her
indem sie dieses sagte und fuhr fort: „Er hat mir jederzei
und bis an das Ende meines Lebens immer viel zärtlich
Liebe bewiesen; doch in diesem Augenblicke mehr als jemal
und deswegen sollst Du ihm auch von mir den letzten Dan
überbringen, den ich ihm für dies große Geschenk schuldi
bin.“

Sie blickte jetzt wieder nach dem Kelche, den sie fest um
faßte, sah das Herz an und rief: „O Du köstlicher Schrei
aller meiner Wonne! Wehe über die Grausamkeit dessen, de
Dich so meinen leiblichen Augen darstellt! mir genügte j
Dich zu jeder Stunde mit dem Auge des Gemüts zu betrachte
Du hast Deinen Lauf vollendet, und Deine Laufbahn so, wi
es das Schicksal Dir bestimmte, verlassen. Du hast das Zie
erreicht, nach welchem ein jeder läuft. Du bist dem Elen
und der Mühseligkeit dieser Welt entgangen und Dein Fein

selbst hat Dir ein solches Grab bereitet, wie Du es verdientest. Nichts fehlte noch, um Deine Totenfeier vollkommen zu machen, als die Thränen derjenigen, die Du in Deinem Leben so zärtlich liebtest; doch damit auch diese Dir fließen möchten, so gab der Himmel meinem Vater ein, daß er Dich mir sandte, und ich will sie Dir nicht vorenthalten, obwohl ich mir vorgenommen hatte, mit heiterem und unbewölktem Blick in den Tod zu gehen; doch sobald ich sie Dir gewidmet habe, so soll meine Seele, durch Dich gestärkt sich ungesäumt mit derjenigen wieder vereinigen, welcher sie immer so teuer war. An wessen Hand könnte ich auch froher und sicherer in jene unbekannten Räume wallen, als an der ihrigen? Ich bin gewiß, daß sie mich hier umschwebt, hier noch die Stätte ihrer und meiner vergangenen Wonne betrachtet und voll Sehnsucht die meinige erwartet, welche sie so unaussprechlich liebte."

Indem sie diese Worte sprach, entstürzten die Thränen ihren Augen in solcher Menge, als ob sie zu Quellen würden. Ohne ein weibisches Klagegeschrei dabei zu erheben, beugte sie sich über den Kelch hin und bedeckte das entseelte Herz mit tausend zärtlichen Küssen. Die Frauenzimmer, welche um sie waren, konnten nicht begreifen, was es mit dem Herzen für eine Bewandtnis hätte, und was ihre Worte bedeuteten. Doch von Mitleiden gerührt, weinten sie alle mit ihr, und fragten sie teilnehmend nach der Ursache ihrer Klage, indes sie sich auf alle mögliche Weise bestrebten, sie zu trösten; aber vergebens. Nachdem sie Thränen genug vergossen hatte, erhob sie ihr Haupt wieder und trocknete ihre Augen und sagte: „O Du geliebtes Herz! Jetzt habe ich Dir meinen letzten Dienst erwiesen, und es bleibt mir nichts mehr übrig, als in die Gesellschaft des Deinigen zu eilen." Sie ließ sich darauf das Fläschchen mit dem Wasser reichen, welches sie am vorigen Tage bereitet hatte, goß es in den Becher auf das Herz, das sie mit ihren Thränen gebadet hatte, und trank es beherzt bis auf den letzten Tropfen aus. Darauf bestieg sie ihr Bett, mit dem Becher in der Hand; legte sich in der züchtigsten Stellung nieder, drückte das Herz ihres entseelten Geliebten an das ihrige und erwartete stillschweigend ihr Ende. Ihre Frauenzimmer, in deren Gegenwart dies alles geschah, und welche nicht wußten, was für Bewandtnis es mit dem Wasser haben möchte,

eilten, dem Fürsten von allem Nachricht geben zu lassen, was vorgefallen wäre. Eiligst und voll Ahnung kam dieser nach der Kammer der Prinzessin in dem Augenblicke, da sie sich auf ihr Bett gelegt hatte. Zu spät suchte er nun, da er sie in diesem Zustande fand, sie mit tröstenden Worten aufzurichten. Sie gab ihm zur Antwort: „Tancred! spare Deine Thränen für eine weniger gewünschte Veranlassung und widme sie nicht mir, denn ich begehre sie nicht. Wo hat man wohl Jemand, außer Dir, weinen gesehen, über das, was er selbst gewollt hat? Glimmt aber in Deinem Herzen noch ein Funken von Deiner vorigen Liebe zu mir, so gewähre mir nur noch eine Bitte als meine letzte, und da Du nicht gewollt hast, daß ich mit Guiscardo in der Stille leben sollte, so laß nunmehr meinen Leichnam an demselben Orte öffentlich begraben, wohin Du ihn im Tode hast legen lassen."

Tancred konnte vor Schmerz und Thränen nicht antworten. Da nun die Prinzessin die kalte Hand des Todes schon fühlte, so drückte sie nochmals das geliebte Herz an ihren Busen: „Seid Gott empfohlen! (sprach sie mit schwacher Stimme), ich scheide von Euch!" — Ihre Augen erloschen; ihre Sinne verließen sie, und sie schied aus diesem Leben der Trübsal.

So unglücklich endigte die Liebe Guiscardo's und Sigismunda's. Tancred beweinte sie lange; und zu spät bereute er seine Hartherzigkeit. Er baute ihnen beiden ein gemeinschaftliches Grabmal und ganz Salerno trauerte um sie.

Zweiunddreißigste Erzählung.

Es lebte einmal in Imola ein äußerst verworfener und lasterhafter Mensch, namens Berto della Massa. Sein schändlicher Lebenswandel war bei allen seinen Mitbürgern so berüchtigt, daß ihm nicht nur kein Mensch in Imola eine Lüge, sondern auch die Wahrheit selbst nicht mehr glaubte. Wie er nun fand, daß er dort mit seinen Bubenstücken nicht mehr durchkommen konnte, so ging er aus Verzweiflung nach Venedig,

wo man allen und jeden Auswurf aufnimmt und nahm sich vor, daselbst auf eine andere Art sein gottloses Wesen zu treiben und etwas Neues anzufangen, das er an anderen Orten noch nicht versucht hatte. Er stellte sich also, als wenn er sich zum gottseligsten Menschen von der Welt umzubilden bestrebte; daher ging er hin, und ward ein Mönch bei den Minoriten, wo er sich Bruder Alberto von Imola nennen ließ. Er führte auch anfänglich zum Schein ein sehr strenges Leben; sprach von nichts als von Fasten und Kasteien; aß kein Fleisch und trank keinen Wein (wenn er ihn nicht recht wohlschmeckend fand). Es ward es fast auch kein Mensch gewahr, wie bald er aus einem Diebe, Kuppler, Betrüger und Mörder auf einmal ein gewaltiger Prediger wurde, ohne deswegen seinen vorigen Lastern zu entsagen, wenn er sie nur heimlich genug hätte ausüben können. Wenn er als Priester am Altar ein Hochamt hielt und von vielen Leuten gesehen ward, so weinte er über das Leiden Christi wie ein Kind, weil ihm die Thränen nichts kosteten, wenn er sie brauchte. Kurz, er wußte mit seinen Predigten und Thränen die Venetianer dergestalt zu verstricken, daß ihm fast von allen Testamenten die Ausführung anvertraut ward, daß ihn manche ehrliche Leute über ihre Beutel und Kisten schalten ließen und daß ihn die meisten Männer und Weiber zu ihrem Beichtvater nnd Ratgeber erwählten, und so warf sich dieser Wolf zum Schäfer auf und stand fast in größerem Geruch der Heiligkeit, als der heilige Franz von Assizes.

Einst begab es sich unter anderem, daß ein junges, einfältiges Weibchen, namens Madonna Lisetta da Caquirino, die Frau eines angesehenen Kaufmanns, der zu Schiff nach Flandern verreist war, mit einigen anderen Frauen zu diesem heiligen Mann kam, um ihm zu beichten. Wie sie nun vor ihm hinkniete und als echte venetianische Plaudertasche ihm einen Teil ihrer Heimlichkeiten entdeckt hatte, fragte sie Bruder Alberto, ob sie auch einen Liebhaber hätte.

„Was, Herr Vater? (gab sie ihm höhnisch zur Antwort). Habt ihr denn keine Augen im Kopfe? Scheinen Euch meine Reize nur so, wie die Reize anderer Frauenzimmer? Ich könnte allerdings Liebhaber genug bekommen, wenn ich nur wollte; aber meine Schönheit ist für einen jeden Liebhaber zu gut. Wie viele habt Ihr wohl schon gesehen, die so hübsch wären, wie

ich? Im Paradiese selbst würde man mich für schön müssen gelten lassen."

So fuhr sie fort, noch eine Menge Albernheiten über ihre Schönheit bis zum Ekel auszukramen, so daß Bruder Alberto bald gewahr ward, daß sie nicht viel Verstand übrig hatte; weil sie ihm jedoch übrigens wohl behagte, so verliebte er sich in sie, doch verschob er es bis zu bequemerer Zeit, ihr Artigkeiten zu sagen und um für diesmal den Schein der Heiligkeit beizubehalten, fing er an, sie zu ermahnen, sie wegen ihrer Eitelkeit zu strafen und was dergleichen Dinge mehr waren.

Sie gab ihm aber zur Antwort, er wäre nicht gescheit und wüßte keinen Unterschied zwischen gewöhnlicher und übernatürlicher Schönheit zu machen.

Bruder Alberto wollte sie nicht zu böse machen; er gab ihr also die Absolution und entließ sie mit ihren Freundinnen. Einige Tage nachher ging er mit einem vertrauten Freunde nach ihrem Hause, wo er mit ihr in ein besonderes Zimmer ging und wie Niemand ihn beobachten konnte, fiel er ihr zu Füßen und sagte: „Madonna, ich bitte Euch um Gottes willen, verzeiht mir, was ich Euch am verwichenen Sonntage wegen Eurer Schönheit sagte; man hat mich in der Nacht darauf so unbarmherzig dafür gezüchtigt, daß ich erst heute habe von meinem Lager wieder aufstehen können."

„Ei, wer hat Euch denn so gezüchtigt?" fragte Frau Gänschen.

„Das will ich Euch sagen (sprach Bruder Alberto). Wie ich meiner Gewohnheit nach mein Gebet mitten in der Nacht verrichtete, sah ich mich plötzlich von einem großen Lichte umgeben und ehe ich mich umkehren konnte, zu sehen, was es wäre, fiel ein wunderschöner Jüngling, mit einem derben Knüttel über mich her, zog mich bei meiner Kutte unter sich und drosch mir fast alle Knochen im Leibe entzwei. Ich fragte ihn hernach, warum er das gethan hätte. „Weil Du Dich heute unterstanden hast (sprach er), die himmlische Schönheit der Frau Lisetta herabzuwürdigen, die ich nächst unserm Herrgott am meisten liebe."

„Aber wer bist denn Du?" fragte ich ihn.

Er gab mir zur Antwort, er wäre der Engel Gabriel.

„Ach mein Herr (sprach ich), dann bitt' ich um Verzeihung."

„Gut (sprach er), ich will Dir verzeihen; doch mit der Bedingung, daß Du hingehst, sobald Du nur kannst und sie um Verzeihung bittest und wenn sie Dir nicht vergiebt, so komm' ich wieder und gebe Dir noch so viel dazu, daß Du Dein Leben lang an mich denken sollst." Was er mir noch weiter sagte, das mag ich Euch eher nicht erzählen, bis Ihr mir verziehen habt."

Frau Windfläschchen, die mehr Grütze als Hirn im Kopfe hatte, freute sich mächtig über diese Nachricht und hielt jedes Wort für Wahrheit: „Ich hab' es Euch wohl gesagt, Bruder Alberto (sprach sie), daß meine Reize himmlisch wären; aber bei Gott! es ist mir doch leid um Euch und damit Euch in Zukunft nicht mehr Leid geschehe, so will ich Euch herzlich gern verzeihen, wenn Ihr mir sagt, was der Engel noch weiter mit Euch gesprochen hat."

„Madonna (sprach Bruder Alberto), da Ihr mir verziehen habt, so will ich es Euch gerne sagen; aber hütet Euch um Gottes Willen, daß Ihr mit keinem Menschen in der Welt davon redet, sonst verderbt Ihr Euch selbst den ganzen Handel. Wißt demnach, Ihr seid das glücklichste Weib auf Erden; denn der Engel Gabriel läßt Euch durch mich sagen, er liebe Euch so sehr, daß er schon manchmal gerne eine Nacht bei Euch würde zugebracht haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß Ihr Euch vor ihm entsetzen würdet. Jetzt hat er mir aufgetragen, Euch zu melden, daß er Euch einmal des Nachts besuchen und ein wenig bei Euch verweilen will. Weil er aber ein Engel ist und Ihr mit ihm in seiner Engelgestalt nicht in Berührung kommen könntet, so will er, Euch zu Liebe, eine menschliche Gestalt annehmen und wenn Ihr ihn nur wollt wissen lassen, wenn es Euch gefällt, daß er kommen soll und in weisser Gestalt, so will er gleich zu Euch kommen; Ihr könnt Euch deswegen, mehr als irgend ein Weib auf Erden, glücklich preisen."

Frau Gimpelin antwortete, sie freute sich sehr, daß der Engel Gabriel ihr so gut wäre, denn sie wäre ihm auch von Herzen gut, und seitdem sie zuerst sein Bild gemalt gesehen, hätte sie nie versäumt, ihm ein Dreierlicht zu opfern; wenn er

kommen wollte, so sollte er ihr zu jeder Stunde willkommen sein und sie in ihrer Kammer finden; er müßte sie aber auch nicht, der Jungfrau Maria zu Gefallen, wieder verlassen; denn sie hätte schon längst gehört, daß er dieser gut wäre und das schiene wohl auch wahr zu sein, denn allenthalben, wo sie ihn nur sähe, läge er vor ihr auf den Knieen; übrigens stände es bei ihm, zu kommen, in welcher Gestalt er wollte, wenn er sie nur nicht erschreckte.

„Madonna (sagte Alberto), Ihr habt klüglich gesprochen, und ich werde ihm Alles richtig bestellen, was Ihr mir sagt. Ihr könnt mir aber auch wieder eine große Gnade erweisen, die Euch nichts kostet, wenn Ihr ihn nämlich in dieser meiner Gestalt bei Euch erscheinen laßt. Ich will Euch auch wohl sagen, in welcher Rücksicht Ihr mir dadurch eine Gnade erzeigt. Er wird nämlich meine Seele aus meinem Leibe gehen lassen, und sie in's Paradies schicken, indem er in meinen Leib fährt, und so lange er bei Euch bleibt, so lange wird meine Seele im Paradiese sein."

„Ich bin es zufrieden (sprach Frau Albernheit), daß Ihr dieses Vergnügen genießt für die Prügel, die er Euch um meinetwillen gegeben hat."

„So laßt nur (sprach Alberto) diesen Abend Eure Hausthüre offen, damit er hineinkommen könne; denn da er einen menschlichen Leib annimmt, so kann er nicht anders, als durch die Thüre hereinkommen."

Sie versprach es; Bruder Alberto ging fort, und sie war so außer sich vor Freude, daß sie nicht einen Augenblick auf einer Stelle sitzen bleiben und vor Ungeduld den Abend nicht erwarten konnte, bis der Engel Gabriel käme.

Bruder Alberto, welcher glaubte, daß es nicht überflüssig wäre, wenn sich der Engel Gabriel zugleich als ein mannhafter Ritter zeigte, hielt deswegen für gut, sich mit stärkenden Mitteln auszurüsten, um sich nicht aus dem Sattel heben zu lassen. Er forderte deswegen nebst einem treuen Gefährten Urlaub, und ging mit ihm gegen den Abend zu einer guten Freundin, bei welcher er schon mehrmals die Sporen geholt hatte, wenn es ein Turnier gelten sollte. Wie er nun glaubte, daß es Zeit wäre, zog er seine Verkleidung an, begab sich nach

dem Hause der Dame und ging als verkörperter Engel hinauf in ihre Kammer.

Indem sie die weiße Gestalt hereintreten sah, kniete sie nieder; der Engel gab ihr seinen Segen, erhob sie von der Erde und winkte ihr, sich zu Bette zu begeben. Sie gehorchte ihm willig; der Engel folgte nach, und da Bruder Alberto noch ein hübscher und rüstiger Kerl war, so lehrte er seine schöne Anbeterin mehr als einmal ohne Flügel fliegen, und erzählte dazwischen so vieles von den Freuden des Paradieses, daß er sie ganz vergnügt machte. Wie es bald tagen wollte, nahm er seine Sachen wieder zusammen, und kehrte wieder zu seinem Gefährten zurück, welchem indessen (damit ihm nicht bange würde, wenn er allein schliefe) seine Wirtin Gesellschaft geleistet hatte.

Nach dem Mittagessen ging Frau Lisetta mit einigen Freundinnen zum Bruder Alberto, und erzählte ihm von dem Engel Gabriel, was er ihr von den himmlischen Freuden berichtet hätte, wie er gestaltet wäre, und noch hundert andere Fabeln dazu.

„Madonna (antwortete ihr Bruder Alberto), ich kann nicht wissen, wie Ihr Euch bei ihm befunden habt; aber von mir kann ich Euch sagen, daß er diese Nacht zu mir kam, und wie ich Euren Auftrag an ihn ausgerichtet hatte, trug er den Augenblick meine Seele an einen Ort, wo so viele Rosen und andere Blumen waren als ich in meinem Leben nicht gesehen habe, und bis zur Frühstunde befand ich mich an dem reizendsten Orte von der Welt. Was unterdessen aus meinem Leibe geworden ist, davon ist mir nichts bekannt."

„Hört Ihr dem nicht (sprach Frau Lisette), daß ich ihn samt dem Engel die ganze Nacht in meinen Armen gehabt habe? Wenn Ihr's nicht glaubt, so seht nur Eure linke Brust an, die ich ihm so [illegible] geküßt habe, daß das Mal noch wohl ein paar Tage zu sehen sein wird."

„Sehr wohl (sprach Alberto), ich will einmal heute etwas thun, das ich seit langer Zeit nicht gethan habe, ich will mich ausdrücklich deswegen ausfasten."

Nach mancherlei dergleichem Geschwätze ging das Weibchen wieder nach Hause, und Bruder Alberto stattete ihr in der Gestalt des Engels noch manchmal ungehindert seinen Besuch ab.

Endlich kam Frau Lisetta einmal zu einer Gevatterin, und wie die Rede von der Schönheit war und Frau Lisetta die ihrige über alle andern erheben wollte, sagte sie in ihrer Einfalt: „Wenn Ihr wüßtet, wer an meinen Reizen Gefallen findet, so würdet Ihr wahrlich von allen anderen schweigen."

Die Gevatterin, die ihre Freundin wohl kannte, und sie gern ausforschen wollte, antwortete: „Freundin, Ihr mögt wohl wahr sprechen; aber mancher würde dies denn nicht so leicht zugeben, wenn man nicht weiß, wen Ihr damit meint."

Das einfältige Ding ließ sich nicht lange fragen, sondern sagte: „Hört, Gevatterin, es soll es zwar Niemand wissen, aber Euch will ich es wohl sagen, daß der Engel Gabriel mein Liebhaber ist, daß er mich mehr als sich selbst liebt, und mich, wie er sagt, für das schönste Weib in der Welt und überall hält."

Der Gevatterin war das Lachen sehr nahe; doch hielt sie sich, um sie noch mehr schwatzen zu hören. „Bei Gott, Frau Lisetta! (sprach sie) wenn der Engel Gabriel Euer Liebhaber ist und Euch so etwas sagt, dann muß es wohl war sein; aber ich hätte nie gedacht, daß die Engel sich mit solchen Dingen bemengten."

„Da irrt Ihr Euch, Gevatterin (sprach Lisetta). Bei den Wunden Jesu! er versteht's besser, als mein Mann, und er sagt mir, daß sie's dort oben auch thun; weil ich ihm aber besser gefalle, als irgend eine im Himmel, so kommt er recht oft zu mir; versteht Ihr mich?"

Wie die Gevatterin von Frau Lisetta Abschied nahm, konnte sie die Zeit kaum erwarten, bis sie jemand fand, dem sie Alles wieder sagen konnte; und am nächsten Feiertage erzählte sie es laut in einer Gesellschaft von Weibern. Diese sagten es wieder ihren Männern und anderen Frauen, so daß in weniger als zwei Tagen die Geschichte in ganz Venedig bekannt ward. Unter denen, welchen sie zu Ohren kam, waren auch Lisetta's Schwäger, welche sich in der Stille vornahmen, den Engel kennen zu lernen und zu versuchen, ob er auch fliegen könnte, weswegen sie ihm einige Abende nach einander aufpaßten. Zufälligerweise hatte auch Bruder Alberto etwas von dem Gerüchte vernommen, und begab sich eines Abends zu Lisetta, um sie deswegen zur Rede zu stellen. Kaum hatte er Flügel

und Kleider abgelegt, so waren auch ihre Schwäger, die ihn hatten kommen sehen, an der Kammerthür und im Begriffe, sie aufzusprengen. Bruder Alberto, der das Geräusch hörte und ahnte, was es zu bedeuten hätte, öffnete ein Fenster, welches nach dem großen Kanal hinausging und sprang hinab in das Meer. Da er Tiefe genug hatte und ein guter Schwimmer war, so kam er ohne Schaden hinüber nach der anderen Seite, wo er eine Hausthür offen fand, in welche er sich flüchtete, und einen ehrlichen Mann, der ihm entgegen kam, um Gottes willen bat, ihm das Leben zu retten, indem er ihm eine Fabel erzählte, warum er nackend und zu solcher Stunde sich dort befände. Der gute Mensch erbarmte sich über ihn, und da er schon früh etwas zu beschicken hatte, so räumte er ihm sein Bett ein und hieß ihm, darin liegen zu bleiben, bis er wieder käme.

Unterdessen waren Lisetta's Schwäger in ihre Kammer gekommen und hatten gefunden, daß der Engel Gabriel davon geflogen war, aber die Flügel im Stiche gelassen hatte, worüber sie sich ärgerten, und das Weibchen, nachdem sie ihr die bittersten Vorwürfe gemacht hatten, ganz trostlos verließen und das Gerät des Erzengels mit sich nach Hause nahmen. Es war inzwischen Tag geworden und wie der gute Mann, der den Bruder Alberto bei sich beherbergt hatte, auf Rialto vernahm, daß der Engel Gabriel in der vergangenen Nacht bei Frau Lisetta zum Besuch gewesen und wie er in Gefahr geraten wäre, von ihren Schwägern ertappt zu werden, vor Furcht in den Kanal gesprungen sei und sich noch nicht wiedergefunden habe, so kam er auf den Gedanken, daß er ihn vermutlich bei sich in seinem Hause hätte. Er kehrte also zurück, brachte seinen Gast zum Geständnis, und brachte es nach einigem Wortwechsel dahin, daß er ihm fünfzig Dukaten geben mußte, damit er ihn nicht den Schwägern auslieferte. Wie Bruder Alberto zunächst auf Mittel sann, weiter zu entkommen, sagte sein Wirt zu ihm: Ich weiß nur ein einziges Mittel und es kommt nur darauf an, ob Ihr Euch dazu entschließen könnt. Wir haben heute ein Volksfest, bei welchem man Menschen als Bären, wilde Männer u. s. w. verkleidet, aufzuführen und hernach eine Hetze zu geben pflegt. Sobald der Spaß vorbei ist, geht ein jeder mit demjenigen, den er zur Schau geführt hat, wohin er

will. Wollt Ihr, ehe man Euch hier sucht, Euch auf die eine oder andere Art von mir dahin führen lassen, so kann ich Euch hernach bringen, wohin Ihr wollt, denn die Schwäger der Dame, die Euch in dieser Gegend vermuten, lassen allenthalben auspassen, um Euch einzufangen."

So schwer es dem Bruder Alberto auch ankam, in einem solchen Aufzuge zu erscheinen, so trieb ihn doch die Furcht vor Lisetta's Verwandten, sich den Handel gefallen zu lassen; er sagte also seinem Wirt, wohin er ihn bringen sollte, und überließ ihm die Art und Weise. Dieser beschmierte ihn erst mit Honig und bedeckte ihn hernach mit Flaumfedern, legte ihm eine Kette um den Hals, that ihm eine Maske vor, gab ihm eine große Keule in die Hand und ließ ihn an der anderen ein Paar Bullenbeißer führen, die er von einem Fleischer borgte. Darauf schickte er Jemand nach Rialto und ließ ausrufen: wer den Engel Gabriel sehen wollte, der sollte nach dem Sankt Markus-Platz kommen; und das war venezianische Ehrlichkeit. Wie dieses geschehen war, machte er sich mit ihm auf den Weg und ließ ihn an der Kette vor sich hingehen. Unter einem großen Zulauf von Menschen, die beständig riefen: „Was ist das? was giebt's da?" führte er ihn nach dem Marktplatze, wo die Menschen, die ihm nachgefolgt waren und diejenigen, welche der Ausruf auf Rialto herangelockt hatte, eine ungeheure Masse ausmachten. Hier band er seinen wilden Mann an einem hohen hervorragenden Orte an einen Pfahl und stellte sich, als ginge er hin, um die Hetze mit anzusehen, indes den armen Teufel, der mit Honig angeschmiert war, die Fliegen und Wespen bis auf's Blut marterten. Wie nun der Platz ganz mit Menschen angefüllt war, ging er zu seinem wilden Mann, als wenn er ihn wieder losmachen wollte, zog ihm aber statt dessen die Maske vom Gesichte und rief: „Ihr Herren, weil heute der Eber nicht gehetzt wird, und sonst nichts zu thun ist, so will ich Euch den Engel Gabriel zeigen, der des Nachts zur Erde herunter kommt, um den Weibern in Venedig ein Vergnügen zu machen."

Sobald die Maske herunter war, erkannte ein Jeder den Bruder Alberto, und es erhob sich überall ein Geschrei über ihn und ein Jeder sagte ihm so viele Schimpfwörter in's Gesicht, als jemals ein Schlemmer hat hören müssen. Ueberdies bewarf

man ihn von allen Seiten mit Kot und Unrat und dieses dauerte so lange, bis von ungefähr die Brüder in seinem Kloster Nachricht davon bekamen; worauf mehrere von ihnen herbei eilten, ihm eine Kutte umwarfen, ihn losmachten und nicht ohne ein lärmendes Gefolge nach ihrem Kloster schleppten, wo sie ihn einkerkerten und wo er elendlich soll umgekommen sein.

So ging es diesem Heuchler, der Tugend log und Laster trieb und dennoch unbescholten blieb, bis er sich unterfing, den Engel Gabriel zu spielen, worüber er auf die Länge zum Wilden gemacht ward und mit verdienter Schmach für seine Lasterthaten dienen mußte. Gott lasse es allen seines Gleichen so ergehen.

Dreiunddreißigste Erzählung.

Marseille ist eine alte und vortreffliche Stadt an der Seeküste der Provence, doch zählte sie in früheren Zeiten weit mehr reiche Einwohner und angesehene Kaufleute, als heutigen Tages. Unter diesen befand sich einer namens Arnaud Claude, ein Mann von geringer Herkunft, aber ein wohlbeglaubter und redlicher Handelsmann und dabei unermeßlich reich an Geld und Gütern. Er hatte mit seiner Frau verschiedene Kinder, von welchen die ältesten drei Töchter waren. Zwei von ihnen waren Zwillingsschwestern, fünfzehn Jahre alt und die dritte von vierzehn Jahren. Um sie zu verheiraten, wartete man nur auf die Wiederkehr ihres Vaters, welcher mit Waren nach Spanien verreist war. Die zwei ältesten Schwestern hießen Ninette und Madelon und die jüngste Berthole. Ninette wurde von einem jungen adeligen, aber nicht reichen Manne, namens Restagnon, auf's Zärtlichste geliebt und sie liebte nicht weniger, als er; beide hatten ihre Maßregeln so schlau genommen, daß sie sich insgeheim ihrer Liebe erfreuten, ohne daß Jemand etwas davon erfuhr. Sie hatten sich schon eine geraume Zeit ungestört geliebt, wie sich zwei andere junge Gesellen, mit

Namen Fouques und Hügues, welchen ihre Väter ansehnliche Reichtümer hinterlassen hatten, der eine in Madelon und der andere in Berthole verliebten. Wie Restagnon dieses von Ninette erfuhr, machte er sich alsobald Hoffnung,, in dem Überfluß der anderen ein Mittel zu finden, seinem Mangel abzuhelfen und sein Liebesverständnis zu einem erwünschten Zweck zu führen. Er suchte demnach ihre Bekanntschaft, begleitete bald den einen, bald den anderen, bald alle beide, wenn es sich fügte, zu ihren Geliebten und zu der seinigen und wie er glaubte, sich in ihrer Freundschaft und in ihrem Zutrauen vollkommen festgesetzt zu haben, bat er sie einst zu sich in seine Wohnung und sagte zu ihnen: „Lieben Freunde, unser Umgang wird Euch bereits überzeugt haben, wie sehr ich Euch ergeben bin und daß ich gerne Alles für Euch zu thun bereit bin, was ich nur für mich selbst thun kann. Weil Ihr mir nun so lieb seid, so will ich Euch auch frei entdecken, was mir eingefallen ist und dann mögt Ihr entscheiden, was für Maßregeln wir gemeinschaftlich nehmen wollen. Wenn Eure Reden nicht lügen und wenn ich mich in Eurem täglichen Betragen nicht irre, so seid Ihr beide in Eure Mädchen ebenso aufrichtig verliebt, wie ich in ihre älteste Schwester. Wollt Ihr mit mir gemeinschaftliche Sache machen, so stehe ich Euch dafür, daß ich Euch das süßeste und angenehmste Mittel verschaffen will, Eure Liebe zu krönen. Ihr seid beide sehr reiche, junge Leute; ich aber bin nicht reich. Wenn Ihr nun Eure Schätze zusammenwerfen, mich zum dritten Mitbesitzer derselben machen und beratschlagen wolltet, in welchem Teile der Welt wir mit unseren Mädchen am vergnügtesten leben könnten, so meine ich es unfehlbar zuwege bringen zu können, daß die drei Schwestern mit einem großen Teile der väterlichen Schätze mit uns gehen wohin wir wollen, und das wir wie Brüder, ein Jeder mit seiner Geliebten, vergnügter als andere junge Leute leben können. Es steht nun bei Euch, ob Ihr Euch dieses Glück verschaffen wollt oder nicht."

Wie die beiden äußerst verliebten Jünglinge hörten, daß sie ihre Mädchen haben sollten, dachten sie an keine lange Überlegung, sondern sie sagten, wenn dieses gewiß wäre, so wären sie bereit, zu thun, was er wünschte. Restagnon hatte kaum diese Antwort erhalten, so nahm er diese erste Gelegenhei

wahr, Ninette zu sprechen (welches er nicht immer ohne Schwierigkeiten erlangen konnte), und nachdem er sich ein wenig mit ihr unterhalten hatte, eröffnete er ihr den Inhalt seiner Unterredung mit den beiden anderen jungen Leuten und suchte manche Gründe hervor, um ihr den gemachten Entwurf zu empfehlen. Doch es ward ihm nicht schwer, sie zu überreden, da sie noch mehr vor Begierde brannte, sich mit ihm in Freiheit zu setzen, als er selbst. Sie gestand ihm vielmehr gerne, daß ihr der Vorschlag gefiele und daß ihre Schwestern ebenfalls in allen Dingen und besonders in diesem ihrer Leitung gerne folgen würden; deswegen sie ihn bat, alles Nötige zu diesem Behuf nur so schnell, als möglich, zu veranstalten.

Wie Restagnon wieder zu seinen Gesellen kam, fand er sie ebenso voll Verlangen, seinen Vorschlag in Ausführung zu bringen, und sie freuten sich, wie sie von ihm vernahmen, daß die Sache mit ihren Mädchen in Richtigkeit gebracht wäre. Es ward demnach beschlossen, daß sie Alle nach Kreta gehen wollten; sie verkauften deswegen ihre liegenden Gründe, unter dem Vorwande, ihr Geld im Handel anzulegen, und wie sie alle ihre Habseligkeiten zu Gelde gemacht hatten, kauften sie ein leichtes Fahrzeug, welches sie in aller Stille wohl bemannten und bewaffneten und den Tag der Abreise mit ihren Mädchen verabredeten. Ninette, welche den Wunsch ihrer Schwestern kannte, wußte ihn mit süßen Worten dergestalt anzufachen und sie für den gemachten Entwurf einzunehmen, daß diese schier fürchteten, den Tag der Ausführung nicht zu erleben. Wie demnach der Abend kam, welcher zur Einschiffung festgesetzt war, entwandten die Mädchen aus dem Schatzkasten ihres Vaters eine große Summe an Geld und Kostbarkeiten, womit sie sich alle drei heimlich aus dem Hause schlichen und sich, der Abrede gemäß, zu ihren Liebhabern begaben, welche sie erwarteten und unverzüglich mit ihnen an Bord gingen, die Ruder lösten und davon fuhren, und nirgends anlegten, bis sie am folgenden Abend Genua erreichten, wo die neuen Liebhaber die ersten Früchte ihrer Liebe ernteten. Nachdem sie die nötigen Erfrischungen eingenommen hatten, gingen sie weiter von einem Hafen zum anderen, bis sie am achten Tage auf Kreta ankamen, wo sie schöne und beträchtliche Güter kauften und sich in der Nachbarschaft von Kandia sehr angenehm und

prächtig anbauten, ein großes Gefolge von Dienern, Jägern und Falknern unterhielten, und wie vornehme Standespersonen mit ihren Damen in beständigen Festen und Schmäusen das herrlichste Wohlleben führten.

Wir sehen jedoch täglich, daß dasjenige, was uns am meisten Vergnügen macht, wenn wir es in gar zu großem Übermaße genießen, uns oft am ersten Überdruß verursacht; und so ging es auch dem Restagnon, welcher Ninette sonst äußerlich zärtlich geliebt hatte, jetzt aber, da seinem Genusse nichts mehr im Wege stand, ihrer überdrüssig und folglich in seinem Betragen gegen sie laulich ward. Dagegen war ihm bei einem gewissen Gastmahle ein schönes und artiges Mädchen von den Töchtern des Landes in die Augen gefallen, um dessen Gunst er sich mit allem Eifer bewarb und welchem zu Ehren er große Feste und Festlichkeiten anstellte; worüber Ninette so eifersüchtig ward, daß sie jeden seiner Schritte beobachtete und ihn dann mit beständigen Vorwürfen quälte. Sowie aber der gar zu reiche und reichliche Genuß ermüdet, so vermehrten die Hindernisse den Reiz der Begierden, und so diente auch Ninette's Eifersucht nur, um bei Restagnon die Flamme seiner neuen Liebe noch heftiger anzuschüren. Ob nun Restagnon in der Folge bei seiner neuen Geliebten wirklich Gehör fand oder nicht, genug, es ward Ninette wenigstens hinterbracht, und sie hielt es für gewiß, worüber sie in große Betrübnis, aus der Betrübnis in Zorn und zuletzt in solche Wut geriet, daß ihre Liebe zu Restagnon sich in den bittersten Haß verwandelte, und daß sie, von ihrer Eifersucht verblendet, sich entschloß, den Schimpf, den sie glaubte erlitten zu haben, durch seinen Tod zu rächen. Sie bewegte demnach durch Geschenke und Versprechungen eine alte Griechin, die eine Meisterin im Giftmischen war, einen tödlichen Trank zu bereiten, welchen sie ohne weitere Ueberlegung dem Restagnon, der sich nichts Böses versah, an einem Abend, wie er erhitzt nach Hause kam und durstig war, zu trinken gab. Das Gift wirkte so schnell, daß er auch noch vor dem anderen Morgen seinen Geist aufgab. Wie Fouques und Hügues und ihre Liebhaberinnen seinen plötzlichen Tod erfuhren, beweinten sie mit Ninette ihren Freund und Schwager, argwöhnten aber nichts von der Vergiftung und ließen ihn anständig begraben. Allein nicht lange darnach ward die Alte

wegen einer anderen Übelthat eingezogen und bekannte auf der Folter unter mehreren Frevelthaten auch diese, daß sie für Ninette einen Gifttrank bereitet hätte, und so kam auch Ninette's Verbrechen an den Tag. Der Herzog von Candia ließ davon nichts öffentlich verlauten, sondern ließ an einem Abend den Palast der Geschwister in aller Stille besetzen und Ninette ohne Geräusch und Widerstand aufheben und in's Gefängnis bringen. Diese gestand auch ohne Zwangmittel alles, was der Herzog von der Ursache des Todes ihres Liebhabers zu wissen verlangte. Fouques und Hügues wurden indessen unter der Hand von dem Herzoge benachrichtigt, aus welcher Ursache er ihre Schwägerin hätte einziehen lassen; sie sagten es auch den beiden Schwestern und alle wurden darüber auf's schmerzlichste betrübt, doch wünschten sie sehr, ihre Schwester vom Scheiterhaufen zu retten, welcher ihr wahrscheinlich bevorstand und welchen sie auch reichlich verdient hatte; allein es schien, daß alle ihre Mühe vergeblich wäre, weil der Herzog darauf bestand, strenge Gerechtigkeit an ihr auszuüben.

Madelon war ein reizendes Geschöpf. Schon längst hatte sie der Herzog mit lüsternen Augen angesehen, aber nie etwas von ihr erlangen können. Jetzt kam sie auf den Gedanken, daß sie vielleicht ihre Schwester vom Feuer erretten könnte, wenn sie seine Liebe begünstigte, und sie ließ ihm demnach unter der Hand Hoffnung machen, daß sie sich ihm ergeben würde, wenn er ihre Schwester auf freien Fuß stellen und ihr selbst unverbrüchliche Verschwiegenheit versprechen wollte. Der Herzog stand lange Zeit bei sich an, ehe er sich entschließen konnte, in den Vertrag zu willigen; doch endlich siegte seine Leidenschaft, und er gab seine Einwilligung. Er ließ demnach mit Madelons Genehmigung den Fouques und Hügues, unter dem Vorwande, sie gerichtlich zu verhören, an einem Abend in Verwahrung bringen und sich unterdessen heimlich von ihr beherbergen. Ninette hatte er vorher zum Schein in einen Sack thun lassen, als ob sie sollte ersäuft werden; er brachte sie aber insgeheim mit sich zu ihrer Schwester und schenkte sie dieser zum Lohn für die Nacht. Am folgenden Morgen bat er sie, diese erste Nacht ihres Liebesverständnisses nicht die letzte sein zu lassen und ihre strafbare Schwester in der Stille zu entfernen, damit sie ihm nicht zum Vorwurf gereichen und damit er nicht gezwungen werden möchte,

von neuem mit Strenge gegen sie zu verfahren. Am folgenden Tage wurden Fouques und Hügues wieder entlassen, und man sagte ihnen, Ninette sei gesäckt worden; sie glaubten es auch und gingen nach Hause, um ihre Liebhaberinnen über den Tod ihrer Schwester zu trösten. Allein so vorsichtig Madelon sich auch bemühte, sie verborgen zu halten, so ward sie doch Fouques gewahr und verwunderte sich sehr darüber. Weil er nun schon gehört hatte, daß der Herzog in Madelon verliebt wäre, so schöpfte er Verdacht und fragte sie, wie es zuginge, daß Ninette sich in ihrem Hause befände. Madelon wußte ihm zwar aus dem Stegreif eine lange Fabel darüber zu erzählen; allein, er war zu schlau und glaubte kein Wort davon, vielmehr drang er noch heftiger in sie, ihm die Wahrheit zu gestehen. Nachdem sie allerlei Ausflüchte vergeblich versucht hatte, gestand sie endlich alles. Vor Schmerz und Wut auf einmal außer sich, zog Fouques sein Schwert, achtete nicht ihres Flehens um Gnade, und durchbohrte ihr die Brust. Hierauf ergriff ihn die Furcht vor dem Zorn und der Rache des Herzogs; er ließ also Madelons Leichnam liegen, eilte zu Ninette, nahm eine unbefangere Miene an und sagte zu ihr: „Laß Dich augenblicklich von mir nach dem Ort geleiten, welchen Dir Deine Schwester zum Aufenthalte bestimmt hat, damit Du dem Herzoge nicht wieder in die Hände fallest."

Ninette glaubte ihm, ihre Furcht gebot ihr, zu eilen und sie dachte nicht daran, von ihrer Schwester Abschied zu nehmen, indem sie des Abends mit Fouques aus dem Hause ging. Fouques nahm soviel Geld mit, als er in der Geschwindigkeit bei der Hand hatte, welches nicht viel betrug; sie gingen an's Ufer und bestiegen ein Schiff, und man hat nie erfahren, was weiter aus ihnen geworden ist.

Wie der Morgen anbrach, und Madelon tot gefunden ward, gab es einige Leute, welche aus Neid und Feindschaft gegen Hügues den Herzog sogleich davon benachrichtigten. Dieser Fürst, welcher die Madelon leidenschaftlich geliebt hatte, eilte nach ihrem Hause und ehe noch Hügues und Berthole wußten, daß Madelon tot und Fouques mit Ninette entflohen war, ließ er sie beide in's Gefängnis setzen und zu dem Bekenntnis zwingen, daß sie ihrem Schwager behülflich gewesen wären, die Madelon zu ermorden. Da ihnen nun dieses Bekenntnis unfehlbar das Leben kosten mußte, so bestachen sie, nicht ohne

viele Mühe, ihre Wächter mit einer Summe Geldes, die sie für den Notfall heimlich mitgenommen hatten, mit ihnen zu entwischen. Sie hatten nicht Zeit, das Geringste von dem Ihrigen mitzunehmen, sondern bestiegen nur in der größten Eile ein Boot und flohen bei Nacht und Nebel nach Rhodus, wo sie in Kummer und Elend nur eine kurze Zeit ihr Leben fristeten.

So brachte Restagnon durch seine ungeziemende Liebe und Ninette durch ihre Eifersucht sich und die Ihrigen in Jammer und Unglück.

Vierunddreißigste Erzählung.

Gulielmo, welchen die Geschichte als den zweiten König von Sizilien anführt, hatte nur zwei Kinder, einen Sohn, namens Ruggieri und eine Tochter, Constanza genannt. Ruggieri starb früher als sein Vater und hinterließ einen Sohn, welcher Gerbino hieß. Sein Großvater ließ ihn mit vieler Sorgfalt erziehen und er ward ein schöner, leutseliger und biederer Jüngling. Sein Ruhm verbreitete sich nicht nur in Sizilien, sondern erscholl auch in vielen anderen Ländern und ward besonders in der Barbarei bekannt, welche damals dem Könige von Sizilien zinsbar war. Unter denen, welchen der Ruhm von Gerbino's großen Vorzügen zu Ohren kam, befand sich die Tochter des Königs von Tunis, welche nach dem Zeugnis eines jeden, der sie gesehen hatte, nicht nur das schönste, sondern auch das edelmütigste und liebenswürdigste Geschöpf war, das jemals die Natur hervorbrachte. Da sie gern von tapferen und biederen Männern reden hörte, so merkte sie auf die rühmlichen Thaten, welche bald dieser bald jener von Gerbino erzählte, mit so vielem Wohlgefallen und dachte mit solcher Wollust daran, daß sie sich ein Bild von ihm entwarf und sich so sehr in dieses Geschöpf ihrer Einbildung verliebte, daß sie von niemand anders lieber sprach oder reden hörte, als von Gerbino.

Von der andern Seite hatte sich der Ruf ihrer eigenen Schönheit und herrlichen Tugenden nicht minder allgemein verbreitet und war auch in Sizilien nicht vergeblich dem Prinzen Gerbino zu Ohren gekommen, vielmehr hatte er so viel Wohlgefallen daran gefunden, daß er nicht weniger für die Prinzessin eingenommen war, als sie für ihn. Er ward demnach über alle Maßen begierig, sie zu sehen, und indem er nur auf eine schickliche Gelegenheit wartete, seinen Großvater um die Erlaubnis zu bitten, nach Tunis zu gehen, gab er einem jeden seiner Freunde, welcher dahin ging, den Auftrag, ihr mit guter Manier seine geheimen Wünsche und seine große Liebe zu erkennen zu geben und ihm wieder von ihr Nachricht zu bringen. Einem von ihnen gelang es, diesen Auftrag sehr geschickt auszurichten, indem er ihr, als ein Kaufmann verkleidet, allerlei Frauenzimmerschmuck anbot und dabei Gelegenheit nahm, ihr die Liebe des Prinzen zu entdecken und ihr zu versichern, daß er und alles, was er vermöchte, ihr ganz zu Gebote stände.

Sie empfing die Botschaft und den Abgesandten mit Freuden, gab ihm zur Antwort, daß sie nicht minder zärtlich gegen den Prinzen gesinnt wäre und schickte ihm zum Beweise eines von ihren liebsten Kleinoden zum Geschenk.

Gerbino war so entzückt über diese Antwort, wie über den Empfang des teuersten Geschenkes von der Welt; er schrieb noch oft an die Prinzessin durch denselben Boten, sandte ihr manches köstliche Geschenk und knüpfte mit ihr ein gewisses Verständnis an, daß sie einander sehen und sprechen wollten, wenn das Glück ihnen eine günstige Gelegenheit darböte.

Weil es sich aber damit, zum nicht geringsten Mißbehagen der Prinzessin und des eben so zärtlichen Gerbino, ein wenig zu sehr in die Länge verzog, so begab es sich unterdessen, daß der König von Tunis seine Tochter dem Könige von Granada zur Gemahlin versprach, worüber sie sich außerordentlich grämte; weil sie dadurch nicht nur weit von ihrem Liebhaber entfernt, sondern ihm auch auf immer entrissen ward, und wenn sie nur ein Mittel gewußt hätte, so wäre sie gerne, um dieses zu verhüten, von ihrem Vater geflohen, um sich dem Gerbino in die Arme zu werfen. Gerbino ward ebenfalls äußerst bestürzt über die Nachricht von dieser Vermählung, und sann oft ernstlich auf

Mittel, die Prinzessin mit Gewalt zu entführen, im Falle sie zur See zu ihrem künftigen Gemahl reisen sollte.

Der König von Tunis erfuhr inzwischen etwas von diesem Liebesverständnis und von den Absichten des Gerbino, und da er seine Tapferkeit kannte und Gewalt befürchtete, so gab er, wie die Zeit der Abreise seiner Tochter kam, Nachricht davon an den König Guilielmo, und bat um Sicherheit, daß weder Gerbino, noch irgend ein anderer, ihre Reise stören sollte.

Der König Guilielmo, der ein alter Herr war und von der Liebe seines Enkels nichts wußte, ließ sich nichts von einer solchen Ursache träumen, weswegen man diese Sicherheit von ihm verlangte. Er bewilligte sie demnach ohne Schwierigkeit, und schickte dem Könige von Tunis seinen Handschuh darüber zum Pfande. Wie dieser das Pfand in den Händen hatte, ließ er ein großes prächtiges Schiff in dem Hafen von Karthago ausrüsten, und es mit allem versehen, was zur Bequemlichkeit derjenigen dienen konnte, welche damit abreisen sollte. Indes alle diese großen Anstalten gemacht wurden, und man nur noch auf guten Wind wartete, hatte die junge Prinzessin, die das alles sah und hörte, insgeheim einen ihrer Diener nach Palermo gesandt, und ihm befohlen, den schönen Gerbino von ihr zu grüßen und ihm zu sagen: sie ginge in einigen Tagen nach Granada ab und jetzt wäre es Zeit, zu zeigen, ob er so tapfer wäre, wie man von ihm rühmte, und ob er sie so aufrichtig liebte, wie er ihr oft hätte versichern lassen. Der Bote richtete seinen Auftrag pünktlich aus und kam zurück nach Tunis.

Wie Gerbino diese Botschaft erhielt und hörte, daß sein Großvater dem Könige von Tunis sein Wort gegeben hatte, wußte er sich nicht zu raten; doch da der Sporn der Liebe ihn trieb, und die Worte der Prinzessin ihn aufforderten und da er sich nicht der Feigheit verdächtig machen wollte, so ging er nach Messina, ließ daselbst in aller Eile zwei leichte Galeeren ausrüsten, bemannte sie mit tapferen Leuten und kreuzte damit jenseits Sardinien, um das Schiff der Prinzessin aufzufangen. Er hatte auch noch nicht lange gewartet, als das Schiff mit einem schwachen Lüftchen angesegelt kam. Sobald er es erblickte, rief er seinen Gefährten zu: „Meine Freunde, wenn Ihr die tapferen Männer seid, wofür ich Euch halte, so wird auch

wohl keiner unter Euch sein, der nicht liebt, oder geliebt hat, denn ich glaube, daß kein Sterblicher ohne die Liebe zu etwas großem und gutem fähig ist, und wenn Ihr verliebt gewesen oder es noch seid, so könnt Ihr Euch leicht meine Wünsche erklären. Ich liebe und die Liebe bewog mich, Euch diese Mühe zu verursachen; der Gegenstand meiner Zärtlichkeit befindet sich auf dem Schiffe, welches uns dort entgegen kommt und außer diesem, der mir am meisten am Herzen liegt, ist es auch noch mit großen Schätzen beladen, die Ihr, wenn Ihr tapfer seid, mit leichter Mühe erobern könnt. Ich begehre für meinen Anteil an der Beute nichts weiter, als ein einziges Frauenzimmer, um dessentwillen ich allein die Waffen ergriffen habe, das übrige bleibt Euch meinetwegen von Stund an gänzlich überlassen. Frisch auf denn, laßt uns auf gutes Glück das Schiff angreifen, der Himmel selbst begünstigt unsere Unternehmung und versagt jenen den Wind, damit sie uns nicht entkommen."

Der schöne Gerbino hätte bei weitem so viele Worte nicht nötig gehabt, denn seine Messinesen waren begierig genug auf den Raub, um von selbst zu dem Werke Lust zu zeigen, wozu er sie mit seiner Rede aufmunterte. Sie antworteten mit einem lautem Geschrei des Beifalls, stießen in die Trompeten, griffen zu den Waffen, und ruderten fröhlich nach dem Schiffe zu. Wie die Mannschaft desselben die Galeeren gewahr ward und fand, daß es unmöglich war, zu entfliehen, rüstete sie sich zur Gegenwehr. Wie Gerbino sich ihnen näherte, ließ er ihnen zurufen, sie sollten ihren Befehlshaber zu ihm an Bord kommen lassen, wenn sie sich nicht mit ihm schlagen wollten. Die Sarazenen, welche sahen, mit wem sie es zu thun hatten, antworteten, man könne sie nicht angreifen, ohne das Wort des Königs Guilielmo zu brechen, und sie zeigten deswegen seinen Handschuh vor, indem sie zugleich erklärten, daß sie ohne zu fechten, weder sich selbst ergeben, noch irgend etwas, das sich an Bord ihres Schiffes befände, ausliefern würden.

Gerbino, der indessen von dem Verdeck seiner Galeere die reizende Prinzessin erblickt, und sie noch weit schöner gefunden hatte, als er sich dachte, ward dadurch noch mehr entflammt und sprach, indem man ihm den Handschuh zeigte: „Hier ist nicht die Rede von einer Falkenjagd, wobei man Handschuhe

nötig hat. Gebt die Prinzessin heraus, oder macht Euch fertig zum Gefecht."

Nun säumte man nicht länger, einander mit Pfeilen und Steinen zu beschießen und lange ward die mörderische Schlacht mit großem Verlust auf beiden Seiten fortgesetzt. Wie Gerbino endlich fand, daß das Ferngefecht ihm nichts fruchtete, ließ er ein Boot aussetzen, das er aus Sardinien mitgebracht hatte, und ließ es an das feindliche Schiff befestigen und in Brand stecken, indes er befahl, seine beiden Galeeren mit ihren Enterhaken sich an die Seiten desselben anzuklammern. Wie die Sarazenen dieses sahen, und daß ihnen nichts anderes übrig blieb, als sich zu ergeben, oder zu sterben, brachten sie die Prinzessin, welche in Thränen schwamm, auf das Verdeck, führten sie nach dem Vorderkastell und obgleich sie mit heißen Thränen um Schonung bat, so mordeten sie sie dennoch vor Gerbinos Augen und riefen ihm zu, indem sie den Leichnam in's Meer warfen: „Da, nimm sie hin, so wie wir sie Dir geben dürfen, und wie Deine Treulosigkeit es verdient!"

Gerbino wünschte nur den Tod, wie er ein Zeuge dieser Grausamkeit war, weder Steine noch Pfeile konnten ihn jetzt aufhalten, trotz der Menge der Feinde, die ihm widerstand, in das feindliche Schiff zu dringen; und so wie der grimmige Löwe, wenn er unter die wehrlose Herde sprengt, mit Zahn und Kralle bald hier, bald dort würgt, und eher seine Wut als seinen Hunger zu sättigen sucht, so würgte Gerbino mit dem Schwert in der Hand die Türken nieder, und indem die Flamme in dem Schiffe schon anfing, um sich zu greifen, ließ er seine Leute rauben und plündern, was sie konnten, und bestieg nach diesem traurigen Siege über seine Feinde sein eigenes Schiff. Den Leichnam der Prinzessin ließ er auffischen, weinte über sie bittere Thränen, und wie er in Sizilien wieder landete, ließ er ie auf Ustica, einer kleinen Insel, Trapani fast gegenüber, eierlich zur Erde bestatten, worauf er höchst betrübt sich wieder ach Hause begab.

Wie der König von Tunis dieses erfuhr, schickte er Abesandte in Trauerkleidern zum Könige Guilielmo, die sich eschweren mußten. daß man ihrem Herrn so übel Wort gehalten ätte und dem König den ganzen Vorfall mit allen Umständen

erzählten. Der alte König ward darüber sehr bekümmert, allein ihm blieb kein Mittel übrig, die Genugthuung zu versagen, die man von ihm forderte. Er ließ demnach seinen Enkel in Verhaft bringen, und obwohl unter seinen Baronen kein einziger war, der nicht um Gnade für ihn bat, so sprach er ihm doch selbst das Todesurteil und ließ ihn vor seinen Augen enthaupten, weil er lieber seinen einzigen Enkel verlieren, als treulos und wortbrüchig werden wollte.

So starben die beiden Liebenden in wenigen Tagen nach einander eines schmerzlichen Todes, ohne die geringste Frucht ihrer Liebe genossen zu haben.

Fünfunddreißigste Erzählung.

Es waren in Messina drei Brüder, die Söhne eines bemittelten Kaufmanns aus San Gimignano, welche ihr Vater in sehr guten Umständen zurückgelassen hatte. Diese hatten eine Schwester, mit Namen Lisabetta, ein junges, schönes und wohlerzogenes Mädchen, an deren Verheiratung sie aber (es sei aus welcher Ursache es wolle) nicht dachten. In einem ihrer Kramladen diente ein junger Mann aus Pisa, Namens Lorenzo, welcher alle ihre Geschäfte leitete und ausrichtete. Da er ein schöner, angenehmer, junger Mann war, und Lisabetta ihn täglich vor Augen hatte, so fand sie allmählich großen Gefallen an ihm; und wie Lorenzo dieses bei einigen Gelegenheiten bemerkte, so gab er ebenfalls alle seine anderen Liebeshändel auf, und fing an, seine Gedanken auf Lisabetta allein zu richten. Da sie nun einander an beiden Seiten gefielen, so währte es nicht lange, bis sie sich gegenseitig ihre Wünsche und Neigungen eröffneten und ihr angefangenes Liebesverhältnis zum Vergnügen beider Teile eine geraume Zeit lang fortsetzten. Weil sie aber dabei nicht vorsichtig genug zu Werke gingen, so traf es sich eines Abends, indem Lisabetta zu ihrem Lorenzo in's Zimmer ging, daß der ältere Bruder (unbemerkt von ihr) es gewahr ward. So sehr ihn dieses auch verdroß

so war er doch klug genug, sich nichts merken zu lassen, daß er sie belauscht hatte, sondern er wartete den andern Morgen ruhig ab, und überlegte indessen die Maßregeln, die er nehmen wollte. Des andern Morgens früh erzählte er seinem Bruder, was er des Abends zuvor entdeckt hatte und nach langer Beratschlagung beschlossen sie einmütig, um sich selbst und ihre Schwester nicht in Schimpf zu bringen, daß sie stillschweigen und sich stellen wollten, als ob sie nichts gesehen und bemerkt hätten, bis sie eine bequeme Gelegenheit fänden, ohne Geräusch und Gefahr ihre Schande auszulöschen, ehe die Sachen zu weit gingen. Indessen verbargen sie ihre Absicht, stellten sich in ihren Reden und in ihrem Betragen gegen Lorenzo immer so freundlich wie sonst, und auf diese Weise gaben sie einst auch vor, sie wollten sich in Gesellschaft mit ihm außer der Stadt ein Vergnügen machen. Indessen sie ihn nun an einen einsamen Ort lockten und die Gelegenheit günstig fanden, schlugen sie ihn tot und verscharrten ihn an einem Orte, wo ihn niemand finden konnte. Wie sie nach der Stadt zurück kamen, gaben sie vor, sie hätten ihn in Geschäften auf Reisen geschickt, und dieses fand um desto leichter Glauben, da sie ihn oft umher zu verschicken pflegten. Wie er aber in langer Zeit nicht wieder kam, und Lisabetta ihre Brüder oft angelegentlich nach ihm fragte, weil seine Abwesenheit ihr zu lange dauerte, gab ihr einst einer von ihnen zur Antwort: „Was soll das bedeuten? Was geht Lorenzo Dich an, daß Du Dich so oft nach ihm erkundigst? Wo Du noch einmal nach ihm fragst, so werden wir Dir antworten, wie sich's gebührt."

Das Mädchen ward darüber äußerst traurig; doch da sie nichts damit ausrichten konnte, so unterließ sie, ferner nach ihm zu fragen; allein sie pflegte ihn oft des Nachts zärtlich zu rufen und ihn zu sich zu wünschen; oft schwamm sie in Thränen, klagte Stunden lang um ihn und harrte beständig, ohne eine frohe Stunde zu genießen. Einst, wie sie in der Nacht bitterlich darüber weinte, daß ihr Lorenzo nicht wiederkam und wie sie endlich unter vielen Thränen einschlief, erschien er ihr im Traume, blaß und verstört, mit zerrissenen und vermoderten Kleidern, und es schien ihr, als ob er zu ihr sagte: „Ach Lisabetta! Es ist umsonst, wenn Du rufst, Dich über meine lange Abwesenheit bekümmerst und mich deswegen mit Deinen Thränen anklagst. Wisse, daß

ich nie wiederkommen kann; denn an dem Tage, da wir das letzte Mal einander sahen, haben Deine eigenen Brüder mich erschlagen." Er beschrieb ihr auch den Ort, wo sie ihn verscharrt hätten und bat sie, ihn nicht mehr zu rufen und nicht auf ihn zu warten, worauf er verschwand.

Sie erwachte und glaubte an die Erscheinung. Wie sie des Morgens aufstand, wagte sie es nicht, ihren Brüdern etwas darüber zu sagen; allein sie nahm sich vor, nach dem angezeigten Orte zu gehen und zu sehen, ob dasjenige, was sie im Traume vernommen hatte, sich wirklich so verhielte. Sobald sie sich demnach Erlaubnis verschaffen konnte, sich außer der Stadt ein wenig zu erholen, ging sie mit einer vertrauten Magd, welche um ihr Geheimnis wußte und die Verliebten oft bei einander gesehen hatte, nach der bezeichneten Stelle, wo sie ein wenig dürres Laub wegräumten, unter welchem sie an der lockersten Stelle anfingen zu graben. Sie waren noch nicht sehr tief in die Erde gekommen, als sie den Leichnam des unglücklichen Lorenzo fanden, welchen die Faulnis noch nicht sehr entstellt hatte. Lisabetta fand demnach die Wahrheit der Erscheinung bestätigt und wollte vor Schmerz darüber vergehen. Da sie mit Thränen nichts ausrichten konnte, so hätte sie wenigstens gewünscht, den Leichnam ganz fortbringen zu können, um ihm ein anständigeres Begräbnis zu verschaffen. Weil aber auch dieses nicht möglich war, so trennte sie mit einem Messer das Haupt von dem Rumpfe, wickelte es in ein Tuch und ließ es ihre Magd in der Schürze tragen, worauf sie den Leichnam wieder mit Erde bedeckten, und ohne daß jemand etwas davon gemerkt hätte, wieder nach Hause gingen. Hier vergoß Lisabetta zuerst in ihrer Kammer so viele und heiße Thränen über dem Haupte, daß sie es ganz damit badete, indem sie es zugleich mit tausend zärtlichen Küssen bedeckte. Darauf nahm sie einen großen schönen Topf, in welchem man Majoran oder Basilikum zu pflanzen pflegt, wickelte den Kopf in ein kostbares Tuch und legte ihn hinein, bedeckte ihn mit Erde und pflanzte darin eine Staude von dem schönsten salernitanischen Basilikum, welche sie mit nichts begoß, als mit Rosen- und Pommeranzenwasser und mit ihren eigenen Thränen. Bei diesem Topfe pflegte sie beständig zu sitzen und ihre Blicke daran zu weiden, als an demjenigen Behältnis, welches ihren

Lorenzo umschloß. Oft, wenn sie ihn lange betrachtet hatte, vergoß sie über ihn so häufig Thränen, daß sie die ganze Staude damit benetzte. Da sie dieses oft und lange wiederholte und die Erde überdies von dem verwesenden Kopfe gedüngt ward, so wuchs die Staude so schön und üppig heran, daß sie den herrlichsten Wohlgeruch verbreitete.

Weil sich Lisabetta immer so viel mit dem Topfe beschäftigte, so wurden dieses die Nachbarn oft gewahr, und entdeckten den Brüdern, die sich sehr darüber verwunderten, daß ihre Schönheit so dahin schwand, und daß ihr die Augen oft wie aus dem Kopfe geschwollen waren, was sie bemerkt hätten, und was Lisabetta sich täglich zum Geschäfte machte. Wie die Brüder dieses erfuhren und es wahr befanden, mahnten sie ihre Schwester einige Mal davon ab, und wie dieses nicht half, ließen sie ihr einst den Topf heimlich wegnehmen. Wie sie ihn vermißte, bat sie mehr als einmal inständig, man möchte ihn ihr wiedergeben, und wie sie dieses nicht erhalten konnte, hörte sie nicht auf zu weinen und zu klagen, bis sie darüber krank ward, und auch während ihrer Krankheit seufzte sie nur immer nach ihrem Topfe.

Die Brüder, welche die Ursache davon nicht begreifen konnten, wurden neugierig zu wissen, was in dem Topfe verborgen wäre. Wie sie die Erde wegräumten, fanden sie das Tuch und in demselben den Kopf, der noch nicht so völlig verwest war, daß sie ihn nicht an den krausen Locken für den Kopf des Lorenzo erkannt hätten. Sie erschraken darüber und fürchteten, die Sache möchte ruchbar werden. Sie verscharrten den Kopf und eilten, Messina zu verlassen und das Ihrige auf die Seite zu schaffen, womit sie nach Neapel flüchteten. Lisabetta hörte indessen nicht auf, zu weinen und ihren Basilikum zu fordern, bis sie vor Kummer starb, und so nahm ihre unglückliche Liebe ein Ende.

Nach einiger Zeit erfuhren viele Leute diese Geschichte und es ward dadurch jemand veranlaßt, das Lied zu dichten, das man heutigen Tages so oft singen hört:

Wer war der Barbar mit dem Herzen von Stahl,
Der mir mein Salerner Basilikum stahl?

Sechsunddreißigste Erzählung.

In Brescia war ein angesehener Mann, namens Messer Negro da Ponte Carrero, welcher verschiedene Kinder und unter anderen eine sehr schöne, noch unverheiratete Tochter, namens Andreola, hatte, die sich zufälligerweise in einen ihrer Nachbarn verliebte, der Gabriotto hieß und zwar von geringer Herkunft war, aber von löblichen Sitten und dabei schön und liebenswürdig von Gestalt. Mit Beihülfe einer Magd wußte sie nicht nur dem Gabriotto ihre Liebe zu erkennen zu geben, sondern es auch so einzurichten, daß er sie in einem schönen Garten ihres Vaters zu ihrem beiderseitigen Vergnügen mehr als einmal sprechen konnte und damit nichts als der Tod ihre glückliche Verbindung trennen möchte, so wurden sie insgeheim Mann und Weib. Indem sie nun von Zeit zu Zeit ihre verstohlenen Zusammenkünfte fortsetzten, traf es sich einmal, daß Andreola im Traume sich mit Gabriotto in dem Garten zu befinden und ihn voll beiderseitiger Wonne zu umarmen glaubte. Plötzlich schien es ihr, daß etwas Dunkles und Schreckliches aus seinem Leibe hervorginge, dessen Gestalt sie nicht erkennen konnte, welches den Gabriotto ergriff und all' ihres Sträubens ungeachtet ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ihren Armen entriß. Sie empfand darüber einen so heftigen Schmerz, daß sie davon erwachte, wiewohl sie sich freute, daß es nur ein Traum gewesen war, so verursachte dieser Traum ihr doch einige Besorgnis. Wie demnach Gabriotto am folgenden Abend wünschte, sie zu besuchen, gab sie sich alle Mühe, ihn abzuhalten, zu ihr zu kommen; weil er aber so sehr darauf bestand, daß sie fürchten mußte, er würde etwas Unrechtes argwöhnen, wenn sie sich seinem Willen widersetzte, so empfing sie ihn des Abends in ihrem Garten, woselbst sie, weil es in der Rosenzeit war, eine Menge weißer und roter Rosen pflückten, und sich darauf miteinander neben einem schönen, kristallhellen Brunnen lagerten. Nachdem sie dort eine geraume Zeit in frohem Genusse verweilt hatten, fragte Gabriotte sie nach der Ursache, weswegen sie ihm diese Zusammenkunft hätte verlagen wollen. Sie erzählte ihm darauf den Traum, den sie in der vergangenen Nacht gehabt hatte, und die Besorgnis, welche sie deswegen empfunden habe.

Gabriotto lachte darüber und behauptete, es wäre eine große Thorheit, an Träume zu glauben, weil sie bloß von zu vielem Überfluß oder Mangel an Speise und Trank herrührten, und weil man täglich sähe, daß sie lauter nichtige Dinge wären. „Wenn ich (fuhr er fort), auf jeden Traum achten wollte, so wäre ich selbst heute nicht zu Dir gekommen, und zwar nicht um Deines Traumes willen, sondern wegen eines anderen, den ich ebenfalls in der vorigen Nacht geträumt habe. Ich glaubte mich nämlich in einem schönen und anmutigen Walde zu befinden, und indem ich dort jagte, fing ich ein Reh, das so schön und niedlich war, als ich irgend eines gesehen hatte; es war weiß wie der Schnee und gewöhnte sich in kurzer Zeit so sehr an mich, daß es mir nicht von der Seite kam; dabei war es mir so lieb geworden, daß ich, um es nie zu verlieren, ihm ein goldenes Halsband umgethan hatte, mit einer goldenen Kette, an welcher ich es beständig führte. Wie dieses Reh hernach einmal neben mir lag und seinen Kopf in meinen Schoß gelegt hatte, schien es mir, als wenn eine kohlschwarze Windhündin (ich weiß nicht woher), heißhungrig und schrecklich anzusehen, auf mich zugesprungen kam, welche mir die Schnauze an die linke Brust setzte, mir bis an das Herz in den Busen nagte, es herausriß und damit fortlief, welches mich so greulich schmerzte, daß ich davon erwachte und den Augenblick mit der Hand nach meiner Seite fühlte, ob daselbst etwas Böses befindlich wäre. Wie ich aber nichts fand, lachte ich über mich selbst, daß ich darnach gesucht hatte. Allein, was hat das auf sich! Ich habe dergleichen Träume und noch wohl schrecklichere, schon oft gehabt, und mir ist darum nichts mehr, noch weniger geschehen; laß es also nur gut sein und laß uns die Zeit zu unserem Vergnügen anwenden."

War das junge Weibchen bereits über ihren eigenen Traum erschrocken, so erschrak sie jetzt noch mehr, wie sie dieses hörte; doch um ihrem Gabriotto keinen Unmut zu verursachen, gab sie sich alle Mühe, ihre Furcht zu verbergen. Obwohl sie ihn demnach einmal über das andere mit anscheinender Heiterkeit zärtlich umarmte, so konnte sie sich dennoch nicht enthalten, eine gewisse Unruhe zu empfinden, die sie sich selbst nicht erklären konnte, und von Zeit zu Zeit, öfter als sie gewöhnt war, ihm in's Gesicht zu sehen, bald um sich her zu

schauen, ob sich nicht etwas näherte. Mit einem Mal stieß Gabriotto einen tiefen Seufzer aus, schmiegte sich an sie und rief: „O weh, meine Teuerste! Hilf mir, ich sterbe!“ Mit diesen Worten sank er nieder auf den Rasen.

Äußerst erschrocken empfing ihn Andreola in ihrem Schoße und fragte mit Thränen: „Was ist Dir, mein Geliebter?“ Allein Gabriotto gab keine Antwort; der Todesschweiß trat ihm vor die Stirne, er atmete nur noch einmal auf und verschied. Wie heftig sein plötzlicher Tod die junge Frau bewegte, die ihn mehr als sich selbst liebte, das kann man sich leicht denken. Sie weinte bitterlich und rief ihn mehr als einmal; allein vergeblich. Nachdem sie ihn am ganzen Leibe befühlt und ihn überall kalt und erstarrt gefunden hatte, konnte sie seinen Tod nicht länger bezweifeln und nun wußte sie sich weder zu raten noch zu helfen. Mit verweinten Augen eilte sie, ihre vertraute Magd zu rufen und klagte ihr ihre Not und ihren Schmerz, und nachdem sie beide eine Zeitlang über dem erblaßten Antlitze des Gabriotto geweint hatten, sagte die junge Frau zu ihrer Magd: „Ich mag nicht länger leben, nachdem mir der Tod meinen einzigen Geliebten geraubt hat; doch ehe ich die Hand an mich selbst lege, wünschte ich, daß wir ein Mittel finden könnten, meine Ehre und das Geheimnis meiner Liebe in Sicherheit zu stellen, und diesem Leichnam, dessen geliebter Geist entflohen ist, zum Begräbnis zu verhelfen.“

„Gott verhüte, mein Töchterchen (versetzte die Magd), daß Du Dich um's Leben brächtest! denn nachdem Du Deinen Geliebten in dieser Welt verloren hast, so würde er auch in jener Welt für Dich ewig verloren sein, wenn Du zur Mörderin an Dir selbst würdest; denn Du würdest zur Verdammnis fahren, wohin seine Seele gewiß nicht gegangen ist, weil er ein guter Jüngling war. Du solltest lieber suchen, Dich zu trösten, und durch Gebete und gute Werke seiner Seele beizustehen, wenn er dessen vielleicht wegen einiger Sünden bedürfte. Zu seinem Begräbnis ist leicht Rat zu schaffen. Wir können ihn entweder hier im Garten begraben und niemand wird etwas davon erfahren, weil kein Mensch weiß, daß er jemals hierher gekommen ist; oder wenn Dir das nicht gefällt, so laß uns ihn vor den Garten hinaustragen, wo man ihn morgen früh wohl finden

und ihn nach Hause tragen wird, damit die Seinigen ihn zur Erde bestatten."

So tief betrübt die junge Witwe war und so wenig sie aufhören konnte zu weinen, so war sie doch aufmerksam auf die Ermahnung ihrer Magd. Der erste Teil derselben wollte ihr nicht in den Sinn und auf den zweiten gab sie zur Antwort: „Das verhüte der Himmel, daß ich zugeben sollte, daß mein Geliebter und Gemahl wie ein Hund verscharrt, oder auf die Straße hinausgeworfen würde! meine Thränen sind über ihn geflossen, und soviel an mir liegt, will ich dazu beitragen, daß auch die Thränen seiner Verwandten ihm fließen sollen; ich weiß, auch schon, wie wir es anfangen wollen."

Sie schickte darauf sogleich ihre Magd nach einem seidenen Gewande, das sie in ihrem Kasten hatte; dieses breitete sie auf die Erde nnd legte den Leichnam darauf, legte ihm ein Ohrkissen unter das Haupt und nachdem sie ihm Mund und Augen zugedrückt, ihm einen Kranz von Rosen aufgesetzt nnd ihn mit den übrigen gepflückten Rosen bestreut hatte, sprach sie zu der Magd: „Von hier bis nach seiner Hausthür ist der Weg nicht lang; darum wollen wir, sobald wir ihn gehörig eingewickelt haben, ihn dahin tragen, und ihn vor seiner Schwelle niederlegen. Der Tag ist nicht mehr fern; dann wird man ihn finden und so wenig tröstlich dieses für seine Verwandten sein wird, so ist es doch für mich beruhigend, in deren Armen er gestorben ist."

Mit diesen Worten beugte sie sich noch einmal über das Antlitz des Toten und badete es lange Zeit mit ihren Thränen. Mehr als einmal mußte die Magd sie erinnern, daß es schon anfing zu tagen; endlich richtete sie sich wieder auf, zog den Ring von ihrem Finger, der sie mit Gabriotto vermählt hatte, und sprach mit Thränen, indem sie ihn an den Seinigen steckte: „Teuerster Gemahl! wenn Dein Geist mich noch umschwebt und meine Thränen sieht, oder wenn dem Leibe, nachdem die Seele entflohen ist, noch einige Empfindungen übrig bleiben, so empfange mit Wohlgefallen dies letzte Geschenk von derjenigen, die Du in Deinem Leben so sehr geliebt hast." Indem sie dieses sprach, sank sie ohnmächtig auf den Leichnam hin und wie sie sich ein wenig wieder erholte, hob sie mit Hülfe ihrer Magd das Tuch auf, worin er gewickelt war, und nahm ihren Weg aus dem Garten nach seinem Hause. Der Zufall wollte,

daß ihnen von ungefähr die Wächter begegneten, welche den Leichnam bei ihnen fanden und sie anhielten. Andreola, welche sich den Tod mehr, als das Leben wünschte, und die Wächter erkannte, sprach mit Entschlossenheit: „Ich sehe wohl, wer Ihr seid, und daß ich umsonst versuchen würde, Euch zu entfliehen; ich bin bereit, mit Euch zu gehen, und mich vor Gericht zu stellen, um von diesem Vorfalle Rechenschaft zu geben; doch keiner von Euch unterstehe sich, da ich Euch willig folge, Hand an mich zu legen, oder etwas an diesem Leichnam zu berühren, wenn er nicht will, daß ich ihn verklagen soll." Die Wächter gehorchten und führten sie nach dem Richthause, ohne sie oder den Leichnam anzutasten.

Der Richter stand auf, ließ Andreola in sein Zimmer kommen, und verhörte sie sehr umständlich, und nachdem auch die Ärzte den Leichnam besichtigt und untersucht hatten, ob er nicht durch Gift umgekommen wäre, verneinten sie solches, und erklärten, daß ihm ein Blutgefäß nahe am Herzen zersprungen sei, welches ihn erstickt habe. Wie der Richter vernahm, daß man ihr wenig oder garnichts zur Last legen könnte, wollte er sich dennoch das Ansehen geben, daß er ihr eine Gunst erwiese, indem er ihr nur bloße Gerechtigkeit widerfahren ließ, und wollte ihr dagegen zumuten, ihre Freiheit von ihm auf Kosten ihrer Tugend zu erkaufen. Sie wies aber sein Verlangen mit Verachtung ab, und wie er darauf wider alles Recht und Billigkeit Gewalt brauchen wollte, lieh ihr gerechter Zorn ihr männliche Kräfte, sie verteidigte ihre Ehre gegen ihn, indem sie ihm zugleich mit schmählichen Worten seine Niederträchtigkeit vorwarf.

Indessen brach der Tag an; Messer' Negro erfuhr alles, eilte höchst betrübt mit vielen seiner Freunde nach dem Richthause, beschwerte sich über das Verfahren gegen seine Tochter und verlangte sie zurück. Der Stadtrichter, welcher lieber mit guter Manier selbst eingestehen wollte, daß er Gewalt versucht hätte, als die Anklage der jungen Witwe abzuwarten, erhob ihre Tugend und Standhaftigkeit mit vielen Lobsprüchen und gestand, daß er beide auf die stärkste Probe gesetzt habe, um sie zu prüfen; ihr standhaftes Betragen habe ihn demnach zur Liebe bewogen, daß er sie, wenn ihr Vater und sie selbst nichts dawider hätten, gerne zur Gemahlin nehmen würde, obwohl sie die Witwe

eines Mannes von geringem Stande wäre. Indem davon gesprochen ward, erblickte Andreola ihren Vater, eilte ihm mit Thränen entgegen und sagte: „Mein Vater, ich glaube nicht, daß ich nötig habe, Euch die Geschichte meiner Unbesonnenheit und meines Unglücks zu erzählen; denn gewiß habt Ihr schon alles gehört und erfahren. Ich bitte Euch demnach, mir meinen Fehler zu verzeihen, daß ich ohne Euer Vorwissen denjenigen zu meinem Gemahl machte, den ich über alles liebte. Indem ich diese Verzeihung von Euch begehre, wünsche ich damit nicht, mein Leben zu fristen, sondern nur als Eure Tochter, und nicht als eine Euch Verhaßte aus der Welt zu scheiden."

Mit diesen Worten fiel sie ihm weinend zu Füßen. Messer' Negro, der schon sehr bei Jahren und von Natur ein liebreicher, gutmütiger Mann war, weinte selbst über ihre Worte und sprach zu ihr, indem er mit nassen Augen sie aufhob: „Meine Tochter, es wäre mir freilich unendlich lieber gewesen, wenn Du einen Mann nach meinem Herzen genommen hättest, oder wenn Du ja Deiner eigenen Wahl folgen wolltest, so hätte ich mir auch das gefallen lassen; darum muß es mich schmerzen, daß Du mir Deine Wünsche verschwiegen und mir so wenig Zutrauen bewiesen hast. Doch da die Sachen nun einmal so stehen, so will ich dasjenige, was ich für Deinen Gatten in seinem Leben gerne gethan hätte, auch jetzt im Tode an ihm thun; daß ich ihn nämlich liebe und ehre als meinen Schwiegersohn."

Er wandte sich hierauf an seine Kinder und Verwandten und befahl ihnen, dem Gabriotto ein ehrenvolles Leichenbegängnis zu halten. Unterdessen waren auch die Verwandten und Freundinnen des Verstorbenen und fast alle Männer und Weiber der Stadt herbeigekommen. Man stellte deswegen den Leichnam auf dem Hofe aus, in dem Tuche, worin Andreola ihn gewickelt, und bedeckt mit allen Rosen, womit sie ihn bestreut, hatte, und es beweinten und beklagten ihn nicht nur die Frauenzimmer, die mit ihm verwandt waren, sondern fast alle Weiber und manche Männer in der Stadt, und er ward nicht wie ein gemeiner Mann, sondern wie ein vornehmer Herr von den angesehensten Bürgern der Stadt aus dem Schloßhofe zu Grabe getragen.

Nach einiger Zeit warb der Stadtrichter auf's Neue um Andreola, und ihr Vater unterstützte seinen Antrag bei ihr. Allein, sie wollte von ihm nichts hören, und da ihr Vater sie bei ihrem Willen ließ, so ging sie mit ihrer Magd in ein Kloster, welches wegen der Frömmigkeit seiner Bewohnerinnen berühmt war. Hier lebten sie noch lange Zeit als Nonnen in frommer Eingezogenheit.

Siebenunddreißigste Erzählung.

In Florenz war vor nicht gar langer Zeit ein junges Mädchen, welches nach ihrer Art ziemlich hübsch und artig war, eines armen Mannes Tochter, namens Simona, und obwohl sie ihr Brot mit ihren Händen verdiente und sich mit Wollspinnen nähren mußte, so war sie doch nicht so kleinmütig dabei, daß sie es nicht gewagt hätte, den kleinen, blinden Schützen in ihr Herz aufzunehmen, der schon seit einiger Zeit in der Gestalt eines Jünglings von gleichem Gehalt und Stande, welcher ihr von Zeit zu Zeit Wolle zum Spinnen von seinem Herrn zu bringen pflegte, bei ihr angeklopft hatte. Kaum hatte sie ihn unter dem gefälligen Bilde des Jünglings, der sie liebte und sich Pasquino nannte, in ihr Herz eingelassen, so wuchs zwar ihr Wunsch, aber nicht ihr Mut, weiter zu gehen. Bei jedem Faden, den sie spann, bei jeder Flocke Wolle, den sie um ihren Rocken legte, entfuhren ihr tausend Seufzer, die ärger als Feuer brannten, indem sie sich an denjenigen erinnerte, der ihr die Wolle gebracht hatte. Dieser ward an seiner Seite immer geschäftiger, nachzusehen, ob die Wolle seines Herrn auch fleißig gesponnen würde, und er bekümmerte sich mehr um Simona's Gespinst, als um alle übrigen, als wenn von dem ihrigen das ganze Gewebe allein abhinge. Wie nun der Eine beständig mahnte, und die Andere sich immer gerne mochte mahnen lassen, so folgte daraus, daß der Eine immer dreister ward und daß die Andere von ihrer Schüchternheit immer mehr nachließ, bis ihre gegenseitige Sehnsucht sie völlig miteinander verband. Die Freuden der Liebe behagten auch

beiden sowohl, daß es von keiner Seite einer Aufforderung bedurfte, sondern daß Jeder dem Andern immer auf halbem Wege entgegen kam. Indem nun ihr Vergnügen von Tag zu Tag fortdauerte und mit jedem Tag sich mehr erhöhte, drang einst Pasquino in Simona, daß sie mit ihm nach einem Garten gehen sollte, wo sie ohne lästige Späher in völliger Freiheit miteinander sein könnten. Simona war damit zufrieden und gab gegen ihren Vater an einem Sonntag Nachmittag vor, daß sie nach Sankt Gallen gehen und Ablaß holen wollte, sie ging aber statt dessen mit einer Freundin, Namens Lagina, nach dem Garten, wohin Pasquino sie bestellt hatte. Hier fand sie ihren Liebhaber mit einem seiner Mitgesellen, der Puccino hieß, den man aber gewöhnlich den Stramba*) zu nennen pflegte und weil sich hier zwischen dem Stramba und der Lagina eine neue Liebschaft entspann, so hatte sie Gelegenheit, mit ihrem Pasquino an einer Seite des Gartens ihrem Vergnügen nachzugehen, indes das andere Paar sich einen anderen Ort wählte. In demjenigen Teile des Gartens, wohin sich Pasquino und Simona begaben, stand ein großer und üppiger Bult von der schönsten Salbei, neben welchem sie sich lagerten, und nachdem sie sich eine geraume Zeit dem Vergnügen überlassen und Vieles mit einander von der Vesperkost geschwatzt hatten, welche sie in der ruhigen Stille des Gartens erquicken sollte, brach Pasquino ein Blatt von der Salbei ab, rieb es an den Zähnen und versicherte Simona, die Salbei wäre das beste und bequemste Mittel, die Zähne gesund zu erhalten. Wie er sich ein wenig den Mund gerieben hatte, fing er wieder an, von ihrer Vesperkost und von anderen Dingen zu sprechen; allein er hatte kaum angefangen zu reden, so verwandelte sich sein ganzes Gesicht, bald darauf verging ihm das Sehen und Reden, und es währte nicht lange, so war er tot. Simona erschrak und fing an, zu weinen und zu schreien und den Stramba und die Lagina zu rufen. Diese eilten herbei und wie sie den Pasquino nicht nur tot, sondern ganz aufgeschwollen und im Gesicht und überall voll blauer Flecken fanden, rief Stramba auf einmal: „Ha! Du böses Weibsbild hast ihn vergiftet", und machte zugleich einen Lärm, daß alle Nachbarn es hörten. Diese wurden durch den Lärm

*) Stramba ist ein Strick von Heidekraut.

herbeigezogen, und wie sie den Pasquino tot und aufgeschwollen fanden und hörten, daß Stramba darüber wehklagte, und Simona beschuldigte, daß sie ihn vergiftet hätte, glaubten sie, daß es sich so verhielte, zumal da Simona vor Schmerz über den Verlust ihres Geliebten und vor Erstaunen so sehr außer sich war, daß sie nicht ein Wort zu ihrer Verteidigung vorbringen konnte. Man versicherte sich also ihrer Person und führte sie nach dem Hause des Stadtvogts. Hier ward sie von dem Stramba, Atticciato, Malagevole und anderen Mitgesellen des Pasquino, welche dazu gekommen waren, mit Erbitterung angeklagt; der Richter nahm die Sache unverzüglich vor und da er nicht begreifen konnte, was dem jungen Mädchen Anlaß zu einer solchen Frevelthat könnte gegeben haben, sondern sie vielmehr für unschuldig hielt, so entschloß er sich, in ihrer Gegenwart den Leichnam zu besichtigen und die Umstände genauer zu besichtigen, die ihm ihre Reden nicht begreiflich genug machten. Er ließ sich demnach ohne Getümmel nach dem Orte führen, wo der Leichnam des Pasquino noch lag und wie ein Faß geschwollen war, worüber er erstaunte und Simona fragte, wie das zugegangen wäre. Sie ging hin zur Salbeistaude, beschrieb den Vorgang mit allen Umständen und um dem Richter recht begreiflich zu machen, wie sich die Sache verhielte, machte sie es wie Pasquino und rieb sich die Zähne mit einem Blatte von der Salbei. Indes nun Stramba, Atticciato und die anderen Freunde und Gesellen des Pasquino dem Richter versicherten, daß dies Alles nur Possenspiel wäre, und nichts weniger forderten, als Feuer und Schwert, um Simona's Bosheit zu bestrafen, ward das arme Mädchen (überwältigt von dem Schmerz über den Verlust ihres Liebhabers, von der Furcht vor der Strafe, welche Stramba und seine Gesellen forderten und von dem Gift der Salbei) von denselben Zufällen ergriffen, welche den Pasquino vorhin betroffen hatten, zum Erstaunen aller Anwesenden.

O Ihr glücklichen Seelen, die Ihr an einem Tage das Ziel Eurer innigen Liebe und Eures sterblichen Lebens erreichtet! Noch glücklicher Ihr, wofern Ihr zusammen an einen Ort gelanget! ja über alles glücklich, wofern man Euch in jenem Leben noch liebt, und ihr fortfahrt, Euch einander so zu lieben, wie hier! am glücklichsten aber Du, Seele Simona's, die Du dem Urteil der kurzsichtigen Sterblichen entgingest! Das Schicksal

gab es nicht zu, daß das Zeugnis eines Atticciato oder eines Malagevole wider Dich entschiede, die vielleicht Wollenkrätzer oder noch gemeinere Leute waren, sondern er bahnte Dir einen ehrenvolleren Weg, indem es Dich mit deinem Geliebten einerlei Todes sterben ließ und Dich ihrer Lästerung entzog, um Dich der Seele Deines geliebten Pasquino wieder zuzuführen.

Der Richter und alle Anwesenden erstaunten über diesen Vorfall und wußten nicht, womit sie ihn sich erklären sollten. Endlich besann sich der Richter und sagte: „Es scheint wohl, daß diese Salbei giftig sein muß, wiewohl man das sonst nicht findet. Damit aber künftig Niemand dadurch zu Schaden komme, so muß man sie ausgraben und verbrennen." Dieses ließ der Eigentümer des Gartens sogleich in Gegenwart des Richters bewerkstelligen, und kaum hatte man die Staude ausgerissen, so fand man die Ursache des Todes der beiden unglücklichen Verliebten. Eine ungeheuere Kröte lag unter der Salbei verborgen, welche mit ihrem Hauche die ganze Pflanze vergiftet hatte. Niemand wollte es wagen, ihr nahe zu kommen, sondern man legte rings um sie einen großen Haufen dürres Reisig und verbrannte sie samt der Salbeistaude.

So endigte sich das Verhor des Richters wegen des Todes des Pasquino. Er und seine Simona wurden von Stramba, Atticciato, Guccio, Imbratta und Malagevole nach der Kirche von Sankt Paul getragen, wo sie eingepfarrt waren, und daselbst zur Erde bestattet.

Achtunddreißigste Erzählung.

Es lebte einmal ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in Florenz, namens Lionardo Sighieri, welcher mit seiner Frau einen Sohn hatte, den er Girolomo nannte, nach dessen Geburt er bald darauf sein Haus bestellte und starb. Die Vormünder und die Mutter des Knaben setzten indessen die Geschäfte treulich und fleißig fort. Wie der Knabe mit anderen Kindern in der Nachbarschaft heranwuchs, fand er das meiste Vergnügen an

der Gesellschaft eines kleinen Mädchens von seinem Alter, welches die Tochter eines Schneiders war. Der Umgang mit ihr verwandelte sich mit den Jahren in eine so zärtliche und heftige Liebe, daß Girolomo sich nicht glücklich fühlte, wenn er nicht bei ihr war, und wirklich liebte ihn das Mädchen nicht weniger, als sie von ihm geliebt ward. Die Mutter des Knaben, welche dies bisweilen bemerkte, gab ihm deswegen manchen Verweis und manche Züchtigung, wie aber Girolomo dennoch nicht von ihr ablassen konnte, beklagte sie sich darüber gegen seine Vormünder, und weil sie vermutlich glaubte, das Geld machte den Mann, so sagte sie: „Dieser Knabe, der kaum vierzehn Jahre alt ist, hat sich dermaßen in das Schneidermädchen Salvestra vernarrt, daß er sie wohl gar einmal heimlich zur Frau nimmt, wenn wir sie ihm nicht aus den Augen schaffen, und das würde mich ewig ärgern, oder er grämt sich dereinst das Herz ab, wenn sie an einen andern verheiratet wird. Um beides zu verhüten, glaube ich, daß Ihr wohl thun würdet, wenn Ihr ihn in Handlungsgeschäften ziemlich weit von hier entferntet, denn wenn er sie nur nicht täglich vor Augen hat, so wird er sie nach und nach vergessen, und dann können wir ihm ein Mädchen von guter Herkunft zur Frau geben."

Die Vormünder gaben ihr Recht und versprachen, ihr Bestes zu thun. Sie ließen den Knaben zu sich rufen und einer von ihnen sprach sehr liebreich zu ihm: „Mein Sohn, Du fängst an, heran zu wachsen, und wäre es gut, wenn Du lerntest, selbst ein wenig nach Deinen Sachen zu sehen. Es würde uns folglich lieb sein, wenn Du auf einige Zeit nach Paris gingest, wo Du einen großen Teil Deines Vermögens im Umlauf finden und überdies dort mehr Gelegenheit haben wirst, als hier, Deine Sitten zu verfeinern und zu verbessern, wenn Du mit den Vornehmen und Adeligen umgehst und Dich nach ihnen bildest, und kömmst dann wieder zu uns."

Der Knabe hörte aufmerksam zu, gab aber zur Antwort, er wollte nicht, denn er glaubte eben so gut in Florenz fortkommen zu können, als andere Leute.

Die Vormünder suchten zwar alle Gründe hervor, um ihn zu bewegen; wie sie aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnten, sagten sie es der Mutter, welche sich heftig darüber erzürnte; nicht deswegen daß er nicht nach Paris

gehen wollte, sondern weil sie alles auf die Rechnung seiner Liebe schrieb. Sie machte ihn daher erst heftig herunter, änderte aber nachher ihre Sprache und bat ihn mit guten und liebreichen Worten, ihr zu Gefallen dasjenige zu thun, was seine Vormünder verlangten; und sie wußte ihn so gut zu überreden, daß er endlich einwilligte, auf ein Jahr (aber nicht auf längere Zeit) nach Paris zu gehen. Er ging also mit der zärtlichsten Liebe im Herzen dahin ab, und man wußte unter mancherlei Vorwand ihn zwei volle Jahre daselbst hinzuhalten. Endlich aber, wie er noch verliebter als jemals wieder nach Hause kam, fand er seine Salvestra an einen jungen Mann, der ein Zeltmacher war, verheiratet, welches ihn außerordentlich schmerzte. Weil er aber sah, daß es nicht mehr zu ändern war, versuchte er sich zufrieden zu geben, und nachdem er ihre Wohnung ausfindig gemacht hatte, fing er an (wie verliebte Jünglinge pflegen), fleißig bei ihr vorüber zu gehen, weil er sich schmeichelte, ihr ebenso unvergeßlich geblieben zu sein, als sie ihm war; allein die Sache verhielt sich anders. Sie dachte so wenig an ihn, als wenn sie ihn nie gekannt hätte, oder wenn sie sich seiner noch erinnerte, so ließ sie ihn wenigstens nichts davon merken. Dies ward der Jüngling in kurzer Zeit gewahr, und es verdroß ihn nicht wenig. Er gab sich indessen alle ersinnliche Mühe, sich wieder bei ihr in Erinnerung zu bringen, und wie er fand, daß alles nicht helfen wollte, nahm er sich vor, sie selbst zu sprechen, wenn es ihm auch das Leben kosten sollte. Nachdem er sich in dieser Absicht bei einem ihrer Nachbarn nach der inneren Einrichtung des Hauses erkundigt hatte, schlich er sich einst am Abend, wie sie mit ihrem Manne zu einem Freunde in ihrer Nachbarschaft eingeladen war, in ihr Haus und verbarg sich hinter einigen ausgespannten Zelttüchern, wo er wartete, bis die jungen Eheleute nach Hause kamen. Wie sie zurückgekommen und zu Bette gegangen waren, und wie er merkte, daß der junge Mann schon fest schlief, ging er an die andere Seite des Bettes, wo er die Salvestra sich niederlegen gesehen hatte. Er legte ihr die Hand auf die Brust und fragte leise: „Schläfst Du schon, Salvestra?"

Sie war noch nicht eingeschlafen und im Begriff zu schreien, allein, er kam ihr zuvor, indem er sagte: „Um Gotteswillen werde nicht laut, ich bin Dein Girolomo."

Zitternd vor Schrecken gab sie ihm zur Antwort: „Um des Himmelswillen, Girolomo, entferne Dich. Die Zeiten sind vorbei, da wir als unschuldige Kinder einander lieben durften. Aber Du siehst, jetzt bin ich Weib, und es geziemt mir nicht, einem Anderen als meinem Ehemann, Gehör zu geben. Ich beschwöre Dich deswegen bei Gott, Dich zu entfernen, denn wenn mein Mann Dich vernähme und es entstände auch sonst kein Unheil daraus, so wäre unser Hausfriede auf immer gestört, da wir doch jetzt ruhig und vergnügt miteinander leben."

Diese Worte drohten dem Jünglinge das Herz aufzustoßen, indem er an ihre vorige Liebe dachte, die sich an seiner Seite im geringsten nicht vermindert hatte. Er bat, er flehte, er versprach, allein, er konnte mit den größten Verheißungen nichts von ihr erlangen, so daß er sich endlich den Tod wünschte und sie flehentlich bat, ihm zum Lohne für eine große Liebe nur die einzige Wohlthat zu gewähren, da er vor Kälte ganz erstarrt wäre, indem er auf sie gewartet hätte, daß er sich nur wenige Augenblicke an ihrer Seite niederlegen dürfte, um sich wieder zu erwärmen; er versprach dabei auf's Heiligste, weder ein Wort zu sprechen, noch sie anzurühren und wieder davon zu gehen, sobald er sich nur ein wenig erholt hätte.

Salvestra, die sich des Mitleidens nicht enthalten konnte, ließ es zu. Er legte sich also neben sie nieder ohne sie zu berühren, vertiefte sich in Gedanken an seine langwierige und beständige Liebe zu ihr, und an ihre jetzige Unempfindlichkeit, und nahm sich vor, zu sterben. Er hielt deswegen den Atem so lange an sich, bis er, ohne einen Laut von sich zu geben, die Hände krampfhaft zusammenzog und verschied.

Wie er eine geraume Zeit gelegen hatte, verwunderte sich Salvestra, daß er so stille lag, und weil sie befürchtete, ihr Mann möchte erwachen, so fragte sie den Girolomo leise, warum er noch nicht wieder fortginge. Weil er nicht antwortete, glaubte sie, er wäre eingeschlafen, und streckte demnach die Hand aus, um ihn aufzuwecken. Indem sie ihn berührte, fühlte sie, daß er eiskalt war, worauf sie anfing, ihn stärker zu rütteln, bis sie sich endlich überzeugte, daß er gestorben wäre. Sie ward darüber so bestürzt, daß sie eine Zeit lang nicht wußte, was sie anfangen sollte. Endlich kam sie auf den Einfall, ihrem Manne den Vorfall verdeckterweise zu erzählen, um zu hören, was er

dazu sagen würde. Sie weckte ihn demnach und trug ihm die Begebenheit so vor, als ob sie sich mit einer anderen Frau zugetragen hatte, und fragte ihn, was er wohl thun würde, wenn ihr selbst dergleichen begegnete. Der ehrliche Mann antwortete: seiner Meinung nach müsse man den Toten in der Stille nach seinem Hause schaffen und ihn dort seinem Schicksal überlassen, ohne der Frau, die allem Anschein nach nichts dafür könnte, deswegen das Geringste zur Last zu legen.

„Dann ist die Reihe an uns, dieses zu thun", antwortete die junge Frau, indem sie zugleich ihres Mannes Hand nahm, und ihn den toten Leichnam fühlen ließ. Dieser sprang erschrocken auf, zündete ein Licht an, und ohne mit seiner Frau viel Redens zu machen, nahm er den Leichnam auf die Achsel, trug ihn mit dem Bewußtsein seiner Unschuld nach seinem Hause und ließ ihn daselbst vor der Thüre liegen. Wie es Tag ward, und man ihn tot vor der Hausthüre liegen sah, gab es einen großen Lärm und Gewinsel, besonders von Seiten seiner Mutter. Man besah und untersuchte den Leichnam allenthalben und wie man weder Wunde noch Quetschung an ihm fand, erklärten die Ärzte, er müsse vor Gram gestorben sein, wie es auch wirklich war.

Die Leiche ward nunmehr nach einer Kirche gebracht, wohin sich die Mutter mit einem zahlreichen Gefolge von Freundinnen und Nachbarinnen begab, um ihn (wie es in Florenz gebräuchlich ist) laut zu beweinen und zu beklagen. Indem nun seinetwegen eine außerordentliche Wehklage gehalten ward, sprach der ehrliche Zeltmacher, in dessen Hause er gestorben war, zu seiner Frau: „Wirf doch Deinen Schleier um und geh' einmal nach der Kirche, wohin man den Girolomo gebracht hat; mische Dich unter die Trauerweiber und höre zu, was man von der Begebenheit urteilt. Ich will indessen unter das Mannsvolk gehen; so hören wir doch, ob man nicht etwas von uns afterredet."

Die junge Frau, welche sich zu spät vom Mitleiden gerührt fühlte, war damit zufrieden; denn sie selbst wünschte nunmehr denjenigen im Tode zu sehen, den sie lebend nicht einmal mit einem Kusse hatte laben wollen; sie ging also dahin.

Es ist wunderbar, wenn man betrachtet, wie schwer es ist, den mächtigen Wirkungen der Liebe auf die Spur zu kommen.

Dasselbe Herz, welches dem Girolomo in seinen glücklichen Tagen verschlossen blieb, öffnete sich wieder, wie es ihm unglücklich ging, und erregte bei Salvestra das innigste Mitleiden, wie sie sein erblaßtes Antlitz gewahr ward. Sie hatte, in ihren Schleier gehüllt, sich durch die Reihen der Trauerweiber hindurch gedrängt, bis sie zu seinem Leichnam gelangt war. Mit einem lauten Schrei stürzte sie auf ihn hin, nicht um ihn mit ihren Thränen zu baden, sondern leblos vor Schmerz, wie er selbst, lag sie da, eine Leiche, wie ihr Girolomo. Die Weiber, welche nicht wußten, wer sie war, suchten sie zu trösten und baten sie, sich aufzurichten. Wie sie sich aber nicht rührte, versuchten sie, sie aufzuheben; allein, sie fanden sie unbeweglich, und wie sie sie aufhoben, entdeckten sie auf einmal, daß es Salvestra und daß sie tot war. Diese Entdeckung verdoppelte das Mitleid der Frauenzimmer und bewegte sie von neuem zu den bittersten Wehklagen. Das traurige Gemurmel verbreitete sich auch bald außerhalb der Kirche unter den Männern, und wie Salvestra's Ehemann es vernahm, war er untröstlich und konnte eine geraume Zeit nicht aufhören zu weinen. Wie er hernach einigen der Umstehenden die Begebenheiten der vergangenen Nacht mit seiner Frau und dem Jünglinge erzählte, erfuhr ein Jeder die Ursache ihres beiderseitigen Todes und konnte nicht umhin, sie zu beklagen.

Die entseelte junge Frau ward hierauf mit einem anständigen Totengewande bekleidet, und mit dem Jünglinge in eine Bahre gelegt, und nachdem man sie lange beklagt hatte, wurden sie beide in einer Gruft beigesetzt. Amor hatte sie lebend nicht vereinigen können; doch jetzt vereinte sie der Tod auf ewig.

Neunddreißigste Erzählung.

Man erzählt in der Provence von zweien edlen Rittern, welchen beiden Schlösser und Länder zu Gebote standen, von welchen der eine Herr Guillaume Roussillon und der andere Herr Guillaume Gardestagne hieß. Weil sie beide tapfere Rittersleute waren, so hielten sie viel auf einander und erschienen

stets zusammen bei allen Turnieren und Waffenspielen, gleich bewaffnet und mit einerlei Farben und Sinnbildern ausgezeichnet. Obwohl sie nun fast zehn Meilen von einander entfernt waren, und jeder sein eigenes Schloß bewohnte, so trug es sich doch zu, daß Gardestagne, seiner großen Freundschaft für Roussillon ungeachtet, sich in dessen schöne und reizende Gemahlin verliebte, und ihr durch sein Betragen bald auf diese, bald auf jene Weise seine Liebe zu erkennen gab. Da sie an ihm, als an einem stattlichen Ritter, gleichen Gefallen fand, so fing sie bald an, Gegenliebe für ihn zu empfinden, bis sie endlich nichts sehnlicher wünschte, als daß er ihr seine Liebe erklären möchte, welches auch bald geschah und mehr als eine verliebte Zusammenkunft zwischen ihnen veranlaßte. Da sie beide sehr heftig liebten und nicht immer die nötige Vorsicht dabei beobachteten, so ward Roussillon ihr Verständnis gewahr und ergrimmte darüber so sehr, daß seine große Freundschaft für Gardestagne sich auf einmal in tödlichen Haß verwandelte, welchen er aber besser zu verbergen wußte, als das verliebte Paar seine Zärtlichkeit; doch war es fest bei ihm beschlossen, seinen Nebenbuhler um's Leben zu bringen. Indem er damit umging, ward in Frankreich ein großes Turnier ausgerufen, welches Roussillon dem Gardestagne sogleich anzeigen und ihm sagen ließ, er möchte zu ihm kommen, wenn es ihm beliebte, und mit ihm Abrede nehmen, ob und wie sie mit einander dabei erscheinen wollten. Gardestagne gab fröhlich zur Antwort, er wolle gewiß am folgenden Abend kommen und bei ihm zur Nacht essen. Roussillon glaubte nunmehr die beste Gelegenheit in Händen zu haben, ihm das Leben zu nehmen. Er bewaffnete sich deswegen am folgenden Tage nebst einem seiner vertrautesten Diener, und ritt etwa eine Meile von seinem Schlosse in ein Gehölz, durch welches Gardestagne kommen mußte, um ihm daselbst aufzupassen. Nachdem er eine Zeit lang auf der Lauer gelegen hatte, sah er ihn mit zwei Dienern unbewaffnet kommen, weil er sich von ihm nichts böses versah. Sobald er an den Ort kam, wo Roussillon ihn haben wollte, legte dieser grimmig und mörderisch die Lanze ein, sprengte ihm entgegen, rief ihm zu: „Treuloser, Du bist des Todes!“ und bohrte ihm in demselben Augenblicke die Lanze durch die Brust, so daß er, ohne die mindeste Bewegung zu seiner Verteidigung zu machen, oder

auch nur einen Laut von sich zu geben, vom Pferde stürzte und in wenigen Augenblicken den Geist aufgab. Seine Diener, welche den Mörder nicht kannten, lenkten eiligst um und flohen zurück nach dem Schlosse ihres Herrn. Roussillon stieg hierauf vom Pferde, schnitt dem Gardestagne mit einem Weidmesser die Brust auf und riß ihm mit eigenen Händen das Herz aus dem Leibe, welches er seinem Diener in ein Lanzenfähnchen zu wickeln und mit nach Hause zu nehmen befahl, und ihn warnte, sich von der ganzen Sache nichts verlauten zu lassen, worauf er seinen Gaul wieder bestieg und nach seinem Schlosse zurück kam, wie es schon Abend geworden war.

Seine Gemahlin, welche gehört hatte, daß Gardestagne kommen sollte, erwartete ihn mit Sehnsucht und war sehr verwundert, wie er nicht mit kam. Endlich fragte sie ihren Gemahl:

„Wie geht es zu, mein Lieber, daß Gardestagne nicht kömmt?“

„Er hat mir sagen lassen (sprach Roussillon), daß er nicht eher als morgen kommen kann.“

Die Dame ward ein wenig verdrießlich darüber. Roussillon ließ indessen den Koch rufen und sagte zu ihm: „Da hast Du das Herz von einem wilden Eber; gieb Dir Mühe, ein recht leckeres Gericht davon zu machen, und laß es mir, wenn ich zu Tische bin, in einer silbernen Schüssel auftragen.“

Der Koch richtete den Befehl auf's fleißigste aus; hackte das Herz klein, würzte es auf's beste und machte ein sehr schmackhaftes Gericht davon. Roussillon setzte sich des Abends mit seiner Gemahlin zur Tafel; das Essen ward aufgetragen, Roussillon aber aß wenig, weil er den Kopf noch voll von seiner begangenen Mordthat hatte. Wie der Koch das bestellte Gericht herein schickte, ließ er es seiner Gemahlin vorsetzen, empfahl es ihr sehr und schützte selbst Mangel an Eßlust vor. Die Dame, welcher es nicht daran fehlte, ließ es sich so gut schmecken, daß sie es fast ganz verzehrte. Wie der Ritter fand, daß sie damit fertig war, fragte er: „Wie hat Dir das Gericht geschmeckt, Frau?“

„Gewiß außerordentlich wohl,“ gab sie zur Antwort.

„Das glaub' ich Dir (sprach der Ritter), wenn Dich Gott je wahr sprechen ließ, und es nimmt mich nicht Wunder, daß Dir dasjenige auch noch im Tode schmeckt, was Du lebend über alles in der Welt geliebt hast.“

Die Dame verstummte einen Augenblick nachsinnend. „Wie? (sprach sie endlich) was ist es denn, das Du mir hast zu essen gegeben?“

„Gewiß und wahrhaftig nichts anderes (sprach er), als das Herz des Gardestagne, den Du Treulose so sehr geliebt hast. Und damit Du Dich völlig davon überzeugst, so wisse, daß diese Hände es ihm erst kurz vorher, ehe ich nach Hause kam, aus dem Busen gerissen haben.“

Es ist wohl keine Frage, ob die Dame vor Schmerz vergehen wollte, wie sie dieses hörte von demjenigen, der ihr über alles lieb gewesen war. Nach einigen Minuten sagte sie: „Du hast wie ein ehrloser und frevelhafter Ritter gehandelt. Wenn ich Dich beleidigte, indem ich dem Gardestagne mein Herz freiwillig schenkte, so war nicht er, sondern ich der Strafe schuldig. Aber Gott verhüte, daß nach einer so teuren Speise, wie das Herz eines so edlen und verdienstvollen Rittersmann, jemals ein anderer Bissen wieder in meinen Mund kommen sollte.“

Mit diesen Worten stand sie auf und stürzte sich plötzlich aus dem Fenster, neben welchem sie saß. Das Fenster war so hoch, daß sie nicht nur augenblicklich des Todes, sondern fast ganz zerschellt war.

Roussillon ward dadurch außerordentlich erschüttert. Er fühlte, daß er unrecht gehandelt hatte, und weil er sich vor seinen Landsleuten und vor dem Grafen der Provence fürchtete, so ließ er noch in der Nacht satteln und floh aus dem Lande. Des andern Morgens erfuhr man überall, was vorgefallen war. Die Hausgenossen des Gardestagne und die Leute der Frau von Roussillon brachten ihre beiden Leichen nach der Schloßkirche der Letzteren, wo man sie zusammen in einer Gruft beisetzte. Ihre Grabschrift sagte, wer sie gewesen, und wie sie um's Leben gekommen waren.

Vierzigste Erzählung.

Es lebte einmal vor einiger Zeit in Salerno ein trefflicher Wundarzt, der sich Mazzeo della Montagna nennen ließ, und der, wie er schon ziemlich betagt war, ein sehr schönes und

munteres Mädchen aus seiner Stadt zum Weibe nahm und sie mit Kleidern, mit Schmuck und mit allem, was ein Weibchen sich von dergleichen Dingen nur wünschen kann, so reichlich wie irgend eine Frau in der ganzen Stadt versorgte. Für einen Arzt sorgte er indessen vielleicht nicht fleißig genug für ihre Gesundheit, und deckte sie im Bett nicht immer so warm zu, wie er wohl hätte thun sollen. So wie wir nun von dem wohlbelobten Herrn Ricciardo di Chinzica weiland gehört haben, daß er seiner Frau die Fast- und Feiertage im Kalender fleißig vorzählte, so schien dieser sein Weibchen belehren zu wollen, daß ein Arzt sich und seiner Frau gewisse Gesundheitsmaßregeln vorschreiben müßte, die nicht weniger Enthaltsamkeit erforderten; womit er aber seine junge Frau eben so wenig, als jener erbaute. Weil es ihr nun weder an Witz, noch an warmem Blute fehlte, so entschloß sie sich, um ihren Hausvorrat nicht anzugreifen, sich außer dem Hause zu versorgen und mit dem fremden Kalbe zu pflügen; und wie sie demzufolge eine Menge Jünglinge durchmustert hatte, fiel ihre Wahl auf einen, an dem sie so viel Gefallen fand, daß sie mit Leib und Seele an ihm hing. Dem Jünglinge, der dieses bald gewahr ward, kam es sehr gelegen, und er war froh, sich ihr ebenfalls gänzlich widmen zu können. Dieser nannte sich Ruggieri da Jeroli und war zwar von edler Geburt, aber desto verderbter von Sitten und Aufführung, so daß ihm auch kein Freund und Verwandter übrig geblieben war, der ihm wohl wollte, oder dem er auch nur vor Augen kommen durfte, weil er in ganz Salerno wegen Dieberei und anderer böser Streiche berüchtigt war; doch darum bekümmerte sich die Dame sehr wenig, da er ihr im Übrigen gefiel. Sie veranstaltete demnach durch die Vermittelung ihrer Magd eine Zusammenkunft mit ihm, und nachdem sie sich mit einander über ihre Liebesangelegenheit verständigt hatten, stellte sie ihm sein unordentliches Leben vor und bat ihn, es aus Liebe zu ihr zu unterlassen; und damit sie ihm auch die Mittel dazu erleichterte, so pflegte sie ihn von Zeit zu Zeit mit Geld zu unterstützen.

Indem sie auf diese Weise mit möglichster Vorsicht ihr Verständnis mit ihm unterhielt, trug es sich zu, daß dem Wundarzte ein Kranker zu behandeln anvertraut ward, der einen Schaden an einem Beine hatte. Wie er den Schaden

besichtigte, erklärte er den Freunden des Kranken, wofern ihm ein eingefaulter Knochen nicht gleich herausgeschnitten würde, so müßte man ihm nachher das ganze Bein abnehmen oder er müßte sterben; auf alle Fälle aber könnte er für das Leben des Kranken nicht einstehen. Die Eltern waren mit allem zufrieden und übergaben ihm den Kranken. Weil der Wundarzt glaubte, daß er ohne einen Schlaftrunk nicht im Stande sein würde, den Schnitt auszuhalten, den er gegen Abend vorzunehmen gedachte, so ließ er zu diesem Ende ein Wasser aus gewissen Mitteln abziehen, welches den Kranken so lange fest einschläfern sollte, bis er mit der Arbeit fertig wäre. Die Flasche mit dem Schlaftrunk stellte er in seinem Zimmer in's Fenster und dachte nicht daran, seinen Hausgenossen zu sagen, was sie enthielte. Wie die Vesperstunde kam, und der Wundarzt bald zu seinem Kranken gehen wollte, kam ein Eilbote von einigen seiner besten Freunde aus Malfi, welche ihn bitten ließen, unverzüglich zu ihnen zu kommen, weil bei ihnen eine heftige Schlägerei vorgefallen wäre, bei welcher verschiedene von ihnen wären verwundet worden. Der Arzt ließ also seinen Kranken bis zum folgenden Morgen warten, stieg in ein Boot und fuhr nach Malfi. Weil nun seine Frau wußte, daß er die Nacht üb- nicht wieder nach Hause kommen würde, ließ sie ihrer Gewohnheit nach den Ruggieri heimlich zu sich kommen, und verschloß ihn in dem Zimmer ihres Mannes, bis gewisse Leute im Hause zu Bette gegangen waren. Indem Ruggieri in diesem Zimmer war, wandelte ihn entweder vor langer Weile, oder weil er etwas Salziges gegessen hatte, oder weil er von Natur gerne trinken mochte, ein gewaltiger Durst an, und wie er die Flasche am Fenster fand und etwas zu trinken darin vermutete, so setzte er sie an den Mund, leerte sie aus bis auf den letzten Tropfen und fiel bald darauf in einen tiefen Schlaf.

Die Frau vom Hause kam inzwischen, sobald es Zeit war, in das Zimmer; wie sie ihn schlafend fand, schüttelte sie ihn und sagte leise zu ihm, er möchte aufstehen; allein, er gab keine Antwort und rührte sich auch nicht. Sie ward darüber ein wenig böse, rüttelte ihn stärker und sagte: „So steh doch auf, Du Schläfer! Wenn Du schlafen wolltest, so hättest Du zu Hause bleiben und nicht hierher kommen sollen.“ Indem fiel Ruggieri von einer Bank, worauf er sich niedergelegt hatte,

herunter und blieb wie ein Toter, ohne das geringste Merkmal des Lebens, liegen. Jetzt schöpfte die Dame Verdacht, daß er gestorben wäre, und nachdem sie mit Zwicken, Kneipen und Brennen manchen vergeblichen Versuch gemacht hatte, ihn zur Besinnung zu bringen, zweifelte sie nicht mehr an seinem Tode; denn obwohl ihr Mann ein Arzt war, so war sie selbst doch eben keine Meisterin in der Heilkunde. Da sie ihn nun außerordentlich geliebt hatte, so kann man wohl denken, wie groß ihr Schmerz jetzt war; doch mußte sie in aller Stille ihr Unglück beklagen und über ihn weinen, weil sie kein Geräusch machen durfte. Damit sie jedoch außer ihrem Verlust nicht noch obendrein in Schande geriete, so mußte bald dafür gesorgt werden, den Leichnam aus dem Hause zu schaffen; und weil sie selbst sich auf kein Mittel besinnen konnte, so rief sie in der Stille die Magd, zeigte ihr, welch' ein Unglück sie betroffen hatte und bat sie um Rat. Die Magd war ganz erschrocken und nachdem sie gleichfalls den Ruggieri vergeblich gerüttelt und geschüttelt hatte, und ihn ebensowohl als ihre Frau für tot hielt, war sie mit ihr der Meinung, man müßte ihn eilig aus dem Hause schaffen.

„Allein wohin schaffen wir ihn (fragte die Dame), damit man morgen früh nicht merkt, daß er aus diesem Hause gebracht worden ist?"

„Madonna (sprach die Magd), ich sah heute Abend vor der Thüre unseres Nachbarn, des Zimmermanns, einen leeren Kasten stehen, der uns trefflich zu statten kommen wird, wenn ihn der Nachbar nicht wieder in's Haus genommen hat. Da wollen wir ihn hinein legen, ihm ein paar Messerstiche geben und ihn liegen lassen. Wer ihn dort findet, wird so wenig auf uns, als auf Jemand anders Verdacht schöpfen, sondern weil er immer ein ausschweifender Mensch war, so wird man denken, daß einer von seinem Gelichter ihn aus Feindschaft umgebracht und in den Kasten geworfen habe."

Die Dame bezeigte ihren Gefallen an dem Rat der Magd, die Messerstiche ausgenommen, gegen welche sie sich erklärte, weil sie es für keinen Preis in der Welt über ihr Herz bringen könnte. Sie ließ also ihre Magd zusehen, ob die Kiste noch da wäre; die Magd ging hin und fand die Kiste noch an Ort und Stelle. Sie kam wieder und da sie ein rüstiges

handfestes Weib war, so nahm sie den Ruggieri auf die Achseln; die Frau ging voraus und gab Achtung, ob auch jemand käme, und so packten sie ihn in den Kasten, machten den Deckel zu und gingen davon.

Ein Paar Häuser weiter waren vor einigen Tagen zwei Leute eingezogen, die auf Wucher liehen und gern viel gewinnen, aber wenig ausgeben mochten. Diese brauchten noch allerlei Hausrat und hatten unter anderen ihre Augen auf diesen Kasten geworfen, um ihn wegzunehmen, wenn er die Nacht über auf der Straße stehen blieb. Sie kamen also um Mitternacht heraus und schleppten den Kasten, obwohl er ihnen ein wenig schwer zu sein schien, ohne lange Untersuchung nach ihrem Hause und stellten ihn neben eine Kammer, wo ihre Mägde schliefen; worauf sie zu Bette gingen und sich vorderhand nicht darum bekümmerten, ob der Kasten feststände oder nicht.

Ruggieri, welcher eine geraume Zeit geschlafen hatte und bei welchem die Wirkung des Trankes allmählich verging, erwachte kurz vor Tages Anbruch; der Schlaf war ihm zwar vergangen und seine Sinne fingen an wieder ihre Dienste zu verrichten, doch fühlte er noch eine gewisse Betäubung im Kopfe, die noch wohl einige Tage nachher dauerte. Wie er die Augen öffnete und nichts sehen konnte, und wie er die Hände ausstreckte und fühlte, daß er in einem Kasten lag, fing er an, nachzusinnen und dachte bei sich selbst: „Was ist das? wo bin ich? schlafe ich oder bin ich wachend? Ich war doch diesen Abend in dem Zimmer meiner Geliebten, und nun liege ich, wie es scheint, in einem Kasten, was mag das bedeuten? Sollte der Arzt wieder gekommen oder sonst etwas vorgefallen sein, daß sie mich in diesem Kasten verborgen hätte? So was muß es gewiß sein.“ Er lag demnach still und horchte, ob er nicht etwas vernehmen könnte. Wie er aber lange geharrt hatte und seine Lage in dem engen Kasten ihm sehr unbequem ward, wollte er sich auf die andere Seite herum legen, weil ihn die eine schon schmerzte; und er that dieses so geschickt, daß der Kasten, der auf einer ungleichen Stelle stand, herumfiel und im Fallen ein solches Gepolter machte, daß die Mägde, welche dicht daneben schliefen, davon erwachten, aber vor Furcht still schwiegen. Dem Ruggieri ward bei dem

Falle des Kastens bange; weil er aber merkte, daß im Fallen zugleich der Deckel aufgesprungen war, wollte er vor allen Dingen lieber heraus sein, als länger darin bleiben. Weil er aber nicht wußte, wo er war, und bald hier, bald dort im Hause herum tappte, um eine Thür oder eine Treppe zu suchen, so hörten ihn die Mägde sein Wesen treiben und riefen endlich: „Wer da?"

Ruggieri, welcher eine unbekannte Stimme hörte, gab keine Antwort; weswegen die beiden Mägde ihre Herren riefen, die aber, weil sie spät zu Bette gegangen waren, so fest schliefen, daß sie von Allem nichts hörten. Die Mägde, denen nun immer bänger und bänger ward, sprangen endlich an ein Fenster und riefen aus vollem Halse: „Diebe, Diebe!" Darüber kamen einige von den Nachbarn über die Dächer und Zäune in das Haus; die Hausherren wurden endlich von dem Lärm ebenfalls wach und standen auf. Ruggieri, der sich an diesem fremden Orte befand, war vor Erstaunen außer sich und wußte weder List noch Kunst, wie er entkommen sollte. Die Stadtknechte hörten den Lärm und kamen dazu, nahmen ihn gefangen und führten ihn zum Richter. Weil ihn jedermann als einen liederlichen Burschen kannte, so spannte man ihn ohne viele Umstände auf die Folter und zwang ihn zu bekennen, daß er den Wucherern in's Haus geschlichen wäre, um sie zu bestehlen; und schon wollte der Stadtrichter ihn deswegen ohne weitere Untersuchung hängen lassen.

Inzwischen verbreitete sich des Morgens in ganz Salerno das Gerücht, daß Ruggieri über einem Diebstahl bei den Wucherern ertappt worden wäre. Die Frau des Arztes und ihre Magd erstaunten darüber vor Wunder dermaßen, daß sie beinahe glaubten, alles, was sie am vorigen Abend gethan hätten, wäre nur ein Traum und keine Wirklichkeit gewesen. Überdies war der Dame, wegen der Gefahr, worin Ruggieri schwebte, so angst, daß sie beinahe von Sinnen kommen wollte. In der Frühstunde kam auch der Arzt von Malfi zurück und fragte nach seiner Flasche mit dem Tranke, weil er hingehen wollte seinen Kranken zu besorgen; wie er nun die Flasche leer fand, machte er einen gewaltigen Lärm darüber, daß in seinem Hause nichts an Ort und Stelle unangetastet bleiben könnte.

Seine Frau, welche andere Sorgen auf dem Herzen hatte, gab ihm verdrießlich zur Antwort: „Was würdest Du erst sagen, wenn etwas von Wichtigkeit geschehen wäre, wenn Du so viel Aufhebens um ein vergossenes Glas Wasser machst, als wenn sonst kein Wasser mehr in der Welt wäre."

„Du denkst wohl, Frau (sprach er), daß nur klares Wasser in der Flasche war; aber das ist's nicht, sondern es war ein Schlaftrunk, den ich hatte machen lassen." Er erzählte ihr zugleich, warum und für wen er ihn verordnet hätte.

Wie die Frau dieses hörte, fiel es ihr sogleich auf, daß Ruggieri ohne Zweifel diesen Trunk genommen und daß sie ihn aus dieser Ursache für tot gehalten hätte. Sie entschuldigte sich demnach mit der Unwissenheit und sagte zu ihrem Manne, er müßte ihn nun schon von neuem machen lassen; das that der Doktor, weil es nicht anders sein konnte.

Bald darauf kam die Magd zurück, welche ihre Frau ausgesandt hatte, um sich zu erkundigen, was man von Ruggieri sagte. „Madonna (sprach sie), jedermann spricht Böses von ihm, und ich habe nicht gehört, daß ein einziger Freund oder Verwandter sich für ihn verwendet oder um ihn bekümmert, und man meint gewiß, daß ihn der Richter morgen wird aufknüpfen lassen. Ich will Euch noch mehr neues sagen, auf welche Art er, wie ich merke, in das Haus der Wucherer muß gekommen sein, und was meint Ihr wohl wie? Ihr wißt doch, daß wir ihn gestern Abend vor der Thüre des Nachbar Zimmermanns in einen Kasten legten? Jetzt eben gab's zwischen diesem und dem Manne, dem der Kasten gehört, einen heftigen Zank; denn der eine wollte das Geld für den Kasten haben, und der Zimmermann behauptete, er habe kein Geld dafür bekommen, sondern er sei ihm in der Nacht gestohlen worden. Das ist nicht wahr (sprach dee Andere). Du hast ihn den Wucherern verkauft; das haben sie mir selbst gesagt, wie ich ihn bei Ruggieri's Gefangennehmung in ihrem Hause stehen sah.

Die Schelme lügen (antwortete der Zimmermann). Ich habe ihn nie an sie verkauft, sondern sie haben ihn mir diese Nacht entwandt. Laß uns zu ihnen hingehen. Damit gingen sie beide friedlich nach dem Hause der Wucherer und ich eilte nach Hause. Ihr begreift nun wohl eben so gut, wie ich, daß

man den Ruggieri mit dem Kasten dahin getragen hat, aber das begreife ich nicht, wie er wieder auferstanden ist."

Die Frau sah jetzt vollkommen ein, wie alles zugegangen war; sie erzählte der Magd, was sie von ihrem Manne gehört hatte, und bat sie, auf Mittel zu denken, den Ruggieri zu retten, wenn es irgend möglich wäre, ohne ihre eigene Ehre dabei auf's Spiel zu setzen.

„Sagt mir nur selbst, wie ich's anfangen soll (sprach die Magd), so bin ich zu Allem bereit."

Die Frau, der es zwar gewaltig eng um's Herz war, besann sich dennoch geschwind auf einen Anschlag, den sie mit ihrer Magd verabredete. Demzufolge ging die Magd zuerst zu ihrem Herrn und sagte mit Thränen zu ihm: „Gestrenger Herr, ich muß Euch um Verzeihung bitten, wegen eines großen Fehltritts, den ich begangen habe."

„Nun, was giebt's denn?" fragte der Arzt.

„Ach Herr, (fuhr sie weinend fort) Ihr wißt wohl, was Ruggieri da Jeroli für ein lockerer Gesell ist. Er hat sich in mich verliebt, und halb mit Liebe, halb mit Gewalt, hat er mich seit Jahresfrist bewogen, seine Liebste zu werden. Wie er nun hörte, daß Ihr gestern Abend nicht zu Hause waret, hat er mir so lange zugesetzt, bis ich ihn in Eurem Hause zu mir in meine Kammer kommen ließ. Er ward durstig und weil ich mich vor Eurer Frau, die im Saale war, nicht wollte sehen lassen und die Flasche mit Wasser in Eurem Zimmer gesehen hatte, so holte ich sie her und gab sie ihm zu trinken und setzte die leere Flasche wieder hin. Ich höre, daß Ihr so zornig darüber gewesen seid, und ich muß in der That bekennen, daß ich sehr übel gethan habe; aber wer fehlt nicht einmal in seinem Leben? Es thut mir herzlich leid, daß ich's gethan habe; nicht nur wegen der Sache selbst, sondern auch um der Folgen willen. Ruggieri ist in Gefahr, das Leben darüber zu verlieren; ich bitte Euch deswegen demütig um Vergebung und um Erlaubnis, hinzugehen und mein Bestes zu versuchen, um ihm loszuhelfen."

Wie der Arzt dies hörte, konnte er bei all' seinem Zorne sich des Lachens nicht enthalten und spöttelnd zu ihr zu sagen: „Du hast Dich diesmal selbst gestraft; denn statt eines rüstigen Gesellen, der Dir, wie Du meintest, den Schlaf vertreiben sollte,

haft Du einen Schläfer bei Dir gehabt. Geh nur hin und suche Deinen Liebhaber zu retten; aber hüte Dich, daß Du ihn mir künftig wieder in's Haus bringst, wenn Du nicht willst, daß ich Dir das Alte mit dem Neuen zugleich bezahlen soll."

Wie die Magd fand, daß der erste Streich ihr gut gelungen war, säumte sie nicht, nach dem Gefängnis zu eilen und wußte den Gefangenwärter zu bewegen, daß er ihr erlaubte, mit Ruggieri zu sprechen. Diesem gab sie Bericht von Allem, was er vor dem Stadtrichter aussagen müßte, wenn er sein Leben retten wollte und hernach brachte sie es dahin, daß der Stadtrichter sie vor sich kommen ließ. Weil sie ein hübsches flinkes Mädchen war, so sagt man, der Herr Stadtrichter habe sich nur unter gewissen Bedingungen dazu willfährig finden lassen, welche sie sich, um ihren guten Endzweck zu fördern, gerne gefallen ließ, und hernach zu ihm sagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt einen gewissen Ruggieri da Jeroli als einen Dieb verhaften lassen, allein ihm geschieht Unrecht." Sie erzählte ihm darauf eine lange Geschichte, daß er ihr Liebhaber wäre, daß sie ihn zu sich in das Haus ihres Herrn, des Wundarztes, hätte kommen lassen; sie beschrieb ihm, wie sie ihm aus Unwissenheit den Mohntrank zu trinken gegeben und wie sie ihn hernach für tot in den Kasten gelegt habe; sie sagte ihm auch, wie sie das Gespräch zwischen dem Zimmermann und dem Eigentümer der Kiste gehört hätte und erklärte ihm auf diese Weise, wie Ruggieri in der Kiste nach dem Hause der Wucherer gekommen wäre.

Der Stadtrichter fand, daß er leicht auf den Grund dieser Geschichte kommen könnte; er sandte also vor allen Dingen nach dem Arzte und erfuhr von ihm, daß es mit dem Schlaftrunk seine Richtigkeit hatte. Darauf ließ er den Zimmermann und den Eigentümer des Kastens vorladen, desgleichen die beiden Wucherer und nach einer kurzen Untersuchung fand es sich, daß die Wucherer die Kiste wirklich in der Nacht gestohlen und nach ihrem Hause gebracht hatten. Zuletzt ließ er auch den Ruggieri vorführen und fragte ihn, wo er die Nacht zugebracht habe. Dieser antwortete ihm, wo er sie zugebracht habe, das wisse er selbst nicht; wohl aber, daß er des Abends zu der Magd des Doktors Mazzeo gegangen wäre, in der Absicht, sie bei ihr

zuzubringen, daß er in ihrer Kammer vor Durst ein Wasser getrunken habe und daß er nicht wisse, was hernach mit ihm vorgegangen sei, bis er sich beim Erwachen in einer Kiste in dem Hause der Wucherer befunden habe.

Der Stadtrichter fand die ganze Begebenheit so spaßhaft, daß er sie sich von dem Mädchen, von Ruggieri und von dem Zimmermann mehr als einmal wiederholen ließ. Wie er fand, daß Ruggieri unschuldig war, ließ er ihn auf freien Fuß stellen und legte den Wucherern für den Diebstahl an der Kiste eine Geldbuße von zehn Unzen Silber auf.

Ruggieri konnte froh sein, daß er so gut weg kam. Seine Dame war höchlich darüber erfreut, und oft pflegte sie noch mit ihm und mit dem gutherzigen Mädchen, das ihn mit Messerstichen hatte beschenken wollen, sich über diesen Vorfall zu ergötzen. Ihr Liebesverständnis behielt seinen ungestörten Fortgang — und ein gleiches möchte ich mir wohl selbst wünschen; doch müßte man mich nur nicht in eine Kiste stecken.

Einundvierzigste Erzählung.

Wir lesen in den alten Geschichten der Cyprier, daß einst auf der Insel Cypern ein angesehener Mann lebte, namens Aristipffus, welcher unter allen seinen Landsleuten den größten Überfluß an zeitlichen Gütern besaß. Nichts würde seinem Glücke gefehlt haben, wenn das Schicksal ihm nicht in einem Umstande ein größeres Herzeleid als anderen Menschen beschieden hätte; er hatte nämlich unter mehreren Kindern einen Sohn, der zwar an Größe, Gestalt und Schönheit alle übrigen Jünglinge übertraf, allein dabei fast ganz blödsinnig war, so daß alle Hoffnung verloren schien, etwas aus ihm zu machen. Er hieß eigentlich Galesus; weil aber weder die Mühe, die seine Lehrer sich mit ihm gaben, noch die Güte oder die Strenge seines Vaters, noch irgend ein Mittel, welches andere Leute ersonnen, im Stande waren, ihm das Geringste von den Wissenschaften oder guten Sitten beizubringen, so pflegte man ihn

wegen seiner groben und plumpen Stimme, Gebärden und Handlungen, die mehr viehisch, als menschlich waren, Cimon zu nennen, ein Beiname, der bei ihnen ebensoviel bedeutete, als wenn wir Jemand ein Vieh schelten. Seine ungeschliffene Aufführung machten seinem Vater vielen Verdruß, bis er endlich alle Hoffnung aufgab, ihn zu einem rechtlichen Menschen zu machen; daher er ihn, um ihn nur aus seinen Augen zu entfernen, auf ein Dorf schickte und ihm befahl, daselbst bei den Knechten und Bauern zu bleiben; und dieses ließ er sich auch gern gefallen, weil ihm selbst die bäurische Lebensart besser behagte als der Umgang mit den Menschen in der Stadt.

Wie nun Cimon auf dem Lande lebte, und sich daselbst mit Feldarbeit beschäftigte, traf es sich eines Tages kurz nach Mittag, daß er mit seinem Karst auf der Schulter von einem Dorfe nach einem andern ging, und durch ein angenehmes Gehölz kam, welches mit dem herrlichsten Laube prangte, weil es eben im Maimonat war. Hier schien sein guter Glückstern seine Schritte nach einer Wiese zu leiten, die von hohen Bäumen umgeben und an einer Seite von einem schönen kühlen Bache umflossen ward. Neben demselben sah er auf dem grünen Rasen ein wunderschönes Mädchen in einem so leichten Gewande schlafen, daß es fast keinen ihrer blendenden Reize verbarg; denn vom Gürtel niederwärts hatte sie bloß eine feine weiße Decke über sich gebreitet. Zu ihren Füßen schliefen zwei Weiber und ein Mann, welche sie bedienten. Wie Cimon das Mädchen erblickte, stutzte er, als wenn er noch nie eine weibliche Gestalt gesehen hätte, stützte sich auf seine Hacke und betrachtete sie mit stummer Verwunderung. In seiner rohen Brust, welcher tausend Lehren und Ermahnungen nicht einen Funken Empfindung für eine gesittete Aufführung hatten beibringen können, ward auf einmal ein Gefühl erweckt, welches seinem groben plumpen Vorstellungsvermögen zu verstehen gab, dies sei das schönste Wesen, welches jemals ein Sterblicher erblickt habe. Jetzt fing er an, auch die einzelnen Teile dieser Schönheit zu mustern; er bewunderte ihr Haupthaar, dem das Gold an Glanze weichen mußte, die Stirne, die Nase, den Mund, den Hals und die Arme; vor allen Dingen aber den kleinen Busen, der eben anfing, sich zu wölben; und als wenn er aus einem Bauern auf einmal zum Kunstkenner geworden

wäre, so konnte er sich den Wunsch nicht versagen, ihre Augen zu sehen, die ein tiefer Schlaf noch verschlossen hielt. Um diese zu erblicken, kam ihm mehr als einmal die Lust an, die schöne Schläferin zu wecken. Weil er sie aber unendlich schöner fand, als alle Weiber, die er jemals gesehen hatte, so zweifelte er, ob sie nicht vielleicht eine Göttin wäre, und weil er noch Verstand genug hatte, um einzusehen, daß er göttlichen Dingen mehr Ehrfurcht schuldig wäre, als menschlichen, so enthielt er sich und wollte lieber warten, bis sie von selbst erwachen würde; und wiewohl ihm darüber die Zeit fast zu lang ward, so empfand er doch so viel Vergnügen, daß er sich nicht entschließen konnte, sich zu entfernen. Endlich fügte es sich, daß die Jungfrau, deren Namen Iphigenia war, früher als ihre Leute erwachte, und indem sie ihre Augen aufschlug und ihr Haupt erhob, den Cimon erblickte, wie er auf seinen Karst gestützt vor ihr stand. Da ihn Jedermann kannte, sowohl wegen seiner eigenen bäurischen Gestalt, als weil er der Sohn eines so angesehenen und vermögenden Mannes war, so nannte sie ihn bei seinem Namen und fragte: „Cimon, was hast Du um diese Stunde hier im Walde zu schaffen?"

Cimon antwortete nicht, sondern indem ihre Augen sich öffneten, blickten die seinigen sie unverwandt an, und er schien zu empfinden, daß eine sanfte Bewegung, die sie ihm einflößten, sein Innerstes mit einem nie gekannten Vergnügen erfüllte. Dieses bemerkte die Jungfrau, und weil sie fürchtete, sein starrer Blick möchte ihn bei seinem bäurischen Wesen zu Unanständigkeiten führen, so weckte sie ihre Weiber, stand auf und sagte: „Gehabe Dich wohl, Cimon!"

Cimon antwortete: „Ich gehe mit Dir." Und obwohl die Jungfrau sich seine Begleitung verbat, weil sie sich noch immer vor ihm fürchtete, so konnte sie ihn doch nicht los werden, bis er sie ganz nach ihrem Hause begleitet hatte. Von Stunde an ging er zu seinem Vater und erklärte ihm, er habe durchaus keine Lust, wieder nach dem Dorfe zurückzukehren. Dem Vater war dieses zwar nicht lieb doch ließ er ihm seinen Willen, indem er neugierig war, zu sehen, was ihn bewogen hätte, seinen Entschluß zu ändern. Da indessen Cimons Herz, auf welches weder Lehren noch Ermahnungen einigen Eindruck hatten machen können, von Iphigenia's Reizen bezwungen, sich einmal der

Liebe geöffnet hatte, so entwickelte sich nunmehr bei ihm von Tage zu Tage ein neuer Begriff nach dem andern, so daß sein Vater, seine Verwandten, und alle, die ihn kannten, darüber in die äußerste Verwunderung gerieten. Zuerst bat er seinen Vater, ihn zierlich und ordentlich, so wie seine übrigen Brüder, kleiden zu lassen, welches derselbe mit Vergnügen that. Hierauf suchte er den Umgang gebildeter Jünglinge und bemerkte mit Aufmerksamkeit die Aufführung, welche sich für gesittete Leute und besonders für Verliebte schickte; und so lernte er gleich anfangs zu jedermanns Verwunderung in kurzer Zeit nicht nur die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften, sondern er ward auch bald einer der ersten und geschicktesten Sophisten. Seine rohe bäurische Stimme bildete sich auch nicht allein zum städtischen Wohllaut, sondern er ward auch ein Meister im Gesang und Klangspiel, im Reiten und Fechten, und bewies sich in allen kriegerischen Übungen zu Wasser und zu Lande gleich tapfer und geschickt; und das alles bewirkte seine Liebe zu Iphigenia. Mit einem Worte (um mich nicht bei jedem kleinen Umstande seiner Ausbildung aufzuhalten), es waren seit dem ersten Tage der Entstehung seiner Liebe noch keine vier Jahr verflossen, so ward er der munterste, angenehmste, tugendhafteste und vollkommenste Jüngling auf der ganzen Insel Cypern.

Wie sollen wir uns diese Verwandlung des Cimon erklären, meine liebenswürdigen Freundinnen? Gewiß auf keine andere Weise, als daß das neidische Schicksal die herrlichen Tugenden, zu welchen der Himmel den Keim in ihn gelegt hatte, in einem äußerst kleinen Winkel seines Herzens mit eisernen Banden gefesselt und eingeschlossen hielt; daß aber die Liebe, die noch mächtiger ist, als das Schicksal, diese Bande zersprengte, daß sie seine schlafenden Begriffe weckte, sie aus dem tiefen Dunkel, welches sie umhüllte, hervorzog und an's helle Licht brachte, und dadurch bewies, daß sie die Geisteskräfte ihrer Verehrer überall ausfindig zu machen und sie mit ihrem Strahl zu erhellen vermag.

Obwohl nun Cimon, wie Jünglinge wohl pflegen, in den Äußerungen seiner Liebe zu Iphigenia manches übertrieb, so ließ sich doch sein Vater dieses nicht nur gerne gefallen, sondern that ihm auch selbst allen möglichen Vorschub, um in diesem

Stücke nach seiner Neigung zu handeln. Cimon, welcher nach diesem nie wieder Galesus heißen wollte, weil Iphigenia ihn einmal Cimon genannt hatte, suchte endlich das Ziel seiner Wünsche zu erreichen und ließ deswegen bei dem Cypseus, Iphigenia's Vater, um sie anhalten. Allein Cypseus gab zur Antwort, er habe sie einem gewissen edlen Jüngling in Rhodus, namens Phasimus, bereits versprochen, und er wolle sein Wort nicht brechen. Wie nun die Zeit kam, daß die festgesetzte Vermählung sollte vollzogen werden, und der Bräutigam Abgesandte schickte, um seine Braut heimzuholen, dachte Cimon bei sich: „Jetzt, Iphigenia, ist es Zeit, zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Dein Anblick hat mich zum Menschen gemacht, Dein Besitz würde mich ohne Zweifel zu dem Glück eines Gottes erheben; und wahrlich, ich will Dich besitzen oder sterben!"

Er warb hierauf in der Stille einige edelmütige Jünglinge an, die seine Freunde und Waffenbrüder geworden waren, ließ heimlich ein Schiff ausrüsten und mit allem Nötigen zum Seegefecht versehen und stach in die See, um das Fahrzeug aufzufangen, welches Iphigenia zu ihrem Bräutigam führen sollte. Dieses ging gleichfalls in See und steuerte gerade nach Rhodus zu. Cimon war wacker, traf am folgenden Tage mit ihnen zusammen und rief ihnen zu: „Streicht die Segel, oder erwartet Euren Tod in den Wellen, wenn ich Euch überwinde."

Seine Gegner brachten ihre Waffen auf's Verdeck und machten sich fertig zum Widerstande. Wie dies Cimon sah, warf er dem Rhodischen Schiffe einen Enterhaken an Bord, indem es sich schnell zu entfernen suchte, und befestigte es damit an den Schnabel des seinigen. Er wartete nicht, bis seine Gefährten ihm folgten, sondern grimmig wie ein Löwe sprang er in das Schiff der Rhodier, achtete nicht die Zahl seiner Gegner, indem die Liebe ihm unüberwindliche Kraft verlieh und würgte links und rechts unter ihnen mit seinem Schwerte, wie unter einer Herde Schafe. Erschrocken warfen die Rhodier ihre Waffen von sich und baten einstimmig um Pardon. „Jünglinge!" sprach Cimon zu ihnen, „mich trieb weder Raubgier, noch Erbitterung, von Cypern auszulaufen und Euch im offenen Meere mit gewaffneter Hand anzugreifen, sondern mich bewog dasjenige, was mir das Teuerste ist, was ich erwerben kann und was Ihr mir ohne Mühe in Frieden gewähren könnt,

nämlich Iphigenia, die ich über alles in der Welt liebe. Da ich sie nicht von ihrem Vater in Frieden und Freundschaft erhalten konnte, so zwang mich die Liebe, sie mit den Waffen in der Hand von Euch zu gewinnen. Ich bin willens, die Stelle bei ihr zu vertreten, die man Eurem Phasimus bestimmt hatte. Gebt sie mir und fahret in Gottes Namen Eure Straße."

Die Jünglinge überlieferten ihm, mehr gezwungen als gutwillig, die in Thränen schwimmende Iphigenia. Wie Cimon ihre Thränen fließen sah, sprach er: „Edle Jungfrau, sei unbekümmert. Ich bin Dein Cimon, dem seine standhafte Liebe ein größeres Recht giebt, Dich zu besitzen, als dem Phasimus die gegebene Zusage."

Sobald Cimon sie an Bord seines Schiffes sah, kehrte er wieder um zu seinen Gefährten und ließ die Rhodier fahren, ohne sie im geringsten an ihrem Eigentum zu verletzen. Höchst entzückt über die teure geliebte Beute, sann er nur darauf, sie zu beruhigen, und stellte hiernächst seinen Gefährten vor, daß es nicht ratsam wäre, gleich nach Cypern zurück zu kehren; er fand sie auch einstimmig seiner Meinung, daß es besser sein würde, nach Kreta zu gehen, wo sie fast alle, und Cimon insbesondere, durch ältere und neuere Verbindungen mit vielen angesehenen Geschlechtern verwandt und befreundet waren, und weil sie daselbst mit Iphigenia in Sicherheit zu sein glaubten, so richteten sie ihren Lauf dahin. Allein das Glück, welches dem Cimon die Eroberung seiner Geliebten leicht genug gemacht hatte, blieb ihm nicht lange treu, sondern es verwandelte nur zu bald die innige Freude des liebenden Jünglings in die bitterste Betrübnis. Es waren noch nicht vier Stunden seit seinem Gefechte mit den Rohdiern vergangen, wie die Nacht, welche Cimon mit nie empfundener Sehnsucht erwartet hatte, anbrach; doch mit ihr erhob sich zugleich ein fürchterlicher Sturm mit Ungewitter, sodaß die tobenden Wellen im schrecklichen Kampfe mit dem schwarzen Gewölk sich fast zu vermengen schienen und es den Schiffsleuten unmöglich machten, nicht nur das Schiff zu regieren, sondern sich auf demselben auch nur aufrecht zu erhalten. Cimon war äußerst bekümmert um Iphigenia; er glaubte, die Götter hätten ihm nur deswegen seine Wünsche zum Teil gewährt, damit sie ihm den Tod desto schmerzlicher machten, dem er wenige Stunden vorher mutig

entgegenging. Seine Gefährten waren nicht weniger in Ängsten; am meisten aber Iphigenia, die bei jeder Schlagwelle ihren Tod in den Wogen zu finden glaubte und Cimon mit seiner Liebe verwünschte, und seine Vermessenheit schalt, weil sie gewiß glaubte, das Ungewitter wäre aus keiner anderen Ursache entstanden, als weil die Götter nicht zugeben wollten, daß derjenige, welcher sie wieder ihren Ratschluß zu seiner Gemahlin machen wollte, die Frucht seiner verwegenen Unternehmung genießen, sondern daß er sie zuerst elendiglich umkommen sehen, und dann selbst dem Tode geweiht werden sollte. Indem nun der Sturm immer heftiger, die Wehklage immer lauter und die Verlegenheit der Schiffsleute immer größer und allgemeiner ward, und Niemand wußte, wohin das Schiff triebe, wurden sie bis in die Nähe der Insel Rhodus verschlagen; sie wurden das Land gewahr, und ohne zu wissen oder sich auch darum nur zu kümmern, wo sie waren, bemühten sie sich nur, das Schiff womöglich, unter dem Schutze des Landes vor Anker zu bringen, um ihr Leben zu retten. Das Glück war ihnen auch insoweit günstig, daß sie eine kleine Bucht entdeckten, in welche kurz vorher die Rhodier, mit welchen Cimon gekämpft hatte, eingelaufen waren, und kaum entdeckten sie in der Morgendämmerung, daß sie bei Rhodus vor Anker gekommen waren, so bemerkten sie auch, indem sich das Wetter ein wenig aufklärte, in der Entfernung eines Bogenschusses das Schiff, mit welchem sie sich des Abends vorher geschlagen hatten. Cimon ward darüber sehr bestürzt, und weil er ahnte, was ihm bevorstand, so befahl er, alle Kräfte anzustrengen, um das Schiff wieder in See zu bringen und sich dann der Führung des Schicksals zu überlassen, weil sie an keinen schlimmeren Ort, als an diesen, geraten könnten. Man that alles Mögliche, um die See wieder zu gewinnen, jedoch vergeblich. Der widrige Wind verhinderte sie nicht nur, aus der Bucht wieder auszulaufen, sondern er trieb sie, aller Anstrengungen ungeachtet, nur immer näher an's Land, wo sie von der Mannschaft des Rhodischen Schiffes alsobald gesehen und erkannt wurden. Diese gaben unverzüglich den jungen Rhodiern, die sich bereits nach einem nahen Dorfe begeben hatten, Nachricht, daß Cimon und Iphigenia mit ihrem Schiffe zufälliger Weise mit ihnen an einerlei Stelle vor Anker gekommen wären. Dies war ihnen sehr lieb, sie versammelten

eine Menge Leute aus dem Dorfe und eilten nach dem Gestade, wo Cimon mit den Seinigen soeben gelandet und im Begriffe war, mit ihnen in dem nahe gelegenen Wald sich zu verbergen. Sie wurden aber sämtlich nebst Iphigenia gefangen genommen und nach dem Dorfe gebracht. Lysimachus, welchem in diesem Jahre die oberste Gewalt auf der Insel anvertraut war, begab sich dahin, begleitet von einem zahlreichen Gefolge bewaffneter Leute aus der Stadt und ließ den Cimon nebst den Seinigen, vermöge der Anklage, die Phasimus bei der Landesobrigkeit angebracht hatte, nach dem Gefängnisse führen.

So ward dem armen verliebten Cimon seine Iphigenia wieder entrissen, wenige Stunden nachdem er sie entführt und wie er ihr kaum den ersten Kuß geraubt hatte. Iphigenia ward indessen von vielen edlen Frauen in Rhodus empfangen, welche sich bemühten, ihr nach dem Schrecken über ihre Entführung und über die Wut des ungestümen Meeres einige Erholung zu verschaffen und bei welchen sie bis an den Tag verweilte, der zu ihrer Hochzeit angesetzt war. Dem Cimon und seinen Gefährten schenkte man zwar das Leben, weil sie am vorigen Tage den Rhodischen Jünglingen freien Abzug vergönnt hatten (obgleich Phasimus sich alle Mühe gab, ein Todesurteil gegen sie auszuwirken), doch verdammte man sie alle zu ewigem Gefängnis.

Phasimus eilte indessen, Anstalten zu seiner Vermählung zu treffen; doch indem er sich damit beschäftigte, schien das Schicksal es schon wieder zu bereuen, daß es dem Cimon plötzlich einen so bösen Streich gespielt hatte und es führte von neuem eine Gelegenheit herbei, um seiner Sache wieder aufzuhelfen. Phasimus hatte nämlich einen Bruder, dem er zwar an Jahren, aber nicht an guten Eigenschaften überlegen war, namens Hormiscus. Dieser hatte sich seit langer Zeit um ein schönes und edles Mädchen, Kassandra genannt, beworben, in welches Lysimachus gleichfalls sehr verliebt war; doch hatte diese Heirat bisher verschiedene Hindernisse gefunden. Wie aber Phasimus jetzt im Begriffe war, seine eigene Hochzeit mit großem Gepränge zu begehen, hielt er es für das Beste, um doppelte Unkosten und doppelte Feierlichkeiten zu sparen, daß Hormiscus sich zu gleicher Zeit verheiratete. Er knüpfte demnach die Unterhandlungen mit Kassandra's Eltern wieder an,

brachte sie glücklich zu stande und verabredete darauf mit seinem Bruder, daß sie an einem Tage beide Hochzeit halten wollten.

Wie Lysimachus dies vernahm, schmerzte es ihn sehr, alle seine Hoffnungen getäuscht zu sehen, weil er sich ganz gewiß geschmeichelt hatte, Kassandra selbst zu bekommen, wenn aus der Heirat mit dem Hormiscus nichts würde. Er verbarg inzwischen seinen Unmut darüber, indes er auf Mittel sann, die Absichten des Hormiscus zu vereiteln; doch sah er dazu keinen anderen Ausweg als Kassandra zu entführen. Vermöge der Macht, die er in Händen hatte, schien ihm dieses nicht schwer zu sein; doch hielt er eben deswegen diese Maßregel für weniger erlaubt und anständig, als wenn ihm diese Gewalt nicht wäre anvertraut gewesen. Nachdem er jedoch lange darüber hin und her gedacht hatte, behielt endlich die Liebe den Sieg über die Gewissenhaftigkeit und er entschloß sich, Kassandra zu entführen, es möchte kosten, was es wolle. Indem er nun überlegte, welche Gehülfen er sich wählen und wie er die Anstalten treffen wollte, fiel ihm Cimon ein, der mit seinen Gefährten im Gefängnis schmachtete und er glaubte, daß er nirgends bessere und treuere Mitgenossen finden könnte. Er ließ demnach an einem Abend den Cimon insgeheim zu sich kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Cimon! So wie die Götter sich den Menschen als die besten und reichlichsten Geber alles Guten zeigen, so wissen sie auch am besten, ihre Tugenden auf die Probe zu stellen und diejenigen nach Verdienst zu belohnen, welche am festesten und beständigsten in allen Fällen gefunden werden. Sie verlangten von Deiner Tugend größere Beweise, als Du in dem Hause Deines Vaters hättest geben können, der, wie ich weiß, an allen Glücksgütern einen Überfluß hat. Deswegen haben sie Dich, wie ich höre, durch den Stachel der Liebe aus einem unempfindlichen Tierleben zu einem vernünftigen Zustande erweckt; darauf hat Dein hartes Schicksal Dich hierher in eine beschwerliche Gefangenschaft geführt, weil die Götter versuchen wollten, ob Dein Mut sich durch den plötzlichen Verlust Deiner eroberten geliebten Beute würde wankend machen lassen. Bist Du aber noch eben so gesinnt, wie vormals, so haben sie Dir nie ein erwünschteres Geschenk gemacht, als die Gelegenheit, welche sie

Dir jetzt anbieten und die ich Dir verkündigen will, damit Du Dich wieder ermannest und Mut gewinnest. Phasimus, der sich über Dein Unglück freut und Dir gerne den Tod bereitet hätte, beeilt sich jetzt, seine Vermählung mit Deiner Iphigenia zu vollziehen, um sich des Schatzes zu erfreuen, welchen Dir Dein günstiges Glück zuerst bescherte und ihn Dir dann plötzlich im Zorn wieder entriß. Wie sehr Dich dieses schmerzen müsse, wenn Du so zärtlich liebst, wie ich glaube, das weiß ich aus eigener Erfahrung, indem des Phasimus Bruder Hormiscus mir in Kassandra's Person, die ich unaussprechlich liebe, an demselben Tage eine ähnliche Kränkung zubereitet. Ich weiß keinen anderen Weg, den das Schicksal uns offen gelassen hat, um dieser Kränkung zuvor zu kommen, als durch unseren Mut und durch die Kraft unseres Armes, der uns mit dem Schwerte die Bahn zur Entführung unserer Geliebten brechen muß; denn wofern Dir, ich will nicht sagen Deine Freiheit (denn diese hat wohl ohne den Besitz Deiner Geliebten nur einen geringen Wert für Dich), sondern die Wiedererlangung Deiner Geliebten selbst, am Herzen liegt, so geben sie Dir die Götter in Deine Hand, wenn Du mir in meinen Unternehmungen beistehen willst."

Diese Worte weckten den gesunkenen Mut in Cimon's Brust wieder auf. Er besann sich nicht lange auf eine Antwort, sondern sprach: „Lysimachus, Du kannst Dir bei dieser Unternehmung weder einen tapferern, noch einen treueren Gefährten wählen, als mich, wenn ich dasjenige damit erlangen kann, was Du mich hoffen lässest; sage mir also nur, was ich thun soll, so sollst Du sehen, mit welchem Eifer und Kraft ich es ausführen werde."

Lysimachus antwortete: „Über drei Tage werden die beiden Bräute ihren Einzug in den Palast ihrer Verlobten halten. Am Abend wollen wir beide, Du mit Deinen Gefährten, und ich mit einigen zuverlässigen Männern, das Haus überfallen, unsere Geliebten mitten aus dem Kreise der versammelten Gäste entführen und sie auf ein Schiff bringen, das ich schon heimlich habe ausrüsten lassen, und wer sich uns widersetzt, der soll durch unser Schwert fallen."

Dem Cimon gefiel der Anschlag, und er hielt sich bis zur anberaumten Zeit still in seinem Gefängnis. Wie der Hochzeitstag

kam, war der Aufzug sehr festlich, und in dem Hause der beiden Brüder erscholl alles von lautem Jubel. Wie Lysimachus alles veranstaltet und sich und Cimon, samt dessen Gefährten und seinen eigenen Freunden, mit Waffen versehen hatte, die sie unter ihren Kleidern versteckten, ermunterte er sie durch eine zweckmäßige Anrede zur wackeren Ausführung seiner That und teilte sie hierauf in drei Haufen, wovon er den einen in der Stille nach dem Hafen schickte, um den Weg nach dem Schiffe im nötigen Fall offen zu halten. Mit den beiden anderen Haufen ging er nach dem Hause des Phasimus, wo er den einen an der Thüre ließ, um sich den Rückweg zu sichern. Der andere folgte ihm und Cimon die Treppe hinauf. Wie sie in den Saal kamen, wo die jungen Bräute mitten unter vielen anderen Frauenzimmern bereits an der Tafel saßen, sprangen sie zu, stießen die Tische um und bemächtigten sich ein Jeder seiner Geliebten, übergaben sie dem Schutz ihrer Waffengenossen und zogen selbst ihre Schwerter zu ihrer Verteidigung. Die beiden Bräute weinten und jammerten, und alle übrigen Weiber, samt den Dienern erhoben ein lautes Klagegeschrei, indes Cimon und Lysimachus mit ihren Genossen ihre schöne Beute ohne Widerstand wegführten, weil ein jeder aus Furcht vor ihren gezückten Schwertern ihnen Platz machte. Indem sie die Treppe hinunter eilten, kam ihnen Phasimus entgegen, der bei dem entstandenen Getümmel mit einer großen Keule herbeigelaufen kam. Cimon versetzte ihm aber einen Hieb, der ihm den Schädel fast von einander spaltete und ihn tot zu Boden streckte. Der unglückliche Hormiscus, welcher seinem Bruder zu Hilfe eilte, fiel unter den Streichen des Lysimachus, und einige andere, die ihnen den Weg streitig machen wollten, wurden von den Gefährten des Cimon und Lysimachus zurückgetrieben, nachdem einige von ihnen verwundet worden waren. Sie verließen das Haus, in welchem sie Schrecken, Blut und Getümmel verbreitet hatten, und erreichten schnell und ungehindert den Hafen, wo sie die Frauenzimmer einschifften und dann selbst in Eile ihr Schiff bestiegen, weil sie sahen, daß schon eine Menge bewaffneter Leute sich zusammen rottete, um die beiden Jungfrauen wieder zu befreien. Sie ruderten schnell und fröhlich davon und wurden bei ihrer Ankunft in Kreta von ihren vielen Freunden

und Verwandten mit Freunden aufgenommen, feierten daselbst ihre Hochzeit und erfreuten sich ihrer geliebten Beute. In Cypern und auf Rhodus entstanden indessen große und langwierige Fehden um ihretwillen. Doch endlich schlugen sich einige friedliebende Freunde auf beiden Inseln in's Mittel und brachten es dahin, daß Cimon und Iphigenia nach einer kurzen Verbannung wieder nach Cypern, und Lysimachus mit Kassandra nach Rhodus froh und friedlich zurückkehren durften, und lange Jahre in glücklicher Vereinigung mit einander lebten.

Zweiundvierzigste Erzählung.

Nahe bei Sizilien liegt eine kleine Insel, die man Lipari nennt, woselbst eine sehr schöne Jungfrau lebte, namens Constanza, aus einem angesehenen Geschlecht auf dieser Insel gebürtig, in welche sich ein hübscher, wohlgesitteter und in seinem Gewerbe wohlerfahrener Jüngling verliebte, der sich Martuccio Gomito nannte. Da das Mädchen ihrerseits ihn ebenfalls so lieb hatte, daß sie nur in seinem Anblicke lebte, so ließ er bei ihrem Vater um sie anhalten, bekam aber eine abschlägige Antwort, weil er nicht reich war. Den Martuccio verdroß es, daß er seiner Armut wegen abgewiesen ward; er rüstete demnach in Verbindung mit einigen Freunden ein kleines bewaffnetes Fahrzeug aus und schwor, Lipari nicht eher wieder zu sehen, bis er ein reicher Mann geworden wäre. Wie er auslief, machte er den Anfang damit, daß er an der barbarischen Küste kreuzte und alles wegnahm, was ihm nicht widerstehen konnte; das Glück war ihm auch günstig genug, wenn er nur selbst so klug gewesen wäre, seinem Durste nach Reichtum zu rechter Zeit eine Grenze zu setzen. Wie er aber nebst seinen Gefährten in kurzer Zeit schon große Reichtümer erobert hatte und nun noch Schätze auf Schätze zu häufen suchte, so traf es sich endlich, daß sie einst von mehreren barbarischen Schiffen umzingelt wurden, und nach einem hartnäckigen Gefechte, in welchem die meisten von Martuccio's

Leuten durch das Schwert der Sarazenen fielen, ward endlich sein Schiff in den Grund gebohrt, und er selbst geriet mit den wenigen Übrigen in die Hände der Feinde, die ihn nach Tunis führten, wo er eine lange Zeit in der Gefangenschaft schmachten mußte.

In Lipari verbreitete sich bald nachher, nicht nur aus einem Munde, sondern auf mancherlei Wegen, das Gerücht, daß Martuccio mit den Seinigen in den Wellen umgekommen wäre. Constanza, die sich über die Abreise ihres Geliebten schon außerordentlich betrübt hatte, war untröstlich, wie sie hörte, daß er mit allen seinen Leuten in dem Treffen geblieben wäre. Ihres Lebens müde, jedoch nicht herzhaft genug, um sich selbst den Tod zu geben, ersann sie ein neues Mittel, um ihn unvermeidlich zu machen. Sie ging nämlich an einem Abend heimlich aus dem väterlichen Hause und begab sich nach dem Hafen, wo sie von ungefähr in einiger Entfernung von den übrigen Schiffen ein Fischerboot fand, aus welchem die Fischer unlängst an's Land gestiegen waren und Mast, Segel und Ruder in demselben zurückgelassen hatten Sie sprang hinein, ruderte hinaus in das offene Meer, und da sie, nach der Weise aller Frauenzimmer der Insel, mit dem Schiffsgerät einigermaßen umzugehen wußte, so setzte sie das Segel bei, warf die Ruder und das Steuer in die Wellen und überließ sich den Winden, in der gewissen Erwartung, daß sie das Fahrzeug ohne Ballast und Steuermann entweder umschlagen, oder es an eine Klippe treiben würden, wo es scheitern müßte, so daß sie nicht würde entrinnen können, wenn sie auch wollte, sondern ihren Tod unfehlbar in den Wellen finden würde. Sie verhüllte sich demnach den Kopf mit ihrem Mantel und legte sich weinend in dem Boote nieder. Es ging aber ganz anders, als sie erwartete, denn weil ein leichter Nordwind in das Segel blies, und die See so ruhig war, daß sich die Wellen kaum furchten, so ging das Boot seinen geraden Lauf vorwärts, und sie kam am folgenden Tage gegen die Dämmerung, ungefähr hundert Meilen oberhalb Tunis, nicht weit von einer Stadt, die man Susa nennt, an's Land. Da sie bisher ihr Haupt bei keiner Veranlassung aufgehoben hatte, noch aufheben wollte, so wußte sie nichts davon, ob sie sich am Lande, oder noch im offenen Meere befände. Indem nun das Boot auf

den Strand lief, befand sich von ungefähr eine arme Fischerfrau am Ufer, welche beschäftigt war, die getrockneten Netze ihrer Leute einzunehmen, und sich wunderte zu sehen, daß das Boot mit vollem Segel auf den Strand gelaufen kam. Sie glaubte, daß die Fischer in demselben eingeschlafen wären und ging hin, um zuzusehen. Wie sie nun niemand in dem Boote fand als ein Frauenzimmer, welches fest eingeschlafen war, rief sie ihr so lange zu, bis sie aus ihrem Schlafe aufwachte; an ihrer Kleidung bemerkte sie, daß sie eine Christin war, daher sie auf italienisch fragte, wer sie wäre und wie sie so allein in dem Boote käme. Constanza, die sich auf italienisch anreden hörte, glaubte, der Wind wäre umgelaufen und hätte sie wieder nach Lipari zurück getrieben. Sie sprang auf, und wie sie sich am Lande und in einer ganz unbekannten Gegend fand, fragte sie die Frau, wo sie wäre.

Die Frau antwortete ihr: „Mein Kind, Du bist an der barbarischen Küste, nicht weit von Susa."

Wie Constanza dieses vernahm, überfiel sie die Furcht vor einer schmählichen Behandlung; sie bedauerte, daß ihr Gott nicht lieber den Tod gesandt hätte, und weil sie sich nicht zu helfen wußte, so setzte sie sich in ihrem Boote nieder und vergoß bittere Thränen. Das gute Weib hatte Mitleid mit ihr und redete ihr so lange zu, bis sie ihr in ihre Hütte folgte, wo sie sie bat, ihr zu sagen, woher sie gekommen wäre, und weil sie bemerkte, daß sie hungrig war, so setzte sie ihr etwas Brot, Fische und Wasser vor, um sie zu erquicken, und bewog sie durch viele Bitten, ein wenig davon zu genießen.

Constanza fragte sie hierauf, wer sie wäre, daß sie so gut italienisch spräche.

Sie antwortete ihr, sie wäre in Trapani zu Hause; ihr Name wäre Carapresa, und sie wäre hier im Dienste bei einigen christlichen Fischerleuten.

Wie Constanza den Namen Carapresa hörte, hielt sie ihn ihres Kummers ungeachtet, und obwohl sie selbst sich die Ursache nicht erklären konnte) für das Zeichen einer guten Vorbedeutung. Sie fing an zu hoffen, obgleich sie selbst nicht wußte was, und ihr Verlangen nach dem Tode verminderte sich allmählich. Ohne sich demnach zu erkennen zu geben, oder zu sagen, woher sie käme, bat sie ihre Wirtin, um Gotteswillen

Mitleid mit ihrer Jugend zu haben und ihr zu raten, wie sie sich vor Verletzung ihrer Keuschheit sichern könnte.

Carapresa, die ein gutes Weib war, verließ sie einige Augenblicke, um ihre Netze vollends einzunehmen, führte sie hernach in ihren Schleier gehüllt nach Susa und sprach unterwegs zu ihr: „Liebes Mädchen, ich will Dich zu einer sehr liebreichen, sarazenischen Frau führen, welcher ich manchen Dienst leiste; sie ist bejahrt und mitleidig; ich will Dich ihr auf's Angelegentlichste empfehlen, und ich bin versichert, daß sie Dich wie eine Tochter aufnehmen wird. Du wirst Dich Deinerseits bemühen, ihr so zur Hand zu gehen, daß Du Dich ihr immer lieber und angenehmer machst, bis Dir Gott ein besseres Glück beschert."

Wie gesagt, so gethan. Nachdem sie ihre Worte bei der alten Dame angebracht hatte, betrachtete sie diese Constanza und vergoß Thränen des Mitleids, indem sie sie bei der Hand nahm und ihr die Stirn küßte. Sie nahm sie in ihr Haus, in welchem sie mit einigen anderen Frauenzimmern, ohne alle männliche Gesellschaft oder Bedienung wohnte, und sich nebst ihnen mit allerlei Arbeit in Seide, Palmblättern und Lederstickerei beschäftigte. Constanza lernte sich sehr bald mit diesen Arbeiten behelfen und gewann im höchsten Grad die Liebe ihrer Gesellschafterinnen, deren Sprache sie in kurzer Zeit lernte.

Indem sie nun in Susa lebte, und ihre Verwandten sie als tot oder verloren betrauerten, begab es sich, wie Muley Abdallah König in Tunis war, daß in Granada ein Jüngling von vornehmer Abkunft und von großem Ansehen sich für den rechtmäßigsten Thronerben von Tunis ausgab, ein mächtiges Heer zusammenbrachte und den König von Tunis mit Krieg überzog, um ihn vom Throne zu stoßen. Wie Martuccio dieses in seinem Gefängnis erfuhr, sprach er zu einem von den Wächtern: „Wenn ich den König sprechen könnte, so wüßte ich ihm vielleicht einen guten Ratschlag zu geben, seinen Feind zu überwinden."

Der Wächter sagte diese Worte seinem Befehlshaber, und dieser hinterbrachte sie dem Könige, welcher den Martuccio sogleich vor sich kommen ließ und ihn fragte, worin sein Anschlag bestände.

„Gnädiger Herr (sprach Martuccio), wenn mich in vorigen Zeiten meine eigene Erfahrung gelehrt hat, Eure Art zu fechten recht zu beobachten, so pflegen bei Euch die Bogenschützen hauptsächlich das Schicksal der Schlacht zu entscheiden. Wenn Ihr es also dahin bringen könntet, daß Euren Feinden während des Treffens die Pfeile mangelten, indes Eure eigenen Leute Überfluß daran behielten, so würdet Ihr ohne Zweifel den Sieg davontragen."

„Das versteht sich (sprach der König); aber wie ist das möglich zu machen?"

„Wenn Ihr meinem Rate folgen wollt (erwiderte Martuccio), so ist dieses eine leichte Sache. Ihr braucht nur Euren Bogenschützen noch dünnere Sehnen zu geben, als man sonst irgendwo bisher gebraucht hat, und Eure Pfeile so kerben zu lassen, daß sie genau auf diese Sehnen passen. Wenn Ihr dieses so geheim betreiben könnt, daß Euer Feind nichts davon erfährt, und also keine Maßregeln dagegen nehmen kann, so werdet Ihr in der Schlacht, nachdem die Bogenschützen an beiden Seiten ihre Pfeile verschossen haben, großen Vorteil davon ziehen. Denn Eure Leute werden alle angesammelten Pfeile der Feinde wieder gegen sie gebrauchen können, weil die großen Kerben auf jede Sehne passen, da hingegen die Eurigen, wegen ihrer kleinen Kerbe, ihnen zu nichts nützen. Auf diese Weise werden Eure Leute noch Überfluß an Pfeilen haben, wenn sie den Feinden schon gänzlich mangeln."

Dem Könige, der ein verständiger Herr war, gefiel der Rat des Martuccio; er befolgte ihn und besiegte dadurch seinen Feind. Martuccio stieg demnach sehr hoch in seiner Gunst und kam zu großem Reichtum und Ehren. Das Gerücht von dieser Begebenheit erscholl überall, und auf diese Weise erfuhr auch Constanza, daß ihr Martuccio noch lebte, den sie seit langer Zeit für tot gehalten hatte. Ihre schlummernde Liebe erwachte jetzt mit verdoppelter Stärke, und ihre verlorene Hoffnung stellte sich wieder ein. Sie öffnete demnach ihrer liebreichen Wirtin alle ihre Schicksale und entdeckte ihr ihren Wunsch, nach Tunis zu gehen, um ihre Augen an dem Anblick desjenigen zu ergötzen, womit die Sage ihr Ohr so sehr erfreut hatte.

Die gute Frau billigte ihren Wunsch und mit mütterlicher Liebe entschloß sie sich, ein Boot mit ihr zu besteigen und nach Tunis zu fahren, wo sie nebst Constanza von einem ihr Verwandten freundlich bewirtet ward. Sie hatten die Carapresa mitgenommen, welche sie ausschickten, um ihnen nähere Kundschaft von Martuccio zu verschaffen, und welche ihnen auch bald die Bestätigung der Nachricht brachte, daß er noch lebe und in hohen Ehren stände. Die freundschaftliche Mohrin wünschte das Verdienst zu haben, ihm die Ankunft seiner Constanza selbst bekannt zu machen. Sie ging demnach zu ihm und sagte: „Martuccio, in meinem Hause ist einer von Deinen Dienern aus Lipari angekommen, und wünscht Dich insgeheim zu sprechen. Da er mich gebeten hat, diese Botschaft keinem andern anzuvertrauen, so bin ich selbst gekommen, um Dich davon zu benachrichtigen."

Martuccio dankte ihr und folgte ihr nach ihrer Wohnung. Wie Constanza ihn erblickte, fehlte nicht viel daran, daß die plötzliche Freude ihr das Leben geraubt hätte. Es war ihr unmöglich, sich zu enthalten, ihm mit offenen Armen entgegen zu eilen und um den Hals zu fallen. Die Erinnerung an ihre vergangenen Leiden und die Freude an ihr gegenwärtiges Glück verschlossen ihr jedoch den Mund, und sie konnte nur Thränen der Wonne und Zärtlichkeit vergießen.

Martuccio empfand bei ihrem Anblick ein frohes Erstaunen, und mit einem zärtlichen Seufzer rief er aus: „O meine Constanza! Lebst Du wirklich noch? Wie lange hat man mir schon gesagt, Du würdest vermißt und die Deinigen hätten nie die mindeste Nachricht von Dir erhalten können!" Mit diesen Worten umarmte er sie und küßte sie mit Thränen.

Constanza erzählte ihm nun alle ihre Abenteuer, und wie liebreich die edle Mohrin sie aufgenommen hätte. Nachdem sie sich lange mit einander unterhalten hatten, ging Martuccio zu seinem Herrn, dem Könige, erzählte ihm alle Begebenheiten, die ihm und Constanza zugestoßen waren, und bat ihn zugleich um Erlaubnis, sich nach der Ordnung seiner Kirche mit ihr zu verheiraten. Der König wunderte sich über diese Geschichten; er ließ Constanza kommen und sich alles von ihr selbst wiederholen, was ihm Martuccio erzählt hatte, und bekannte, daß sie reichlich verdient hätte, ihn zum Gemahl zu bekommen. Er ließ

demnach große und herrliche Geschenke für sie und für ihren Geliebten bringen und gab ihnen seine völlige Erlaubnis zu handeln, wie es ihnen beliebte.

Martuccio dankte der liebreichen Wirtin seiner Constanza mit Ehrerbietung für alles, was sie für sie gethan hatte, und machte ihr sehr ansehnliche Geschenke. Beim Abschiede konnte sich Constanza nicht ohne viele Thränen des Dankes und der Liebe von ihr trennen. Sie bestiegen mit Genehmigung des Königs ein kleines Fahrzeug, nahmen die Carapresa mit und segelten mit günstigem Winde nach Lipari, wo die Freude über ihre Wiederkehr unbeschreiblich war. Hier vermählte sich Martuccio feierlich mit Constanza, gab seinen Freunden ein frohes Hochzeitsmahl und lebte mit seiner Gattin viele Jahre in Frieden und in einer glücklichen Ehe.

Dreiundvierzigste Erzählung.

In Rom lebte einmal ein Jüngling, namens Pietro Boccamazza, aus einem vornehmen, römischen Geschlechte, welcher sich in ein sehr schönes, reizendes Mädchen, Agnolella genannt, verliebte, deren Vater Gigliazzo Saullo zwar ein bürgerlicher, aber bei den Römern sehr beliebter Mann war; und er wußte es auch dahin zu bringen, daß das Mädchen ihm nicht weniger gewogen ward. Da Pietro sie unaussprechlich liebte, und dem Wunsche, sie zu besitzen, nicht länger ohne die größte Qual widerstehen konnte, so hielt er um sie an. Wie dieses seine Verwandten erfuhren, lagen sie ihm alle mit dem Vorwurfe in den Ohren, daß er sich so wegwerfen wollte, und zugleich ließen sie den Gigliazzo abmahnen, der Werbung des Pietro auf keine Weise Gehör zu geben, indem sie im entgegengesetzten Fall ihn nimmermehr als ihren Freund und Verwandten ansehen würden. Wie Pietro fand, daß man ihm diesen Weg verlegt hatte, auf welchem er einzig und allein zum Ziel seiner Wünsche glaubte gelangen zu können, wollte er vor Schmerz vergehen, und hätte Gigliazzo nur einwilligen

wollen, so würde er seine Tochter, trotz seiner Verwandten zur Gemahlin genommen haben. Indessen fiel es ihm ein, wenn sein Mädchen nur wollte, seinen Vorsatz dennoch durchzusetzen, und wie er durch einen Unterhändler ihre Einwilligung erhalten hatte, nahm er mit ihr Abrede, sie aus Rom zu entführen. Wie alle Anstalten dazu getroffen waren, stand er an einem Morgen früh auf, setzte sich mit seiner Geliebten zu Pferde und nahm seinen Weg nach Alagna, wo er einige Freunde hatte, auf die er sich verlassen konnte. Obwohl sie nun auf ihrer Flucht nicht die Zeit hatten, ihre Heirat zu vollziehen, weil sie fürchten mußten, daß man ihnen nachsetzen würde, so unterhielten sie sich doch unterwegs mit zärtlichen Gesprächen, wobei auch gelegentlich mancher Kuß gewechselt ward. Da nun überdies Pietro des Weges nicht recht kundig war, so war es eben nicht zu verwundern, daß sie ungefähr acht Meilen von Rom, wo der Weg rechter Hand ging, sich aus Irrtum links hielten; und kaum waren sie noch ein paar Meilen weiter geritten, so befanden sie sich in der Nähe eines kleinen Schlosses, wo man sie von ferne entdeckt hatte, und ein Dutzend bewaffnete Reisige sprengten ihnen bereits entgegen. Wie sie ihnen nahe kamen, ward Agnolella sie zuerst gewahr und schrie: „Pietro! wir müssen uns retten, man will uns anfallen.“ Sie wandte zugleich ihr Pferd nach einem dichten Walde, bohrte ihm die Sporen in den Leib und hielt sich an den Sattelbogen, indem sie mit verhängtem Zügel davonjagte. Pietro, dessen Blicke mehr auf ihr Angesicht als auf den Weg gerichtet waren, ward die Reisige nicht so früh gewahr, als sein Mädchen, und ehe er sich umsehen konnte, woher sie kämen, fand er sich schon von ihnen umzingelt und gezwungen, vom Pferde zu steigen. Sie fragten ihn, wer er wäre, und sobald er ihnen seinen Namen sagte, pflogen sie Rat mit einander und sagten: „Dieser ist ein Anhänger unserer Feinde; was haben wir weiter zu thun, als ihm seinen Gaul und sein Gerät abzunehmen und ihn dem Orsini zur Schmach an dem ersten besten Eichenbaum aufzuhängen?“ Dies ward demnach einstimmig beschlossen, und man befahl dem Pietro, sich auszukleiden. Indem er schon anfing, seine Kleider abzulegen und sich dabei nichts gutes zu versehen, erschien ein Trupp von mehr als zwanzig Bewaffneten, welche die anderen anfielen

und „nieder mit den Hunden!“ riefen. Bei diesem plötzlichen Überfalle vergaßen jene den Pietro und dachten nur an ihre eigene Verteidigung; weil aber die Angreifenden bei weitem der stärkere Teil waren, so mußten sie weichen und wurden von diesen verfolgt. Pietro nahm schnell diese Gelegenheit wahr, seine Sachen wieder zusammen zu raffen, seinen Gaul zu besteigen und, so eilig er konnte, nach derselben Seite davonzujagen, wohin er Agnolella hatte fliehen gesehen. Weil er aber in dem Walde weder Weg noch Steg finden und keinen Hufschlag ihres Pferdes entdecken konnte, so überließ er sich seinem Schmerz, sobald er glaubte, weit genug von seinen ersten Angreifern entfernt zu sein, und von denen, welche diese wiederum überfallen hatten, um von beiden nichts mehr befürchten zu müssen. Er beklagte sein Unglück, daß er nicht die geringste Spur von seiner Geliebten fand, denn obgleich er sie bald hier bald dort im Walde suchte und sie bei ihrem Namen rief, so antwortete ihm doch niemand; er traute sich nicht, wieder zurück zu gehen, und er wußte ebensowenig, wohin er geraten würde, wenn er weiter vorwärts ginge. Von der anderen Seite ward ihm vor den wilden Tieren bange, die in den Wäldern zu hausen pflegen, und er war nicht nur für sich selbst, sondern auch für sein Mädchen besorgt, und fürchtete jeden Augenblick, sie von Wölfen oder Bären zerrissen zu finden. So brachte er den ganzen Tag zu, indem er im Walde herumirrte, rief und schrie, und oft rückwärts ging, indem er meinte vorwärts zu kommen, bis er endlich von Gram, Geschrei, Furcht und Hunger so völlig erschöpft war, daß er nicht weiter kommen konnte. Wie er nun fand, daß die Nacht anbrach, und er sich nicht anders zu raten wußte, stieg er neben einem großen Eichbaume vom Pferde, band sein Pferd an den Baum und kletterte hinauf, um sich in den Ästen zu bergen, damit ihn in der Nacht die wilden Tiere nicht zerreißen möchten. Nicht lange danach ging der Mond auf und die Nacht war heiter. Er getraute sich jedoch nicht, zu schlafen, aus Furcht herunter zu stürzen, und wenn ihn auch diese Furcht nicht verhindert hätte, so ließ ihn doch die Besorgnis für seine Geliebte nicht schlafen; er brachte demnach die ganze Nacht damit zu, zu seufzen, zu weinen und sein Unglück zu beklagen.

Agnolella floh indessen, ohne zu wissen wohin, und indem sie ihren Gaul laufen ließ, wohin er mochte, geriet sie darüber

so tief in den Wald hinein, daß sie nicht mehr wußte, von welcher Seite sie hergekommen war. Sie irrte ebenso, wie Pietro, an diesem wüsten Orte umher, indem sie bald still hielt, bald vorwärts ritt, beständig rief und jammerte und ihr Unglück beklagte. Wie sie endlich sah, daß Pietro sich nicht wieder fand und wie sie gegen die Vesperzeit einen kleinen Fußsteig entdeckte, so verfolgte sie denselben und nachdem sie ungefähr zwei Meilen darauf fortgeritten war, erblickte sie von ferne eine Hütte, welcher sie sich eiligst näherte und in derselben einen Greis mit seinem ebenfalls betagten Weibe antraf.

„Mein Töchterlein! (sprachen diese, wie sie Agnolella so allein kommen sahen) was machst Du um diese Stunde in dieser wüsten Gegend?"

Agnolella antwortete, sie hätte sich im Walde von ihrer Gesellschaft verirrt, und fragte, wie weit sie noch von Alagna wäre.

„Dies ist nicht der Weg nach Alagna, meine Tochter (sprach der Alte). Alagna liegt über zwölf Meilen von hier."

„Ist denn keine Herberge in der Nähe, wo ich übernachten kann?" fragte Agnolella.

„Nirgends so nahe (erwiderte der Alte), daß Du sie noch vor Abend erreichen könntest."

„Wollt Ihr Euch denn wohl meiner erbarmen (versetzte sie) und mich beherbergen, da ich sonst nirgends hin kann?"

„Liebes Mädchen (antwortete der Greis), Du sollst uns für die Nacht willkommen sein; aber ich muß Dir zugleich sagen, daß in dieser Gegend bei Nacht und bei Tage viel liederliches Gesindel von Freunden und Feinden herumstreift, welches uns oft Schaden und Verdruß genug zufügt; und wenn von ungefähr dergleichen Volk ankäme, indes Du hier bist und sie fänden Dich so jung und so schön, so würden sie Dir Gewalt und Schande anthun, und wir könnten Dich nicht schützen. Wir müssen Dir dieses voraussagen, damit Du Dich hernach nicht über uns beklagest, wenn ein Unglück geschehen sollte."

Die Worte des Greises erschreckten Agnolella zwar, doch da es schon spät war, so erwiderte sie: „Wenn es Gottes Wille ist, so wird er Euch und mich vor solchem Unglück wohl bewahren. Wenn ich es aber nicht vermeiden kann, so will ich doch lieber

Menschen in die Hände fallen, als mich im Walde von wilden Tieren zerreißen lassen." Sie stieg demnach vom Pferde und ging zu den armen Leuten in ihre Hütte, genoß mit ihnen ihr kärgliches Abendmahl und legte sich darauf in vollen Kleidern mit ihnen auf ihre Schlafbank nieder und hörte die ganze Nacht nicht auf, zu seufzen und ihr eigenes Unglück zu beklagen und ihren Pietro, von dem sie nicht wußte, was aus ihm geworden wäre.

Indem die Morgenstunde schon herankam, hörte sie ein großes Getrampel von Reisigen, weswegen sie aufsprang und eilig in den Hof lief, der neben der Hütte war, wo sie einen großen Schober Heu fand, unter welchen sie sich verbarg. Kaum war es ihr gelungen, sich zu verstecken, so klopfte eine ganze Bande Räuber an die Hütte und verlangte eingelassen zu werden. Wie sie herein kamen und Agnolella's Gaul gesattelt und gezäumt im Hofe fanden, fragten sie die Alten, wer bei ihnen wäre.

Der gute Greis, welcher sah, daß die Jungfrau sich entfernt hatte, gab zur Antwort: „Es ist niemand hier, als wir. Der Gaul muß wohl seinem Herrn entlaufen sein; denn er kam gestern Abend hier vor unsere Hütte und wir zogen ihn herein, damit ihn die Wölfe nicht fressen möchten."

„Wenn er keinen anderen Herrn hat, so kömmt er uns eben recht", sprach der Rädelsführer der Rotte.

Hierauf lagerten sie sich alle in der Hütte und im Hofe, und wie sie ihre Lanzen und Schilde ablegten, warf einer von ihnen vor Mutwillen und Langeweile seine Lanze nach dem Heuschober und hätte Agnolella beinahe gespießt, denn die Lanze fuhr so dicht neben ihr vorbei, daß sie ihr das Kleid an der linken Brust zerriß; so daß sie vor Angst und Schrecken beinahe laut aufgeschrieen hätte, weil sie glaubte, verwundet zu sein; doch besann sie sich noch zu rechter Zeit, wo sie war, und schwieg zitternd still. Die Räuber kochten und brateten unterdessen ihr Wildpret und was sie sonst hatten, und nahmen hernach den Gaul mit, wie sie wieder abzogen. Wie sie sich entfernt hatten, fragte der Alte seine Frau: „Was ist aus der Jungfrau geworden, die gestern Abend zu uns kam? Ich habe sie nicht gesehen, seitdem wir aufgestanden sind!"

Die Frau antwortete, sie wüßte es nicht, und machte sich auf, sie zu suchen. Wie Agnolella merkte, daß die Räuber

abgezogen waren, kroch sie wieder unter ihrem Schober hervor, zur herzlichen Freude des Alten, weil er sah, daß sie ihnen nicht in die Hände gefallen war. Da es jetzt schon tagte, so sprach er zu ihr: „Jetzt, da es Tag wird, will ich Dich, wenn es Dir beliebt, nach einem Schlosse begleiten, welches fünf Meilen von hier liegt, und wo Du Dich in Sicherheit befinden wirst. Du mußt Dich aber schon bequemen, zu Fuß zu gehen, denn das böse Gesindel, das sich vorhin wegbegeben hat, nahm Dir Deinen Gaul mit."

Agnolella gab sich darüber zufrieden und bat den Greis um Gotteswillen, sie nur gleich nach dem Schlosse zu führen; er machte sich mit ihr auf den Weg, und um die dritte Morgenstunde kamen sie daselbst an. Das Schloß gehörte einem von dem Geschlechte der Orsini, namens Liello di Campo di Fiore, und es traf sich, daß seine Gemahlin, eine sehr gute und liebreiche Dame, eben allein zu Hause war, welche Agnolella beim ersten Blick erkannte und sie freundschaftlich willkommen hieß, und sehr teilnehmend nach allen Umständen fragte, welche sie herführten. Agnolella erzählte ihr alles. Die Dame, welcher auch Pietro sehr wohl bekannt war, da dieser ein Freund ihres Mannes war, bedauerte sehr den Unfall, der ihn betroffen hatte, und wie sie hörte, in welcher Gegend man ihn überfallen und ergriffen hätte, zweifelte sie fast nicht an seinem Tode. Sie sprach also zu Agnolella: „Da wir nicht wissen, was aus Pietro geworden ist, so thust Du am besten, wenn Du bei mir bleibst, bis ich Dich mit einer sicheren Gelegenheit nach Rom schicken kann."

Pietro, welcher voll Schmerz und Angst auf seinem Eichbaume saß, ward um Mitternacht ein Rudel von mehr als zwanzig Wölfen gewahr, welche seinen Gaul gespürt hatten und ihn umringten. Sobald der Gaul sie witterte, riß er sich los und wollte fliehen; allein die Wölfe umzingelten ihn, und obwohl er sich lange mit Huf und Zahn gegen sie wehrte, so ward er doch endlich überwältigt und zerrissen, und die Wölfe wurden in der Geschwindigkeit so weit mit ihm fertig, daß nur die Knochen übrig blieben. Pietro, dem sein Gaul zum einzigen Gefährten diente, der ihm seine Beschwerden erleichterte, wollte schier über seinen Verlust verzweifeln und glaubte schon, daß er nimmermehr aus dem Walde herauskommen würde. Doch

wie er vor Kälte schon halb erstarrt war und immer traurig und ängstlich umher blickte, ward er kurz vor Tages Anbruch in der Entfernung von einer Meile ein großes Feuer gewahr. Er stieg von seinem Eichbaum herab und wanderte in gerader Richtung nach dem Feuer zu, bis er es erreichte und einige Hirten um dasselbe gelagert fand, die bei froher Laune ihr Frühstück hielten und ihn treuherzig empfingen. Nachdem er seinen Hunger gestillt und sich wieder erwärmt hatte, erzählte er ihnen sein unglückliches Schicksal, das ihn so allein zu ihnen führte, und fragte sie, ob in der Gegend nicht ein Schloß wäre, wohin er seine Zuflucht nehmen könnte.

Die Hirten antworteten ihm, es läge ungefähr drei Meilen von ihnen ein Schloß des Liello die Campo di Fiore, woselbst sich jetzt dessen Gemahlin allein aufhielte. Dies war ihm außerordentlich lieb zu hören, und er bat sie, ihn doch bis nach dem Schlosse zu begleiten; worauf ihrer zwei sich ihm willig zu Begleitern anboten. Wie Pietro dahin kam und sich nunmehr bei Bekannten befand, wollte er eben jemand bitten, Agnolella im Walde aufsuchen zu lassen, wie ihn die Dame des Schlosses zu sich rufen ließ, bei welcher er zu seiner unbeschreiblichen Freude seine Geliebte wieder fand. Er brannte vor Begierde, sie zu umarmen, doch ließ ihm dieses in Gegenwart der Dame seine Bescheidenheit nicht zu. Wenn sein Entzücken groß war, so war gewiß Agnolella's Freude nicht geringer. Die Dame nahm ihn auf und erwies ihm alle mögliche Freundschaft, und wie sie sich von ihm alles, was vorgefallen war, hatte erzählen lassen, tadelte sie ihn zwar, daß er der Wünschen seiner Freunde entgegen handeln wollte; doch wie sie sah, daß er von seinem Vorsatz nicht abzubringen war, und daß das Mädchen ihn ebensosehr liebte, so dachte sie: „Warum soll ich mir unnütze Mühe machen? Die Leutchen kennen einander und lieben sich; mein Mann ist ein Freund von beiden; ihre Absichten sind erlaubt und ehrlich; vielleicht will es der Himmel selbst so haben, da der eine dem Strick und die andere der Lanze so wunderbar entronnen ist."

„Wenn ihr denn (sprach sie darauf zu ihnen) so ernstlich entschlossen seid, Mann und Weib zu werden, so bin ich auch damit zufrieden. Heiratet einander und feiert Eure Hochzeit auf Kosten meines Liello; ich will Euch selbst schon mit

Euren Verwandten wieder aussöhnen." Kurz, Pietro war froh und Agnolella noch fröhlicher; sie feierten ihr Hochzeitsfest, und die gute Dame machte die Anstalten dazu so gut, wie es in einer Gebirgsgegend nur geschehen konnte, und in ihrem Schlosse ernteten sie die süßen Früchte ihrer Liebe. Nach einiger Zeit setzte ihre gütige Wirtin sich mit ihnen zu Pferde und begleitete sie unter einer guten Bedeckung nach Rom, wo die Verwandten des Pietro zwar über den Schritt, den er gethan hattte, sehr aufgebracht waren; doch stiftete sie Frieden zwischen ihnen, und er erreichte mit seiner Agnolella ein frohes und glückliches Alter.

Vierundvierzigste Erzählung.

Es ist noch nicht gar lange her, wie in Romagna ein braver und angesehener Kavalier lebte, namens Messer' Lizio da Valbona, welchen seine Gemahlin, Madonna Giacomina, indem er schon anfing zu altern, mit einer Tochter beschenkte, die, wie sie heranwuchs, alle Mädchen an Schönheit und Liebreiz übertraf, und weil sie überdies das einzige Kind ihrer Eltern war, von ihnen außerordentlich geliebt und zugleich mit äußerster Sorgfalt bewacht ward, weil die Eltern hofften, sie besonders vorteilhaft zu verheiraten. Ein gewisser schöner, rüstiger Jüngling von dem Geschlechte der Manardi von Brentinoro, namens Ricciardo, lebte inzwischen mit dem Vater auf einem so vertrauten Fuße, daß weder er, noch seine Gattin, ihn anders, als wie ihren eigenen Sohn betrachteten, und ihn eben so unbefangen bei sich aus- und eingehen ließen. Wie dieser das schöne, reizende, wohlerzogene Mädchen, welches eben zum mannbaren Alter gereift war, täglich vor Augen hatte, ward er äußerst verliebt in sie, wußte aber seine Liebe so gut zu verbergen, daß nur sie allein sie bemerkte und nicht unterließ, seine Zärtlichkeit zu erwidern. Ricciardo ward froh, wie er diese Entdeckung machte, und mehr als einmal schwebte ihm seine Liebeserklärung auf der Zunge; doch lange hielt ihn seine Schüchtern-

heit zurück, bis er sich endlich einst ein Herz faßte und sagte: „Catarina! ich bitte Dich, laß mich nicht vor Liebe sterben."

„Wollte Gott (gab sie ihm zur Antwort), daß Du mich nicht vielmehr verschmachten ließest."

Diese Antwort löste ihm vollends die Zunge, und er versetzte: „An mir soll es nicht liegen, alles zu thun, was Du wünschest; aber Du mußt für das Mittel sorgen, Dir und mir das Leben zu retten."

„Du siehst, Ricciardo (antwortete Catarina), wie strenge ich bewacht werde, und ich weiß kein Mittel zu entdecken, wie Du zu mir kommen könntest; kannst Du Dich aber auf etwas besinnen, das ich ohne Verletzung meines guten Rufes thun kann, so sprich, und es soll geschehen."

Ricciardo besann sich ein wenig und sagte: „Liebe Catarina! ich weiß kein anderes Mittel, als wenn Du versuchtest, auf den Austritt vor Eurem Gartenfenster zu kommen, oder daselbst zu schlafen. Wenn ich dann wüßte, daß Du in der Nacht dort wärest, wollte ich schon zu Dir hinaufkommen so hoch es auch ist."

„Wenn Du es wagen willst, so hoffe ich es schon so einzurichten, daß man mir erlaubt, dort zu schlafen," sprach Catarina. Ein verstohlener Kuß besiegelte diese Verabredung, worauf sie einander schnell verließen.

Es ging schon gegen das Ende des Maimonats, und am folgenden Tage beklagte sich Catarina bei ihrer Mutter, daß sie in der vorigen Nacht in ihrem Zimmer vor Hitze nicht hätte schlafen können.

„Was sprichst Du von Hitze, mein Kind? (sprach die Mutter). Es war ja noch nicht einmal warm."

„Wenn Ihr das dem Vater sagtet (erwiderte Catarina), so möchte es wohl seine Richtigkeit haben, liebe Mutter. Aber Ihr müßt bedenken, daß junge Mädchen wärmeres Blut haben, als bejahrte Leute."

„Das ist wohl wahr, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Allein ich kann nicht über Wärme und Kälte gebieten, wie Du wohl wünschest. Man muß die Witterung so nehmen, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt; vielleicht wird es künftige Nacht kühler sein, daß Du ruhiger schlafen kannst."

„Das gebe der Himmel (sprach Catarina). Aber die Nächte pflegen gewöhnlich gegen den Sommer nicht kühler zu werden."

„Wie willst Du denn, daß wir es anfangen sollen?" fragte die Mutter wieder.

„Wenn Ihr und der Vater nichts dawider hättet (antwortete die Tochter), so möchte ich mir wohl neben seinem Zimmer, auf dem Austritt, der nach dem Garten liegt, ein Bett machen und die Nacht daselbst schlafen. Ich würde die Nachtigall singen hören und im Kühlen viel besser schlafen, als bei Euch in Eurem Zimmer."

„Gut, mein Töchterchen (sprach die Mutter). Ich will's dem Vater sagen, und wenn er damit zufrieden ist, so soll es geschehen."

Wie die Frau Giaccomina ihrem Gemahl die Sache vortrug, gab er ihr (weil er ein alter Mann und daher vermutlich ein wenig mürrisch war) zur Antwort: „Was schwatzt das Mädel von Nachtigallen, die sie in den Schlaf singen sollen? Ich werde sie wohl lehren müssen, sich von den Heuschrecken einschläfern zu lassen."

Wie Catarina diese Antwort von ihrer Mutter hörte, brachte sie (mehr aus Verdruß, als vor Hitze) die folgende Nacht nicht nur allein schlaflos zu, sondern sie ließ auch ihrer Mutter keine Ruhe und klagte beständig über die große Hitze. Des andern Morgens sprach die Mutter zu ihrem Alten: „Väterchen, Du hast doch auch ein wenig Liebe für das arme Mädchen. Was kann es Dir schaden, daß sie auf dem Austritt schläft? Sie hat die vergangene Nacht vor lauter Hitze nirgends im Bette Ruhe gehabt; und ist es denn so wunderbar, das ein junges Mädchen gerne die Nachtigall singen hört? Jugend ist Jugend und liebt jugendliche Ergötzungen."

„Nun gut denn! (sprach Lizio) Laß ihr ein Bett machen, wie und wo Du willst, aber laß es mit Vorhängen umgeben; mag sie sich dann nach Herzenslust von den Nachtigallen einwiegen lassen."

Wie Catarina dieses erfuhr, eilte sie, sich ihr Bett bereiten zu lassen, und sobald sie ihren Ricciardo gewahr ward, gab sie ihm ein gewisses Zeichen, woran er ersah, was er zu thun hätte. Sobald Messer' Lizio hörte, daß seine Tochter zu

Bette gegangen war, verschloß er die Thüre, die aus seinem Zimmer nach dem Austritte ging, und legte sich gleichfalls zu Bette. Wie Ricciardo merkte, daß alles im Hause still war, erstieg er mit Hülfe einer Leiter die Gartenmauer und kletterte dann an den Absätzen der Mauer des Hauses nicht ohne große Gefahr hinauf bis auf den Austritt, wo ihn sein Mädchen in aller Stille mit großer Freude empfing. Die Geschichte sagt nicht, wie oft sie die Nachtigall singen hörten; weil aber ihr Vergnügen groß und die Nacht nicht mehr lang war, so verging ihnen diese so schnell, daß sich unvermerkt der Tag bereits näherte, wie sie kaum Zeit gehabt hatten, ein wenig einzuschlummern; und teils die wonnige Jahreszeit, teils ihre zärtlichen Liebkosungen, hatten sie so erwärmt, daß sie ohne alle Bedeckung lagen. Catarina hatte mit der Rechten den Hals ihres Geliebten fest umschlungen und mit der Linken — den Vogel, den sie so gern hatte wollen singen hören. In dieser Lage überraschte sie der Tag. Herr Lizio stand auf, und weil es ihm einfiel, daß seine Tochter auf dem Balkon schlief, war er neugierig zu sehen, wie sie bei dem Nachtigallengesange geruht hätte. Leise trat er an das Bett, hob den Vorhang auf und fand die beiden Verliebten in der vorbeschriebenen Stellung im süßesten Schlafe. Wie er das Gesicht des Ricciardo erkannte, kehrte er wieder um, ging nach der Kammer seiner Frau, weckte sie und sagte: „Steh geschwind auf, Frau; Deine Tochter hat die Nachtigall so reizend gefunden und ihr so gut nachgestellt, daß sie sie mit eigenen Händen gefangen hat."

„Wie ist das möglich!" rief das Mütterchen.

„Das sollst Du sehen, wenn Du nur geschwind kömmst", antwortete Vater Lizio.

Sie warf geschwind ihr Morgengewand um und folgte ihrem Manne, der sie an das Bett führte, den Vorhang wegschob und ihr zeigte, wie fest ihre Tochter die Nachtigall hielt, nach deren Gesang sie sich so gesehnt hatte. Die Mutter, welche sich von Ricciardo gröblich beleidigt fühlte, wollte Lärm machen und ihn mit Vorwürfen beladen! allein Herr Lizio sagte: „Frau, wenn Du einen Wert auf meine Liebe setzest, so werde nicht laut; denn wahrlich, da sie die Nachtigall einmal gefangen hat, so soll sie sie auch behalten. Ricciardo ist reich und ein Edelmann; eine Verbindung mit ihm kann nicht anders

als vorteilhaft für uns sein. Will er sich mit mir in der Güte vertragen, so muß er das Mädchen heiraten, damit er inne wird, daß er die Nachtigall nicht in einen fremden Käfig, sondern in seinen eigenen gesperrt hat."

Damit ließ sich das Mütterchen besänftigen, zumal da sie sah, daß ihr Mann über den Vorfall nicht aufgebracht war; und weil sie fand, daß ihre Tochter eine gute Nacht gehabt, gut geschlafen und den Vogel gefangen hatte, so gab er sich zufrieden und schwieg.

Bald nach diesem Gespräch erwachte Ricciardo, und wie er fand, daß es schon hoch Tag war, dachte er, er wäre des Todes. „O Himmel, meine Liebe! (rief er, indem er Catarina weckte), was fangen wir an? Der Tag ist schon angebrochen und hat mich hier überrascht."

Indem hob Herr Lizio abermals den Vorhang auf und sagte: „Dafür soll wohl Rat werden."

Ricciardo glaubte schon, daß ihm das Herz aus dem Leibe gerissen würde, wie er den Alten erblickte. „Ach mein Herr! (sprach er, indem er sich im Bette aufrichtete) habt Gnade mit mir, um Gotteswillen! Ich bekenne, daß ich als ein treuloser und böser Mensch den Tod verdient habe. Macht mit mir, was Ihr wollt, nur bitte ich Euch, schonet wo möglich meines Lebens und bringt mich nicht um."

„Ricciardo! (antwortete der Alte), meine Freundschaft für Dich und das Vertrauen, das ich Dir schenkte, hatten nicht dieses von Dir verdient. Weil aber die Sachen einmal so stehen, und weil Deine Jugend Dich zu diesem großen Fehltritte verleitet hat, so kannst Du Deinen Tod und meine Schande abwenden, wenn Du Dich auf der Stelle mit Catarina verlobst und sie auf immer zu der Deinigen machst, wie sie es diese Nacht gewesen ist. Auf diese Weise kannst Du mir meine Ruhe wiedergeben und Dir selbst das Leben retten. Wo nicht, so befiehl Deine Seele Gott!"

Catarina hatte indessen die Nachtigall losgelassen, die Decke über die Augen gezogen und bitterlich geweint. Jetzt bat sie ihren Vater um Verzeihung und ihren Geliebten um seine Einwilligung in die ihm vorgeschriebene Bedingung. Ricciardo ließ sich nicht lange bitten; denn ihn bewog teils die Scham über seinen begangenen Fehler und der Wunsch, ihn

wieder gut zu machen; teils die Furcht vor dem Tode und die Liebe zum Leben; und vor allen Dingen seine innige Liebe und die Begierde, seine Geliebte völlig zu besitzen, so daß er sich nicht einen Augenblick bedachte, sich in den Willen des Lizio zu fügen. Lizio ließ sich demnach von seiner Frau einen Ring bringen, mit welchem Ricciardo in ihrer beider Gegenwart sich mit Catarina feierlich verlobte. Darauf gingen die beiden Alten wieder davon und sagten: „Schlaft nun aus; denn das habt Ihr vielleicht nötiger, als das Aufstehen.“ Damit ließen sie den Vorhang fallen, bis ihn das verliebte Paar von selbst wieder aufhob; worauf Ricciardo mit seinem Schwiegervater gehörige Abrede nahm, die Verlobung in Gegenwart aller beiderseitigen Freunde und Verwandten förmlich zu wiederholen; worauf er seine junge Frau fröhlich heimführte, ein großes Hochzeitsfest anstellte und in der Folge den Vogelfang bei Tage und bei Nacht mit ihr in Ruhe und Frieden fortsetzen konnte, so oft es ihm beliebte.

Fünfundvierzigste Erzählung.

Es wohnten einmal in der Stadt Fano zwei Männer aus der Lombardei, von welchen der eine Guidotto von Cremona hieß, und der andere Giacomino von Pavia, welche beide in ihrer Jugend Soldaten und beständige Waffenbrüder gewesen und jetzt schon bejahrte Leute waren. Wie Guidotto sein Ende merkte und keinen Sohn hatte, auch keinen Freund oder Verwandten, auf den er sich besser verlassen konnte, als auf Giacomino, so gab er diesem umständliche Nachricht von seinen weltlichen Angelegenheiten, empfahl ihm ein kleines Mädchen von ungefähr zehn Jahren, welches er bei sich hatte und starb.

Um diese Zeit hob sich die Stadt Faenza wieder ein wenig empor aus dem traurigen Zustande, in welchen sie durch langwierige Kriege war versetzt worden, und die Ausgewanderten konnten demnach frei und ungehindert wieder dahin kommen. Giacomino, welcher in vorigen Zeiten daselbst gewohnt hatte,

und welchem die Lage des Ortes gefiel, entschloß sich demnach, mit seiner ganzen Habe wieder dahin zu ziehen und nahm das Mädchen mit, welches ihm Guidotto hinterlassen hatte, und das er wie sein eigenes Kind liebte und behandelte. Wie es heranwuchs, ward es eines der schönsten Mädchen in der Stadt und ebenso tugendhaft, als liebenswürdig und schön. Sie ward daher der Gegenstand der Wünsche vieler Jünglinge; besonders aber verliebten sich in sie zwei treffliche und biedere junge Leute in solchem Maße, daß sie vor Eifersucht einander herzlich haßten. Der eine hieß Giannole di Severino, der andere Minghino di Mingole. Wie das Mädchen fünfzehn Jahre alt war, hätte jeder von ihnen sie gerne zur Frau gehabt, wenn es seine Eltern erlaubt hätten; weil aber diese ihre Ursachen hatten, ihre Einwilligung zu versagen, so trachteten beide Jünglinge darnach, sich ihren Besitz auf eine oder die andere Weise selbst zu verschaffen.

Giacomino hatte in seinem Hause eine ältliche Magd und einen Diener, Namens Crivello, der ein lustiger Bursch und ein guter Geselle war. Mit diesem machte Giannole Bekanntschaft, entdeckte ihm zu gelegener Zeit seine Liebe und bat ihn zugleich, ihm zur Erreichung seiner Wünsche behülflich zu sein, wofür er ihm eine ansehnliche Belohnung versprach.

Crivello antwortete: „Ich weiß Dir anders nicht zu helfen, als daß ich Dich, wenn der Alte einmal irgendwo zu Gaste geht, zu dem Mädchen in's Zimmer lasse. Denn wenn ich für Dich sprechen wollte, so würde sie mich nicht anhören. Genügt Dir das, so will ich Dir's zusagen und halten, und Du magst hernach thun, was Du willst und was Du kannst."

Giannole war sehr damit zufrieden und der Handel war geschlossen.

Minghino hatte an seiner Seite die alte Magd so kirre gemacht, daß er sie vermocht hatte, verschiedene Botschaften an das Mädchen zu bestellen, sodaß sie fast anfing, ihm geneigt zu werden; auch hatte die Magd ihm versprochen, ihn zu ihr zu führen, sobald ihr Herr einmal des Abends nicht zu Hause wäre.

Nicht lange nachdem diese Unterhandlungen gepflogen worden, wußte Crivello es so einzurichten, daß Giacomino zum Nachtessen zu einem Freunde ging, welches er dem Giannole

wissen ließ, und mit ihm Abrede nahm, daß er auf ein gegebenes Zeichen kommen und die Thür offen finden sollte. Die Magd, welche von diesem Verständnisse nichts wußte, ließ an ihrer Seite dem Minghino Nachricht geben, daß Giacomino nicht zu Hause essen würde; er möchte sich demnach in der Nähe aufhalten, damit sie ihm zu gelegener Zeit ein Zeichen geben und ihn einlassen könnte.

Wie der Abend kam, und die beiden Liebhaber zwar nichts von ihren beiderseitigen Entwürfen wußten, aber sich doch vor einander fürchteten, so ließen sich beide von einigen bewaffneten Freunden begleiten, indem sie sich auf die Warte stellten. Minghino ging mit den Seinigen nach dem Hause eines Freundes in der Nachbarschaft des Mädchens, um verabredete Zeichen abzuwarten; Giannole mit seinen Leuten wartete nicht weit von dem Hause auf der Straße. Nachdem Giacomino ausgegangen war, suchten Crivello und die Magd einander wechselweise zu entfernen. „Warum gehst Du noch nicht schlafen? (fragte Crivello) was wankst Du noch immer im Hause herum?“ Und sie fragte ihn wieder: „Warum gehst Du nicht nach Deinem Herrn? worauf wartest Du noch, da Du Dich schon satt gegessen hast?“ So bemühten sie sich lange vergeblich, einander fortzuschicken. Endlich, wie die Zeit kam, die Crivello mit Giannole verabredet hatte, dachte dieser: „Was kümmere ich mich um die Alte! wenn sie nicht ruhig sein will, so kann sie etwas abkriegen.“ Er gab also das verabredete Zeichen, worauf Giannole den Augenblick mit zweien von seinen Begleitern hereinkam, das Mädchen im Saale fand und sie entführen wollte. Sie sträubte sich aber und schrie, und ihre Magd gleichfalls. Dies hörte Minghino und sprang mit den Seinigen herbei, indem man das Mädchen eben aus der Thüre schleppen wollte. Sie zogen ihre Schwerter und riefen: „Ha! Ihr Treulosen; Ihr seid des Todes! Euer Frevel soll Euch nicht gelingen. Was treibt Ihr für Gewaltthätigkeit?“ Es kam zum Handgemenge; über dem Getümmel kamen auch die Nachbarn mit Licht und mit Waffen zum Vorschein, schalten über den Unfug und standen dem Minghino bei. Nach langem Raufen entriß Minghino dem Giannole das Mädchen und führte es wieder in's Haus; doch nahm die Schlägerei nicht eher ein Ende, bis die Wache kam und einige von den Kämpfern in Verhaft nahm und in's

Gefängnis führte, unter welchen auch Minghino, Giannole und Crivello sich befanden.

Wie der Lärm gestillt und Giacomino indessen nach Hause gekommen war, bekümmerte sich dieser zwar sehr über das, was vorgefallen war; doch war es ihm nach genauer Erkundigung wenigstens lieb zu vernehmen, daß das Mädchen keinen Teil an dem Anschlage gehabt hatte; damit aber dergleichen in Zukunft nicht wieder geschehen möchte, so nahm er sich vor, sie bei der ersten Gelegenheit zu verheiraten.

Wie der Morgen kam, und die Verwandten der Jünglinge die Ursache ihres Scharmützels erfuhren und wußten, daß es den beiden jungen Leuten übel bekommen könnte, wenn Giacomino sein Recht gegen sie verfolgte, gingen sie zu ihm und baten ihn mit freundlichen Worten, auf die empfangene Beleidigung, welche ihm die unbesonnenen Jünglinge zugefügt hätten, nicht so sehr Rücksicht zu nehmen, als auf seine Freundschaft und sein Wohlwollen gegen sie selbst, die ihn deswegen um Verzeihung bäten, und für sich und die jungen Leute sich zu jedem Ersatz erböten, den er verlangen würde.

Giacomino, der zu seiner Zeit Vieles gesehen und erfahren hatte, und ein gutmütiger Mann war, gab ihnen mit wenigen Worten zur Antwort: „Meine Herren, wenn ich auf meinem eigenen Grund und Boden wohnte, sowie ich auf dem Eurigen mich befinde, so würde ich dennoch Freundschaft genug für Euch haben, um Euch in diesem Stücke, sowie in jedem anderen zu willfahren; wie viel mehr denn in diesem, da die Beleidigung auf Euch selbst zurückfällt. Denn dieses Mädchen ist weder aus Cremona, noch aus Pavia gebürtig, wie manche vielleicht glauben, sondern aus dieser Stadt Faenzo; obgleich weder ich, noch derjenige, welcher sie mir anvertraut hat, noch sie selbst jemals erfahren haben, wessen Tochter sie ist. Ich will demnach Euch zu Gefallen gerne Alles thun, was ihr von mir begehrt."

Die guten Männer erstaunten, wie sie hörten, daß das Mädchen eine Faentinerin wäre; sie dankten dem Giacomino für seine biedere Äußerung und baten, er möchte ihnen doch sagen, wie das Mädchen in seine Hände gekommen, und woher er wisse, daß sie aus Faenza gebürtig sei.

Giacomino antwortete: „Guidotto von Cremona war mein Freund und Waffenbruder. Wie er starb, sagte er mir, wie

Kaiser Friedrich diese Stadt eingenommen, und Jedermann Beute gemacht habe, sei er mit seinen Kameraden in ein Haus gekommen, welches sie zwar voll Hausrat und Sachen gefunden hätten, aber ohne Bewohner, außer diesem Kinde, welches damals ungefähr zwei Jahre alt gewesen, und wie es ihm auf der Treppe entgegen gekommen sei, und ihn Vater genannt habe. Dies habe ihn sehr gerührt, und er habe das Kind, samt Allem, was er in dem Hause vorgefunden, mit nach Fano genommen. Dort hat er mir das Mädchen bei seinem Absterben anvertraut, und mir empfohlen, sie zu rechter Zeit zu verheiraten, und ihr das Ihrige zum Mahlschatz mitzugeben. Seitdem sie mannbar geworden, ist mir noch Niemand vorgekommen, dem ich sie nach meinem Wunsche hätte zur Frau geben mögen, so gern ich sie auch versorgt sehen möchte, damit nicht wieder solche Auftritte vorfallen, wie der gestrige."

Von ungefähr war ein gewisser Guilielmino da Medicina mit gegenwärtig, welcher mit dem Guidotto bei jenem Vorfall zugegen gewesen war, und sich noch sehr wohl erinnerte, wessen Haus Guidotto damals geplündert hatte. Auch der Eigentümer war jetzt mit in der Gesellschaft, und Guilielmino sagte zu ihm: „Hörst Du wohl, Bernabuccio, was Giacomino sagt?"

„Ja (sprach dieser), und es bringt mich zum Nachdenken; denn ich erinnere mich, daß ich in jenen Unruhen ein Töchterchen von eben dem Alter verlor, dessen Giacomino erwähnt."

„Wahrscheinlich ist diese dieselbe (sprach Guilielmino); denn ich hörte damals den Guidotto sagen, wo er geplündert hätte, und nach seiner Beschreibung zu urteilen, war es in Deinem Hause gewesen. Erinnerst Du Dich nicht vielleicht irgend eines Merkmals, woran Du Dein Kind erkennen könntest? Du wirst gewiß bei näherer Untersuchung finden, daß sie es selbst ist."

Bernabuccio erinnerte sich, daß seine Tochter eine kreuzförmige Narbe über dem linken Ohre haben müßte, wo man ihr kurz vor den Unruhen ein Geschwür aufgeschnitten hatte. Er bat demnach den Giacomino um Erlaubnis, das Mädchen zu sehen. Giacomino gab sie ihm mit Freuden. Wie Bernabuccio sie kaum erblickte, glaubte er schon in ihrem Gesichte jeden Zug ihrer Mutter, die noch eine hübsche Frau war, zu erkennen; allein noch nicht zufrieden damit, bat er den

Giacomino, ihm zu erlauben, ihr die Locke über dem Ohr ein wenig zu lüften. Giacomino hatte nichts dawider; Bernabuccio hob die Haarlocke des züchtig verschämten Mädchens ein wenig in die Höhe und fand augenblicklich die Narbe von dem Kreuzschnitt. Da er nun nicht mehr zweifeln konnte, daß sie seine leibliche Tochter war, fühlte er sich bis zu Thränen gerührt, und ihres jungfräulichen Widerstrebens ungeachtet, schloß er sie zärtlich in seine Arme. „Bruder! (sprach er zu Giacomino) sie ist meine leibliche Tochter, die mir Guidotto entführt hat. In unserem ersten Schrecken hatten ich und meine Frau sie vergessen, und weil mein Haus bei der Plünderung niedergebrannt ward, so haben wir bis diese Stunde geglaubt, unser Kind wäre in den Flammen umgekommen."

Jetzt rührten seine Worte, sein Alter und sein geheimes Gefühl das Herz des schüchternen Mädchens, sodaß es sich seiner Umarmung ohne Widerstand überließ und kindliche Thränen an seinem Busen vergoß. Bernabuccio sandte unverzüglich nach seiner Frau, nach seinen übrigen Kindern und nach seinen Verwandten, zeigte ihnen allen die wiedergefundene Tochter und führte sie endlich nach unzähligen Umarmungen von allen Seiten mit Freuden nach Hause.

Giannole war ein Sohn des Bernabuccio. Wie der Stadtvogt (ein sehr wackerer Mann) erfuhr, daß er der leibliche Bruder des Mädchens war, welches er hatte entführen wollen, verzieh er ihm mit Gelindigkeit seinen Jugendfehler, und mit Genehmigung des Giacomino und Bernabuccio ward Minghino in diese Verzeihung nicht nur mit eingeschlossen, sondern er bekam auch mit Zustimmung aller seiner Verwandten das Mädchen, welches Agnes hieß, zur Gattin. Um ihretwillen wurden auch Crivello und alle Übrigen, die in die Sache verflochten waren, auf freien Fuß gestellt; Minghino machte eine große und stattliche Hochzeit, führte sein Weibchen heim und lebte mit ihr viele Jahre friedlich und glücklich.

Sechsundvierzigste Erzählung.

Ischia ist eine Insel nahe bei Neapel, woselbst einmal ein schönes und geistvolles Mädchen lebte, namens Restituta, die

Tochter eines Edelmanns auf der Insel, welcher sich Marin Bolgaro nannte; und in diese war ein Jüngling, welcher Gianni hieß, und aus der kleinen, nahe bei Ischia gelegenen Insel Procida gebürtig war, mehr als in sein Leben verliebt, und sie nicht weniger in ihn. Er pflegte nicht nur am Tage nach Ischia zu kommen, um sie zu sehen, sondern auch mitten in der Nacht; und wenn kein Boot bei der Hand war, so schwamm er oft von Procida nach Ischia hinüber, wär's es auch nur gewesen, um die Mauern ihres Hauses zu sehen. Indem diese beiden einander so zärtlich liebten, begab es sich einst, daß Restituta an einem Sommertage ganz allein am Ufer lustwandelte und Muscheln mit einem Messer von den Klippen sammelte. Von ungefähr kam sie an einen von Felsen umgebenen Ort, wo sich im Schatten der Felshügel, am Ausflusse eines kristallhellen Baches, einige junge Sizilianer, die von Napoli gekommen waren, mit ihrem Boote vor Anker gelegt hatten. Wie sie das wunderschöne Mädchen erblickten, welches sie nicht gewahr ward, fiel es ihnen ein, wie leicht sie sich ihrer bemächtigen und sie entführen könnten. Ihr Anschlag reifte auf der Stelle zur That, und ohne auf ihr Geschrei zu achten, brachten sie sie an Bord und fuhren mit ihr davon. Wie sie nach Kalabrien hinüber kamen, gerieten sie ihretwegen in Streit, weil ein jeder die schöne Beute für sich zu haben wünschte. Weil sie nun gar nicht einig werden konnten und fürchteten, daß um des Mädchens willen Unheil zwischen ihnen entstehen möchte, so beschlossen sie zuletzt einmütig, sie dem König Friedrich von Sizilien zu schenken, der ein junger Herr und ein Liebhaber von Weibern war. Der König gewann sie ihrer Schönheit wegen lieb; weil er aber eben kränklich war, so ließ er sie vorläufig auf einem prächtigen Landsitze verwahren, dem er den Namen la Cuba gegeben hatte, und ließ sie daselbst gehörig bedienen. In Ischia entstand indessen eine gewaltige Unruhe über ihre Entführung, und was das Schlimmste war, so wußte Niemand, wer die Thäter waren. Gianni aber, den die Sache am nächsten anging, glaubte wohl, daß er auf der Insel keine Nachricht von ihr bekommen würde; weil er jedoch erfuhr, welchen Lauf das Boot genommen hatte, rüstete er ein anderes aus, befuhr mit demselben die ganze kalabrische Küste von Minerva an bis nach Scalea, und er-

kundigte sich überall nach der geraubten Jungfrau, bis er endlich in Scalea hörte, sie wäre von sizilianischen Seeleuten nach Palermo geführt worden. Gianni eilte alsobald dahin und fand nach langem Nachforschen, daß sie dem Könige wäre geschenkt worden, der sie in seinem Landhause für sich aufbewahren ließe. Er war darüber äußerst bestürzt und gab fast alle Hoffnung auf, nicht nur sie wieder zu besitzen, sondern auch sie nur zu Gesicht zu bekommen. Demnach fesselte ihn die Liebe an diesen Ort; er schickte sein Fahrzeug zurück und blieb in Palermo, wo ihn Niemand kannte. Wie er nun oft vor dem Landhause vorüber ging, erblickte er sie einst am Fenster, und sie ward ihn ebenfalls gewahr, worüber sie sich beide sehr freuten. Weil der Ort in einer sehr einsamen Gegend lag, so kam Gianni so nahe, wie er konnte, und hatte Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Sie beschrieb ihm die Lage ihrer Wohnzimmer und sagte ihm, wie er es anstellen müßte, wenn er sie näher sprechen wollte. Wie er sich dieses alles gehörig gemerkt hatte, erwartete er nur die Nacht, und wie ein Teil derselben vergangen war, erstieg er auf Wegen, wo kaum ein Specht fußen konnte, die Gartenmauer, und vermittelst einer Segelstange, die er daselbst fand und an das Fenster seiner Geliebten setzte, gelang es ihm, zu ihr hinauf zu klimmen.

Bis zu diesem Augenblicke hatte sie sich gegen ihn bis zur Strenge züchtig benommen. Jetzt aber, da sie ihre Ehre für verloren hielt, glaubte sie Niemand ein besseres Opfer damit bringen zu können, als ihrem Geliebten, mit welchem sie sich zugleich schmeichelte zu entfliehen. Entschlossen, ihm in allem zu willfahrten, hatte sie demnach das Fenster offen gelassen; Gianni sprang fröhlich hinein und eilte ihrem Bette zu, wo sie ihn wachend erwartete. Ehe sie ihm jedoch die geringste Gunstbezeigung gewährte, beschwor sie ihn, sie zu befreien und sie mitzunehmen! und er versicherte ihr, daß er nichts sehnlicher wünschte und unfehlbar suchen würde, Anstalten zu treffen, sie zu erlösen, sobald er das nächste Mal wieder käme. Amor reichte hierauf, den beiden Liebenden seinen süßesten Labebecher, und sie schöpften so reichlich daraus, daß sie unvermerkt in wechselseitiger Umarmung einschlummerten.

Der König, welchem das Mädchen auf den ersten Blick behagt hatte, war in der Zwischenzeit wieder gesund geworden,

und wie er sich ihrer erinnerte, kam er auf den Einfall, obwohl die Nacht fast schon vergangen war, noch ein Stündchen bei ihr zuzubringen. Er ließ sich demnach von einigen seiner Diener nach dem Landhause begleiten, öffnete leise ihr Schlafzimmer, trat mit einem brennenden Wachslicht in der Hand hinein und fand sie schlafend in den Armen des Gianni. Er geriet darüber so sehr in Wut, daß er schon im Begriffe war, sie beide ohne ein Wort zu sagen, mit einem Dolche, den er bei sich trug, zu durchbohren. Doch besann er sich noch zu rechter Zeit, daß es schändlich für einen jeden und zumal für einen König wäre, zwei wehrlose Leute im Schlafe zu ermorden, und er entschloß sich, sie öffentlich mit dem Scheiterhaufen bestrafen zu lassen. „Was deucht Dich (sprach er zu einem seiner Leute) von diesem frevelhaften Geschöpfe, welchem ich mein ganzes Herz geschenkt hatte?" Er fragte ihn zugleich, ob er den Jüngling kenne, der die Verwegenheit gehabt hätte, sich in seinen Palast zu schleichen und ihm diesen Verdruß und Schimpf zuzufügen. Der Diener antwortete ihm, er erinnerte sich nicht, ihn jemals gesehen zu haben. Der König verließ hierauf im Grimm das Zimmer und befahl, die beiden so unbekleidet, wie sie wären, zu binden; sie, sobald es Tag würde, auf dem Markte von Palermo, mit dem Rücken gegen einander gekehrt, an einen Pfahl zu binden und sie zu verbrennen, wie sie verdient hätten. Wie er diese Befehle gegeben hatte, ging er voll Zorn nach seinem Palaste zurück. Sobald er weg war, liefen seine Leute über die beiden Verliebten her, welche sie nicht nur sehr unsanft weckten, sondern sie auch ohne Barmherzigkeit in Banden fortführten. Man kann sich leicht vorstellen, wie bestürzt sie waren, mit welchem Schrecken sie ihren schmählichen Tod vor Augen sahen, und wie sie ihr Schicksal bejammerten. Sie wurden dem Befehl des Königs gemäß nach Palermo geführt und daselbst auf dem Markte an einen Pfahl gebunden; und man bereitete vor ihren Augen den Scheiterhaufen, auf welchem sie ihr Leben in den Flammen endigen sollten. Alle Leute in Palermo liefen zusammen, um die beiden Verliebten zu sehen; alle Männer wurden durch die Schönheit des Mädchens hingerissen und priesen ihre Reize, und alle Weiber liefen, den schönen Jüngling zu sehen, dessen herrliche Gestalt sie mit Wunder betrachteten. Die beiden

Liebenden standen indes voll Scham und Todesangst, m niedergeschlagenen Blicken, und beweinten ihr Unglück, indem s den schrecklichen Feuertod stündlich erwarteten.

Indem man sie solchergestalt bis zur Stunde ihrer Hi richtung öffentlich ausstellte und ihr Verbrechen laut verkündigt kam die Nachricht davon dem Herrn Ruggieri dell' Oria, eine vortrefflichen Rittersmann, zu Ohren, welcher damals Admir des Königs war. Er ging also ebenfalls nach dem Platze, u ihm zuerst das Mädchen in die Augen fiel, deren Schönheit bewunderte. Wie er hiernächst auch den Jüngling betrachte erkannte er ihn den Augenblick und fragte ihn, ob er nic Gianni di Procida wäre. Gianni blickte auf, erkannte d Admiral und rief aus: „Ach mein Herr! einst war ich derjeni den Ihr meint; doch bald werde ich nicht mehr sein."

Der Admiral fragte ihn darauf, welche Veranlassung i an diesen Ort gebracht hätte.

„Die Liebe und der Zorn des Königs!" antwortete Gian

Der Admiral ließ sich die Sache umständlich erzählen u wie er alles gehört hatte und weggehen wollte, rief ihn Gian zurück und sagte: „Ich bitte Euch, mein Herr, wenn es mögl ist, verschafft mir nur eine Gnade von demjenigen, der u hierher geschickt hat."

„Welche?" fragte Ruggieri.

„Ich weiß, daß ich bald sterben muß (versetzte Gian und ich bitte nur um die einzige Gnade, daß man, statt m Rücken gegen Rücken mit diesem Mädchen, welches ich m als mein Leben liebe, hier anzubinden, und mit dem Angesi gegen einander kehren möge, damit ihr Anblick mich im T noch erquicke."

„Von Herzen gern (sprach Ruggieri). Ich will sc machen, daß Du sie so lange ansehen sollst, bis Du es m wirst."

Indem der Admiral wegging, befahl er denen, welc die Hinrichtung aufgetragen war, ohne näheren Befehl Königs nichts ferner vorzunehmen. Er eilte darauf zum Kö und sagte ihm, trotz seinem Zorn, seine Meinung frei here „Herr König (sprach er), was haben Euch die beiden Verlieb gethan, die Ihr auf öffentlichem Markte wollt verbren lassen?"

Der König sagte ihm: „Ihr Verbrechen verdient Strafe;"
„Aber nicht von Euch (sprach Ruggieri). Denn so wie
as Verbrechen Bestrafung verdient, so verdienen auch wichtige
inge nicht nur Gnade und Nachsicht, sondern auch Belohnung.
ißt Ihr wohl, wer die beiden sind, die Ihr wollt verbrennen
ssen?"
„Nein", sprach der König.
„So will ich's Euch sagen (versetzte Ruggieri). Der
üngling ist der Sohn des Landolfo di Procida, dessen
iblicher Bruder Gian di Procida, Euch auf den Thron dieser
nsel gesetzt hat, und das Mädchen ist die Tochter des Marin
olgaro, dessen Ansehen Ihr es zu danken habt, daß die
zchianer sich nicht Eurer Herrschaft entziehen. Ueberdies haben
e beiden jungen Leute einander seit langer Zeit lieb gehabt.
enn sie gefehlt haben, so geschah dies aus Liebe und nicht um
uch zu beleidigen oder zu beschimpfen; warum wollt Ihr also
iejenigen hinrichten lassen, denen Ihr vielmehr alles Mögliche
u Liebe und zu Ehren thun solltet?"
Wie der König dieses hörte und die Sache wahr befand,
ellte er nicht nur sein grausames Verfahren ein, sondern weil
: bereute, was er gethan hatte, schickte er sogleich hin und ließ
ie beiden jungen Leute zu sich holen. Wie er nun alle Um-
ände noch genauer erfuhr, nahm er sich vor, das Unrecht, das
: ihnen zugefügt hatte, durch Geschenke und Ehrenbezeigungen
ieder gut zu machen. Er ließ sie demnach standesmäßig kleiden;
nd weil er gewiß war, daß sie einander beide liebten, so ver-
ählte er sie miteinander, überhäufte sie mit reichen Geschenken
ab sandte sie zufrieden zu den Ihrigen zurück, welche sie mit
roßen Freuden empfingen.

Siebenundvierzigste Erzählung.

Zur Zeit des guten Königs Guglielmo in Sizilien lebte
if dieser Insel ein Edelmann, namens Messer Amerigo,
bata von Tropani, welcher unter anderen zeitlichen Gütern

auch mit Kindern reichlich gesegnet war. Weil er nun viele Bedienung nötig hatte, und einmal einige genuesische Freibeuter auf ihren Galeeren ankamen, welche an der armenischen Küste gekreuzt und eine Menge Kinder entführt hatten, so kaufte er einige davon, weil man sie für Türken ausgab. Die meisten waren Kinder von Viehhirten und anderen gemeinen Leuten; aber ein Knabe befand sich mit darunter, von edlerer Bildung und Anstand als die übrigen, welcher Theodoro hieß. Wie er heranwuchs, ward er (seiner Dienstbarkeit ungeachtet) ein beständiger Gesellschafter der Kinder seines Herrn, und da bei ihm die Natur über die zufälligen Umstände siegte, so ward er so wohlerzogen und gesittet, daß Amerigo großen Wohlgefallen an ihm fand und ihm die Freiheit schenkte. Weil er von ihm nichts anderes wußte, als daß er ein Türke wäre, so ließ er ihn taufen und Pietro nennen, und machte ihn zum Verwalter aller seiner Güter, weil er unbegrenztes Zutrauen auf ihn setzte.

Wie die Kinder des Amerigo heranwuchsen, ward eine von seinen Töchtern, namens Violanta, ein sehr schönes und liebenswürdiges Mädchen, und weil ihr Vater eben nicht eilte, sie zu verheiraten, so hatte sie Zeit, sich in Pietro zu verlieben, den sie wegen seines angenehmen Wesens und seiner Aufführung sehr hoch schätzte; doch schämte sie sich, ihm ihre Neigung zu entdecken. Die Liebe sparte ihr indessen diese Mühe; denn so schüchtern auch die Blicke des Pietro ihre Reize gemustert hatten, so hatten sie dennoch einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß ihm nicht wohl war, wenn er sie nicht sah; wiewohl er sich sorgfältig hütete, daß Niemand seine Liebe gewahr würde, die er selbst nicht für so ganz erlaubt hielt.

Doch die Jungfrau, die ihn gern sah, ward bald von seiner Gegenliebe überzeugt, und um ihn noch mehr aufzumuntern, ließ sie ihn deutlich merken, daß sie sie billigte. So standen die Sachen eine geraume Zeit zwischen ihnen, ohne daß sie sich getrauten, einander ihre Herzen zu eröffnen, so sehr dieses auch ihr beiderseitiger Wunsch war. Doch indem sie sich beide von der Glut der Liebe durchdrungen fühlten, bereitete ihnen der Zufall eine Gelegenheit, welche sich ihnen ausdrücklich anzubieten schien, damit sie die Schüchternheit fahren ließen, welche bisher ihrer Liebe im Wege gestanden hatte. Herr Amerigo

hatte nämlich ungefähr eine Meile von Trapani ein sehr schönes Landhaus, wohin seine Gemahlin mit ihrer Tochter und mit anderen Frauenzimmern oft zum Vergnügen zu Fuße zu gehen pflegte. Wie sie sich einst an einem schwülen Tage daselbst befanden und Pietro sie dahin begleitet hatte, überzog sich der Himmel plötzlich mit Wolken, die ein nahes Ungewitter verkündigten; daher die Dame mit ihrer Gesellschaft, um nicht dort von dem Ungewitter überrascht zu werden, sich aufmachte und so schnell als möglich nach Trapani zurück eilte. Ihre Tochter und Pietro gingen indessen als junge Leute viel rascher, als die Mutter und die übrige Gesellschaft, und vielleicht beflügelte die Liebe ihre Schritte nicht weniger, als die Furcht vor dem Sturme. Wie sie nun bereits einen solchen Vorsprung vor den Übrigen genommen hatten, daß sie ihnen fast aus dem Gesichte gekommen waren, entstand nach einigen Donnerschlägen ein heftiges Hagelwetter. Die alte Dame nahm nebst ihren Gefährtinnen ihre Zuflucht in einem Bauernhause. Pietro und Violanta aber hatten sich ein kleines, leeres, verfallenes Hüttchen erflüchtet, wo sie genötigt waren, sich unter dem geringen Obdache ganz nahe an einander zu schmiegen. Diese Berührung weckte ihre Sehnsucht und gab ihnen Mut und Worte. Pietro brach zuerst: „Ach, wollte Gott, daß der Hagel nimmer aufhören möchte, wenn ich unterdessen immer in meiner jetzigen Lage bleiben könnte!“

„Ach!“ seufzte das Mädchen. „Ich fühle mich hier nicht weniger behaglich.“

Auf diese Worte folgte ein Händedruck; auf diesen eine Umarmung; ihre Lippen begegneten einander. — Doch warum will ich Euch jede Stufe beschreiben, welche sie allmählich bis zum letzten und höchsten Wonnegenuß der Liebe führte! Genug, sie wurden einig, sich diesen Genuß in Zukunft ferner heimlich zu verschaffen. Das Ungewitter ging vorüber, sie erwarteten vor dem Thore, welches nicht mehr weit war, die Mutter und kehrten mit ihr nach Hause zurück. Hier wußten sie ihre Maßregeln so geschickt zu nehmen, daß sie sich noch oft ihrer Liebe erfreuen konnten und dieses währte so lange, bis das Mädchen endlich schwanger ward; worüber sie beide in unbeschreibliche Verlegenheit gerieten. Pietro insbesondere war um sein Leben besorgt und wollte entfliehen. Wie er dieses

aber seiner Geliebten sagte, antwortete sie ihm: „Wenn Du Dich entfernst, so bringe ich mich selbst um's Leben."

Pietro, der sie zärtlich liebte, versetzte: „Wie kannst Du wünschen, meine Liebe, daß ich hier bleiben soll? Deine Schwangerschaft wird unseren Fehltritt entdecken. Dir zwar wird man leicht verzeihen; aber ich Armer werde allein für Dein und mein Vergehen büßen müssen."

Das Mädchen erwiderte: „Pietro, mein Fehltritt wird sich freilich nicht verhehlen lassen; aber sei versichert, daß der Deinige nimmermehr kund werden soll, wenn Du Dich nicht selbst verrätst."

„Wenn Du mir dies versprichst, so will ich bleiben", sprach Pietro; „aber vergiß nicht, mir Wort zu halten."

Violanta, welche, so lange sie konnte, ihre Umstände verhehlte, war endlich nicht länger vermögend, den zunehmenden Umfang ihrer Gestalt zu verbergen, so daß sie sich gezwungen sah, ihrer Mutter mit Thränen ihren Zustand zu offenbaren und sie um Schonung und Rettung zu bitten. In der ersten Hitze machte die Mutter ihr die härtesten Vorwürfe, indem sie zugleich darauf drang, genau zu wissen, wie alles zugegangen wäre. Violanta fand jedoch Mittel, die Wahrheit in ein fabelhaftes Gewand zu hüllen, um alles Unglück von ihrem Pietro abzuwenden. Die Mutter glaubte ihr, und schickte ihre Tochter nach einer entlegenen Meierei, um ihren Zustand zu verbergen. Hier überfiel sie die Stunde der Geburt; allein Amerigo, dessen Gegenwart seine Gattin hier nicht vermutete, weil er äußerst selten an diesen Ort zu kommen pflegte, kam unglücklicherweise eben von der Reiherbeize dahin und ging nahe an dem Zimmer vorbei, wo er die Stimme der Kreißenden hörte und voll Verwunderung hinein trat, um zu sehen, was es gäbe. Wie seine Gattin ihn so unerwartet erblickte, stand sie auf und gestand ihm mit Schmerzen, was ihrer Tochter begegnet war. Weil er aber nicht so leichtgläubig war, als die gute Mutter, so ließ er sich durchaus nicht einbilden, daß das Mädchen nicht wüßte, von wem sie schwanger wäre, und er drang in sie, wenn sie Verzeihung von ihm erlangen wollte, ihm die reine Wahrheit zu gestehen, oder ohne Barmherzigkeit ihren Tod zu gewärtigen. Die Mutter gab sich zwar alle erfindliche Mühe ihrem Manne die Sache so vorzustellen, wie ihre Tochter sie

erzählt hatte; allein er ließ sich dieses schlechterdings nicht sagen, sondern er ging mit gezücktem Dolche auf das Mädchen los, welches während des Wortwechsels zwischen ihren Eltern von einem Knaben entbunden worden, und schrie ihr zu: „Sage, wessen Kind dieses ist, oder stirb auf der Stelle!“

Das arme Mädchen brach in Todesangst ihr Wort, welches sie dem Pietro gegeben hatte, und berichtete alles, was zwischen ihm und ihr vorgegangen war. Kaum enthielt sich der wütende Vater, sie um's Leben zu bringen; doch machte er nur mit Worten und Vorwürfen seinem Zorne Luft, schwang sich dann auf sein Roß, eilte nach Trapani und klagte dem königlichen Statthalter, Messer' Currado, welchen Schimpf ihm Pietro angethan hätte. Dieser ward demnach, ehe er sich's versah, ergriffen und gestand Alles, als man ihm mit der Folter drohte. Er ward hierauf von dem Stadthalter verurteilt, öffentlich durch die Stadt gestäupt und gehangen zu werden; und damit auf einmal die beiden Liebenden und die Frucht ihrer Liebe von der Erde vertilgt würden, so mischte Amerigo, dem es nicht genügte, den Pietro zum Tode gebracht zu haben, einen Gifttrank, und gab ihm nebst einem gezückten Dolche einem Diener mit dem grausamen Befehl: „Geh' mit diesen beiden Dingen zu Violanta und sage ihr in meinem Namen, sie soll zwischen diesen beiden Todesarten, dem Gift und dem Dolche, wählen, oder ich werde sie im Angesicht aller Einwohner der Stadt verbrennen lassen, wie sie es verdient hat. Dann nimm ihr neugeborenes Kind, zerschmettere ihm den Schädel an der Mauer und gieb es den Hunden zu fressen.“

Wie der grausame Vater diesen unmenschlichen Befehl gegen seine Tochter und seinen Enkel gegeben hatte, ging der Diener davon und war nur zu sehr geneigt, den blutdürstigen Auftrag zu vollziehen.

Indem Pietro, seinem Urteil gemäß, von den Schergen nach dem Richtplatze gegeißelt ward, traf es sich, daß der Zug vor einem Gasthofe vorbei ging, in welchem drei edle Armenier abgestiegen waren, die als Abgesandte mit wichtigen Aufträgen zum Papste reisen wollten, und sich hier einige Tage aufhielten, um auszuruhen und sich zu erholen, und von dem Adel in Trapani, besonders von Herrn Amerigo, sehr wohl aufgenommen wurden. Wie diese den Zug kommen hörten, welcher

den Pietro vorbei führte, traten sie an's Fenster, um zuzusehen. Pietro war bis an den Gürtel entblößt, und die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden.

Einer von den drei Abgesandten, ein sehr ehrwürdiger, alter Mann, namens Fineo, ward von ungefähr gewahr, daß Pietro auf der Brust ein großes rotes Muttermal hatte. Dieser Anblick erinnerte ihn auf der Stelle an einen Sohn, den ihm vor mehr als fünfzehn Jahren am Ufer von Lajazzo die Seeräuber geraubt hatten, und von dem er nie die geringste Nachricht hatte erhalten können. Wie er nun das Alter des Gestäupten ungefähr schätzte, so meinte er, sein Sohn, wenn er noch lebte, müßte gerade von eben demselben Alter sein, und das Mal veranlaßte ihn vollends zu glauben, daß er es selbst wäre, und daß er sich in diesem Falle seines eigenen und des väterlichen Namens noch wohl erinnern, und die armenische Sprache nicht ganz vergessen haben würde. Er rief ihn demnach, wie er näher kam, bei seinem Namen Theodoro!

Pietro horchte auf und Fineo fragte ihn auf armenisch: „Aus welchem Lande und wessen Sohn bist Du?"

Aus Achtung für den ehrwürdigen Alten hielten die Häscher still und ließen dem Pietro Zeit zu antworten. „Ich bin aus Armenien," gab er zur Antwort, „und bin der Sohn eines Mannes, welcher sich Fineo nennt. Unbekannte Männer haben mich als ein Kind entführt."

Mehr Zeugnis brauchte Fineo nicht, um versichert zu sein, daß er seinen längst verlorenen Sohn wiedergefunden hätte. Er eilte mit nassen Augen nebst seinen Gefährten hinunter, umarmte ihn mitten unter den Häschern, warf ihm seinen eigenen Mantel um und bat denjenigen, der ihn zum Tode führte, zu warten, bis er Befehl erhalten würde, ihn wieder zurückzubringen. Dieser bezeigte sich willig, zu warten. Fineo hatte die Ursache schon vernommen, weswegen dem Pietro das Leben war abgesprochen worden, weil das Gerücht davon sich schon überall verbreitet hatte. Er eilte demnach mit seinen Gefährten und Dienern zum Stadthalter und sagte zu ihm: „Mein Herr, derjenige, den Ihr als einen leibeigenen Knecht zum Tode verurteilt habt, ist ein freigeborener Mensch und mein leiblicher Sohn, und ist bereit, diejenige zu seiner Gattin zu nehmen, die er, wie ich höre, um ihre Keuschheit gebracht hat

Ich bitte Euch demnach, seine Hinrichtung so lange aufzuschieben, bis man erfahren kann, ob sie ihn haben will; damit Ihr nicht in diesem Falle widergesetzlich gegen ihn verfahret."

Messer' Currado erstaunte nicht wenig, wie er hörte, daß Pietro der Sohn des Fineo wäre; er gestand, daß dieser Recht hätte, war ein wenig beschämt über den bösen Streich, welchen das Schicksal dem Jünglinge gespielt hatte, und ließ ihn deswegen eiligst holen und Messer' Amerigo zu sich berufen, um ihm darüber Vorstellungen zu machen.

Amerigo, welcher glaubte, daß seine Tochter und sein Enkel schon hingerichtet wären, empfand darüber die bitterste Reue, wie er sah, daß alles so glücklich könnte ausgeglichen werden, wenn sie noch lebten. Er sandte jedoch eiligst hin, um wo möglich die Ausführung seiner Befehle noch zu verhindern. Glücklicherweise fand man den Diener, welchen Amerigo abgeschickt hatte, noch mit dem Dolche und Giftbecher in der Hand, aber im Begriffe, das unglückliche Mädchen, welches nicht den Mut hatte, zu wählen, mit harten Worten zur Entscheidung zu zwingen. Auf den Befehl seines Herrn ließ er nunmehr ab und kam zurück, um ihm zu sagen, wie die Sachen ständen. Amerigo war darüber sehr froh; er eilte zu Fineo, entschuldigte sich, so gut er konnte, wegen des Geschehenen und bat ihn um Verzeihung, mit der Versicherung, daß er seine Tochter mit Freuden seinem Sohne Theodor zur Gemahlin geben wolle, wenn er willig sei, sie zu heiraten.

Fineo ließ die Entscheidung gelten und antwortete: „Mein Sohn soll allerdings Eure Tochter heiraten, und könnte er sich weigern, so mag das gesprochene Urteil über ihn ergehen."

Wie Amerigo und Fineo darüber einig waren, begaben sie sich zu Theodoro, der noch zwischen der Todesangst und der Freude, seinen Vater wieder gefunden zu haben, schwebte, und verlangten seine Entschließung zu wissen. Wie dieser vernahm, daß er Violanta zur Gemahlin haben sollte, glaubte er einen Sprung aus der Hölle in's Paradies zu thun, und versicherte den beiden Alten, daß sie ihm keine größere Gnade gewähren könnten.

Jetzt sandte man noch zu Violanta, um auch ihren Willen zu vernehmen. Wie sie hörte, was ihrem Theodoro geschehen

war, und wie man ihr sagte, was ihnen beiden jetzt bevorstehe, nachdem sie kurz vorher voll Schmerz und Verzweiflung einem augenblicklichen Tode entgegengesehen hatten, so kostete es ihr nicht wenig Mühe, die gute Zeitung zu glauben und sich allmählich wieder zu erheitern. Endlich antwortete sie, wenn sie sich selbst wählen dürfte, so könnte ihr kein größeres Glück widerfahren, als die Gattin des Theodoro zu werden; doch unterwürfe sie sich ganz den Befehlen ihres Vaters.

Zur großen Freude aller teilnehmenden Personen und zum Vergnügen aller Einwohner von Trapani ward nunmehr das Verlöbnis des jungen Mannes gefeiert. Violanta erholte sich, und die mütterliche Freude über ihren kleinen Säugling machte, daß sie schöner als jemals ihr Wochenbette verließ, und dem Fineo, wie er wieder von Rom kam, ihre kindliche Ergebenheit bezeigen konnte. Er freute sich seiner schönen und liebenswürdigen Schwiegertochter; die Hochzeit ward mit Pracht und Freude gefeiert, und Fineo liebte sie stets mit väterlicher Zärtlichkeit. Nach einiger Zeit ging er mit seinem Sohne, Schwiegertochter und Enkel zu Schiffe und begab sich mit ihnen nach Lajazzo, wo das junge Ehepaar bis an's Ende in Frieden und Eintracht lebte.

Achtundvierzigste Erzählung.

In der uralten Stadt Ravenna in Romagna waren vormals viele edle und angesehene Leute, unter welchen ein gewisser junger Edelmann, namens Nastagio Onesti, durch die großen Güter, die ihm sein Vater und Oheim nachgelassen hatten, ohne jeden Vergleich der reichste geworden war. Er verliebte sich in die Tochter des Messer' Paolo Traversaro, ein Mädchen von viel älterem Adel, als der seinige war, und hoffte sie durch sein Betragen zu gewinnen; allein je mehr und je fleißiger er sich bemühte, ihr gefällig zu sein, um desto weniger konnte er bei ihr ausrichten; denn entweder machten sie ihre ausbündige Schönheit, oder ihr Adel, so stolz und hochfahrend, daß er

und alles, was er schätzte, ihr zuwider war. Diese Verachtung ward dem Nastagio so schwer zu ertragen, daß er nach manchen vergeblichen Bitten und Klagen vor Schmerz fast in Versuchung geriet, sich das Leben zu nehmen; doch enthielt er sich noch und dachte oft daran, sie ganz zu meiden, und wenn es möglich wäre, sie ebenso sehr zu hassen, wie sie ihn haßte. Allein vergeblich war sein Vorsatz, und es schien vielmehr, daß seine Liebe zunahm, jemehr seine Hoffnung sich verminderte. Da er nun weder in seiner Liebe, noch in seinem Aufwande Maß zu halten wußte, so fürchteten seine Freunde und Verwandten, daß er sein Leben und sein Vermögen zusetzen würde; daher sie ihn oftmals baten und ihm rieten, Ravenna zu verlassen und sich eine zeitlang an einem andern Orte aufzuhalten, und sowohl mit seiner Liebe, als mit seinem Golde ein wenig sparsamer umzugehen.

Nastagio lachte im Anfang über ihren Rat; doch wie sie ihn oftmals ermahnten, konnte er endlich nicht länger widerstehen, sondern versprach ihnen zu folgen. Er ließ demnach große Anstalten machen, als wenn er nach Frankreich, Spanien, oder einem andern fernen Lande ziehen wollte, stieg zu Pferde und ritt mit verschiedenen Freunden von Ravenna weg, und begab sich an einen Ort, ungefähr drei Meilen von Ravenna, Chiassi genannt, wo er Zelte und Hütten aufschlagen ließ und zu seinen Begleitern sagte, er wolle dort bleiben und sie möchten nur wieder nach Ravenna zurückgehen.

Wie Nastagio hier sein Lager aufgeschlagen hatte, fing er an, ebenso herrlich und köstlich zu leben, wie ehemals, und nach seiner vorigen Gewohnheit bald diese, bald jene Gäste des Mittags und Abends zu sich zu bitten. Einmal traf es sich an einem Freitage im Anfang des Maimonats, daß ihm seine grausame Schöne wieder einfiel, und um seinen Gedanken desto ungehinderter nachhängen zu können, befahl er allen den Seinigen, ihn allein und ungestört zu lassen. Der Tag war schön, und er wandelte Schritt vor Schritt und in seinen Gedanken vertieft, bis in den Tannenwald. Es war schon lange nach Mittag, und er war schon eine halbe Meile in den Wald hinein geraten, ohne an Essen und Trinken, oder an andere Dinge zu denken, wie er plötzlich eine weibliche Stimme vernahm, die ein lautes Jammergeschrei erhob. Seine verliebte

Schwärmerei ward dadurch unterbrochen; er sah sich um und wunderte sich nicht wenig, wie er sich mitten im Walde befand; allein er erstaunte vollends, wie ihm mitten durch die dichtesten Sträucher und Dornen ein wunderschönes Frauenzimmer nackend und mit losfliegendem Haar entgegen eilte, welches von den Dornen ganz zerfleischt war und mit Geschrei und Thränen um Gnade bat, indeß ein Paar fürchterlich große Hunde sie wüthend verfolgten und nach ihr schnappten, so oft sie sie einholten. Ein schwarzer Jäger auf einem Rappen folgte ihnen, der mit grimmigem Blicke seinen Dolch auf sie gezückt hatte und ihr unter den grausamsten Vorwürfen den Tod drohte. Sein Schrecken über diesen Anblick war so groß, wie seine Verwunderung, und größer als beide war sein Mitleiden mit dem unglücklichen Mädchen, wodurch er sich bewogen fühlte, sie wo möglich aus dieser Noth und Todesgefahr zu erretten. Da er keine Waffen bei sich hatte, so brach er einen Ast von einem Baume und stellte sich damit zur Wehr gegen die Hunde und gegen den Reiter. Doch dieser rief ihm von ferne zu: „Nastagio, widerstehe mir nicht, sondern laß mich und meine Hunde mit diesem bösen Weibsbilde verfahren, wie sie es verdient hat.“ Indem er dieses sprach, hatten die Hunde das Mädchen von beiden Seiten ergriffen und hielten es fest, und der Reiter sprang von seinem Rappen.

Nastagio ging zu ihm und sprach: „Ich weiß nicht, wer Du bist, der Du mich so gut zu kennen scheinst; aber das muß ich Dir sagen, daß es eine Schande ist, ein nacktes Frauenzimmer morden zu wollen und ihr die Hunde auf den Leib zu hetzen, als wenn sie ein wildes Thier wäre. Ich werde sie gewiß vertheidigen, so lange ich kann.“

„Nastagio! (versetzte der Reiter). Ich lebte einst in Deiner Vaterstadt und Du warst noch ein kleiner Knabe, wie ich, den man Messer' Guido Anastagi nannte, noch weit mehr in dieses Frauenzimmer verliebt war, als Du jetzt in die Traversara. Ihre Grausamkeit und Sprödigkeit machte mich so unglücklich, daß ich einst mit dem Dolche, den Du hier in meiner Hand siehst, mir aus Verzweiflung das Leben nahm, und dafür verdammt ward. Die Grausame freute sich meines Todes nicht lange, sondern sie folgte mir bald in's Grab und gerieth in gleiche Verdammniß, sowohl wegen ihrer Grausamkeit, als

wegen der Freude, welche sie an meiner Qual gehabt und welche sie nicht bereut hatte, weil sie nicht glaubte, unrecht, sondern verdienstlich gehandelt zu haben. Wie sie nun an den Ort der Verdammnis kam, ward ihr und mir die Strafe auferlegt, daß sie immer vor mir fliehen muß, und ich, der ich sie einst so zärtlich liebte, muß sie jetzt nicht als den Gegenstand meiner Liebe, sondern als meine Todfeindin verfolgen. So oft ich sie einhole, töte ich sie, die mich in's Grab gestürzt hat, mit diesem Dolche, öffne ihr die Seite, reiße ihr das harte kalte Herz, welches nie der Liebe und dem Mitleide zugänglich war, mit allem Eingeweide aus dem Leibe, und gebe es diesen Hunden zu fressen. Allein es währt nicht lange, so steht sie nach dem Ratschluß der Gerechtigkeit und Allmacht Gottes wieder auf, als wenn sie nicht tot gewesen wäre, fängt ihre traurige Flucht wieder an, und ich setze ihr mit meinen Hunden nach. Jeden Freitag um diese Stunde hole ich sie auf dieser Stelle ein, und zerfleische sie so, wie Du jetzt sehen wirst. Denke aber nur nicht, daß wir an anderen Tagen Ruhe haben; nein, ich verfolge sie dann an anderen Orten, wo sie mich mit ihren grausamen Gesinnungen und Handlungen gequält hat; und nachdem ich, wie Du siehst, aus ihrem Liebhaber ihr Feind geworden bin, so muß ich sie jetzt so viele Jahre verfolgen, als sie mich Monate hat schmachten lassen. Laß mich demnach das göttliche Urteil vollziehen, und widerstrebe nicht dem, das Du nicht hindern kannst."

Nastagio verstummte vor Erstaunen. Jedes Haar an seinem Kopfe sträubte sich empor, indem er zurücktrat, und voll Entsetzen erwartete, was der Reiter vornehmen würde. Wie dieser ausgeredet hatte, fiel er mit seinem Dolche wie ein wütender Hund über das Mädchen her, welches von den beiden Rüden festgehalten ward, und ihn knieend um Gnade bat, und bohrte ihr den Dolch aus allen Kräften mitten durch die Brust, bis in die Schultern. Sie stürzte nieder auf ihr Angesicht und schrie noch immer, indem der Reiter mit einem Weidmesser ihr die Seite öffnete, ihr das Herz und die Eingeweide herausriß und diese den Hunden zu fressen gab, welche sie heißhungrig verschlangen. Es dauerte nicht lange, so sprang das Mädchen wieder auf, als wenn nichts geschehen wäre und floh nach der Seeküste; die Hunde verfolgten sie wieder mit

ihren Bissen, und der Jäger schwang sich auf sein Roß und jagte ihr nach mit seinem Dolche, bis Nastagio sie nach einer kleinen Stunde aus dem Gesichte verlor.

Dieser blieb, nachdem er das schreckliche Schauspiel angesehen hatte, noch eine geraume Zeit voll Schrecken und Mitleid stehen; doch bald darauf fiel es ihm ein, daß es ihm vielleicht sehr nützlich werden könnte, da es alle Freitage wiederholt würde. Er merkte sich demnach die Stelle, kehrte zu den Seinigen zurück und ließ bei der ersten Gelegenheit seine Freunde und Verwandten zu sich berufen. „Ihr habt mir (sprach er), lange Zeit angelegen, daß ich der Liebe zu meiner Spröden entsagen, und daß ich aufhören soll, das Meinige zu verschwenden. Ich will Euch gehorchen, wenn Ihr mir zu Gefallen noch eine Sache in die Wege richten könnt, nämlich, daß Herr Paola Traversaro mit seiner Frau und Tochter und mit allen Frauenzimmern von ihrer Verwandtschaft, nebst solchen anderweitigen Gästen, die Euch selbst beliebig sind, am künftigen Freitag zu mir kommen, und mit mir hier zu Mittag essen. Warum ich dieses wünsche, das sollt ihr alsdann sehen."

Die Sache schien ihnen keine große Schwierigkeiten zu haben, und wie sie nach Ravenna kamen, versäumten sie nicht, diejenigen Gäste einzuladen, welche Nastagio verlangt hatte, und obwohl die spröde Schöne schwer zu erbitten war, so ließ sie sich doch endlich bewegen, mitzukommen.

Nastagio ließ ein herrliches Gastmahl bereiten und die Tafel in dem Tannenwalde an demselben Orte decken, wo er die Marter des anderen spröden Mädchens angesehen hatte. Wie nun die Damen und Herren sich zu Tische setzten, gab er seiner Geliebten einen solchen Platz, daß ihr Gesicht gerade nach der Gegend gewandt war, wo das Trauerspiel vor sich gehen sollte. Indem das letzte Gericht aufgetragen ward, ließ sich das Jammergeschrei des gejagten Mädchens hören, worüber die ganze Gesellschaft, Weiber und Männer, ganz erstaunt waren, und weil niemand wußte, was es zu bedeuten hätte, so standen sie sämtlich auf und wurden alsobald die gemarterte Schöne und den Jäger gewahr, welche in wenigen Minuten sich mitten unter ihnen befanden. Alle drängten sich dem Jäger und den Hunden mit Getümmel entgegen, und viele gaben sich Mühe, den geängsteten Mädchen zu Hülfe zu kommen; allein der Reiter

mahnte sie mit denselben Worten ab, die er zu Nastagio gesprochen hatte, so daß sie nicht nur zurückwichen, sondern auch vor Schrecken und Verwunderung staunten, und wie er das Mädchen abermals so, wie vorhin behandelte, blieb kein Frauenzimmer in der Gesellschaft, welches es nicht mit eben so heißen Thränen beklagte, als wenn das Unglück sie selbst betroffen hätte; denn es befanden sich nicht wenige gegenwärtig, mit denen das unglückliche Mädchen und sein grausamer Jäger verwandt gewesen waren, und die sich seiner Liebe und seines unzeitigen Todes noch sehr wohl erinnerten. Wie nun das schreckliche Trauerspiel vorbei, und das Mädchen und sein Verfolger verschwunden waren, entstanden darüber zwischen denen, welche den Vorgang mit angesehen hatten, viele und mancherlei Gespräche; doch niemand war dadurch mehr in Schrecken gesetzt worden, als die grausame Geliebte des Nastagio.

Da sie Alles von Anfang bis zu Ende gesehen und gehört hatte, und sich bewußt war, daß die Sache niemand näher anginge, als sie selbst, indem sie ihre bisherige Grausamkeit gegen Nastagio in Erwägung zog, so glaubte sie schon vor ihrem verschmähten und ergrimmten Liebhaber auf der Flucht zu sein, und die Saurüden an den Fersen zu haben, und sie geriet darüber so in Angst, daß sie, um dem Unglück zuvor zu kommen, die Zeit nicht abwarten konnte, den Nastagio durch eine vertraute Zofe wissen zu lassen, daß ihre Abneigung sich in Liebe verwandelt hätte, und daß sie ihn bitten ließe, zu ihr zu kommen, indem sie bereit wäre, ihm die Erfüllung aller seiner Wünsche zu gewähren.

Nastagio ließ ihr antworten, daß ihm dieses große Freude machte, und er wünschte nichts sehnlicher, als daß es ihr gefallen möchte, ihm die Hand als ihren Gemahl zu geben. Die Schöne, welche wohl wußte, daß außer ihr kein Mädchen in Ravenna sich einen Augenblick bedenken würde, die Gattin des Nastagio zu werden, ließ ihn wissen, daß sie nichts dawider hätte, und sie war nunmehr selbst die erste, die seinen Antrag ihren Eltern hinterbrachte und ihnen sagte, daß sie bereit wäre, ihn anzunehmen. Den Eltern war dieses sehr willkommen; am folgenden Sonntage ließ sich Nastagio mit ihr trauen, feierte seine Hochzeit und lebte hernach lange Jahre mit ihr in einer vergnügten Ehe.

Dies war jedoch nicht die einzige glückliche Folge dieser Begebenheit; sondern die Furcht wirkte so stark auf alle hübschen Mädchen in Ravenna, daß sie von dem Tage an weit nachgiebiger gegen die Männer wurden, als sie sonst gewesen waren.

Neunundvierzigste Erzählung.

Coppo di Borghese Domenichi, welcher einst in Florenz ein sehr geehrter und vornehmer Mann war, und mehr wegen seines trefflichen Wandels und wegen seiner Tugenden, als wegen seiner edlen Geburt, unvergänglichen Ruhm verdient, verstand es, seine Freunde und Nachbarn von vergangenen Geschichten zu unterhalten, wobei ihm eine seltene Ordnung in seinem Vortrage, ein treffliches Gedächtnis und eine hinreißende Beredtsamkeit zu Gebote standen. Unter vielen anderen unterhaltenden Sachen pflegte er zu erzählen, daß einst in Florenz ein Jüngling war, Namens Federico, ein Sohn des Filippo Alberighi der als Ritter und als Weltmann die Krone aller jungen Männer in Toskana war. Dieser verliebte sich in eine edle Frau, namens Madonna Giovanna, die zu ihrer Zeit für eine von den schönsten und liebenswürdigsten Frauen in Florenz gehalten ward; und um ihre Gegenliebe zu erhalten, pflegte er sich in Turnieren und Waffenspielen hervorzuthun, Feste anzustellen und das Seinige ohne Maß und Ziel zu verschwenden. Da sie aber eben so keusch, als liebenswürdig war, so bekümmerte sie sich um alle diese Dinge, die um ihretwillen geschahen, so wenig, als um denjenigen, der sie anstellte. Da nun Federico sein Vermögen verschwendete und nichts erlangte, so war es kein Wunder, daß endlich der Mangel sich bei ihm einstellte, so daß ihm zuletzt nur noch ein kleiner Meierhof übrig blieb, von dessen Ertrag er kümmerlich lebte, und ein vortrefflicher Falk. Da nun seine Liebe sich eher vermehrte, als verminderte, und er nicht mehr die Mittel hatte, in der Stadt zu leben, so zog er auf seinen Meierhof, vertrieb sich daselbst die Zeit

bisweilen mit seinem Falken und ertrug seine Armut in der Stille.

Wie er nun schon auf's Äußerste heruntergekammen war, fügte es sich, daß der Gemahl der Madonna Giovanna krank ward und starb. In seinem letzten Willen hatte er seinen Sohn, einen ziemlich erwachsenen Knaben, zum Erben eingesetzt, und seine Gemahlin, die er liebte, im Fall ihr Sohn früher stürbe, als sie. Wie nun Madonna Giovanna Witwe geworden war, bezog sie mit ihrem Sohne im Sommer ein Landgut in der Nähe bei Federico's Meierhofe; daher denn ihr Sohn sich sehr an Federico gewöhnte und mit ihm auf die Jagd und Reiherbeize ging, und da er seinen Falken oft hatte stoßen sehen, so verliebte er sich so sehr in denselben, daß er ihn äußerst gerne gehabt hätte. Kurz darauf ward der Knabe krank, worüber sich die Mutter sehr betrübte, weil er ihr einziges Kind war, und weil sie ihn sehr lieb hatte; so daß sie ihm auch Tag und Nacht nicht von der Seite wich, ihn pflegte und ihn beständig fragte, was er gerne haben möchte, um es ihm den Augenblick zu verschaffen, wenn es zu bekommen war.

Wie sie ihm diese Anerbietung einige mal gethan hatte, sprach der Knabe einst zu ihr: „Mutter, ich glaube, wenn Ihr mir Federico's Falken verschaffen könntet, so würde ich gleich gesund werden."

Diese Forderung machte sie ein wenig verlegen, wie sie das Ding anfangen sollte. Sie wußte, daß Federico sie lange Zeit geliebt hatte, ohne von ihr nur einen einzigen gütigen Blick zu erlangen. Sie dachte demnach: Wie kann ich zu ihm gehen oder schicken, und ihn um seinen Falken bitten, der, wie man sagt, nicht nur der beste ist, der jemals geflogen hat, sondern der ihn noch dazu ernähren muß? Wie kann ich so hartherzig sein und einem Biedermann, dem sonst nichts mehr übrig geblieben ist, auch noch sein letztes Vergnügen rauben? Kurz, sie wußte nicht, wie sie ihm die Sache vortragen sollte, ob sie gleich gewiß war, den Falken zu bekommen, wenn sie ihn darum bäte. Sie gab also den Gedanken auf und sagte nichts zu der Bitte ihres Sohnes. Bald aber siegte dennoch die Liebe zu ihrem Kinde, und sie beschloß ihm zu willfahren, es möchte kosten was, es wollte; doch nahm sie sich vor, niemand hinzuschicken, sondern selbst hinzugehen, und um den Falken zu werben Sie sagte

demnach: „gieb Dich zufrieden, mein Söhnchen, und werde n
nur gesund; ich verspreche Dir, morgen soll es mein erste
Geschäft sein, nach dem Falken zu gehen und ihn Dir z
bringen."

Der Knabe ward so froh darüber, daß er auf der Stel
Zeichen der Besserung spüren ließ. Am folgenden Tage gi
die Mutter mit einer anderen Dame, gleichsam zum Spaziergan
nach Federico's Hüttchen, und ließ sich bei ihm anmelden. Weil
nicht in der Jagdzeit war, so war er nicht ausgegangen, sonde
war beschäftigt, dieses und jenes in seinem Garten bestellen z
lassen. Sobald er hörte, Donna Giovanna wäre gekommen, ih
zu besuchen, war er voll Wunder und Freude und eilte, sie z
empfangen. Sie kam ihm mit vieler Freundlichkeit entgeg
und sagte, indem er sie ehrerbietig grüßte: „Guten Morge
Federico! Deine Liebe zu mir hat Dich oft in Schaden gebrach
um Dir einigen Ersatz dafür zu geben, bin ich mit dieser Freund
zu Dir gekommen, um mich vertraulich bei Dir zu Gaste zu bitten

Demütig antwortete Federico: „Madonna! Ich erinne
mich nicht, daß Ihr mir jemals Schaden gethan hättet; aber wo
soviel Gutes, daß ich es Euren Tugenden und meiner Liebe
Euch verdanke, wenn an mir selbst irgend etwas Gutes zu find
gewesen ist. Darum freue ich mich auch über Euren gütig
Besuch mehr, als wenn ich jetzt noch im Stande wäre, all
meinen vorigen Aufwand noch einmal zu machen, obwohl Ihr
der That bei einem armen Wirt eingekehrt seid." Er fühl
sich jedoch ein wenig verlegen, indem er sie in sein Haus u
hiernächst in seinen Garten führte, und da er Niemand um si
hatte, der ihn Gesellschaft leisten konnte, so sagte er: „Madonn
ich habe sonst niemand als diese Frau meines ehrlich
Gärtners; erlaubet ihr, Euch zu bedienen, indes ich Anst
mache, den Tisch zu decken."

So groß seine Armut auch war, so hatte er doch noch n
die Not ganz gefühlt, in welche ihn die unordentliche V
schwendung seiner Güter versetzt hatte. Aber diesen Morge
wie er nichts in seinem Hause hatte, um seine Gebieterin dan
zu bewirten, nachdem er um ihretwillen unzähligen Schmarotze
zu schmausen gegeben hatte, ward er es mit Schmerzen gewa
und verwünschte in seinem Unmut sein Schicksal, indem
bald hier, bald dort suchte, und nirgends Geld oder Sachen v

inigem Wert fand, die er hätte verpfänden können. Die Zeit
ar kurz, und weil er niemand, selbst nicht einmal seinen Gärtner
m ein Huhn ansprechen mochte, so fiel ihm endlich sein guter
falk in die Augen, der in seinem Zimmer auf der Stange saß.
Da er sich nicht anders zu helfen wußte, und da der Falk ziemlich
ett war, so hielt er ihn für ein Gericht, das einer solchen
Dame würdig war. Er drehte ihm den Hals um und befahl
einer Magd, ihn zu pflücken und zu braten; und sobald der
Tisch mit dem einzigen feinen, weißen Teppich, den er noch
ibrig hatte, gedeckt war, ging er mit fröhlichem Gesichte in den
Garten und meldete seiner Dame, daß das heimische Mahl,
welches er ihr anbieten könne, fertig wäre. Sie setzte sich demnach
ebst ihrer Freundin zur Tafel und verzehrte in Federico's
Gesellschaft, der ihr emsig und sorgfältig aufwartete, ohne es
u wissen, den Falken.

Wie sie nach der Mahlzeit sich noch ein wenig mit Federico
nterhalten hatte, glaubte sie, daß es Zeit wäre, ihm ihr Anliegen
orzutragen. Sie sprach demnach zu ihm mit einem sehr ver-
indlichen Wesen: „Federico! wenn Du an Deine vorigen Tage
edenkst, und an mein züchtiges Benehmen gegen Dich, welches
Du vielleicht für Strenge und Sprödigkeit gehalten hast, so
weifle ich nicht, daß Du Dich wundern wirst, wenn Du höreſt,
as Dir eigentlich meinen heutigen Besuch zuwege gebracht hat.
Hättest Du aber Kinder, oder hättest sie gehabt, und wüßtest
Du, wie viel die Liebe vermag, die man für sie empfindet, so
laube ich gewiß, Du würdest mich gewissermaßen entschuldigen.
Doch obgleich Du keine Kinder hast, so habe ich doch einen Sohn
nd kann das allgemeine Los der Mütter nicht vermeiden.
Dieses zwingt mich wider meinen Willen und wider alle Gebühr
nd Schicklichkeit, Dich um eine Gabe zu bitten, von welcher
ch weiß, daß sie Dir überaus teuer sein muß, weil Dir kein
nderer Zeitvertreib, und kein anderes Labsal und Vergnügen in
Deiner Armut übrig geblieben ist, und das ist Dein Falke.
Mein Sohn bezeigt ein solches Verlangen, ihn zu haben, daß
ch fürchte, er wird an der Krankheit, die ihn befallen hat,
terben, wenn er ihn nicht bekömmt. Ich beschwöre Dich, nicht
ei Deiner Liebe zu mir, denn diese hat Dir bisher nichts
efruchtet, sondern bei Deiner eigenen Großmut, mit welcher
Du, mehr als irgend ein anderer, Dich gegen Jedermann so

zuvorkommend beweisest, mir dies Geschenk nicht abzuschlagen womit Du meinem Kinde das Leben retten und mich selbst Du auf immer verpflichten kannst."

Wie Federico die Bitte der Dame vernahm und wußte daß es ihm unmöglich war, ihr zu willfahren, weil er ihr den Falken zu essen gegeben hatte, stürzten ihm die Thränen aus den Augen, ehe er im stande war, ihr ein Wort zu erwidern Sie glaubte anfänglich, er weinte vor Schmerz über den Verlust seines Falken, und sie wollte schon ihre Bitte wieder zurücknehmen, wie Federico ihr mit folgender Antwort zuvorkam „Madonna! Seitdem es der Himmel so gewollt hat, daß ich Euch lieben mußte, habe ich geglaubt, daß das Schicksal mir manchen bösen Streich gespielt hätte, worüber ich mich beklagen müßte; doch alles ist Kleinigkeit gewesen gegen die Tücke, die es mir heute bewiesen hat; und ich kann mich nimmermehr darüber trösten, wenn ich bedenke, daß Ihr, die Ihr mich in meinen glücklichen Tagen nie Eures Besuchs gewürdigt habt heute unter mein armseliges Dach gekommen seid, um eine Kleinigkeit von mir zu begehren, und daß mir mein Unglück die Möglichkeit hat rauben müssen, Euch diese zu gewähren Denn wisset, wie ich hörte, daß Ihr mir heute die Güte erzeigen wolltet, bei mir zu essen, und ich den hohen Wert Eurer Gefälligkeit in Erwägung zog, glaubte ich, so geringe mein Vermögen auch war, Euch doch etwas Köstlicheres, als anderen Leuten vorsetzen zu müssen; und da fiel mir mein Falk ein um den Ihr mich jetzt bittet, denn weil er so edel war, so hielt ich ihn für eine würdige Speise für Euch, und Ihr habt ihn diesen Mittag verzehrt. Ich glaubte, ihm keine bessere Bestimmung geben zu können; aber jetzt, da ich sehe, daß Ihr ihn lebendig zu haben wünschtet, schmerzt es mich so sehr, daß ich glaube, mich nie darüber trösten zu können."

Zum Beweise seiner Worte ließ er hierauf die Federn den Schnabel und die Fänge des Vogels bringen und zeigte sie ihr. Wie sie dieses sah, machte sie ihm zuerst einen freundschaftlichen Vorwurf, daß er, um einem Frauenzimmer zu essen zu geben, einen so edlen Falken erwürgt hätte; doch konnte sie sich nicht enthalten, in ihrem Herzen seinen Edelmut zu bewundern den auch die bitterste Armut nicht hatte verlöschen können Da sie nun alle Hoffnung verloren sah, den Falken zu bekommen

nd deswegen anfing, an der Genesung ihres Sohnes zu weifeln, so dankte sie dem Federico für seine Bewirtung und ür seinen guten Willen, und kehrte betrübt zu ihrem Kinde urück. Der Knabe starb, zum großen Schmerz seiner Mutter, inige Tage darauf, entweder vor Gram, daß er den Falken icht bekommen konnte oder an den Folgen der Krankheit, die n befallen hatte.

Nachdem die Trauer der Mutter vorüber war, drangen re Brüder in sie, weil sie sehr reich und noch jung war, sich ieder zu verheiraten. Sie bezeigte zwar lange keine Lust azu, wie aber ihre Brüder immer zudringlicher wurden, erinerte sie sich an Federico's Edelmut und an seine letzte großütige Handlung, wie er seinen Lieblingsfalken aufgeopfert atte, um sie bewirten zu können. Sie sagte demnach zu ihren Brüdern: „Ich bliebe zwar lieber unverheiratet, wenn Ihr amit zufrieden wäret. Weil ihr aber so sehr wünscht, daß ich ich wieder vermählen soll, so nehme ich gewiß keinen andern m Gemahl, als Federico Alberighi."

„Närrchen! was sprichst Du? (sagten die Brüder). Was illst Du mit diesem Menschen, der keinen Scherf in der Welt at?"

„Ich weiß wohl, meine lieben Brüder (erwiderte sie), aß er nichts hat; aber ich will lieber den Mann ohne das eld haben, als das Geld ohne den Mann."

Wie die Brüder fanden, daß dies ihr fester Enschluß war, nd sie zumal den Federico bei aller seiner Armut als einen efflichen Mann kannten, gaben sie ihm ihre Schwester, ihrem Zunsche gemäß zur Gemahlin.

Federico, der ein solches Weib, mit so großen Gütern zur attin bekam, ward in der Folge ein besserer Haushälter, als gewesen war, und beschloß sein Leben mit ihr in Frieden nd Freuden.

Fünfzigste Erzählung.

In Perugia wohnte einmal ein reicher Mann, namens ietro da Vinciola, der vielleicht mehr in der Absicht, andern n Blendwerk vorzumachen, und die böse Meinung zu wider-

legen, die jedermann in Perugia von ihm hatte, als aus Neigung, eine Frau nahm. Das Schicksal führte ihm auch ein Weib zu, welches das Gegenstück zu seinen eigenen bösen Begierden war; denn die Frau, die er sich wählte, war ein derbes rothaariges Weibchen von so warmem Blute, daß sie lieber zwei Männer als einen genommen hätte, indes sie einen Mann an ihm bekam, der sich mehr um andere Dinge, als um eine Frau bekümmerte.

Da sie dieses gewahr ward und sich selbst jung und hübsch, voll Kraft und Saft fühlte, so kam es ihr im Anfang sehr ungelegen, und gab nicht selten Anlaß zu harten Worten und zu unangenehmen Auftritten zwischen ihr und ihrem Ehemann. Wie sie aber fand, daß ihr Mann dadurch mehr aufgebracht, als gebessert ward, dachte sie bei sich selbst: „Der Nichtswürdige verläßt mich, um sich auf dem Trocknen zu belustigen; warum soll ich nicht eben so gut in's Wasser gehen? Ich habe ihn geheiratet und ihm eine große Mitgabe zugebracht, weil ich glaubte, einen Mann an ihm zu finden; wenn ich anders von ihm gedacht hätte, so würde ich ihn nicht genommen haben. Er wußte, daß er an mir ein Weib bekäme, und wenn ihm das nicht behagte, so hätt' er mich können sitzen lassen. Das läßt sich nicht länger aushalten. Wenn ich nicht hätte wollen in der Welt leben, so wär' ich in ein Kloster gegangen: wenn ich aber um die Welt zu genießen, so lange warten wollte, bis ich bei diesem mein Glück und mein Vergnügen fände, so könnte ich grau darüber werden, und wenn ich alt würde, es zu spät bereuen, daß ich meine Jugend ungenützt hätte verstreichen lassen. Er selbst zeigt mir den Weg, wo ich meinen Zeitvertreib suchen soll, und was ihm zur Schmach und Schande gereichen muß, das ist für mich noch eher erlaubt und schicklich."

Nachdem das Weibchen dieses mehr als einmal bei sich erwogen hatte, machte sie, um ihren Endzweck heimlich zu erreichen, Bekanntschaft mit einer alten Frau, die eine wahre heilige Verdiana zu sein schien, welche die Schlangen aus der Hand füttert. Mit dem Rosenkranz in der Hand war sie bei allen Wallfahrten zugegen, sprach von nichts, als von den Leben der Heiligen oder von den Wunden des heiligen Franz, und ward fast von jedermann selbst für eine Heilige gehalten. Dieser offenbarte sie bei jeder Gelegenheit ihr Anliegen.

„Bei Gott, mein Töchterchen! (sprach die Alte) Du hast wohl Recht, und wenn Du sonst keine Ursache dazu hättest, so ist's doch von Dir und von einem jeden jungen Weibchen wohl gethan, daß ihr Eure Jugendzeit nicht verschleudert; denn nichts kann einen mehr schmerzen, wenn man's recht betrachtet, als verlorene Zeit; und wozu, in's Henkers Namen, sind wir weiter nütz, wenn wir alt werden, als daß wie wir die Asche, die Kohlen lebendig erhalten? Wenn das irgend Jemand weiß und davon erzählen kann, so bin ich's. Ich bin eine von denen, die jetzt im Alter, da mir's nicht mehr helfen kann, mit großen und bitteren Gewissensbissen bedauern muß, daß ich die Zeit so verstreichen ließ; denn obwohl ich sie nicht gänzlich verloren habe, (Du kannst wohl denken, daß ich keine solche Närrin war!) so that ich doch nicht Alles, was ich hätte thun können, und wenn ich das jetzt bedenke, da ich, wie Du siehst, von aller Welt verlassen bin, so weiß der Himmel, wie es mich schmerzt. Mit den Männern ist es ganz was anderes; die sind zu allerhand anderen Dingen nütz, und überhaupt werden die meisten auch schon vor den Jahren alt. Wir Weiber aber taugen zu nichts, als hierzu und Kinder zu zeugen, und darum sucht man uns auch nur und geht uns nach. Weil wir nun einmal zu diesem Endzweck geboren sind (was ich Dir noch wohl mit mehreren Gründen beweisen könnte), so sag' ich Dir noch einmal, vergilt Deinem Manne Gleiches mit Gleichem, damit im Alter Deine Seele dem Leibe keine Vorwürfe zu machen habe. Man hat auf dieser Welt nichts mehr, als was man genießt, besonders haben die Weiber noch mehr Ursache, als die Männer, ihre Zeit zu Rat zu halten; denn Du siehst wohl, wenn wir alt werden, so kümmert sich weder unser Mann, noch andere Leute mehr um uns, sondern man schickt uns in die Küche, um mit dem Kater zu plaudern und Töpfe und Näpfe zu zählen, und sie machen noch wohl gar Gassenhauer auf uns und singen: Den Jungen viel Glück, und der Alten den Strick! Doch um Dich nicht aufzuhalten, mein Töchterchen, so will ich Dir jetzt nur sagen, daß Du Niemand besser wählen konntest, als mich, um Dir nach Wunsch zu dienen; denn mir ist gewiß keiner zu fein, daß ich mich nicht unterstände, ihm zu sagen, was nötig ist, und keiner zu plump und ungeschliffen, daß ich ihn nicht abhobeln und ihn zu meinem Zweck führen

sollte. Sage mir nur, wer Dir am besten gefällt, und laß mich machen. Aber eines muß ich Dir sagen, mein Töchterchen, Du mußt mich nicht vergessen; denn ich bin ein armes Weib, und Du sollst auch von nun an Teil haben an allen meinen Gebeten. und Wallfahrten, damit unser Herr Gott Deinen abgeschiedenen Freunden Licht und Kerze beschere."

Die Alte schwieg, und die junge Frau ward mit ihr handelseinig, beschrieb ihr einen jungen Menschen, den sie oft in ihrer Gegend gesehen hatte, gab ihr ein Stück Fleisch und ließ sie gehen. Nach einigen Tagen führte ihr die Alte den Jüngling heimlich zu, und von Zeit zu Zeit wieder andere, und das Weibchen, ließ (bei aller Furcht vor ihrem Mann) keine einzige gute Gelegenheit unbenützt vorbeigehen.

Einmal war ihr Mann des Abends bei einem seiner Freunde, namens Ercolano, zum Essen eingeladen; sie befahl demnach der Alten, ihr einen gewissen Jüngling, welcher einer der hübschesten in Perugia war, zu bringen. Die Alte richtete den Auftrag pünktlich aus; doch indem sie sich eben mit dem jungen Menschen zu Tische setzen wollte, pochte unvermutet ihr Mann an die Hausthüre. Sie war vor Schrecken fast des Todes und suchte, womöglich den Jüngling vor ihm zu verbergen. Weil sie sich auf keinen besseren Platz besann (oder keinen andern hatte), so ließ sie ihn in ein Kämmerchen neben ihrem Zimmer gehen, stülpte einen Hühnerkorb über ihn und breitete einen großen leeren Sack darüber, worauf sie geschwind ihrem Mann die Thüre öffnen ließ.

„Nun (rief sie ihm entgegen), hast Du Dein Abendessen so schnell durch die Gurgel gejagt?"

„Ich habe noch keinen Bissen über die Zunge gebracht," sprach Pietro.

„Wie wäre das wohl zugegangen?" fragte sie.

„Das will ich Dir sagen (antwortete Pietro). Ercolano, seine Frau und ich, hatten uns kaum zu Tische gesetzt, so hörten wir neben uns Jemand niesen. Das erste und zweite Mal merkten wir nicht darauf; wie aber der Niesende sich zum dritten, vierten und fünften Mal hören ließ und gar nicht aufhörte zu niesen, so nahm es uns endlich Wunder, und Ercolano, der schon ein wenig über seine Frau gemurrt hatte, daß sie uns zu lange an der Thüre hatte warten lassen, fuhr auf und sagte:

„Was ist das? Wer niest hier so?“ Damit stand er auf und ging nach einer Treppe zu, die nicht weit von uns war, unter welcher sich ein kleiner Verschlag befand, um Sachen aus der Hand zu legen. Weil es ihm geschienen hatte, daß das Niesen von dorther gekommen war, so öffnete er den Verschlag, und es zog ihm ein gewaltiger Schwefeldampf entgegen. Ich muß Dir sagen, daß uns der Schwefelgeruch schon vorher beschwerlich geworden war, und wie wir uns darüber beklagten, sprach die Frau, sie hätte ihre Schleier geschwefelt, um sie weiß zu bleichen, und hätte die Schwefelpfanne unter die Treppe gesetzt, wovon es noch ein wenig röche. Wie der Dampf sich etwas verzogen hatte, guckte Ercolano in den Verschlag hinein und ward denjenigen gewahr, welcher genieset hatte und noch immer fort nieste, weil ihm der Schwefeldampf den Atem benommen und alles Niesens ungeachtet, die Brust schon dermaßen beklemmt hatte, daß er einige Minuten später nicht mehr würde haben niesen, noch irgend etwas anderes thun können. Wie ihn Ercolano gewahr ward, rief er: „Ha, Weib! Jetzt seh' ich, warum wir so lange vor der Thür haben warten müssen, ehe Du uns aufmachtest; aber ich will nimmer froh werden, wo ich Dir das nicht bezahle.“ Wie die Frau diese Drohung hörte und fand, daß ihre Sünde an's Licht gekommen war, sprang sie vom Tische auf und nahm die Flucht, ohne an eine Entschuldigung zu denken, und ich weiß nicht, wohin sie gekommen ist. Ercolano merkte nicht darauf, daß seine Frau sich aus dem Staube machte, sondern rief dem Niesenden immer lauter zu, er sollte herauskommen; allein er mochte rufen, so lange er wollte, so rührte sich jener nicht, weil er schon ganz ohnmächtig geworden war. Ercolano schleppte ihn also bei den Füßen heraus und sprang schon nach einem Messer, um ihm vollends den Rest zu geben. Weil mir selbst aber vor der Polizei bange war, so eilte ich hinzu, und wehrte ihm, daß er den Menschen weder umbrachte, noch ihm Schaden zufügte. Indem ich nun den Menschen verteidigte und Lärm machte, kamen auch die Nachbarn mit dazu. Diese nahmen den jungen Mann, der sich nicht widersetzen konnte, und führten ihn weg, ich weiß nicht wohin. Siehst Du! so wurden wir an unserer Mahlzeit gestört, und ich habe sie nicht nur nicht durch die Gurgel gejagt, sondern noch keinen Bissen zum Maule gebracht, wie ich Dir vorhin sagte.“

Die Frau merkte aus dieser Geschichte, daß andere Weiber ebenso klug wären, wie sie, obwohl es nicht immer bei allen glücklich damit abliefe, und sie hätte zwar gern der Frau des Ercolano das Wort geredet; weil sie aber glaubte, sich von ihren eigenen Fehlern um desto eher weiß zu brennen, wenn sie fremde Sünden tadelte, so rief sie: „Schöne Dinge! Das ist also das gute fromme Weib; das ist die keusche getreue Ehefrau, die ich immer für so heilig gehalten habe, daß ich ihr hätte beichten mögen; und was noch das Schlimmste ist, so sind ihre Jugendjahre schon vorbei, und sie sollte anderen mit gutem Beispiel vorangehen. Verwünscht sei die Stunde da sie geboren ward, und verwünscht jede Stunde, die sie noch lebt, das treulose, ehrvergessene Weib, diese ewige Schmach und Schande aller Weiber in der Welt, daß sie so ihre Ehre, die Treue, die sie ihrem Mann gelobt hat, und die Achtung der Welt mit Füßen tritt! Sollte sie sich nicht schämen, ihren braven Mann, einen der ehrbarsten Bürger, der ihr so gut begegnet durch einen anderen beschimpfen zu lassen und sich selbst mit in Schimpf und Schande zu stürzen? Ich will vor Gott keine Gnade haben, wenn ein solches Weibsbild Barmherzigkeit verdient; man sollte sie umbringen; man sollte sie lebendig auf den Scheiterhaufen setzen und sie zu Asche verbrennen."

In dem Augenblicke fiel ihr ihr guter Freund ein, der nicht weit davon unter dem Hühnerkorbe saß, und sie fand deswegen für gut, ihren Mann zu erinnern, daß es Zeit wäre, zu Bette zu gehen.

Pietro, der mehr Lust hatte, zu essen, als zu schlafen, fragte sie, ob sie nicht etwas zum Abendessen bei der Hand hätte.

„Abendessen? (sprach sie). Hat sich was mit dem Abendessen, wenn Du nicht zu Hause bist! Ich bin Dir auch so eine, wie das Weib des Ercolano! Geh' nur lieber zu Bett, das wird das Beste sein."

Von ungefähr waren desselben Abends einige Bauern von Pietro's Landgute zur Stadt gekommen, die ihm Feldfrüchte gebracht und ihre Esel in einen Stall gezogen hatten, der an das Kämmerchen stieß, in welchem der junge Mensch saß. Da sie vielleicht vergessen hatten, ihr Vieh zu tränken, so zog einer

von den Eseln, welchen der Durst anwandelte, den Kopf aus der Halfter, ging aus dem Stalle heraus und schnuffelte allenthalben nach Wasser herum, und so ging er gerade auf den Hühnerkorb los, unter welchem der Jüngling verborgen war. Weil dieser sich auf allen Vieren niederducken mußte, so ragten seine Finger ein wenig unter dem Korbe hervor, und sein Glück oder sein Unglück (wie man es nehmen will) fügte es so, daß ihn der Esel darauf trat, so daß er vor Schmerz laut aufschreien mußte. Den Pietro nahm das Ding gewaltig Wunder, weil er merkte, daß die Stimme sich in seinem Hause hören ließ. Er ging also hinaus in die Kammer, und wie der arme Schelm, dem der Esel die Fingerspitzen noch immer festhielt, fortfuhr, zu schreien und zu wehklagen, so rief er: „Wer da!“ ging nach dem Hühnerkorbe, hob ihn auf und fand den jungen Menschen darunter, welcher außer dem Schmerz, den ihm der Tritt des Esels verursachte, auch noch vor Furcht zitterte, daß Pietro ihm übel mitspielen würde. Wie Pietro, der sich schon längst seine Bekanntschaft gewünscht hatte, ihn gewahr ward, fragte er ihn: „Wie kommst Du hierher?“ Der Jüngling antwortete ihm aber nicht auf seine Frage, sondern bat ihn nur um Gotteswillen, Barmherzigkeit mit ihm zu haben.

„Steh' nur auf (sprach Pietro), und fürchte nichts von mir; aber sage mir aufrichtig, wie und warum Du hierher gekommen bist.“

Der arme Junge beichtete ihm Alles und Pietro war über den Fund eben so froh, als seine Frau bekümmert war. Er führte den Jüngling bei der Hand in das Zimmer, wo seine Frau in größten Aengsten saß. Pietro setzte sich ihr gegenüber und sagte: „Du schimpftest ja eben jetzt so unbarmherzig auf die Frau des Ercolano und sagtest, man müßte sie verbrennen, weil sie Euch allen zum Schandfleck gereichte; warum vergaßest Du aber, Dich selbst mit einzuschließen? oder wenn Du dazu keine Lust hattest, wie durftest Du es denn wagen, so von ihr zu reden, da Du doch wußtest, daß Du selbst es nicht besser machtest? Dich bewog wahrlich nichts anderes, als der Hang, der Euch allen gemein ist, daß Ihr gern die fremde Schuld zum Deckmantel Eurer eigenen gebraucht. Möchte das Feuer

vom Himmel fallen und Euch alle verzehren, Ihr Nattern-gezücht!"

Wie die Frau merkte, daß die erste Hitze ihres Mannes in Scheltworten verdampfte, und daß er eben nicht so gar böse darüber war, den hübschen Knaben bei ihr zu finden, gewann sie wieder Mut und sagte: „Ich glaube wohl, daß Du das Feuer vom Himmel über uns herunter wünschest, weil Du Deine Frau so lieb hast, wie der Hund den Prügel; aber beim Himmel, Dein Wunsch wird Dir nicht erfüllt werden! Doch ich möchte wohl wissen, worüber Du Dich so sehr zu beklagen hast; denn es wäre wahrhaftig sehr artig von Dir, wenn Du mich mit der Frau des Ercolano über einen Kamm scheren wolltest, die ein altes, scheinheiliges, verstelltes Mensch ist, und hat dennoch von ihrem Mann alles, was sie nur wünschen kann, und er begegnet ihr, wie es einer Frau gebührt. Aber ich armes Weib habe es nicht so gut; denn Du giebst mir zwar Kleider und Schuhe, aber Du weißt leider wohl, wie es um das Übrige steht, und wie wenig ich mich Deiner zu erfreuen habe; da ich doch lieber barfuß und in Lumpen gehen und Deiner froh werden möchte, als alle schönen Sachen von der Welt haben, und mir so von Dir begegnen lassen, wie Du mich behandelst. Denn ich muß Dir's nur gerade heraus sagen, Pietro, ich bin ein Weib, so gut wie ein anderes, und habe dieselben Neigungen und Bedürfnisse, wie andere Weiber, und wenn ich finde, daß Du sie nicht befriedigst, so hast Du keine Ursache zu schelten, wenn ich mich anderswo versorge. Zum wenigsten mache ich Dir nicht die Schande, daß ich mich mit Knaben oder mit liederlichen Buben abgebe."

Pietro merkte wohl, daß seine Frau nicht leicht wieder aufhören würde, da ihr die Zunge einmal gelöst war. Weil er sich nun wenig aus ihr machte, so sprach er: „Schweige nur, Frau, ich will Dich schon zufrieden stellen. Thue mir nur jetzt den Gefallen, uns etwas zu essen zu geben; denn ich denke, dieser Bursche hat wohl eben so wenig zu Nacht gegessen, als ich selbst."

„Freilich nicht (sprach die Frau); denn wie Dich der Unstern herführte, wollten wir uns eben zu Tische setzen."

„So mache nur (sprach Pietro), daß wir zu essen bekommen;

ich will hernach schon Alles so einrichten, daß Du Dich nicht sollst zu beklagen haben."

Wie Pietro nach dem Abendessen seine Einrichtung traf, das habe ich vergessen. Genug, ich habe nur damit sagen wollen, daß ein jeder sucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und wenn er's nicht auf der Stelle thun kann, so behält er's im Sinn, bis die Gelegenheit kommt; denn wie man in's Holz ruft, so schallt es wieder heraus.

Einundfünfzigste Erzählung.

Madonna Oretta war die Gemahlin des Herrn Geri Spina. Wie diese einst sich auf dem Lande aufhielt und mit einigen Damen und Herren, die bei ihr eingeladen waren, nach einem etwas entlegenen Orte zum Vergnügen zu Fuß ging, mochte die Länge des Weges sie ein wenig ermüdet haben, daher es einem von den Herren einfiel, zu ihr zu sagen: „Madonna Oretta, wenn Ihr's befehlt, so will ich Euch mit einer hübschen Geschichte die Länge des Tages so verkürzen, als wenn Ihr zu Pferde säßet."

Madonna Oretta nahm sein Anerbieten freundlich auf und bat ihn, seine Geschichte zu erzählen.

Der Rittersmann, der sich vielleicht mit seinem Schwerte besser zu behelfen wußte, als mit seiner Zunge, fing an, seine Geschichte zu erzählen, die zwar an sich recht artig war; weil er aber bald ein Wort zehnmal nach einander gebrauchte, bald das Gesagte wiederholte, bald in seiner Erzählung etwas verbesserte, mehr als einmal die Namen der Personen verwechselte, und seine Erzählung dadurch verdarb, und weil er überdies nichts von der Gabe besaß, seine Worte den Personen der Handlung anzumessen, so ward Madonna Oretta oft übel und weh bei seiner Erzählung. Wie sie es endlich nicht länger aushalten konnte und der ehrliche Rittersmann sich so arg verwickelte, daß er selbst sich nicht wieder herausfinden konnte, sagte sie zu ihm mit aller Höflichkeit: „Mein Herr, Euer Pferd

trabt mir ein wenig zu hart; seid so gut und laßt mich wieder absitzen."

Der Rittersmann, der glücklicherweise mehr guten Menschenverstand als Beredtsamkeit besaß, begriff diese Zurechtweisung, nahm sie als Scherz auf, brach seine übel erzählte Geschichte ab und fing an, von anderen Dingen zu sprechen.

Zweiundfünfzigste Erzählung.

Papst Bonifacius, bei welchem Herr Geri Spina sehr wohl gelitten war, hatte einst wegen einer dringenden Angelegenheit eine sehr edle und vornehme Gesandtschaft nach Florenz geschickt; die Gesandten waren bei Herrn Geri abgetreten und verhandelten mit ihm die Aufträge des Papstes. Zufälligerweise ging er mit ihnen fast jeden Morgen bei Santa Maria Ughi vorbei, wo der Meister Cisti seine Bäckerei hatte, und bei seiner Hantierung selbst Hand mit anlegte. Obwohl ihm nun das Schicksal eben kein ansehnliches Gewerbe beschieden hatte, so war es ihm doch bei demselben so hold gewesen, daß er sehr reich geworden war und im Überfluß leben konnte, wiewohl er sich dadurch nicht abhalten ließ, bei seinem Berufe zu bleiben. Unter anderen guten Dingen, die er sich nicht abgehen ließ, war er stets mit dem besten und feinsten weißen Weine versehen, der in ganz Florenz und in den umliegenden Gegenden zu haben war. Wie er bemerkte, daß Messer' Geri mit den päpstlichen Gesandten jeden Morgen vor seiner Thüre vorbei ging, fiel ihm ein, da es eben in der heißen Jahreszeit war, daß es ihnen vielleicht nicht unlieb sein würde, wenn er ihnen einmal seinen guten Wein zu kosten gäbe. Weil er jedoch meinte, daß der Abstand zwischen dem Herrn Geri Spina und ihm zu groß wäre, so hielt er es nicht für schicklich, ihn geradezu einzuladen, und suchte es daher lieber so einzurichten, daß Herr Geri sich selbst bei ihm zu Gast bitten müßte. Er pflegte sich deswegen in einem schneeweißen Wämschen und einer neugewaschenen Schürze, worin er mehr einem Müller

als einem Bäcker ähnlich war, alle Morgen, um die Stunde, wenn Herr Geri mit den Gesandten vorüber ging, eine kleine Bologneser Flasche seines köstlichen Weines, eine schöne wohlverzinnte Kanne mit frischem Wasser und ein Paar schön geschliffene, reingeschwenkte Gläser vor seine Hausthüre bringen zu lassen, und nachdem er sich einige mal geräuspert hatte, seinen Wein mit solchem Wohlgeschmack einzuschlürfen, daß es einen Halbtoten hätte lüstern machen können. Wie Herr Geri dieses einmal und zweimal bemerkt hatte, fragte er am dritten Morgen: „Wie schmeckt's Cisti? Ist er gut?"

Cisti sprang geschwind auf und sagte: „Gut ist er, gnädiger Herr, aber wie gut, das kann ich Euch nicht sagen, wenn Ihr ihn nicht selbst kostet."

Herr Geri, bei welchem entweder die Jahreszeit, oder der längere Spaziergang, oder die Behaglichkeit, womit er den Bäcker seinen Wein trinken sah, den Durst weckte, sprach lächelnd zu den Gesandten: „Ich denke, meine Herren, wir könnten wohl den Wein dieses guten Mannes einmal kosten vielleicht ist er so gut, daß es uns nicht gereut."

Mit diesen Worten führte er sie zu Cisti. Dieser ließ den Augenblick eine hübsche Bank aus seinem Backhause bringen und lud die Herren ein zum Sitzen. Zu den Dienern, die sich schon fertig machten, die Gläser zu schwenken, sprach er: „Laßt's nur gut sein, Kameraden, und laßt mich selbst diesen Herren aufwarten; ich verstehe so gut einzuschenken, als einzuschieben, und für Euch fällt hier kein Tröpfchen ab."

Er schwengte hierauf vier schöne Gläser, ließ sich noch eine kleine Flasche von seinem guten Wein bringen und war fleißig bei der Hand, dem Herrn Geri und seinen Gästen einzuschenken. Diese fanden den Wein so gut, als sie ihn seit geraumer Zeit nicht getrunken hatten, und so lange die Gesandten blieben, wiederholte Herr Geri mit ihnen fast täglich seinen Morgenbesuch bei Cisti.

Wie ihr Geschäft geendigt war und sie wieder abreisen wollten, gab ihnen Herr Geri ein großes Abschiedsmahl, wozu er einige der angesehensten Bürger mit einladen und auch den Bäcker Cisti bitten ließ, welcher sich aber weigerte, zu kommen Herr Geri befahl demnach einem seiner Diener, zu ihm zu gehen und ihn um eine Flasche von seinem Wein zu bitten,

und einem jeden Gaste beim ersten Gerichte ein Spitzgläschen davon einzuschenken.

Der Diener, den es vielleicht verdroß, daß er nie ein Tröpfchen von dem Weine gekostet hatte, nahm die größte Flasche mit, die er nur finden konnte. Wie Cisti dies sah, sprach er: „Mein Sohn, Herr Geri schickt Dich gewiß nicht zu mir.“

Der Diener versicherte ihm einmal über das andere, daß ihn sein Herr wirklich zu ihm geschickt hätte; wie er aber keine andere Antwort von ihm erhalten konnte, ging er wieder zurück und sagte es seinem Herrn.

Herr Geri sprach: „Geh' wieder hin und sage, ich schickte Dich allerdings zu ihm, und wenn er Dich wieder so abfertigt, so frage ihn, zu wem ich Dich denn schicke?“

Der Diener ging wieder hin und sagte: „Cisti, mein Herr hat mich doch zu Euch geschickt.“

„Das hat er gewiß nicht gethan“, sprach Cisti.

„Zu wem glaubt Ihr denn, daß er mich schickt.“ fragte der Diener.

„Zum Arno“, erwiderte Cisti.

Wie der Diener seinem Herrn diese Antwort brachte, gingen ihm die Augen auf, und er verlangte, die Flasche zu sehen, die er mitgenommen hätte. „Cisti hat Recht“, sprach er, wie er sie sah, gab seinem Diener einen derben Verweis und befahl ihm, eine mäßige Flasche zu nehmen. Wie er diese dem Cisti brachte, sprach derselbe: „Nun seh' ich, daß Dein Herr Dich zu mir schickt.“ Er ließ ihm auch den Augenblick die Flasche füllen und sandte dem Herrn Geri noch an demselben Tage ein ganzes Fäßchen von seinem trefflichen Weine; ging hiernach selbst zu ihm und sagte: „Gnädiger Herr, glaubt nur nicht, daß mich diesen Morgen die große Flasche abgeschreckt hätte. Es schien mir nur, daß Ihr vergessen hättet, was ich Euch in diesen Tagen mit meinem kleinen Fläschchen zeigen wollte, nämlich, daß mein Wein kein gemeiner Tischwein ist; deswegen wollte ich Euch nur dieses wieder in Erinnerung bringen. Um nicht länger Euer Kellermeister zu sein, hab' ich Euch das ganze Fäßchen gesandt, und Ihr könnt nun nach eigenem Belieben damit haushalten.“

Herrn Geri war das Geschenk sehr willkommen; er dankte dem Cisti verbindlich dafür, und dieser war ihm in der Folge stets lieb und wert.

Dreiundfünfzigste Erzählung.

In der Zeit, da Herr Antonio d'Orso, ein würdiger und gelehrter Prälat, Bischof in Florenz war, kam einst ein vornehmer katalonischer Edelmann dahin, namens Don Diego de la Rata, Marschall bei dem Könige Robert. Er war ein sehr schöner Mann und liebte das schöne Geschlecht bis zur Ausschweifung. Unter anderen florentinischen Damen gefiel ihm besonders eine, welche sehr schön und eine leibliche Nichte des Bischofs war; allein ihr Mann war, seiner edlen Geburt ungeachtet, ein schändlicher Geizhals und ein so niederträchtiger Mensch, daß er selbst mit dem Marschall einen Handel schloß und ihm seine Gemahlin, wider ihren Willen, für fünfhundert goldene Kronen auf eine Nacht überließ. Der Marschall betrog ihn aber, indem er fünfhundert Popolini (eine damals gangbare Silbermünze, die an Größe nnd Gepräge den Kronen völlig ähnlich war) vergolden ließ und sie ihm unterschob. Die Sache ward ruchbar und der Niederträchtige hatte den Schaden und die Schande davon; der Bischof aber ließ sich als ein kluger Mann nicht merken, daß er etwas davon wüßte.

Da indessen der Bischof mit dem Marschall vielen Umgang hatte, so traf es sich auch einmal am Johannistage, daß sie mit einander auf der Rennbahn auf und ab ritten und die Frauenzimmer betrachteten. Der Bischof merkte unter andern eine junge Dame, eine Nichte des Herrn Alessio Rinucci, namens Madonna Nona Pulci, die zu ihrer Zeit ein schönes, rasches, edseliges Mädchen, und damals erst eben verheiratet war. Er machte den Marschall aufmerksam auf sie, und wie sie beide ihr näher kamen, legte er dem Marschall die Hand auf die Schulter und sagte zu ihr: „Nona, was meinst Du von diesem? Würdest Du es wohl mit ihm aufnehmen?“

Nona fand sich durch diese Frage beleidigt, die nach ihrer Meinung keinen anderen Zweck haben konnte, als ihre Keuschheit den vielen Umstehenden verdächtig zu machen. Sie suchte demnach nicht sowohl sich zu verteidigen, als Stich für Stich wieder zu geben, und antwortete: „Wer weiß, ob er es mit mir aufnehmen dürfte; aber die Wette müßte gute Münze gelten."

Diese Antwort traf sowohl den Bischof, als den Marschall; den Letzteren wegen der schimpflichen Handlung, deren er sich gegen die Nichte des Bischofs schuldig gemacht hatte, und den Bischof, weil er in der Person seiner Nichte war beschimpft worden. Beide schämten sich, einander in's Gesicht zu sehen, und ritten davon, ohne der Nona ein Wort weiter zu sagen. Da man auf sie zuerst gestichelt hatte, so war es ihr nicht zu verdenken, daß sie mit einer Stichelrede erwiderte.

Vierundfünfzigste Erzählung.

Currado Gianfigliazzi war zu jeder Zeit einer der gastfreiesten und prachtsüchtigsten Edelleute, der immer ritterlich aufgehen ließ und sich lieber mit seinen Falken und Jagdhunden, als mit ernsthaften Dingen beschäftigte. Einmal hatte er einen Kranich gebeizt, den er, weil er sehr jung und fett war, seinem Koche gab, welcher Chichibio hieß und ein Venezianer war, und ihm befahl, ihn zum Abendessen zu braten und ihn ja gut in acht zu nehmen. Chichibio, der, wie es scheint, ein junger Windbeutel war, machte sich geschwind über den Kranich her und brachte ihn zum Feuer. Wie er fast gar war, und der Bratengeruch sich weit verbreitete, witterte ihn ein junges Bauernmädchen in der Nachbarschaft, namens Brunetta, in welche Chichibio sehr verliebt war; sie kam also zu ihm in die Küche und bat inständig, ihr eine Keule von dem Kranich zu geben. Chichibio aber antwortete ihr singend:

Brunettchen lieb! ich sag' es Dir,
die Keule kriegst Du nicht von mir.

Brunettchen ward böse und sagte: „Wenn Du mir die Keule nicht giebst, so schwöre ich Dir bei Gott, ich thue Dir nie wieder Deinen Willen.“ Kurz, nach einigem Wortwechsel konnte Chichibio es nicht länger über's Herz bringen, sein Mädchen zu erzürnen; er löste also einen Schenkel ab und gab ihn Brunetten.

Wie darauf der Kranich dem Currado und seinen Gästen aufgetischt ward, wunderte sich Currado, daß er nur eine Keule hatte; er ließ also den Koch rufen und fragte ihn, was aus der anderen Keule geworden wäre. Der windige Venezianer antwortete: „Mein Herr, die Kraniche haben nur eine Keule und ein Bein.“

Currado ward zornig und sagte: „Was Teufel, hätten sie nur eine Keule und ein Bein? Meinst Du, daß ich in meinem Leben noch keinen Kranich gesehen habe?“

Chichibio gab keck zur Antwort: „Was ich Euch sage, mein Herr, es ist wirklich so, und ich will's Euch an den lebendigen Kranichen zeigen.“

Currado wollte die Sache in Gegenwart seiner Gäste nicht weiter treiben, sondern antwortete: „Weil Du sagst, daß Du mir an den lebendigen Kranichen dasjenige zeigen willst, was ich nie gesehen oder gehört habe, so mag es gut sein und Du sollst mir morgen Wort halten. Aber ich schwöre Dir bei dem Leichnam Christi, wenn es anders ausfällt, so laß ich Dich dermaßen züchtigen, daß Du an mich denken sollst, so lange Du lebst.“

Dabei blieb es diesen Abend; wie aber des anderen Morgens früh dem Currado der Zorn noch nicht vergangen war, stand er verdrießlich auf, ließ den Augenblick satteln, befahl dem Chichibio, einen Gaul zu besteigen, und ritt mit ihm nach einem See, wo beim Tagesanbruch immer viele Kraniche zu stehen pflegten. „Jetzt“ sprach er, „wollen wir sehen, wer gestern Abend gelogen hat, Du, oder ich.“

Chichibio, welcher sah, daß sein Herr noch immer bei übler Laune war, und daß seine Lüge unfehlbar an den Tag kommen würde, wußte sich weder zu raten, noch zu helfen, und ritt voll Angst hinter seinem Herrn her. Gern hätte er die Flucht genommen, wenn es nur möglich gewesen wäre; weil es aber nicht anging, sah er sich beständig um, und glaubte jeden

Augenblick einen Kranich auf zwei Füßen stehen zu sehen. Wie sie jedoch nahe an's Wasser kamen, ward er zuerst am Ufer ein Dutzend Kraniche gewahr, die alle auf einem Beine standen, wie sie zu thun pflegen, wenn sie ruhen. Er zeigte sie den Augenblick seinem Herrn. „Seht Ihr nun wohl, gnädiger Herr", sprach er, „daß ich Euch gestern Abend die Wahrheit sagte, daß die Kraniche nur ein Bein haben? Seht sie nur an; dort stehen sie."

Currado sah auf und sagte: „Warte nur, ich will Dir bald zeigen, daß sie zwei Füße haben." Er ritt ein wenig näher und rief: „Hoho, Hoho!" worauf die Kraniche insgesamt das andere Bein niederließen, ein paar Sätze machten und davon flogen.

„Was sagst Du nun, Du Fresser?" fragte Currado. „Haben sie zwei Beine, oder nicht?"

Chichibio war ganz verblüfft, und ohne selbst zu wissen, was er sagte, sprach er: „Ja, gnädiger Herr; aber gestern Abend habt Ihr nicht „Hoho" gerufen, sonst würde der gestrige Kranich das andere Bein auch ausgestreckt haben, so gut wie diese."

Currado fand diese Antwort so närrisch, daß sein ganzer Zorn sich in Lachen verwandelte. „Du hast Recht, Chichibio", sprach er; „ich hätte freilich rufen sollen."

So entging Chichibio einer Züchtigung durch seine spaßhafte Antwort, und besänftigte seinen Herrn.

Fünfundfünfzigste Erzählung.

Forese da Rabatta und Giotto waren zwei Bürger von Florenz; der erstere war klein von Person, verwachsen und mit einem so breiten und stumpfnasigen Gesichte, daß er sich selbst unter den Baronci noch durch seine Häßlichkeit ausgezeichnet haben würde. Doch war er zugleich in den Rechten so erfahren, daß die besten Rechtsgelehrten ihn wie eine lebendige Schatzkammer des bürgerlicher Rechts betrachteten. Giotto hingegen besaß die vortreffliche Gabe, alle Dinge, welche die

Mutter Natur unter dem beständigen Wechsel der Jahreszeiten nur hervorbringen kann, mit dem Pinsel, der Reißfeder und dem Grabstichel so vollkommen darzustellen, daß sie nicht bloß Nachahmungen, sondern die Gegenstände selbst zu sein schienen; so daß der Sinn des Gesichts bei manchen Leuten irre geführt und bewogen ward, das Bild für die Sache zu halten. Da er nun der Kunst denjenigen Glanz wiedergab, welchen mehrere Jahrhunderte ihr durch die Schuld derjenigen entzogen hatten, die sich mehr Mühe gaben, den Augen der Unwissenden etwas vorzugaukeln, als das Auge des Kenners zu befriedigen, so verdiente er um desto mehr, der Ruhm und der Stolz der florentinischen Kunst genannt zu werden, je bescheidener er, der Lehrer und das Muster aller gleichzeitigen Maler, den Namen eines Meisters von sich ablehnte, nach welchem doch mancher, der ihn bei weitem nicht erreichte, und der vielleicht sein Schüler war, begierig haschte und ihn sich anmaßte. So groß indessen seine Geschicklichkeit war, so war er doch von Person ebenso klein und unansehnlich wie Messer' Forese.

Beide hatten ihre Landhäuser in Mugello. Messer' Forese war einst in den Sommer-Feiertagen dahingegangen, um sein Gütchen zu besehen, und ritt auf einem schlechten Karrengaule. Wie er nach Florenz zurückritt, traf er mit Giotto zusammen, der ebenfalls seinen kleinen Landsitz besucht hatte. Er war weder besser gekleidet, noch besser beritten, als sein Gutsnachbar, und beide ritten als bejahrte Leute, Schritt vor Schritt neben einander. Unterwegs wurden sie von einem starken Regenschauer überrascht und nahmen deswegen ihre Zuflucht zu dem Hüttchen eines Landmanns, der ihnen beiden wohl bekannt war. Weil es aber schien, daß der Regen garnicht nachlassen würde, und sie beide gern noch bei Tage nach Florenz wollten, so borgten sie von dem Landmann ein Paar Mäntel von grobem Landtuch, und ein Paar Reisekappen, die der Zahn der Zeit schon ziemlich durchnagt hatte und machten sich damit, in Ermangelung einer besseren Bedeckung, wieder auf den Weg. Nachdem sie eine Strecke fortgeritten und nicht nur durchnäßt, sondern auch von ihren Gäulen über und über mit Kot bespritzt waren, wodurch ihr äußerliches Ansehen eben nicht verschönert ward, klärte sich endlich das Wetter ein wenig auf, und sie kamen nach langem Stillschweigen wieder zu Worten und zum Gespräch. Indem

nun Messer' Forese ritt und seinem Gefährten zuhörte, der ein sehr wohlredender Mann war, fing er an, ihn von oben bis unten zu betrachten, und da er ihm so sehr winzig ungestalt in's Auge fiel, konnte er sich des Lachens nicht enthalten und sprach zu ihm, ohne seine eigene Mißgestalt zu bedenken: „Giotto, wenn uns jetzt jemand begegnete, der Dich nie gesehen hätte, woran meinst Du wohl, daß er Dich für den großen Maler erkennen sollte, der Du bist?"

„Gnädiger Herr!" antwortete ihm Giotto, „ich denke, er würde es erraten, sobald er Euch nur ansehen könnte, daß Ihr den ersten Buchstaben vom ABC verständet."

Herr Forese erkannte sein Unrecht und empfand, daß ihn Giotto mit gleicher Münze bezahlt hatte.

Sechsundfünfzigste Erzählung.

Es lebte in Florenz ein junger Mann, namens Michele Scalza, der einer von den lustigsten und aufgewecktesten Burschen war und immer die artigsten Histörchen zu erzählen wußte; daher ihn die jungen Florentiner außerordentlich liebten und froh waren, wenn sie ihn in ihrer Gesellschaft haben konnten. Einmal war er mit einigen von ihnen in Mont' Ughi und es ward die Frage aufgeworfen, welche die edelste und älteste Familie in Florenz wäre? Einige nannten die Uberti, andere die Lamberti, der eine diese, der andere jene. Scalza lachte über sie alle und sagte: „Geht doch, Ihr Hasen! Ihr wißt nicht, was Ihr sagt. Die adeligsten und ältesten Leute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der ganzen Welt und überall, sind die Baronci; das werden Euch alle Gelehrten sagen und jedermann, der sie so gut kennt, wie ich. Und damit wir uns recht verstehen, so meine ich Eure Landsleute und Mitbürger, die Baronci bei Santa Maria maggiore."

Die jungen Leute, welche erwartet hatten, er würde etwas ganz Anderes vorbringen, wunderten sich über seine Behauptung, lachten ihn damit aus und sagten: „Du hast uns entweder zum

Westen, oder Du mußt meinen, daß wir die Baronci nicht so gut kennen, als Du."

„Beim heiligen Evangelium! Das thu' ich nicht (sprach Scalza); sondern ich rede wie ich's meine, und wenn Jemand von Euch Lust hat, eine Abendmahlzeit für fünf bis sechs Personen (die der Gewinner nach seinem Belieben einladen kann) daran zu wetten, und noch mehr dazu, so bin ich sein Mann, und ich lasse mir gefallen, wen Ihr selbst zum Schiedsrichter wählen wollt."

Einer von ihnen, namens Neri Vannini, übernahm die Wette, und sie wurden einig, daß ihr Wirt Piero di Fiorentini sie entscheiden sollte. Sie gingen beide zu ihm und die Übrigen begleiteten sie, um das Vergnügen zu haben, den Scalza verlieren zu sehen und ihn zu necken. Dieser Piero, der ein gescheiter Mensch war, ließ sich zuerst vom Neri erzählen, worauf sie gewettet hätten, und fragte hierauf den Scalza, wie er seine Behauptung beweisen wollte.

Scalza antwortete: „Ich will es Euch so deutlich beweisen, daß nicht Du allein mir Recht geben sollst, sondern auch derjenige, der mit mir gewettet hat, selbst eingestehen soll, daß ich die Wahrheit sage. Ihr wißt wohl, je älter die Geschlechter sind, um desto adeliger werden sie gerechnet. Das hatten diese Herren vorhin selbst gesagt. Nun sind aber die Baronci älter, als alle übrigen Menschen und folglich auch adeliger, und wenn ich Euch also ihr Altertum beweise, so habe ich unstreitig meine Wette gewonnen. Wisset demnach, daß unser Herr Gott die Baronci erschuf, wie er erst anfing, zeichnen zu lernen; die übrigen Menschen aber, wie er schon fertig zeichnen konnte. Dies könnt Ihr leicht gewahr werden, wenn Ihr die Baronci mit den andern Menschen vergleicht; denn bei den Letzteren werdet Ihr lauter regelmäßige Gesichter und richtige Verhältnisse der Glieder antreffen, dagegen findet Ihr bei den Baronci bald ein langes spindelförmiges Gesicht, bald eine platte breite Fratze; der eine hat eine schrecklich lange Nase, der andere ein kurzes aufstehendes Stumpfnäschen; bei dem einen steht das hervorragende Kinn in die Höhe, als wenn es die Nase begrüßen wollte, der andere hat ein paar Kinnbacken, wie ein Mäulertier; bei diesem ist das eine Auge größer, als das andere, bei jenem steht das eine hoch und das andere niedrig

Mit einem Worte, sie haben lauter solche Gesichter, wie die Kinder sie zu kritzeln pflegen, wenn sie zu zeichnen anfangen; man kann demnach deutlich sehen, daß unser Herr Gott sie machte, wie er noch zeichnen lernte; folglich sind sie älter, als alle übrigen Menschen und also auch adeliger."

Wie Piero, der Schiedsrichter, und Neri, der die Wette gelegt hatte, dieses hörten, mußten sie über die spaßhafte Schlußfolge des Scalza lachen; sie gaben ihm Recht und erklärten ihn für den Gewinner der Wette und die Baronci für die ältesten Edelleute, nicht nur in Florenz, sondern auch in der ganzen Welt.

Siebenundfünfzigste Erzählung.

In Prato hatte man vor Zeiten ein Gesetz, welches eben so strenge, als ungerecht, ein jedes Weib, welches aus Schwachheit einen Fehltritt beging, nicht minder zu dem grausamen Tode auf dem Scheiterhaufen verdammte, als diejenige, die aus schnödem Geiz und Gewinnsucht sich einem jeden für Geld überließ. Wie dieses Gesetz noch gültig war, begab es sich, daß eine schöne, adelige und sehr verliebte Dame, namens Madonna Filippa, von ihrem Gemahl Rinaldo Puglieſi in den Armen des Lazarino Guazzaglio, eines schönen und edlen Jünglings in ihrer Nachbarschaft, den sie sehr zärtlich liebte, überrascht ward. Rinaldo war so aufgebracht, daß er sich kaum enthalten konnte, sie beide auf der Stelle um's Leben zu bringen; er hätte sie auch gewiß nicht verschont, wenn ihn nicht die Besorgnis um sein eigenes Leben abgehalten hätte, dem ersten Antriebe seines Zorns zu folgen. Allein obwohl er seine erste Hitze unterdrückte, so konnte er es doch nicht über sich gewinnen, auf das Landesgesetz Verzicht zu leisten, welches seiner Gewahlin den Tod bestimmte, den er selbst ihr zu geben nicht wagte. Da er nun Beweis genug gegen sie in Händen hatte, so trug er kein Bedenken, sie am folgenden Morgen zu verklagen, und sie vor Gericht fordern zu lassen. Die Dame, die ein sehr hohes Herz besaß (welches denen, die recht ernstlich verliebt sind, gewöhnlich

eigen ist), ließ sich durch alle ihre Freunde und Verwandten nicht abhalten, vor Gericht zu erscheinen, und lieber mit dem freimütigen Bekenntnis der Wahrheit in den Tod zu gehen, als durch eine feigherzige Entweichung sich einer entehrenden Verbannung auszusetzen, und sich dadurch ihres Liebhabers unwürdig zu bezeigen. Wie sie demnach in Begleitung vieler Herren und Frauen (die ihr noch immer rieten, sich auf's Leugnen zu legen) vor dem Richter erschien, fragte sie mit ruhigem Blick und mit fester Stimme, warum sie vorgefordert wäre.

Der Richter, gerührt von ihrer großen Schönheit, von ihrem edlen Anstand und von dem festen Mut, den sie in ihrer Anrede zeigte, hatte Mitleiden mit ihr und wünschte, daß sie nicht ein Bekenntnis ablegen möchte, welches ihn um seiner eigenen Pflicht und Ehre willen nötigte, sie zum Tode zu verurteilen; weil er jedoch nicht vermeiden konnte, sie wegen der Anklage zu befragen, so sprach er: „Madonna, Ihr seht hier Euren Gemahl, der sich beklagt, daß er Euch mit einem andern Mann im Ehebruch betroffen habe, und verlangt, daß ich Euch deswegen dem hergebrachten Gesetze gemäß, zum Tode verurteilen soll. Dieses kann aber nicht geschehen, wofern Ihr selbst Euch nicht schuldig bekennt. Überlegt demnach wohl, was Ihr antwortet, und sagt mir, ob dasjenige wahr sei, dessen Euch Euer Gemahl beschuldigt."

Die Dame antwortete ohne eine sichtbare Verlegenheit mit heiterer Miene: „Mein Herr, es ist wahr, daß Rinaldo mein Mann ist, und daß er mich gestern Abend in den Armen des Lazarino angetroffen hat, den ich herzlich und aufrichtig liebe, und daher keineswegs zu leugnen begehre, daß ich mich mehrmals seiner Umarmung überlassen habe. Allein Ihr werdet vermutlich wohl wissen, daß kein Gesetz einseitig sein, und daß zugleich ein jedes billig mit Zustimmung aller derjenigen, die es angeht, abgefaßt werden sollte. Das ist aber bei diesem Gesetze nicht beobachtet worden, welches nur den armen Weibern allein zur Last fällt, da sie doch bei der Abfassung desselben nicht nur ihre Stimme nicht dazu gegeben haben, sondern gar nicht einmal dabei sind zu Rate gezogen worden. Es verdient demnach mit Recht den Namen eines höchst unbilligen Gesetzes. Wollt Ihr es aber dennoch zum Schaden meines Leibes und

Eurer Seele an mir in Ausübung bringen, so habt Ihr die Gewalt in Händen. Ehe Ihr jedoch zu meiner Verurteilung schreitet, bitte ich Euch, mir die kleine Gunst zu erweisen, daß Ihr meinen Mann fragt, ob ich ihm jemals eine abschlägige Antwort gegeben habe, oder ob ich ihm jederzeit auf den ersten Wink zu Willen gewesen sei."

Rinaldo wartete nicht, bis ihn der Richter fragte, sondern gab seiner Frau freiwillig das Zeugnis, daß er sie zu jeder Stunde willig und bereit gefunden hätte.

„Wohlan, Herr Richter! (fuhr sie fort) da also mein Mann immer bei mir fand, was er bedurfte und was ihm Vergnügen machte, so frage ich Euch, was ich mit demjenigen sollte, was mir übrig blieb? Sollt ich es unnütz vergeuden? Oder war es nicht besser, einen braven Mann, der mich mehr als sich selbst liebte, damit zu beschenken, als es umkommen und verderben zu lassen?"

Es hatten sich bei dem Verhör einer so vornehmen und angesehenen Dame fast alle Leute aus Prato eingefunden, und wie sie diese lustige Frage hörten, riefen sie wie mit einmütiger Stimme, sie hätte Recht und spräche die Wahrheit. Und ehe sie von der Stelle gingen, milderten sie mit Genehmigung und auf den Vorschlag des Richters das unbarmherzige Gesetz und setzten fest, daß es künftighin nur gegen solche Weiber in Kraft bleiben sollte, die für Geld ihren Männern untreu würden.

Dem Rinaldo gereichte demnach sein unüberlegtes Verfahren nur zur Demütigung, und seine Frau, die gleichsam aus der Asche wieder auferstand, ging frei und fröhlich nach Hause.

Achtundfünfzigste Erzählung.

Ein gewisser Fresco Celatico hatte eine Nichte, die er liebkosend Ciesca zu nennen pflegte. Sie war zwar ein recht hübsches Mädchen, aber doch eben kein solches Engelgesicht, als

man bisweilen wohl antrifft; allein sie hielt so viel von ihren Reizen und Vollkommenheiten, daß es ihr zur Gewohnheit geworden war, sich über alle und jede Männer und Weiber aufzuhalten, ohne im geringsten auf ihre eigene Aufführung zu achten, welche um desto unangenehmer und verdrießlicher auffiel, da ihr niemand etwas zu Dank machen konnte, und da sie zugleich stolzer war, als eine französische Prinzessin vom Geblüte. Ging sie bisweilen aus, so fand sie alles so ekelhaft, daß sie nichts that, als die Nase rümpfen, als ob ihr alles übel rieche, was ihr begegnete.

Doch wir wollen uns nicht bei allen ihren anstößigen und widerlichen Untugenden aufhalten; genug, sie kam einmal zu ihrem Onkel nach Hause, setzte sich mit Geziere neben ihm nieder und blies sich auf wie ein Truthahn.

Fresco fragte sie: „Was ist Dir, Ciesca, daß Du heute, da es doch Festtag ist, so früh wieder nach Hause kömmst?"

Schmachtend vor Albernheit gab sie ihm zur Antwort: „Ich bin freilich sehr bald wieder gekommen; aber ich hätte auch nimmer geglaubt, daß die Männer und Weiber in dieser Stadt so unausstehlich wären, wie ich sie heute gefunden habe. Es begegnete mir kein Mensch auf der Straße, den ich nicht wie die Pest fliehen möchte; denn es giebt wohl gewiß kein Frauenzimmer in der Welt, das einen größeren Abscheu vor unangenehmen Gesichtern haben kann, als ich. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, bin ich so bald wieder umgekehrt."

Fresco, der ein großes Mißfallen an dem unartigen Betragen seiner Nichte hatte, sagte: „Mein Töchterchen, wenn Dir die unangenehmen Gesichter so zuwider sind, so rate ich Dir, nie in einen Spiegel zu sehen, wenn Du vergnügt leben willst."

Das Mädchen, dessen Köpfchen so leer war, wie ein ausgeblasenes Ei, und das sich dabei so weise dünkte, wie ein Salomo, verstand so viel von ihres Onkels Meinung, als irgend ein anderes Gänschen in der Welt. Sie gab ihm vielmehr zur Antwort, sie wollte sich so gut im Spiegel besehen, wie eine andere und blieb demnach bei ihrer Dummheit.

Neunundfünfzigste Erzählung.

In früheren Zeiten herrschten in Florenz manche gute und löbliche Gebräuche, die man jetzt hat abkommen lassen, weil der Geiz mit den Reichtümern in gleichem Maße zugenommen und sie alle verdrängt hat. Unter anderen pflegten die Edelleute aus der Nachbarschaft sich an verschiedenen Orten in der Stadt in geschlossenen Gesellschaften zu vereinigen, in welche man wohlbedächtlich nur diejenigen aufnahm, denen der Aufwand nicht lästig war, und ein jeder mußte dann an dem Tage, da ihn die Reihe traf, die ganze Gesellschaft bewirten. Zu gleicher Zeit pflegte man auch die fremden Edelleute, die von Zeit zu Zeit nach Florenz kamen, und die angesehensten Bürger in der Stadt mit einzuladen. Auch pflegten sich diese Gesellschaften wenigstens einmal im Jahr gleichförmig zu kleiden und an den feierlichsten Tagen in Geschwadern durch die Stadt zu reiten, und auch bisweilen (besonders an hohen Festtagen, oder bei Siegesberichten und anderen frohen Begebenheiten) Turniere und Waffenspiele zu halten.

Messer' Betto Brunelleschi war an der Spitze einer von diesen Gesellschaften, und sowohl er als seine Mitgenossen hatten sich schon längst Mühe gegeben, einen gewissen Messer' Guido Cavalcanti in ihre Gesellschaft zu ziehen, und zwar nicht ohne Ursache; denn Guido war nicht nur der beste Logiker und Naturkundige von der Welt (welches die Herren von sich eben nicht sagen konnten), sondern auch der angenehmste, munterste und beredteste Gesellschafter und dabei vorzüglich gewandt in allen Dingen, womit er sich befaßte, und die einem Edelmann geziemen; überdies war er sehr reich und deswegen mehr, als irgend ein anderer, vermögend, einen jeden standesgemäß zu bewirten, den er dieser Ehre wert hielt. Messer' Betto hatte es aber nie dahin bringen können, ihn anzuwerben, und er und seine Freunde meinten, dies käme daher, daß Guido bisweilen viel grübelte und sich darüber ganz von den Menschen entfernte. Da er nun den Meinungen der Epikuräer ein wenig zugethan war, so hatte ihn der gemeine Mann in Verdacht, daß er auf nichts anderes sänne, als das Dasein Gottes wegzuleugnen.

Einmal war Guido von dem Garten San Michele ausgegangen und wandelte längs der Rennbahn der Adimari nach San Giovanni, welches sein gewöhnlicher Spaziergang war. Er befand sich eben zwischen den Porphyrsäulen und den großen Marmorsärgen, die jetzt zu Santa Reparata stehen, und die sich damals nebst mehreren anderen bei San Giovanni befanden, und zwischen dem Thor von San Giovanni, welches verschlossen war. Messer' Betto kam mit seinem Geschwader von dem Markte von Santa Reparate, und da sie hier den Guido zwischen den Gräbern fanden, so nahmen sie sich vor, ihn ein wenig zu necken; sie gaben also ihren Pferden die Sporen und sprengten im Scherz mit einem verstellten Angriff so schnell gegen ihn an, daß sie ihn umzingelten, fast ehe er sie gewahr ward.

„Guido! (sprachen sie zu ihm) Du sträubst Dich, unserer Gesellschaft beizutreten; aber sage, was meinst Du denn ausgerichtet zu haben, wenn Du zu beweisen glaubst, daß es keinen Gott giebt?"

Guido, der sich eingeschlossen sah, gab ihnen den Augenblick zur Antwort: „Meine Herren, in Eurem eigenen Hause könnt Ihr mir sagen, was Ihr wollt." Zugleich legte er die Hand auf einen von den großen Marmorsärgen, und weil er sehr leicht und behende war, schwang er sich hinüber nach der anderen Seite, entwischte ihnen und ging davon.

Die Herren verwunderten sich, sahen einander an und meinten, Guido wäre nicht gescheit, und es wäre kein Sinn in seiner Antwort; denn sie hätten ja an diesem Orte nicht mehr Anteil als ein jeder anderer ihrer Mitbürger, und weder mehr noch weniger, als Guido selbst.

Messer' Betto erwiderte: „Ihr selbst vielmehr seid nicht gescheit, weil Ihr nicht einseht, daß Guido mit diesen wenigen Worten auf eine feine Art seinen Spott mit uns treibt. Wißt Ihr nicht, daß diese Marmorsärge Wohnungen der Toten sind, die man darin beisetzt? Wenn er diese unsere Behausung nennt, so giebt er uns zu verstehen, daß wir und alle übrige, die der Wissenschaft nicht kundig sind, in Vergleichung mit ihm und mit anderen gelehrten Leuten nur leblose Geschöpfe und nicht besser als Leichname sind, und daß wir uns hier wie zu Hause befinden."

Jetzt begriffen sie alle, was ihnen Guido hatte sagen wollen, und schämten sich. Sie neckten ihn nie wieder und hielten Herrn Betto forthin als einen klugen und verständigen Mann in Ehren.

Sechzigste Erzählung.

Certaldo war ein Schloß in Val d'Elsa im Florentinischen. Es war zwar nur klein, doch zählte es einst viele edle und wohlhabende Bewohner. Weil nun hier gut zu zehren war, so pflegte ein gewisser Bettelmönch es nie zu versäumen, einmal im Jahre daselbst seine Ernte unter den Narren zu halten, die ihm Almosen für sein Kloster gaben. Er hieß Bruder Cipolla, und weil in der Gegend von Certaldo die besten Zwiebeln in ganz Toskana wachsen, so ward er vielleicht seines Namens wegen nicht weniger gern gesehen, als wegen anderer andächtiger Rücksichten. Dieser Bruder Cipolla war ein kleines rotköpfiges Männchen, fröhlichen Angesichts, und der durchtriebenste Vogel in der Welt; zwar in keiner Wissenschaft recht zu Hause, allein mit einem so fertigen Maulleder begabt, daß derjenige, der ihn nicht kannte, ihn nicht nur für einen guten Redner, sondern für einen leibhaftigen Tullius oder Quintilian halten mußte, und überdies war er fast bei jedermann in der Gegend als Freund, Gevatter oder Gewissensrat willkommen.

Einmal kam er nach seiner Gewohnheit im Erntemond an einem Sonntag morgens dahin, wie alle guten Männer und Weiber aus den benachbarten Dörfern in die Stiftskirche zur Messe gekommen waren. Zu gelegener Zeit trat er auf und sagte: „Meine Herren und Frauen! Ihr wißt Eure alte gute Gewohnheit, daß Ihr den Armen des heiligen Freiherrn Sanct Anton jährlich von Eurem Korn und Getreide, der eine viel, der andere wenig, nach Maßgabe Eures Vermögens und Eures andächtigen guten Willens mitzuteilen pflegt, damit der selige Sanct Anton Eure Ochsen und Esel, Eure Schafe und Schweine in Obhut nehme. Überdies pflegt Ihr, besonders diejenigen, die in unserer Brüderschaft eingeschrieben sind, die kleine Schuld

abzutragen, die Ihr jährlich einmal zu entrichten habt; und um dies alles zu empfangen, hat mich mein Vorgesetzter, der Herr Abt, hergesandt. Ihr werdet Euch demnach unter Gottes Segen diesen Nachmittag, sobald ich mit dem Glöckchen läuten lasse, hier auf dem Kirchhofe versammeln, wo ich nach meiner Gewohnheit predigen und Euch das heilige Kreuz zu küssen geben werde; und weil ich weiß, wie andächtig Ihr dem Herrn Baron Sanct Anton ergeben seid, so will ich aus besonderer Liebe und Zuneigung Euch eine heilige und herrliche Reliquie zeigen, die ich selbst aus dem gelobten Lande über's Meer mitgebracht habe; nämlich eine Feder, die der Engel Gabriel in der Kammer der Jungfrau Maria zurückließ, wie er ihr die Botschaft nach Nazareth brachte."

Wie Bruder Cipolla dieses gesprochen hatte, ging er wieder an sein Meßgeschäft. Unter denen, die seine Rede mit angehört hatten, waren ein paar verschmitzte Vögel, namens Giovanni del Bragoniera und Biagio Piccini. Beide lachten ein Weilchen mit einander über seine Reliquie, und obwohl sie seine guten Freunde und Gesellen waren, so nahmen sie sich dennoch vor, ihm mit seiner Feder einen Streich zu spielen Da sie nun wußten, daß Bruder Cipolla bei einem Freunde im Schlosse zu Mittag blieb, so schlichen sie sich, sobald er zu Tisch gegangen war, fort und gingen nach seiner Herberge, mit der Abrede, daß Biagio dem Diener des Cipolla im Gespräch unterhalten sollte, indes Giovanni die Sachen des Mönchs durchsuchte und ihm die Feder wegnähme, um zu sehen, wie er sich darüber vor den Leuten gebärden und sich herauswickeln würde.

Cipolla hatte einen Knecht, welchen einige Guccio Thrantonne, einige Guccio Schweinigel, andere Guccio Saumagen zu nennen pflegten. Er war ein ärgerer Schelm als Cacus, und Bruder Cipolla pflegte oft gegen seine Freunde über ihn zu scherzen und von ihm zu sagen: „Mein Knecht hat neun Untugenden an sich, wovon eine jede einzeln hinreichend wäre, einen Salomon, Aristoteles oder Seneca, um alle ihre Tugend, Verstand und Frömmigkeit zu bringen. Denkt demnach, was dieser für ein Kerl sein muß, den sie alle neune besessen haben, und an dem nie ein gutes, frommes oder kluges Haar gewesen ist." Wenn man ihn fragte, worin diese neun

Untugenden beständen, so hatte er folgende Antwort im Reimen fertig:

„Er ist faul, schmutzig und verlogen,
ein Lästermaul und ungezogen,
nachlässig, ungehorsam, trotzig
und obendrein so dumm als protzig.

Er hat auch überdies noch einige andere Fehlerchen an sich, wovon man nicht gern spricht, und was das Lächerlichste an ihm ist, so will er an einem jeden Orte ein Weib nehmen und ein Haus mieten, und obwohl er einen dicken, borstigen, schmierigen Bart hat, so dünkt er sich so schön, daß ihm alle Weiber nachlaufen und sich in ihn verlieben müssen, und doch würde er, wenn man ihn nur gehen ließe, sich vielmehr selbst die Schuhe nach ihnen ablaufen. Wahr ist's indessen, daß ich trefflichen Nutzen von ihm habe, denn so oft mich jemand auch noch so heimlich zu sprechen wünscht, so will er doch immer seine Nase dazwischen haben, und wenn man mich etwas fragt, so ist er so besorgt, daß ich nicht werde antworten können, und geschwind ist er mit seinem Ja oder Nein bei der Hand, wie er meint, daß es am gescheitesten sei."

Diesen sauberen Burschen hatte Bruder Cipolla in der Herberge zurück gelassen und ihm befohlen, fleißig Achtung zu geben, daß niemand sein Gepäck und besonders sein Felleisen antasten möchte, weil heilige Sachen darin enthalten wären. Guccio Saumagen behagte sich aber weit besser in der Küche, als der Zeisig im Busch, zumal wenn er ein Küchenmensch darin witterte, und weil er eben in der Herberge eine kleine, dicke, mißgeschaffene Magd bemerkt hatte, mit ein paar Brüsten, wie zwei Misikober, und mit einem Gesicht, das einem Baronci zu gehören schien, und noch dazu voll Schweiß, Schmutz und Küchenrauch war, so ließ er Bruder Cipolla's Kammer offen und alle seine Sachen ohne Hüter, und wie der Geier auf ein Aas fällt, so schoß er die Treppe hinunter, setzte sich, obwohl es mitten im August war, mit ihr an den Herd und fing an, der Magd, die Nuta hieß, vorzuschwatzen, daß er ein Edelmann wäre, der alle Tage Prokurator werden könnte; daß er die Gulden wie Ameisenhaufen liegen hätte, außer dem, was andere Leute noch an ihn zu fordern hätten, welches eher zuviel als zu wenig betrüge; er vergaß seine Kappe, die so schmierig war,

daß man Thran daraus hätte sieden können, sein Wams, welches überall zerlumpt und zerrissen und am Halse und unter den Achseln durchgeschwitzt, durchsudelt und voll Flecken von so mannigfaltigen Farben war, wie die buntesten tatarischen oder indianischen Zeuge, und seine abgetragenen Schuhe und durchlöcherten Strümpfe, und that so groß, als wenn er der Kaiser von Monomotapa gewesen wäre; versprach, sie zu kleiden und zu schmücken und sie aus dem elenden Zustande der Dienstbarkeit hervorzuziehen, und in Ermangelung eines großen Vermögens ihr zur Anwartschaft auf ein besseres Glück zu verhelfen, und noch mehr dergleichen hübschen Sachen, die er ihr zwar mit den größten Liebkosungen vorsagte, die aber dessenungeachtet alle in den Wind geredet waren; wie denn gemeiniglich alle seine Anschläge zu Wasser wurden.

Die beiden Spaßvögel fanden demnach den Guccio bei seiner Nuta in voller Beschäftigung und waren sehr froh darüber, weil sie nunmehr halb gewonnenes Spiel hatten; sie gingen also ungehindert in Bruder Cipolla's Zimmer, welches offen stand, und das erste, was ihnen in die Augen fiel, war das Felleisen, welches sie suchten. Sie öffneten es und fanden in demselben ein kleines Kästchen, welches in ein großes seidenes Tuch gewickelt war. In diesem Kästchen befand sich eine Schwanzfeder eines Papageien, und sie zweifelten nicht, daß es dieselbe wäre, die er den ehrlichen Landleuten in Certaldo zu zeigen versprochen hatte. Dies war ihm in jenen Zeiten etwas Leichtes; denn man wußte damals in Toskana noch sehr wenig von den Tändeleien, die uns hernach zum Schaden des ganzen Italiens in so großer Menge über Ägypten zugeführt wurden, und wenn man sie auch hie und da kannte, so hatte man doch in jener Gegend, wo noch die alte ehrliche Unwissenheit herrschte, so wenig einen Papageien gesehen, daß vielmehr die meisten Leute noch nie davon hatten reden hören. Die jungen Schäker freuten sich, die Feder gefunden zu haben, sie nahmen sie weg, und um das Kästchen nicht leer zu lassen, füllten sie es mit Kohlen, die in einem Winkel des Zimmers lagen, und gingen froh und ungesehen mit der Feder davon, voll schadenroher Erwartung, zu sehen, was Bruder Cipolla sagen würde, wenn er die Kohlen statt der Feder fände.

Die ehrlichen einfältigen Männer und Weiber, die in der Kirche gehört hatten, daß sie des Nachmittags die Feder des Engels Gabriel sehen sollten, gingen nach geendigter Messe nach Hause; ein Nachbar sagte es dem andern und ein jedes Weib ihrer Freundin und Gevatterin, und wie jedermann gegessen hatte, versammelten sich im Schlosse so viele Menschen, um die Feder zu sehen, daß kaum Platz genug für sie da war.

Nachdem Bruder Cipolla gut gegessen und ausgeschlafen hatte, stand er kurz nach Mittag auf, und wie er hörte, daß so viele Landleute gekommen waren, die Feder zu sehen, ließ er dem Guccio sagen, er sollte mit dem Heiligenglöckchen hinauf nach dem Schlosse kommen und ihm sein Felleisen mitbringen. Guccio trennte sich ungerne von dem Küchenherde und von seiner Nuta, um die geforderten Sachen hinaufzubringen. Keuchend kam er an, weil ihm der Bauch vom Wassertrinken angeschwollen war, und Bruder Cipolla schickte ihn sogleich nach der Kirchenthüre, wo er mit lautem Schall das Volk zusammenklingelte. Wie die ganze Gemeinde sich versammelt hatte, begann Bruder Cipolla, der es sich nicht einfallen ließ, daß Jemand seine Sachen angerührt hätte, seine Predigt, sagte alles, was zu seinem Vorhaben paßte, und wie er im Begriff war, die Feder des Engels Gabriel zu zeigen, las er erst mit feierlicher Stille die allgemeine Beichte, ließ zwei große Wachslichter anzünden, zog ehrerbietig seine Mütze ab, breitete bedächtig das Tuch auseinander und zog das Kästchen hervor. Nachdem er einige Worte zum Lob und Preise des Engels gesagt hatte, öffnete er das Kästchen — und erstaunte, wie er es voll Kohlen fand. Auf Guccio war er keinen Verdacht, weil er ihn nicht für schlau genug hielt; er zürnte nicht einmal sehr auf ihn, daß er seine Sachen nicht besser vor anderen Leuten in Acht genommen hatte; allein er fluchte heimlich auf sich selbst, daß er sie ihm hatte in Verwahrung gegeben, da er wußte, wessen er sich von seiner Nachlässigkeit, Ungehorsam, Eigensinn und Thorheit zu versehen hat. Ohne jedoch deswegen auch nur die Farbe zu verändern, erhob er beide Hände gen Himmel und rief mit lauter Stimme: „Gelobt, o Herr! sei Deine Allmacht.“ Er that hierauf sein Kästchen wieder zu und sprach zu seiner Gemeinde: „Liebe Männer und Frauen! Ich muß Euch sagen, in meinen jungen Jahren sandte mich einst mein Superior auf Reisen nach Di

Lande, wo die Sonne aufgeht, und befahl mir, die Bullen des großen Porzellanus aufzusuchen, welche (das Stempelgeld ungerechnet) dem Käufer mehr kosten, als sie ihm nützen. Ich machte mich deswegen auf den Weg, reiste von Weinstadt aus nach Griechisch-Täuschenburg; von dort ritt ich durch das Königreich Kniffland und durch Siehdichvorien bis nach Wurstwiderwurst, und kam endlich ziemlich durstig nach Sardellien. Doch wozu nützt es, daß ich Euch alle meine Reisen erzähle? Genug, wie ich den Kanal durchfahren hatte, den man den Aermel des heiligen Georgs nennt, kam ich nach Knüttelland und Büffelland, welche beide außerordentlich bevölkert sind, und von da nach Lügland, wo ich eine Menge meiner eigenen und anderer Ordensbrüder antraf, die insgesamt um der Gottseligkeit willen aller Mühe und Arbeit entsagten; sich um das mühselige Leben anderer Leute wenig bekümmerten und mit lauter ungeprägter Münze bezahlten. Hernach kam ich in das Land Stupidien, wo die Weiber und Männer barfuß und in Holzschuhen nach den wilden Einöden wallfahrten, um die Schweine mit ihren eigenen Eingeweiden zu mästen, und weiterhin fand ich Leute, die das Brot auf Stöcken und den Wein in Säcken tragen. Von dort ging es nach den Bacchusbergen, deren Ströme sämtlich aufwärts fließen. Mit einem Worte, ich reiste so weit in diese Länder hinein, daß ich bis nach Pastinakien in Indien kam, wo ich (ich schwör' es bei dem Rock, den ich trage!) die zweifüßigen Tiere in der Luft habe fliegen gesehen, was wohl kein Mensch glauben wird, der es nicht selbst mit angesehen hat. Allein mein Freund Masso del Saggio kann mir's bezeugen, welcher dort ein sehr angesehener Kaufmann war; denn er knackte die Nüsse und verkaufte die Schalen bei Pfunden. Weil ich aber nicht fand, was ich suchte, so kehrte ich wieder um (denn von dort weiterhin geht der Weg zu Wasser), und kam nach dem heiligen Lande, wo man das alte Brot für Geld verkauft und das frische umsonst giebt. Hier fand ich den ehrwürdigen Vater Nemihimaledicas, als verdienstvollen Patriarchen von Jerusalem. Aus Achtung für das Kleid des heiligen Barons Sanct Anton, das ich nie ablege, geruhte er, mir alle seine heiligen Reliquien zu zeigen, wovon er einen so großen Schatz besitzt, daß ich Euch eine stundenlange Beschreibung davon machen könnte. Um Euch jedoch diese Freude nicht gänzlich zu

entziehen, will ich Euch einige davon nennen. Zuerst zeigte er mir einen Finger vom heiligen Geist, ganz frisch und unversehrt; hernach das Toupet des Seraphs, der mit dem heiligen Franz gesprochen hat; den Nagel eines Cherubs; eine von den Rippen des Verbum Carofactum; den Putzmantel des heiligen katholischen Glaubens; einige Strahlen von dem Stern, der den drei Weisen im Morgenlande erschien; ein Fläschchen von dem Schweiße, den der heilige Michael in dem Kampfe mit dem Teufel vergoß, und eine Kinnlade von dem Tode des heiligen Lazarus. Weil ich ihm großmütig eine Abschrift von etlichen Seiten des Montemorello in gewöhnlicher Sprache und ein paar Capitel des Caprezio mitteilte, die er sich längst gewünscht hatte, so schenkte er mir wieder einige von seinen heiligen Reliquien, nämlich einen Zahn vom heiligen Kreuz; ein Fläschchen voll von dem Schall der Betglocke in Salomons Tempel; die Feder des Engels Gabriel, von welcher ich Euch schon gesagt habe; einen Holzschuh des heiligen Gerhard von Villamagna, den ich kürzlich dem Gerardo Vonfi in Florenz geschenkt habe, welcher ihn mit großer Andacht aufhebt; und endlich hat er mir auch einige von den Kohlen geschenkt, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden. Alle diese Sachen habe ich mitgenommen und sorgfältig aufgehoben; mein Prior hat mir aber nicht erlaubt, etwas davon zu zeigen, bis er völlige Gewißheit erlangt hätte, daß sie echt wären. Seitdem aber schon einige Wunder dadurch bewirkt worden, und zu gleicher Zeit ein eigenhändiger Brief von dem Patriarchen ihn völlig überführt hat, habe ich von ihm Erlaubnis erhalten, sie zu zeigen, und weil ich sie keinen fremden Händen anvertrauen mag, so führe ich sie immer selbst bei mir. Damit mir nur die Feder des Engels Gabriel nicht verdorben wird, so halte ich sie in einem Kästchen und die Kohlen, worauf der heilige Lorenz ist gebraten worden, in einem andern, welches jenem so ähnlich ist, daß ich selbst oft das eine mit dem andern verwechselte; und das ist mir auch heute widerfahren, denn ich meinte, ich hätte das Kästchen mit der Feder mitgenommen, und ich finde, es ist das andere mit den Kohlen. Allein ich halte dieses keineswegs für eine zufällige Verwechselung, sondern ich bin versichert, es ist des Himmels eigene Fügung gewesen, die mir dieses Kästchen in die Hände gegeben hat; denn ich erinnere mich eben, daß über-

morgen das Fest des heiligen Lorenz einfällt. Der Himmel hat demnach gewollt, daß ich Euch durch die Kohlen, worauf er gebraten worden, erinnern sollte, ihm in Euren Herzen die Andacht zu beweisen, die Ihr ihm schuldig seid, und darum habe ich diese Kohlen mitnehmen müssen, welche der Todesschweiß seines heiligen Leibes gelöscht hat. Ziehet demnach, meine geliebten Kinder, Eure Mützen ab und nähert Euch mit Andacht, sie zu betrachten; wisset auch, daß diejenigen, die sich kreuzweise damit von mir bezeichnen lassen, sicher sind, daß sie im ganzen Jahre kein Feuer berühren wird, ohne daß sie es fühlen."

Wie er dieses gesprochen hatte, ließ er den Lobgesang des heiligen Lorenz anstimmen, öffnete sein Kästchen und zeigte die Kohlen, welche der einfältige Haufe erst eine Zeit lang mit andächtigem Staunen begaffte, und sich dann um die Wette zu dem Bruder Cipolla drängte, um ihm reichlicher als jemals zu opfern, und sich nur den heiligen Kohlen bezeichnen zu lassen. Bruder Cipolla war nicht faul, er nahm seine Kohlen in die Hand, malte ihnen allen auf ihre reinlichen Kleider und Wämser, und den Weibern auf ihre schneeweißen Schleier ein Kreuz, so groß es darauf haften konnte, und versicherte ihnen, daß der Abgang an den Kohlen in dem Kästchen jedesmal wieder ersetzt würde, wie er schon so oft erfahren hätte.

Da er nun auf diese Weise, zum großen Nutzen seiner Börse, die guten Leutchen in Certaldo bekreuzt hatte, so fiel der Scherz auf diejenigen zurück, die ihm einen Possen hatten spielen wollen, indem sie ihm seine Feder stahlen. Die losen Vögel waren bei seiner Predigt gegenwärtig gewesen, und wie sie gehört hatten, wie er sich aus dem Stegreife zu helfen wußte, und wie weit er dabei ausholte, hatten sie teils über seinen Einfall, teils über seine Worte dermaßen lachen müssen, daß ihnen die Kinnbacken schmerzten. Wie die Menge sich verlaufen hatte, gingen sie beide mit ihm nach Hause, erzählten ihm mit vielem Gelächter den Streich, den sie ihm hatten spielen wollen, und gaben ihm seine Feder wieder. Diese brachte ihm im folgenden Jahr eben so reichliche Opferpfennige, als diesmal die Kohlen.

Einundsechzigste Erzählung.

In der Straße San Pancrazio in Florenz wohnte ein Wollenweber, namens Gianni Lotteringhi, welcher mehr Glück in seinen Berufsgeschäften hatte, als Verstand in anderen Dingen, daher er denn als eine gute ehrliche Haut bald zum Vorsänger im Chor, bald zum Vorsteher der Schule und zu anderen dergleichen kleinen Ämtern gewählt ward, weil er, als ein bemittelter Mann, den Mönchen manche schöne Gabe an Strümpfen, Kutten und Kappen verehrte, wofür sie ihm wieder den Gesang des heiligen Alexis, das Klagelied des heiligen Bernhard, den Lobgesang der Frau Mathilda und allerlei dergleichen Geschwätz mitteilten, woran er seine große Freude hatte und es zum Heil seiner Seele mit großer Sorgfalt aufhob.

Seine Frau, welche Tessa hieß, war die Tochter des Manuccio dalla Cuculia, ein sehr schönes, munteres, schlaues und listiges Weibchen. Sie kannte die Einfalt ihres Mannes, und nachdem sie mit einem schönen rüstigen Jünglinge, namens Federigo di Neri Pergolotti, ein Liebesverständnis angeknüpft hatte, wußte sie es so einzurichten, daß Federigo sie einst durch die Veranstaltung ihrer Magd in einem Landhause besuchen konnte, welches ihr Mann in Camerata hatte, wo sie sich während des ganzen Sommers aufhielt, indes ihr Mann nur bisweilen am Abend dahin zu kommen pflegte und des Morgens wieder zu seinen Geschäften, oder zu seinen Chorsängern zurückkehrte. Federigo ergriff mit der größten Begierde die Gelegenheit, stellte sich am festgesetzten Tage um die Vesperstunde ein und da Gianni an diesem Abend nicht erwartet ward, so konnte er mit aller Bequemlichkeit bei der jungen Frau zu Abend essen und die Nacht mit ihr zubringen. Sie lehrte ihn wenigstens ein halbes Dutzend von den Lobgesängen ihres Mannes, und weil weder sie selbst, noch Federigo, willens waren, es bei dieser ersten Zusammenkunft bewenden zu lassen, so nahmen sie Abrede mit einander, um der Magd die Mühe des öfteren Zwischengehens zu ersparen, daß Federigo jedesmal, wenn er von seinem Gute, welches ein wenig höher lag, herunter käme, auf einen Pfahl in ihrem Weingarten Achtung geben sollte, auf welchem ein Eselskopf steckte. So oft diese

mit der Nase nach Florenz gekehrt wäre, sollte er sich unfehlbar des Abends einstellen, und im Fall er die Thür geschlossen fände, dreimal leise anklopfen. Wäre die Nase aber gegen Fiesole gerichtet, so sollte er wegbleiben und es als ein Zeichen ansehen, daß Gianni erwartet würde.

Auf diese Weise verschafften sie sich manchen fröhlichen Abend. Einmal aber, wie Frau Tessa ihren Federigo erwartete und ein Paar fette Kapauner am Spieß hatte, kam Gianni ganz unvermutet am späten Abend noch hinaus, welches seiner Frau gar nicht lieb war. Sie und er behalfen sich mit einigen Schnitten gesalzenem Fleisch, der Magd aber befahl sie heimlich, die beiden Kapaunen, nebst einer Menge frischer Eier und einer Flasche guten Weines in den Garten zu tragen, welcher vor ihrem Hause an der Straße lag, und alles unter einen großen Fichtenbaum hinzustellen, der mitten auf einem schönen Rasenplatze stand, wo sie gewöhnlich mit Federigo zu Nacht zu essen pflegte. Vor lauter Aergernis vergaß sie aber, der Magd zu sagen, daß sie warten sollte, bis Federigo käme, um ihm Nachricht zu geben, daß Gianni gekommen wäre, und daß er diese Sachen nur mit nach Hause nehmen möchte.

Wie sie nun mit ihrem Manne zu Bette gegangen war, und die Magd sich gleichfalls niedergelegt hatte, kam Federigo bald nachher und klopfte einmal leise an die Thüre, die so nahe bei der Kammer war, daß Gianni und seine Frau es beiderseits hörten, obwohl die Frau sich stellte, als wenn sie schliefe, damit ihr Mann nichts argwöhnen möchte. Es währte nicht lange, so klopfte Federigo zum zweiten Mal. Gianni wunderte sich darüber, stieß seine Frau einige male sanft an und sagte: „Hörst Du nicht auch etwas, Tessa? Mich deucht, daß man an unsere Thüre klopft."

Die Frau, die noch besser gehört hatte, als ihr Mann, stellte sich, als ob sie eben erwachte. „Was sagst Du?" fragte sie.

„Ich sage (sprach Gianni), daß es mir scheint, als wenn an unsere Thüre geklopft würde."

„O weh! angeklopft? (rief sie) Weißt Du nicht, Gianni, was das ist? Es ist das Gespenst, das mich schon seit einigen Nächten so gewaltig erschreckt hat, daß ich mich in meine Decke gehüllt und es nicht gewagt habe, den Kopf wieder hervorzustrecken, bis es Tag ward."

„Geh doch, Frau (sprach Gianni). Wenn's weiter nichts ist, so sei nur nicht bange; denn ich habe längst das The lucis, die Intemerata und so viele andere gute Gebete gesprochen und habe das Bett von einem Ende zum andern mit so vielen Kreuzen bezeichnet, daß das Gespenst mit all' seiner Macht uns nicht anfechten kann."

Die Frau hielt es indessen für notwendig, ihren Liebhaber wissen zu lassen, daß ihr Mann zu Hause wäre, damit er nicht etwas anderes argwöhnen und mit ihr brechen möchte. Sie sagte demnach zu ihrem Manne: „Das ist wohl gut, daß Du Deine Gebete sprichst; allein ich für meinen Teil werde mich nicht eher sicher fühlen, bis wir das Gespenst beschwören, da Du doch einmal hier bist."

„Wie beschwören wir es denn?" fragte Gianni.

„Das will ich Dir wohl sagen (sprach Frau Tessa). Wie ich neulich um Ablaß nach Fiesole ging, hat mir eine Einsiedlerin (das sind Dir, mein lieber Gianni, die heiligsten Leute von der Welt, wie ich Dir versichern kann), die hat mich also, wie sie mich so in Ängsten sah, einen schönen kräftigen Spruch gelehrt und mir gesagt, daß er ihr oft genützt habe, als sie noch keine Einsiedlerin war. Aber Gott weiß, ich habe nicht den Mut gehabt, allein hinzugehen. Jetzt aber, da Du hier bist, wollen wir beide gehen und den Geist beschwören."

Gianni war es zufrieden, und sie gingen beide mit leisen Tritten an die Hausthüre, indes Federigo noch draußen wartete und schon anfing, eifersüchtig zu werden. Indem sie an die Thüre kamen, sagte Tessa laut zu ihrem Manne: „Wenn ich es Dir sage, Gianni, so vergiß nicht, daß Du ausspeien mußt."

„Schon gut," sprach Gianni. Seine Frau fing hierauf ihre Beschwörung an und sagte:

„Popanz, der Du so manche Nacht
Vor meiner Thüre Lärm gemacht,
Mit steifem Horne kamst Du her,
Mit steifem Horne fort Dich scher'!
Im Garten unter der großen Fichte
Steht für Dich ein geschmort Gerichte
Nebst hundert Fürzen meiner Henne;
Packe Dich damit fort und renne.
Setze die Flasche an den Mund
Und laß Gianni und mich gesund."

„Spei aus, Gianni," sagte sie; und Gianni spuckte.

Federigo, der draußen stand und alles hörte, ließ seine Eifersucht fahren und trotz seinem Verdrusse hätte er fast vor Lachen bersten mögen; und wie Frau Tessa sagte: „Speie aus!“ setzte er leise hinzu: „Die Zähne.“

Nachdem Frau Tessa das Gespenst derart dreimal gebannt hatte, ging sie mit ihrem Manne wieder zu Bette. Federigo, der sich auf ein gutes Abendessen bei ihr Rechnung gemacht, und also noch nichts gegessen hatte, begriff den Sinn der Beschwörung sehr wohl; ging in den Garten, fand unter der großen Fichte die Kapaune, die Eier und den Wein, trug alles nach Hause und ließ sich's gut schmecken; und wenn er gelegentlich wieder zu Frau Tessa kam, so lachten sie beide noch oft mit einander über diese Beschwörung.

Einige Leute wollen es besser wissen und behaupten, Frau Tessa habe wirklich an diesem Tage den Eselskopf mit der Nase nach Fiesole gedreht; ein Arbeitsmann sei aber durch den Weinberg gegangen und habe mit seinem Stocke daran geschlagen, daß er um und um gewirbelt und mit der Nase nach Florenz gekehrt stehen geblieben sei. Dadurch sei Federigo verführt worden, sich einzustellen, und daher wird denn auch behauptet, die Tessa habe bei ihrer Beschwörung gesagt:

„Geh nur, Popanz, wieder fort.
Geh mit Gott an Deinen Ort.
Ich rührt' den Eselskopf nicht an;
Zum Henker den Schlingel, der's gethan!
Ich bin mit meinem Gianni hier;
Drum weiche, Popanz, weit von mir.“

und darauf soll Federigo ohne Abendessen und Nachtlager wieder davon gegangen sein.

Aber eine von meinen Nachbarinnen, eine alte ehrbare Frau, hatte mir versichert, es wären zwar beide Geschichten wahr, wie man ihr in ihrer Jugend erzählt hätte, die letztere aber wäre nicht dem Gianni Lotteringhi begegnet, sondern einem gewissen Gianni di Nello, der ein ebenso ausgemachter Pinsel gewesen sei als jener. Ihr könnt also wählen, meine lieben Mädchen, welche von beiden Beschwörungen Euch am besten gefällt. Sie thun beide in dergleichen Fällen, wie Ihr gelesen habt, sehr gute Wirkung. Lernet sie auswendig; Ihr könnt sie vielleicht dermaleinst gebrauchen.

Zweiundsechszigste Erzählung.

In Neapel hatte ein armer Handwerksmann ein niedliches und lebhaftes Mädchen, namens Perronella, zur Frau genommen; er selbst nährte sich seines Handwerks als Maurer und sie mit Spinnen, wobei sie jedoch nur kümmerlich ihr Leben fristeten. Einst warf ein junger lockerer Gesell seine Augen auf Perronella, und sie gefiel ihm so sehr, daß er in sie verliebt ward, und auf mancherlei Weise so lange um ihre Gegenliebe warb, bis sie sich mit ihm in ein Verständnis einließ. Da nun der Mann alle Morgen früh ausgehen mußte, um zu arbeiten oder Arbeit zu suchen, so ward zwischen ihnen verabredet, daß der Liebhaber in der Nähe aufmerken sollte, wenn der Ehemann davon ginge, um sich hernach in's Haus zu schleichen, und weil das Gäßchen Avorio, wo sie wohnte, nur wenig von Leuten besucht ward, so war es ihnen leicht, sich auf diese Weise oft zu sehen.

Inzwischen traf es sich dennoch an einem Morgen, wie der ehrliche Maurer ausgegangen und der junge Gesell, der sich Giannello Strignario nannte, zu dem Weibchen in's Haus gekommen war, daß der Mann, der vor abends nicht wieder zu kommen pflegte, sehr bald wieder zurückkehrte, und weil er die Thüre verschlossen fand, anklopfte. „Gott sei ewig gelobt (dachte er bei sich selbst), der mich zwar in Armut leben läßt, aber mir doch ein gutes, tugendsames, junges Geschöpf zum Weibe beschert hat! Seht doch, wie sie den Augenblick, da ich kaum den Rücken wende, ihre Hausthür verriegelt, damit sie keinen überlästigen Besuch bekomme."

Perronella, die ihren Mann schon am Klopfen erkannte, rief: „Ach, Giannello, ich bin des Todes! Da führt das Unglück meinen Mann her, der sonst nie um diese Zeit wieder zu kommen pflegt; und ich begreife nicht, was das bedeutet; wenn er nur Dich nicht etwa gesehen hat, wie Du hereinkamst. Doch dem sei, wie ihm wolle, so bitte ich Dich, krieche in das Faß, das dort steht, hinein; ich will hingehen und ihm aufmachen, und sehen, wie es zugeht, daß er so früh wieder nach Hause kömmt."

Giannello stieg geschwind in das Faß; Perronella öffnete hierauf ihrem Manne die Thüre und sagte mit übler Laune zu ihm: „Was ist das für eine Neuerung, daß Du diesen Morgen so

früh wieder zurückkömmst? Es hat schier das Ansehen, als hättest Du heute nicht Lust zu arbeiten, daß Du so mit Deinem Handwerkszeuge im Arm wieder da bist. Wenn's so gehen soll, wovon sollen wir dann leben? Woher sollen wir Brot nehmen? Denkst Du, daß ich es dulden werde, daß Du mir mein Röckchen und mein bißchen übrige Habseligkeit verpfändest? Da sitz ich Tag und Nacht und spinne mir die Haut von den Fingern, nur um das Lampenöl zu verdienen. Mann! Mann! es ist keine Frau in der Nachbarschaft, die sich nicht darüber verwundert und darüber aufhält, daß ich mir so viele Mühe gebe und mir's so sauer werden lasse, und hier kömmst Du mir wieder und läßt die Arme hängen, da Du arbeiten solltest?" Bei diesen Worten fing sie an, bitterlich zu weinen, und fuhr fort zu klagen: „Ach, ich armes, geschlagenes Weib! Wohl bin ich zum Unglück geboren und zur unglücklichen Stunde in dies Haus gekommen, da ich doch den feinsten Jüngling zum Manne hätte haben können, und ihn nur darum ausschlug, daß ich mir diesen nähme, der es nicht zu erkennen weiß, welch ein Weib er an mir bekommen hat. Andere Weiber thun sich gütlich mit ihren Liebhabern, und es giebt nicht eine, die nicht ein Paar oder noch mehrere hat, und läßt sich's wohl sein und macht ihrem Manne weiß, daß es um Mitternacht heller Tag ist. Aber ich armes Weib habe nichts als Kummer und Verdruß, weil ich zu gut bin und nicht an dergleichen Sachen denke; und ich weiß wahrlich nicht, warum ich mir nicht, so gut wie andere, ein paar Liebhaber anschaffe. Merke Dir's nur, Mann, wenn ich in's Wasser gehen wollte, so würde sich bald jemand finden, der mich führte; denn es giebt feine artige, junge Leute genug, die mich lieben und die mir gut sind, und haben mir viel Geld und Kleider, Kleinode und was ich sonst nur wünsche, anbieten lassen. Ich hab's aber nie über's Herz bringen können, weil ich nicht von solcher Art bin; und nun kömmst Du mir nach Hause, statt Deiner Arbeit nachzugehen!"

„Ei Frau! (sprach der Mann) laß Dir doch um des Himmels willen nicht deswegen das Herz schwer werden. Du kannst mir glauben, daß ich weiß, wer Du bist, und daß ich es zum Teil diesen Morgen bemerkt habe. Ich bin allerdings aus dem Hause gegangen, um zu arbeiten; allein ich sehe

wohl, Du weißt's eben so wenig, als ich daran dachte, daß heute Sankt Gallens Tag ist und daß nicht gearbeitet wird; und deswegen siehst Du mich um diese Stunde wiederkommen. Nichtsdestoweniger habe ich auch dafür gesorgt und auch Mittel gefunden, daß wir auf einen Monat und länger Brot haben werden; denn ich habe diesem Manne, der hier mit mir gekommen ist, das leere Stückfaß verkauft, das uns schon seit langer Zeit im Wege stand, und er giebt mir fünf Gulden dafür."

„Das ist mir eben leid genug (sprach Perronella). Du bist ein Mann und gehst an allen Orten aus und ein, und solltest daher am besten von allen Dingen Bescheid wissen, und doch verkaufst Du ein Faß für fünf Gulden, das ich, als ein Weib, das kaum über die Schwelle kömmt, für sieben an einen Menschen verkauft habe, der in dem Augenblicke, da Du zu Hause kamst, hineingestiegen ist, um es zu besichtigen, ob es auch dicht sei."

Der Mann war froh, dieses zu hören. „Guter Freund (sprach er zu demjenigen, der mit ihm gekommen war), nehmt's nicht übel, Ihr hört wohl, meine Frau hat das Faß schon für sieben Gulden verkauft, wofür Ihr mir nur fünf geboten habt."

„Ei, in Gottes Namen," sprach der andere und ging fort.

„Komm jetzt her (sprach Perronella zu ihrem Manne), weil Du doch hier bist, und mache selbst die Sache mit ihm ab."

Giannello, der indessen beide Ohren gespitzt und gehorcht hatte, ob er etwas zu befürchten hätte, oder sich sonst auf etwas gefaßt machen mußte, hörte kaum Perronella's Worte, so sprang er geschwind aus dem Fasse und stellte sich, als ob er nichts davon gemerkt hätte, daß der Mann gekommen war. „Wo seid Ihr, gute Frau?" sprach er.

„Ich bin hier. Was ist zu Dienst?" sprach der Mann.

„Wer seid denn Ihr (fragte Giannello)? Ich wollte die Frau sprechen, mit welcher ich über das Faß gehandelt habe."

„Das könnt Ihr getrost mit mir abmachen (antwortete der Mann), denn ich bin ihr Ehemann."

„Das Faß scheint dicht genug zu sein (versetzte Giannello); allein es sitzt voll Weinstein, der sich mit den Nägeln nicht abkratzen läßt, und ehe es rein ist, mag ich's nicht haben."

„Darum soll der Handel nicht zurückgehen (sprach Perronella). Mein Mann soll es schon rein machen."

„Das versteht sich," sprach der ehrliche Maurer, legte sein Handwerkszeug ab und zog sein Wams aus, ließ Licht anzünden, nahm seine Deichsel, stieg in das Faß und fing an, es abzukratzen. Perronella lehnte sich mit dem halben Leibe oben über das Faß, um ihrem Manne zu leuchten, streckte den andern Arm bis über die Schultern hinein und zeigte ihm bald hier, bald dort eine Stelle, die er noch putzen müßte. Gianello, dem die Zeit vorher zu kurz geworden war, nützte sie bei dieser Gelegenheit nach der Weise der mutigen Rosse, wenn sie in den Parthischen Gefilden den Stachel der Liebe fühlen. Unterdessen ward das Faß rein, Perronella erhob sich wieder und ihr Mann kroch heraus.

„Da habt Ihr das Licht, guter Freund (sprach Perronella zu Giannello); seht zu, ob es Euch jetzt rein genug ist."

Giannello sagte, er wäre zufrieden, bezahlte die sieben Gulden und ließ das Faß nach seinem Hause bringen.

Dreiundsechzigste Erzählung.

In Siena war einmal ein hübscher junger Mann aus einem angesehenen Geschlechte, namens Rinaldo, welcher sich in eine sehr schöne Frau verliebte, die seine Nachbarin und die Gattin eines reichen Mannes war, und er machte sich Hoffnung, alles, was er wünschte, von ihr zu erhalten, wenn er nur Gelegenheit finden könnte, mit ihr unter vier Augen zu sprechen. Da er aber diese Gelegenheit nicht herbeizuführen wußte, und die Dame eben schwanger war, so kam er auf den Einfall, ihr Gevatter zu werden. Er suchte demnach die Bekanntschaft ihres Mannes, bot sich diesem auf die unverdächtigste Art zum Gevatter an und ward angenommen. Wie ihm nun seine Gevatterschaft mit Frau Agnese manchen guten Vorwand verschaffte sie zu sprechen, wagte er es, ihr dasjenige mit Worten zu erklären, was seine Blicke ihr längst entdeckt hatten; allein

obgleich es der Dame nicht unangenehm zu hören war, so führte es ihn dennoch nicht zu seinem Zwecke. Nicht lange darnach ging Rinaldo, ich weiß nicht aus welcher Ursache, in ein Kloster, und wie es ihm daselbst auch behagen mochte, genug, er ward und blieb ein Mönch. Doch wenn er gleich eine Zeit lang nach seinem Eintritt in den geistlichen Orden die Liebe zu seiner Gevatterin und andere Eitelkeiten ein wenig an die Seite setzte, so kam er doch, ohne seinem Kleide zu entsagen, bald zu denselben wieder zurück, und fing wieder an, ein Vergnügen daran zu finden, sich gut und reinlich zu kleiden, in seinem ganzen Wesen artig und zierlich zu thun, Lieder, Sonnette und Balladen zu dichten und zu singen, und sich mit allerhand solchen Dingen die Zeit zu vertreiben. Doch warum erzähle ich dieses eben von Bruder Rinaldo als etwas besonderes? Wo ist der Mönch, der nicht dasselbe thut? Welche Schandflecke unserer verderbten Zeiten sind sie nicht alle? Sie schämen sich nicht, mit feisten Wänsten und rubinroten Nasen zu erscheinen, in weichen Kleidern einher zu gehen und in allen Wollüsten zu leben, nicht wie fromme, demüthige Tauben, sondern wie Kampfhähne mit erhobenem Kamme zu strotzen und sich zu brüsten. Nicht genug, daß sie ihre Zellen voll von Gläsern mit Latwergen und Salben, von Schachteln mit Morsellen, von Fläschchen mit abgezogenen Wassern und Oelen, von Fäßchen mit Malvasier und anderen feinen Weinen haben, so daß sie nicht Mönchszellen sondern vielmehr Apotheken und Spezereibuden zu sein scheinen, sondern sie schämen sich nicht, den Leuten zu zeigen, daß sie voll Gicht und Podagra stecken, und meinen, daß andere Leut nicht wissen, daß vieles Fasten, schlechte und kärgliche Kost und nüchternes Leben die Menschen dürr und hager machen und sie gesund erhalten; oder wenn sie krank dabei werden, daß sie wenigstens nicht das Fußweh davon bekommen, gegen welche man den Kranken die Enthaltsamkeit und jede andere gute Ordnung zu empfehlen pflegt, die eigentlich zu der Lebensart eines guten Klosterbruders gehören. Sie meinen, man wisse nicht, daß außer der mageren Kost die langen Nachtwachen, Gebete und Bußübungen blasse Gesichter und abgemergelte Leiber zuwege bringen und daß weder Sankt Franz noch Sankt Dominik sich drei bis vier Kutten von dem feinsten, in der Wolle gefärbten Tuch und von anderen schönen Zeugen machen

ließen, sondern die grobe Wolle in ihrer natürlichen Farbe trugen, um die Kälte abzuhalten, und nicht um damit zu prangen. Gott wird darin sehen und der frommen, einfältigen Seelen gedenken, welche sie unterhalten müssen.

Wie demnach Bruder Rinaldo wieder zu seinen vorigen Neigungen zurück kam, fing er an, seine Gevatterin fleißig zu besuchen, und weil er unter der Kutte viel dreister geworden war, als vorher, so trug er ihr sein Anliegen jetzt weit dringender vor. Die gute Frau, die ihn so zudringlich fand, und die ihn vielleicht jetzt auch hübscher finden mochte, als vormals, nahm endlich, wie er ihr einmal sehr lebhaft zusetzte, ihre Zuflucht zu den Worten, welche diejenigen zu machen pflegen, die nicht übel Lust haben, dasjenige zu gewähren, warum man sie bittet. Sie sagte: „Bruder Rinaldo, thun denn auch so was die Mönche?"

„Madonna," versetzte Rinaldo, „die Kutte ist bald abgeworfen, und dann sollt Ihr mich gewiß nicht für einen Mönch halten, sondern für einen so guten Mann, wie irgend einen anderen."

Das Weibchen verzog den Mund ein wenig zum Lächeln und erwiderte: „Aber, o weh! ich bin ja Eure Gevatterin: wie wird es damit werden? Das wäre ja, wie man mir gesagt hat, gar zu große Sünde. Sonst würde ich gern Euren Wünschen Gehör geben."

„Ihr seid nicht gescheit," versetzte Bruder Rinaldo, „wenn Ihr Euch deshalb wollt abhalten lassen. Ich will nicht sagen, daß es nicht sündlich wäre, aber es werden wohl größere Sünden in der Beichte vergeben. Doch sagt mir nur, wer ist mit Eurem Kinde näher verwandt; ich, der ich es zur Taufe gehalten habe, oder Euer Mann, der es gezeugt hat?"

„Mein Mann, ohne Zweifel," antwortete sie.

„Ganz richtig," sprach Bruder Rinaldo. „Und schläft denn Euer Mann nicht bei Euch?"

„Ei freilich," sprach Frau Agnese.

„Gut!" erwiderte Bruder Rinaldo, „wenn also Euer Mann bei Euch schlafen darf, der so viel näher mit Eurem Kinde verwandt ist, als ich, warum sollte es denn mir verwehrt sein?"

Die Frau, die nichts von der Logik verstand und bei der es keiner großen Überredung bedurfte, glaubte ihm entweder wirklich, oder stellte sich, als wenn sie glaubte. „Ach," sprach sie, „wer kann Euch Eure gelehrten Gründe beantworten!" Mit einem Worte, es ward der Gevatterschaft unbeschadet, eine Verwandtschaft von einer andern Art zwischen ihnen gestiftet und sie ließen es nicht bei diesem ersten Male bewenden, sondern sie fanden unter dem Mantel der Gevatterschaft um desto bequemere Gelegenheit zu öfteren Zusammenkünften, weil man sie um desto weniger in Verdacht hatte.

Einmal traf es sich indessen, daß Bruder Rinaldo mit einem andern Klosterbruder zu Frau Agnese kam, und außer einem hübschen niedlichen Dienstmädchen niemand bei ihr fand. Er schickte demnach seinen Gefährten mit dem Mädchen nach dem Taubenschlage hinauf, um ihr das Paternoster zu verhören, indes er selbst mit der Frau, die ihren kleinen Knaben an der Hand hatte, in die Kammer ging, die Thür hinter sich verschloß und sich auf einem Ruhebettchen mit ihr ergötzte. Mitten in ihrer Unterhaltung kam der Gevatter nach Hause und unbemerkt von jedermann kam er bis an die Kammerthüre, klopfte an und rief seine Frau.

„Ich bin des Todes," rief Frau Agnese, als sie ihren Mann vernahm. „Nun wird er doch dahinter kommen, was unsere Vertraulichkeit zu bedeuten hat."

Bruder Rinaldo hatte Scapulier und Kutte abgelegt und war im bloßen Wämschen. „Ach, nur allzu wahr!" sprach er. „Wär' ich doch nur angekleidet, so ließe sich noch eher eine Ausrede finden. Aber wenn Ihr ihn einlaßt und er mich so antrifft, wie ich hier bin, so hilft keine Entschuldigung."

Frau Agnese fand den Augenblick Rat. „Zieht Euch nur an," sprach sie, „und wenn Ihr fertig seid, so nehmt Euren kleinen Paten auf den Arm. Merkt aber wohl auf, was ich meinem Manne sagen werde, damit Eure Rede mit der meinigen übereinstimme."

Der gute Mann hatte kaum aufgehört zu klopfen, so rief ihm seine Frau zu: „Ich komme." Sie öffnete ihm die Thüre, ging ihm mit froher Miene entgegen und sagte: „Heute, lieber Mann, ist einmal Bruder Rinaldo zur guten Stunde, wie ein

Schutzengel zu uns gekommen; sonst hätten wir gewiß unser Kind verloren."

Wie dies der arme Tropf hörte, war er ganz bestürzt und fragte, was denn dem Knaben geschehen wäre.

„Ach, lieber Mann!" sprach sie, „er bekam vor kurzem eine so heftige Ohnmacht, daß ich dachte, er wäre schon gestorben, und daß ich nicht wußte, was ich thun, oder wie ich mir raten sollte. Zum großen Glück kam Bruder Rinaldo, unser Gevatter dazu und nahm ihn auf den Arm. „Gevatterin," sprach er, das Kind hat Würmer im Leibe, die ihm schon nahe an's Herz kommen und ihn nur gar zu leicht um's Leben bringen könnten. Seid aber nur unbesorgt; ich will sie beschwören, daß sie alle sterben sollen und ehe ich wieder davon gehe, sollt Ihr Euer Kind so gesund wieder haben, als es jemals gewesen ist." Wir hätten auch Dich gerne hier gehabt, um einige Gebete dabei zu sprechen. Weil Du aber nicht zu Hause warst und die Magd Dich nicht finden konnte, so hat er die Gebete durch einen seiner Mitbrüder ganz oben im Hause sprechen lassen. Er ging indessen mit mir in diese Kammer, weil niemand als die Mutter des Kindes bei seiner Beschwörung gegenwärtig sein durfte, und damit uns niemand stören möchte, schlossen wir die Thüre zu. Er hat das Kind noch jetzt im Arme, und ich glaube, er wartet nur, bis sein Mitbruder die Gebete gesprochen hat, womit alles vorbei ist; denn das Kind ist schon wieder bei völliger Besinnung."

Der arme Pinsel war so zärtlich um sein Kind besorgt, daß er alles glaubte und nicht das mindeste von dem Streiche argwöhnte, den ihm seine Frau gespielt hatte, sondern mit einem tiefen Seufzer sagte: „Ich will gleich hingehen und ihn sehen."

„Bei Leibe nicht!" sprach die Frau. „Warte noch ein wenig, damit Du nicht alles wieder verdirbst. Ich will hingehen und zusehen, ob Du kommen kannst, und ich will Dich schon rufen."

Bruder Rinaldo, der alles aufmerksam zugehört und Zeit gehabt hatte, sich anzukleiden und das Kind auf den Arm zu nehmen, rief: „He! Gevatterin, höre ich nicht die Stimme eures Mannes?"

„Ja, Euer Ehrwürden," antwortete der ehrliche Mann.

„Kommt nur herein, Gevatter," sprach Rinaldo.

Er ging hinein; Bruder Rinaldo kam ihm entgegen un sagte: „Da habt ihr durch Gottes Gnade Euer Söhnchen fris und gesund, um welches wir vor einem Stündchen besor waren, daß Ihr es diesen Abend nicht lebendig wieder sehe würdet. Lasset deswegen zur Ehre des Herrn dem heilige Ambrosius ein Wachsbild des Kindes in Lebensgröße opfer denn um seines Verdienstes willen hat es Euch der Himmel i Gnaden wieder geschenkt."

Wie der Knabe seinen Vater gewahr ward, lief er ih entgegen und schmeichelte ihm, wie Kinder pflegen. Der Vat nahm ihn auf und vergoß Freudenthränen, als wenn er ih aus der Gruft gezogen hätte. Er küßte das Kind und dank dem Gevatter, der ihm das Leben gerettet hätte.

Der Mitbruder, der die Magd mehr als ein Paternost hatte beten lassen, hatte ihr ein Beutelchen von weißem Zwir gegeben, das ihm ein Nönnchen geschenkt hatte, und war i Seelsorger geworden. Wie er hörte, daß der gute Ehema in die Kammer seiner Frau gerufen ward, schlich er sich lei an einen Ort, wo er alles hören konnte, was vorging. Wie nun merkte, daß alles glücklich abgegangen war, kam er he unter und sagte: „Bruder Rinaldo, ich habe die vier Pate noster gesprochen, wie Ihr mir befohlen habt."

„Wohl gethan, mein Bruder!" sprach Rinaldo. „Du ha guten Atem. Ich für meinen Teil hatte nur erst zwei sprech können, wie der Gevatter kam, allein der Herr hat Deine un meine Arbeit gnädig gedeihen lassen, und das Kind ist wied gesund."

Der arme Betrogene ließ hierauf Wein und Erfrischung bringen und bewirtete den Gevatter und seinen Mitbruder auf beste, womit ihnen beiden sehr gedient war. Er begleitete selbst bis an die Thür, empfahl sie Gott und versäumte nic das Wachsbild zu bestellen und es vor dem Bilde des heilig Ambrosius aufstellen zu lassen.

Vierundsechzigste Erzählung.

In Arrezzo wohnte ein reicher Mann, namens Tofano. Diesem ward ein sehr schönes Weibchen zu Teil, welches Ghita ieß, auf das er aber, ohne es selbst zu wissen warum, sehr ald eifersüchtig ward. Wie die Frau dieses merkte, war es r sehr empfindlich, und sie nahm mehr als einmal Gelegenheit, n nach der Ursache seiner Eifersucht zu fragen. Weil er aber ine andere, als lauter unbestimmte und nichtsbedeutende Antorten gab, so geriet sie endlich auf den Einfall, ihm das Übel irklich zu geben, von welchem er nur bisher geträumt hatte. Da sie nun bemerkte, daß ein Jüngling, der ihr sehr artig zu in schien, sie mit lüsternem Auge betrachtete, so knüpfte sie it aller nötigen Vorsicht eine Bekanntschaft mit ihm an; und ie die Sache zwischen ihnen so weit gediehen war, daß es an ichts mehr fehlte, als von den Worten zur That zu schreiten, sann das Weibchen auf Mittel, auch dazu Rat zu schaffen. Sie hatte bereits gemerkt, daß ihr Mann unter anderen Ungenden auch dem Trunke ergeben war; sie fing demnach an, ch seine Völlerei nicht nur willig gefallen zu lassen, sondern m auch mit guter Art bisweilen selbst dazu Vorschub zu thun. urz, sie wußte sich so gegen ihn zu benehmen, daß sie, so oft ihr gelüstete, ihn dahin bringen konnte, sich ganz von allen innen zu saufen. Wenn er dann völlig betrunken war, pflegte e ihn zu Bette zu bringen und sich hierauf mit ihrem Liebaber zu unterhalten, welches sie auch mit aller Sicherheit thun nnte. Ja, sie verließ sich zuletzt so sehr auf die Trunkenheit res Mannes, daß sie nicht nur ihren Liebhaber zu sich in's aus kommen ließ, sondern auch zu ihm ging und bisweilen lbe Nächte in seinem Hause zubrachte, welches nicht weit von m ihrigen entfernt war.

Da nun das verliebte Weibchen diese Weise immer fortte, so fiel es einst dem betrogenen Ehemanne von ungefähr f, daß seine Frau niemals mit ihm trank, wenn sie ihm so eißig einschenkte, und er fing an, die Wahrheit zu mutmaßen, ß sie ihn nämlich betrunken machte, um ungehindert thun zu nnen, was sie wollte, indes er seinen Rausch ausschliefe. Um r Sache auf den Grund zu kommen, stellte er sich einst des

abends, obwohl er den ganzen Tag nichts getrunken hatte, in Worten und Gebärden, als wenn er völlig besoffen wäre. Die Frau, welche dem Scheine traute und glaubte, daß er schon volle Ladung hätte, um fest genug zu schlafen, brachte ihn zu Bette und ging, ihrer Gewohnheit nach, zu ihrem lieben Nachbar und blieb bei ihm bis Mitternacht. Sobald Tofano seine Frau nicht mehr hörte, stand er auf, verriegelte seine Thür von inwendig und legte sich in's Fenster, um ihr aufzupassen, wenn sie wiederkäme, und ihr zu zeigen, daß er hinter ihre Schliche gekommen wäre. Er wartete, bis sie kam. Wie sie erschien und die Thür verschlossen fand, ward sie äußerst bekümmert und versuchte alle ihre Kräfte, die Thür mit Gewalt zu öffnen. Tofano ließ sie ein Weilchen sich zerarbeiten; endlich aber rief er ihr zu: „Frau, Du machst Dir vergebliche Mühe; hier kömmst Du gewiß nicht wieder herein. Gehe nur immer wieder dahin, wo Du bis zu dieser Stunde gewesen bist, und sei versichert, daß Du nicht über meine Schwelle kommst, bis ich Dir für Deine Streiche in Gegenwart Deiner Verwandten und aller Nachbarn die Ehrentitel gegeben habe, die Du verdienst."

Die Frau bat ihn um Gottes willen sie einzulassen, und versicherte ihm, sie wäre auf keinem solchen Wege gewesen, womit er sie im Verdacht hatte, sondern sie hätte die Zeit bei einer Nachbarin verplaudert, weil die Nächte so lang wären und weil sie weder so früh schlafen gehen, noch allein aufsitzen könnte. Doch alle ihre Bitten halfen nichts; denn der Thor hatte sich nun einmal vorgenommen, daß alle Leute in Arrezzo seine Schande wissen sollten, von welcher noch kein Mensch etwas ahnte. Wie die Frau fand, daß sie mit Bitten nichts ausrichten konnte, legte sie sich auf's Drohen und sagte: „Wenn Du mich nicht einlässest, so mach' ich Dich zum unglücklichsten Menschen von der Welt."

„Und wodurch denn das?" fragte Tofano.

Die Frau, welche die Liebe erfinderisch gemacht hatte, gab ihm zur Antwort: „Ehe ich die Schmach erdulde, die Du mir unschuldigerweise zugedacht hast, stürze ich mich lieber in diesen Brunnen und wenn man mich tot darin findet, so wird kein Mensch daran zweifeln, daß Du mich im trunkenen Mute hineingestürzt habest, und Du wirst entweder fliehen und als

ein Verbannter alles im Stiche lassen müssen, oder man wird Dir den Kopf vor die Füße legen, als meinem Mörder, der Du auch wirklich bist."

Wie Tofano sich durch diese Reden von seinem verkehrten Sinne noch nicht abwenden ließ, sagte sie: „Nein, länger kann ich Dein Hohnnecken nicht ausstehen. Gott verzeihe Dir! Da liegt meine Spindel, die kannst Du aufbewahren."

Da die Nacht so finster war, daß man seine Hand vor den Augen nicht sehen konnte, so ging sie an den Brunnen, nahm einen großen Stein, der neben dem Brunnen lag, rief: „Gott verzeih' mir!" und ließ den Stein in den Brunnen fallen, der mit einem großen Geplätscher ins Wasser plumpte.

Wie Tofano dieses hörte, meinte er im Ernst, seine Frau hätte sich in den Brunnen gestürzt. Er nahm deswegen in aller Eile den Eimer und das Seil, sprang zum Hause hinaus und lief nach dem Brunnen, um sie zu retten. Das Weibchen, welches sich unterdessen neben der Thüre versteckt hatte, schlüpfte in dem Augenblicke, da ihr Mann nach dem Brunnen eilte, wieder in das Haus, verriegelte die Thür, lief an's Fenster und rief ihm zu: „Gieß Wasser zu, wenn andere noch trinken, und nicht nach Mitternacht."

Wie Tofano ihre Stimme hörte, fand er, daß sie ihm zum Narren gehabt hatte. Er ging nach der Hausthüre und wie er sie verschlossen fand, befahl er seiner Frau, ihm aufzumachen. Sie erhob aber ihre Stimme jetzt etwas höher, als sie bisher gethan hatte, und rief ihm zu: „Beim Kreuze Christi, Du liederlicher Saufaus sollst mir diese Nacht nicht in's Haus kommen! Deine Aufführung ist nicht länger auszustehen, und alle Menschen sollen gewahr werden, wer Du bist und um welche Stunde der Nacht Du nach Hause kommst."

Tofano wollte vor Gift bersten und gab ihr ihre Schimpfworte mit Zinsen wieder; so daß alle Nachbarn und Nachbarinnen den Lärm hörten, aufstanden und an die Fenster kamen, und fragten, was es gäbe.

„Seht mir den gewissenlosen Menschen, (sprach die Frau mit Thränen), der mir immer des abends betrunken nach Hause kommt, oder in den Schenken seinen Rausch ausschläft, und dann um diese Nachtzeit erst heimkehrt. Ich habe es lange Zeit ertragen und ihn genug davon abgemahnt; allein es hat nichts

geholfen, und weil ich es endlich nicht länger aushalten konnte, hab' ich ihm einmal zur Schande die Thür vor der Nase verriegelt, um zu sehen, ob ihn dieses bessern wird."

Tofano an seiner Seite erzählte dagegen, wie ein Narr, alles so, wie es sich wirklich begeben hatte, und drohte seiner Frau, was er nur konnte. Sie aber sagte wieder zu ihren Nachbarn: „Da seht Ihr, was für ein Mensch das ist. Was würdet Ihr aber wohl denken, wenn Ihr mich auf der Straße fändet wie ihn, und er wäre an meiner Stelle hier am Fenster? Bei Gott, mich deucht, Ihr würdet sagen, er spräche die Wahrheit. Nun könnt Ihr sehen, wie es um seinen Verstand steht, da er gerade das von mir behauptet, was er vermutlich selbst gethan hat. Er meinte mich zu schrecken, indem er etwas, ich weiß nicht was, in den Brunnen warf. Aber wollte Gott, er hätte sich nur selbst hineingestürzt, und sich tüchtig den Wein gewässert, den er zuviel gesoffen hat!"

Alle Nachbarn und Nachbarinnen schalten nun aus einer Stimme den Tofano, daß er so übel von seiner Frau spräche; kurz, die Sache ging von einem Nachbar zum andern und ward bald so laut, daß sie auch den Eltern und Freunden der Frau zu Ohren kam. Diese eilten herzu, und wie sie von den Nachbarn die Bestätigung hörten, fielen sie über den Tofano her und droschen ihn ohne Barmherzigkeit. Darauf gingen sie in das Haus, nahmen die Sachen der Frau weg und führten diese mit sich fort, indem sie den Tofano noch obendrein Rache drohten.

Wie er die Prügel weg hatte und fand, daß ihm seine Eifersucht übel angeführt hätte, zumal da er seiner Frau im Herzen gut war, war er froh, es durch die Unterhandlung einiger Freunde dahin zu bringen, daß er seine Frau in Güte wieder bekam; und er versprach ihr, nie wieder eifersüchtig zu werden und ihr freie Hand zu lassen, nach ihrem eigenen Vergnügen zu handeln, jedoch mit solcher Vorsicht, daß sie es ihn nicht zu deutlich merken ließe.

Fünfundsechzigste Erzählung.

In Arimino war einmal ein Kaufmann, der an Geld und Gütern überflüssig reich war und dabei eine sehr liebenswürdige Frau hatte. Auf diese war er im höchsten Grade eifersüchtig und zwar aus keiner andern Ursache, als weil er sie sehr liebte, und sie für sehr liebenswürdig hielt, und weil er sah, daß sie sich alle mögliche Mühe gab, ihm zu gefallen. Deswegen meinte er, ein jeder Mensch müßte sie ebenso liebenswürdig finden, und sie gäbe sich gleichfalls Mühe, einem jeden ebenso sehr zu gefallen, als ihm; ein Gedanke, der nur einem verkehrten und wenig gebildeten Menschen einfallen konnte. Seine Eifersucht verleitete ihn, sie so strenge zu bewachen, daß mancher Missethäter, der zum Tode verurteilt ist, von seinem Kerkermeister nicht so strenge gehalten wird. Nicht genug, daß er ihr nicht erlaubte, zu irgend einer Hochzeit oder Feierlichkeit, oder auch nur in die Kirche zu gehen, sondern sie durfte sich auch unter keiner Bedingung weder am Fenster, noch an der Thüre zeigen, um auf die Straße hinaus zu sehen, so daß sie ein höchst unerträgliches Leben führte; und dieses empfand sie um desto schmerzlicher, je weniger sie es verdient hatte. Da sie nun unschuldigerweise so vieles von ihrem Manne dulden mußte, so beschloß sie endlich, zu ihrer eigenen Genugthuung, wenn es möglich wäre, diese strenge Behandlung zu verdienen. Weil sie keine Gelegenheit hatte, sich am Fenster zu zeigen und irgend einem Vorbeigehenden durch Blicke Aufmunterung zu geben, so machte sie einen Anschlag auf einen hübschen artigen Jüngling, von welchem sie wußte, daß er in dem Hause neben dem ihrigen wohnte, und sie beschloß, zu versuchen, ob nicht irgendwo ein Loch in der Mauer wäre, wo sie die Gelegenheit erspähen könnte, mit dem jungen Manne zu sprechen, ihm ihre Liebe anzutragen, die Mittel zu einer Zusammenkunft mit ihm zu verabreden, und sich mit ihm die trüben Stunden so lange zu vertreiben, bis der Eifersuchtsteufel von ihrem Manne ausführe. Indem sie nun, so oft ihr Mann nicht zu Hause war, bald hier, bald dort die Mauer des Hauses untersuchte, fand sie endlich an einem ziemlich verborgenen Orte einen kleinen Riß in der Mauer, durch welchen sie zwar nichts deutlich sehen, aber doch so viel

bemerken konnte, daß er in eine Kammer des benachbarten Hauses ausging. Sie wünschte nunmehr nichts sehnlicher, als daß diese die Kammer des Filippo, ihres jungen Nachbarn, sein möchte, und sie gab deswegen einer Magd, welche ihren Zustand bemitleidete, den Auftrag, sich darnach zu erkundigen. Zu ihrer großen Freude erfuhr sie auch, daß es wirklich seine Schlafkammer war, und daß er allein daselbst schlief. Von nun an besuchte sie die Spalte, so oft sie konnte, und wie sie einst merkte, daß der junge Mann in seiner Kammer war, ließ sie Steinchen Strohhalme und allerlei andere Sachen durch die Ritze in sein Zimmer fallen, bis sie seine Aufmerksamkeit erregte, und der Jüngling sich näherte, um zu sehen, was es zu bedeuten hätte. Jetzt rief sie ihn leise und er antwortete ihr. Sie entdeckte ihm mit wenigen Worten ihr ganzes Herz, und der Jüngling war so froh darüber, daß er von seiner Seite alles beitrug, um die Spalte unbemerkt zu erweitern, so daß sie bequemer mit einander sprechen und sich die Hände geben konnten. Weiter konnten sie es jedoch wegen der unermüdeten Wachsamkeit des Eifersüchtigen nicht bringen.

Wie das Weihnachtsfest heran kam, sagte die Frau zu ihrem Manne, wenn er nichts dawider hätte, so wünschte sie am ersten Feiertage zur Frühmette in die Kirche zur Beichte und Kommunion zu gehen, wie andere gute Christen thäten.

„Was hast Du gesündigt, daß Du beichten willst?" fragte der Mann.

„Glaubst Du denn, daß ich eine Heilige geworden bin, weil Du mich so einschließest? (erwiderte die Frau), Du kannst wohl denken, daß ich Sünde begehe, wie andere sterbliche Menschen, aber Dir will ich sie nicht bekennen, denn Du bist kein Priester."

Diese Worte waren ein neuer Zunder für den Verdacht des Eifersüchtigen; er nahm sich vor, zu wissen, welche Sünden seine Frau begangen hätte und besann sich auch schnell auf ein Mittel dazu. Er antwortete demnach seiner Frau, es wäre es zufrieden; allein er verlangte, daß sie in keine andere Kirche gehen sollte, als in ihre eigene Kapelle, wohin sie sich früh morgens begeben könnte; auch sollte sie entweder bei ihrem Kaplan beichten, oder bei demjenigen, den ihr dieser

anweisen würde und bei keinem andern, und alsdann gleich wieder nach Hause kommen.

Die Frau glaubte seine Absicht schon halb erraten zu haben; doch ließ sie sich nichts merken, sondern versprach bloß, zu thun, was ihr Mann ihr sagte. Wie der Christtag kam, stand sie des Morgens früh in der ersten Dämmerung auf, kleidete sich an und ging in die Kirche, welche ihr Mann ihr angewiesen hatte. Der Eifersüchtige war nicht minder früh bei der Hand und hatte sich schon vor seiner Frau nach eben derselben Kirche begeben. Mit dem Priester hatte er schon alles verabredet, was zu seiner Absicht diente; er zog einen Chorrock an, setzte eine große Kapuze mit Backenklappen auf, wie die Priester zu tragen pflegen, zog sie tief in's Gesicht und nahm Platz im Chor. Wie die Frau in die Kirche kam, fragte sie nach dem Kaplan. Dieser erschien, und wie sie ihm sagte, daß sie beichten wollte, entschuldigte er sich, daß er zwar selbst nicht Zeit hätte, ihre Beichte zu hören, doch versprach er, ihr einen seiner Amtsbrüder zu schicken. Er ging darauf weg und schickte den Eifersüchtigen zu seinem bösen Stündlein hin. Dieser kam bedächtlich einhergeschritten; allein ob es gleich noch nicht hell war, und er seine Kapuze so tief als möglich in die Augen gerückt hatte, so erkannte ihn doch seine Frau auf den ersten Blick. „Nun Gott Lob (dachte sie bei sich), mein Eifersüchtiger ist aus einem Kerkermeister zum Priester geworden; aber laßt ihn nur machen; er soll bei mir finden, was er sucht." Sie that demnach, als ob sie nichts merkte, und kniete vor ihm nieder. Der Eifersüchtige hatte ein paar Kieselsteine in den Mund genommen, um seine Stimme vor seiner Frau zu verstellen, und glaubte überhaupt sich so vermummt zu haben, daß niemand ihn erkennen könnte. Die Frau begann ihre Beichte und nachdem sie vorläufig gesagt hatte, daß sie verheiratet wäre, gestand sie, sie wäre sehr verliebt in einen Priester, und er schliefe alle Nächte bei ihr.

Bei diesem Geständnisse ward dem Eifersüchtigen zu Mut, als wenn ihm ein Dolch in's Herz gestoßen würde, und wenn er nicht begierig gewesen wäre, mehr zu erfahren, so wäre er mitten in der Beichte davon gelaufen. Er hielt indessen Stich und fragte: „Schläft denn nicht Euer Mann bei Euch?"

„Ei freilich, ehrwürdiger Herr," sprach die Frau.

„Wie kann denn auch der Priester bei Euch schlafen?“ fragte der verkappte Beichtvater.

„Ach, mein Herr (versetzte sie), ich weiß nicht, welche Kunst er besitzt; aber es ist keine Thür in unserem Hause so fest verschlossen, die sich ihm nicht öffnet, sobald er sie nur berührt; und er hat mir auch gesagt, daß er gewisse Worte spricht, ehe er in meine Kammer kömmt, welche meinen Mann augenblicklich einschläfern, und sobald er merkt, daß dieser schläft, öffnet er die Thür, kommt herein und bleibt bei mir; und dies schlägt ihm niemals fehl.“

„Madonna, das ist sehr übel gethan, (sprach der Eifersüchtige,) und Ihr müßt es bei Leibe nicht mehr thun.“

„Ach, Ehrwürdiger (versetzte die Frau), ich glaube nicht, daß ich es unterlassen kann; denn ich liebe ihn gar zu sehr.“

„Dann kann ich Euch nicht lossprechen,“ antwortete ihr Mann.

„Das ist mir leid (versetzte die Frau); allein ich bin nicht hergekommen, um Euch vorzulügen; wenn ich glaubte, daß ich es lassen könnte, so würde ich's Euch sagen.“

„Es ist mir wahrlich leid um Euch, (sprach der Eifersüchtige,) weil ich voraussehe, daß Ihr auf diese Weise Eure Seele in's Verderben stürzet. Ich will inzwischen, Euch zu Liebe besonders für Euch beten; vielleicht wird Euch das helfen. Ich will deswegen meinen Chorknaben bisweilen zu Euch schicken, und Ihr könnt ihm sagen, ob mein Gebet Euch geholfen habe, oder nicht. Hilft es, so will ich damit fortfahren.“

„Thut das ja nicht, ehrwürdiger Herr, (sprach sie,) daß Ihr mir jemand in's Haus schickt. Mein Mann ist gar zu eifersüchtig, und wenn er's erführe, so würde alle Welt ihm den Verdacht nicht aus dem Kopfe bringen, daß der Mensch um unerlaubter Dinge willen zu mir käme, und dann hätt' ich in Jahr und Tag keinen Frieden vor ihm.“

„Seid davor nicht bange (sprach der Eifersüchtige). Ich will es schon so einrichten, daß Ihr nie ein Wort von ihm deswegen hören sollt.“

„Wenn das ist, so bin ich's zufrieden,“ sprach die Frau. Sie beschloß hierauf ihre Beichte, empfing die Lossprechung, stand auf und ging in die Messe.

Der Eifersüchtige keuchte vor Bosheit; er legte seine

Priesterkleider ab und ging nach Hause, voll Begierde, den Priester bei seiner Frau zu ertappen und ihnen beiden übel mitzuspielen.

Wie die Frau aus der Kirche kam, merkte sie bald an der Miene ihres Mannes, daß sie ihm einen bösen Christtag verhafft hatte; er suchte jedoch so viel als möglich sich nicht merken zu lassen, was er gethan hatte und was er meinte erfahren zu haben. Da er nun beschlossen hatte, die folgende Nacht bei der Hausthüre aufzupassen, ob der Priester kommen würde, so sagte er zu seiner Frau: „Ich werde heute den Abend und die Nacht in einem andern Orte zubringen. Sieh zu, daß Du die Hausthüre, die Treppenthüre und die Kammerthüre gut verschließest und geh zu Bette, wenn es Zeit ist."

„Sehr wohl!" sprach die Frau und ging, sobald sie Zeit fand, zu ihrer Mauerspalte. Auf ein gegebenes Zeichen stellte sich Filippo den Augenblick an ihrer Seite ein. Sie erzählte ihm, was sie des Morgens gethan und was ihr Mann ihr nach der Mahlzeit gesagt hatte. „Ich bin versichert, (sprach sie) daß er nicht aus dem Hause gehen, sondern an der Thüre die Nachtwache halten wird. Suche demnach Mittel zu finden, über das Dach zu mir in's Haus zu kommen."

„Madonna, laßt mich nur machen," sprach der Jüngling und war voller Freuden.

Wie der Abend kam, nahm der Eifersüchtige seinen Degen und verbarg sich heimlich in einem Kämmerchen im Erdgeschosse, nicht neben der Hausthür. Die Frau vergaß nicht, alle Thüren zu verschließen, vor allen Dingen aber die Treppenthüre, damit ihr Eifersüchtiger nicht zu ihr herauf kommen könnte. Zu gelegener Zeit kam der junge Nachbar still und vorsichtig durch das Dachfenster zu ihr herunter, und beide genossen eine köhliche Nacht, indes dem Eifersüchtigen, der nichts zu Abend gegessen hatte, vor Hunger, Frost und Verdruß die Zähne klapperten. Er blieb fast die ganze Nacht hindurch wach und unter den Waffen, und wartete auf den Priester. Wie schon der Morgen dämmerte, legte er sich endlich in dem Kämmerchen nieder und schlief bis zur Stunde des Frühstücks. Sobald die Hausthür offen war, stand er auf und stellte sich, als ob er eben nach Hause käme, ging hinauf in sein Zimmer und frühstückte. Bald nachher schickte er einen Knaben zu seiner Frau,

der sich für den Chorknaben des Priesters, bei dem sie gebeichtet hatte, ausgeben und sich erkundigen mußte, ob der Bewußte wieder bei ihr gewesen wäre.

Die Frau kannte den Abgesandten recht gut und gab ihm zur Antwort: Der Bewußte ist in der vergangenen Nacht nicht gekommen, und wenn er noch öfter ausbliebe, so wäre es möglich, so leid ihr das auch sein würde, daß sie ihn gar vergäße.

Kurz, der Eifersüchtige fuhr noch einige Nächte fort, an der Thüre zu warten, um den Priester zu ertappen, und die Frau versäumte unterdessen nicht, sich mit ihrem Liebhaber gütlich zu thun. Endlich konnte der Eifersüchtige sich nicht länger halten und fragte mit zorniger Miene seine Frau, was sie dem Priester an jenem Morgen in der Beichte gesagt hätte.

Sie gab zur Antwort, sie würde es ihm nicht sagen, weil es weder ehrbar, noch geziemend wäre, es ihn wissen zu lassen.

„Gottloses Weib (fuhr er sie an)! Ich weiß trotzdem, was Du ihm gebeichtet hast, und nun will ich durchaus wissen, wer der Priester ist, in den Du Dich vergafft hast, und der durch seine Zauberei alle Nächte bei Dir schläft. Gestehe mir's, oder ich zerschneide Dir jede Ader am Leibe."

Die Frau antwortete, es wäre nicht wahr, daß sie einen Priester liebte.

„Was? (sprach der Mann) Hast Du ihm nicht so und so alles gesagt, wie Du ihm beichtetest?"

„Das konnte er Dir nur immer wieder erzählen (versetzte die Frau), und Du könntest es meinetwegen gerne selbst mit angehört haben. Freilich habe ich ihm das alles gesagt."

„Wohlan, so sage mir, wer dieser Priester ist, und sage es bald," sprach der Eifersüchtige.

Die Frau lachte und gab ihm zur Antwort: „Es macht mir nicht wenig Spaß, daß ein kluger Mann sich von einem einfältigen Weibe bei der Nase führen läßt, wie ein Schaf zur Schlachtbank. Aber Du bist freilich nicht recht klug und warst es nie, von dem Tage an, da Du dich von dem verdammten Geiste der Eifersucht bethören ließest, ohne selbst zu wissen warum; und je thörichter und einfältiger Du Dich bewiesen hast, um so weniger Ehre macht es mir, Dich überlistet zu haben. Meinst Du denn, mein Herr und Gemahl, daß ich an den Augen des Leibes so blind bin, wie Du an den Augen

des Verstandes? Nein, das bin ich wahrlich nicht! ich sah und wußte wohl, wer der Priester war, dem ich beichtete, und das warst Du selbst. Ich nahm mir aber vor, Dir zu geben, was Du haben wolltest, und ich gab es Dir. Wärst Du so gescheit gewesen, wie Du Dich dünkst, so hättest Du freilich nicht auf solche Art gesucht, hinter die Geheimnisse Deines guten Weibes zu kommen; Du hättest auch wohl, ohne Dir eitle und nichtige Grillen in den Kopf zu setzen, einsehen können, daß ich Dir die reine Wahrheit bekannte, ohne jedoch das Geringste wider Dich gesündigt zu haben. Ich sage Dir, ich liebte einen Priester. Und hattest denn Du, den ich mehr liebe, als Du es verdienst, Dich nicht in einen Priester umgeschaffen? Ich sagte Dir, keine Thüre in meinem Hause könnte ihm den Weg versperren. Und welche Thüre hat Dich denn jemals zurückhalten können, wenn Du zu mir kommen wolltest? Ich sagte, der Priester schliefe alle Nächte bei mir. Und welche Nacht hättest Du nicht bei mir geschlafen? So oft Du hernach Deinen Burschen zu mir sandtest, so manche Nacht bist Du nicht bei mir gewesen, wie Du selbst weißt; und eben so oft ließ ich Dir sagen, der Bewußte wäre ausgeblieben. Welcher Thor, außer Dir, der Du Dich von der Eifersucht hast verblenden lassen, hätte das alles nicht eingesehen? Überdies bist Du zu Hause geblieben, hast an der Thüre Schildwacht gehalten und mir glaubtest Du weis zu machen, Du hättest anderswo zur Nacht gegessen und geschlafen. Bessere Dich doch endlich und werde wieder ein Mann, wie Du gewesen bist, und mache Dich nicht zum Spott bei denen, die Dich kennen, wie ich Dich kenne, und laß diese finstere Miene fahren. Denn ich schwöre Dir bei Gott, wenn ich Dich zum Hörnerträger machen wollte, und Du hättest hundert Augen statt Deiner zwei, so würde ich wissen, meinen Willen durchzusetzen, ohne daß Du etwas davon gewahr würdest."

Der Eifersüchtige, welcher meinte, das Geheimnis seiner Frau so schlau ausgekundschaftet zu haben, merkte nun, daß sie ihn zum besten gehabt hatte. Er erwiderte ihr kein Wort, und von der Stunde an hielt er sie für das beste und keuscheste Weib und entsagte seiner Eifersucht in dem Augenblicke, da sie begründet gewesen wäre, nachdem er sich ihr zur Unzeit überlassen hatte, so lange es nicht nötig war. Das schlaue Weib

hatte von der Zeit ein fast freie Hand, sich ihrem Vergnügen zu überlassen, und sie brauchte nun nicht mehr ihren Liebhaber über die Dächer kommen zu lassen, wie die Katzen, sondern er konnte frei zur Thüre eingehen. Man sagt ihr nach, daß sie die Gelegenheit nicht immer ungenützt ließ, aber sich klug und vorsichtig dabei zu benehmen wußte.

Sechsundsechzigste Erzählung.

In Florenz lebte eine junge, artige und sehr schöne Dame, die Gemahlin eines edlen und wackeren Rittersmannes. So wie man jedoch häufig findet, daß der Mensch sich nicht immer mit einerlei Speise begnügen kann, sondern bisweilen Veränderung liebt, so ward auch diese Dame ihres Gemahls überdrüssig und verliebte sich in einen Jüngling, namens Leonetto, der zwar von keiner vornehmen Herkunft, aber sehr artig und liebenswürdig war und die Dame nicht weniger liebte. Da nun, wie Ihr wohl wißt, dasjenige, was von beiden Seiten gewünscht wird, selten unerfüllt bleibt, so währte es nicht lange, bis sie das Ziel ihrer Wünsche erreichten.

Die große Schönheit und Liebenswürdigkeit dieser Dame reizte indessen auch einen gewissen Rittersmann, namens Lambertuccio, sich in sie zu verlieben; weil er ihr aber durchaus zuwider und unausstehlich war, so konnte sie sich um alles in der Welt nicht überwinden, ihm geneigt zu werden. Nachdem er sie jedoch lange umsonst mit seinen Zudringlichkeiten verfolgt hatte, ließ er ihr endlich als ein trotziger und mächtiger Mann drohen, sie zu beleidigen und zu beschimpfen, wenn sie ihm nicht Gehör gäbe. Da sie sein trotziges Wesen kannte, so ließ sie sich dadurch in Schrecken jagen und bewegen, seine Besuche anzunehmen.

Einmal, wie diese Dame, die sich Madonna Isabella nannte, die Sommermonate gewöhnlichermaßen auf dem Lande auf einem ihrer schönen Güter zubrachte, traf es sich, daß ihr Gemahl früh morgens ausritt, um sich einige Tage auf einem

nderen Ort aufzuhalten. Sie ließ demnach ihren Leonetto kommen, der sich auch den Augenblick fröhlich einstellte. Messer' Lambertuccio, welcher vernommen hatte, daß ihr Gemahl abwesend wäre, setzte sich indessen gleichfalls zu Pferde, ritt ohne Begleitung nach ihrem Schlosse und klopfte an. Das Kammermädchen eilte, ihrer Frau, die mit Leonetto in ihrer Kammer war, Nachricht zu geben, daß Herr Lambertuccio da wäre. Seine Ankunft war zwar Frau Isabella äußerst verdrießlich, weil sie sich aber vor ihm fürchten mußte, so bat sie den Leonetto, sich so lange hinter den Bett-Vorhängen zu verstecken, bis Lambertuccio sich wieder entfernte. Leonetto, der sich eben so sehr vor ihm fürchtete, wie die Dame, war froh, sich zu verstecken, worauf die Dame ihrem Mädchen befahl, den Herrn Lambertuccio einzulassen. Er stieg also im Hofe ab, band seinen Gaul an den Thorflügel und ging hinauf. Die Dame nahm eine vergnügte Miene an, empfing ihn oben an der Treppe mit so freundlichen Worten, als sie nur konnte, und fragte, was ihm beliebte.

Er umarmte und küßte sie, und sagte: „Ich hörte, daß Euer Gemahl nicht zu Hause wäre, meine Geliebte; darum bin ich gekommen, Euch ein wenig Gesellschaft zu leisten.“ Mit diesen Worten gingen sie zusammen in die Kammer, verschlossen die Thüre und Messer' Lambertuccio ließ sich's wohl bei seiner Dame sein. Plötzlich aber und wider alle Vermutung kam ihr Gemahl zurück. Sobald ihn die Zofe in der Nähe des Schlosses erblickte, eilte sie nach der Kammer ihrer Frau und sagte: „Madonna, unser Herr ist zurückgekommen, und ich glaube, er ist schon unten im Hofe.“

Die Dame, welche zwei Liebhaber im Hause hatte, und wußte, daß sie den Ritter nicht verbergen konnte, weil sein Gaul im Hofe stand, empfand einen tödlichen Schreck über diese Nachricht. Sie sprang indessen geschwind auf, nahm auf der Stelle ihre Maßregeln und sagte zu Messer' Lambertuccio: „Messere! wenn Ihr einige Liebe für mich habt und mir das Leben retten wollt, so befolget genau, was ich Euch sage. Zieht Euren Dolch, gebt Euch eine aufgebrachte Miene, lauft eilends die Treppe hinunter und sprecht weiter nichts, als: „Beim Himmel, ich will ihn wohl anderswo zu finden wissen!“ und wenn mein Gemahl Euch aufhalten, oder etwas fragen wollte,

so antwortet ihm nichts, sondern schwingt Euch auf's Pferd und reitet unverweilt davon."

Lambertuccio gehorchte, zog seinen Dolch, und da ihm die Ankunft des Ehemanns verdrießlich genug machte, und ihm auch noch aus anderen Ursachen das Blut in's Gesicht gestiegen sein mochte, so erfüllte er die Absicht der Dame nach ihrem Wunsche. Ihr Gemahl war schon abgestiegen und hatte sich verwundert, den Gaul im Hofe zu finden; und er war eben im Begriffe, die Treppe hinauf zu gehen, wie ihn Lambertuccio entgegen kam. Er war erstaunt über seine Worte und Miene und fragte: „Was soll das bedeuten, Herr Lambertuccio?" Aber Lambertuccio hatte schon den Fuß im Bügel, schwang sich auf und sagte, indem er davon sprengte, nichts weiter als: „Ich will ihn, bei Gott, wohl anderswo finden!"

Wie der Rittersmann hinauf kam, fand er seine Gemahlin fast atemlos vor Schrecken oben an der Treppe. „Was hat das zu bedeuten (sprach er), daß Lambertuccio solche wütende Drohungen ausstößt?"

Die Dame antwortete ihm, indem sie sich der Kammerthüre näherte, damit Leonetto ihre Worte hören könnte: „Ach mein Lieber! Ich war in meinem Leben noch nicht so erschrocken. Ein junger Mensch, den ich nicht kenne, und den Messer Lambertuccio mit gezücktem Dolche verfolgte, hat sich eben hier in's Haus geflüchtet. Zufälligerweise fand er diese Kammerthüre offen und flehte mit bebender Stimme: „Madonna, steht mir um Gottes Willen bei, daß man mich nicht vor Euren Augen umbringt." Ich stand auf und wollte ihn fragen, wer er wäre, und was ihm fehlte; da kam Herr Lambertuccio ihm auf dem Fuße nach und rief: „Wo bist Du, Nichtswürdiger?" Ich stellte mich ihm an der Kammerthüre entgegen und hielt ihn ab, daß er nicht hinein ginge; und er hatte doch noch so viel Rücksicht, wie er sah, daß ich ihn nicht einlassen wollte, daß er sich nach einigem Wortwechsel wieder entfernte, wie Du wohl gesehen hast."

„Du hast wohl gethan, meine Liebe (sprach der Mann). Es wäre eine Schande für uns gewesen, wenn Jemand in unserem Hause wäre erschlagen worden, und es war sehr unbescheiden von Lambertuccio, Jemand zu verfolgen, der zu uns seine Zuflucht genommen hatte."

Er fragte hierauf nach dem Jüngling, und sie antwortete: „Ich weiß nicht, wo er sich mag versteckt haben."

„Wo bist Du? (rief der Ritter) Komm jetzt nur getrost hervor."

Leonetto, der Alles gehört hatte, kam zitternd zum Vorschein; denn ihm war in der That Angst genug geworden. Der Ritter fragte ihn: „Was für Händel hast Du mit Lambertuccio gehabt?"

„Keine in der Welt, gestrenger Herr, (antwortete der Jüngling) Ich glaube vielmehr, er muß entweder nicht recht bei Sinnen, oder er muß mich für einen anderen gehalten haben. Denn so wie er mich hier nicht weit von Eurem Schlosse nur gewahr war, zog er gleich seinen Dolch und sagte: „Nichtswürdiger, Du bist des Todes!" Ich fragte nicht lange warum, sondern floh, so schnell ich konnte, hier herein, wo mir Gottes Gnade und diese edle Frau das Leben gerettet haben."

„Sei nur nicht mehr bange (sprach der Schloßherr). Ich will Dich sicher und gesund nach Deinem Hause schaffen, und dann magst Du selbst Deine Sache weiter mit ihm ausmachen."

Er behielt ihn hierauf bei sich zum Abendessen, ließ ihm ein Pferd satteln und begleitete ihn nach der Stadt und nach Hause. Hier ging der Jüngling, wie ihm die Dame empfohlen hatte, noch denselben Abend zu Lambertuccio und sagte ihm so viel, als er zu wissen nötig hatte, um dem Handel, von welchem noch viel gesprochen ward, einen solchen Anstrich zu geben, daß der Rittersmann nie etwas von dem Streiche erfuhr, den ihm seine Gemahlin gespielt hatte.

Siebenundsechzigste Erzählung.

In Paris war einmal ein florentinischer Edelmann, den seine zerrütteten Umstände gezwungen hatten, ein Kaufmann zu werden, und das Glück war ihm bei seinen Geschäften so

günstig gewesen, daß er ein sehr reicher Mann geworden war. Er hatte mit seiner Frau nur einen einzigen Sohn, namens Lodovico; weil er nun wünschte, daß dieser, seiner Geburt gemäß, als ein Edelmann und nicht als Kaufmann sollte erzogen werden, so hatte er ihn nie in eine Handlung geben wollen, sondern ihn mit anderen jungen Edelknaben am Hofe des Königs von Frankreich Dienste nehmen lassen, woselbst er seine Sitten sehr vorteilhaft gebildet und viel Gutes gelernt hatte. Während dieser Zeit kamen einmal einige Edelleute, die eben von einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückkehrten, in eine Gesellschaft junger Leute, bei welcher sich auch Lodovico befand; und indem sie von den schönen Frauen in Frankreich, England und anderen Ländern sprachen, behauptete einer von ihnen, daß es auf dem weiten Rund der Erde, unter allen Frauen, die er gesehen hätte, keine schönere gäbe, als Madonna Beatrice, die Gemahlin des Egano Galuzzi in Bologna. Eben dieses bestätigten auch alle seine Reisegefährten, die mit ihm in Bologna gewesen waren. Lodovico, der dieses hörte und noch nie geliebt hatte, ward durch diese Beschreibung so neugierig gemacht, sie zu sehen, daß er mit keinem anderen Gedanken umging und es sich fest vornahm, nach Bologna zu reisen, um sie kennen zu lernen und daselbst zu bleiben, wenn sie ihm gefiele. Er gab demnach gegen seinen Vater vor, daß er nach dem heiligen Grabe wallfahrten wollte, und erhielt die Erlaubnis dazu nicht ohne viele Schwierigkeit. Unter dem angenommenen Namen Anichino kam er nach Bologna, und das Glück fügte es so, daß er schon am folgenden Tage bei einem öffentlichen Feste Beatrice zu sehen bekam, die er noch weit schöner fand, als er sie sich vorgestellt hatte und sich deswegen vornahm, Bologna nicht eher zu verlassen, bis er ihre Liebe gewönne. Nachdem er sich lange über die Mittel bedacht hatte, seinem Endzweck näher zu kommen, deuchte ihm endlich das beste zu sein, bei ihrem Gemahl Dienste zu nehmen, welcher eine sehr zahlreiche Dienerschaft unterhielt. Er verkaufte demnach seine Pferde und Sachen, brachte seine Leute gehörig unter und befahl ihnen, sich nie merken zu lassen, daß sie ihn kennten. Hierauf machte er Rechnung mit seinem Wirte und entdeckte ihm, daß er wohl Lust hätte, bei einem guten Herrn in Dienste zu gehen.

Der Wirt gab ihm zur Antwort: „Du scheinst mir gerade der Mann zu sein, den ein gewisser Edelmann in dieser Stadt, namens Egano, sich wohl wünschen würde. Er hält viele Diener und sieht es gern, daß sie alle so manierlich in ihrem Betragen sind, wie Du bist. Ich will mit ihm davon sprechen."

Er hielt ihm auf der Stelle Wort und brachte es auch gleich bei der ersten Unterredung dahin, daß Egano den Anichino in seine Dienste nahm, welches diesem sehr erfreulich war. Wie er nun bei diesem angestellt ward und öftere Gelegenheit hatte, seine Gebieterin zu sehen, ließ er es sich angelegen sein, seinen Herrn so aufmerksam zu bedienen, daß er seine Liebe bald in einem solchen Grade gewann, daß er nichts ohne ihn vornahm und ihm alle seine Angelegenheiten anvertraute.

Einmal, wie Egano auf die Reiherbeize geritten und Anichino zu Hause geblieben war, setzte sich Beatrice (die zwar von seiner Liebe noch nichts ahnte, aber an seinen Manieren vielen Gefallen fand und ihm deswegen sehr gut war) mit ihm zum Schachspiel, und Anichino, um ihr Vergnügen zu machen, wußte es sehr geschickt so einzurichten, daß sie gewann, worüber sie große Freude hatte. Während des Spieles hatten sich die weiblichen Bedienten eine nach der andern entfernt, und sobald sie beide allein waren, holte Anichino einen tiefen Seufzer.

„Was ist Dir, Anichino (fragte Beatrice traulich). Ist es es Dir so leid, daß ich Dir abgewinne?"

„Ach, Madonna! (antwortete Anichino) eine viel wichtigere Sache hat mir diesen Seufzer ausgepreßt."

„So sage sie mir, wenn Du mich lieb hast", versetzte Beatrice.

Ein noch tieferer Seufzer, als der erste, entfuhr dem Anichino, wie er die Worte: „wenn Du mich lieb hast", von derjenigen hörte, die er über alles liebte. Beatrice bat ihn deswegen nochmals, ihr zu sagen, worüber er seufzte.

„Madonna, (erwiderte Anichino), ich fürchte, Ihr würdet mir zürnen, wenn ich es Euch sagte, und ich muß besorgen, daß Ihr es einer anderen Person wieder sagen würdet."

„Ich verspreche Dir (versetzte sie), daß ich es nicht übel nehmen will, und Du kannst versichert sein, daß ich ohne Deinen Willen von demjenigen, was Du mir entdeckest, nie einem anderen etwas wieder sagen werde."

„Wenn das ist, so will ich es Euch gestehen," sprach Anichino, und fast traten ihm die Thränen in die Augen, wie er ihr erzählte, wer er wäre, was er von ihr gehört hätte und wo und wie er verliebt in sie geworden wäre und deswegen er Dienste bei ihrem Gemahl genommen hätte. Zugleich bat er sie demütig, Mitleiden mit ihm zu haben und seiner eben so feurigen, als verschwiegenen Liebe, wenn es möglich wäre, Gehör zu geben; oder wenn sie sich dazu nicht entschließen könnte, ihm wenigstens zu vergönnen, sie ferner in seinem bisherigen Verhältnisse zu verehren.

O du ausbündige, sanfte Wärme des bolognesischen Blutes! Wie liebenswürdig hast Du Dich immer in solchen Fällen ausgezeichnet! Nie konntest Du Dein Auge weiden an den Thränen, an den Seufzern der Liebenden; nie warst Du taub gegen zärtliche Bitten; sondern mit gütiger Herablassung kamst Du jederzeit den Wünschen der aufrichtigen Liebe entgegen. Wäre ich nur im stande, Dich nach Verdienst zu rühmen, so würde mein Mund nie von Deinem Lobe schweigen.

Das sanfte Weib verwandte keinen Blick von Anichino, indem er sprach, und da sie seinen Worten unbezweifelten Glauben beimaß, so wirkte die Liebe durch seine Bitten so mächtig auf ihr Herz, daß auch sie sich bewegt fühlte und mit mehr als einem Seufzer ihm zur Antwort gab: „Sei getrost, lieber Anichino! Mich haben zwar bisher weder Geschenke, noch Verheißungen, weder Bitten, noch Schmeicheleien von Rittern und Herren, oder von anderen Personen, zur Liebe reizen können, obwohl ich genug Anfechtungen von dieser Art gehabt habe; aber Du hast mich durch Deine Worte in diesen wenigen Augenblicken mehr zu der Deinigen gemacht, als ich mir selbst gehöre. Ich halte Dich meiner Liebe vollkommen wert und will sie Dir gewähren und ich verspreche Dir, ehe die künftige Nacht zu Ende geht, Dich die Früchte derselben genießen zu lassen. Komm um Mitternacht in meine Kammer; Du wirst die Thüre offen finden. Tritt an meine Seite des Bettes und wenn ich ja eingeschlummert wäre, so wecke mich

nur mit einer leisen Berührung und erwarte von mir den Lohn Deiner langen Sehnsucht."

Ein zärtlicher Kuß besiegelte ihr Versprechen und endigte die Unterredung. Anichino ging weg, um seine Geschäfte zu besorgen, und erwartete mit zärtlicher Ungeduld die kommende Nacht. Egano kam von seiner Jagd zurück und weil er müde war, ging er bald nach dem Abendessen zu Bett, und seine Gemahlin folgte ihm und ließ die Kammerthüre offen. Anichino kam um die bestimmte Zeit, trat leise in die Kammer und an das Bett und legte die Hand auf die Brust der Dame, die er noch wachend antraf. Sie faßte mit ihren beiden Händen die seinigen und hielt ihn fest. Hierauf warf sie sich so lange im Bette hin und her, bis ihr Gemahl erwachte. Wie er wach war, sagte sie zu ihm: „Ich wollte Dich gestern Abend nicht im Gespräch aufhalten, weil ich glaubte, da Du müde wärest, aber sage mir doch jetzt, ich bitte Dich, wen hältst Du wohl unter allen Deinen Dienern für den treuesten und für denjenigen, der Dir am meisten ergeben ist?"

„Was willst Du mit dieser Frage sagen, Frau? (sprach Egano) Weißt Du das nicht selbst? Ich glaube nicht, daß ich jemals einen treueren Bedienten gehabt habe oder noch habe auf welchen ich mehr Vertrauen setze, oder ihn lieber hätte, als Anichio. Aber noch einmal, warum thust Du diese Frage?"

Wie Anichio fand, daß Egano wachte, und wie er hörte, daß von ihm die Rede war, suchte er mehr als einmal, seine Hand wegzuziehen und sich zu entfernen, weil er fürchtete, die Dame wollte ihn verraten; allein sie hielt ihn so fest, daß er sich nicht loswinden konnte. Sie antwortete ihrem Gemahl: „Ich glaubte ebenfalls, daß es sich so verhielte, wie Du sagst, und daß er Dir treuer wäre, als irgend ein anderer; allein er selbst hat mir die Augen geöffnet. Denn wie Du heute auf die Jagd geritten warst, blieb er zu Hause und wie ich glaubte, seine Gelegenheit wahrzunehmen, war er so unverschämt, mir einen Liebesantrag zu thun. Um mich der Mühe zu überheben, Dich davon weitläufig zu überführen, stellte ich mich, als ob ich in sein Vergehen willigte und versprach ihm, um Mitternacht in den Garten zu kommen und ihn unter dem Fichtenbaume zu erwarten. Du kannst wohl denken, daß ich nicht Lust habe,

ihm Wort zu halten. Willst Du aber die Treue Deines Dieners auf die Probe stellen, so brauchst Du nur einen von meinen Röcken anzulegen, meinen Schleier über den Kopf zu werfen und ihn im Garten zu erwarten; ich glaube nicht, daß er ausbleiben wird."

„Das will ich doch wirklich sehen!" sprach Egano; stand auf, zog einen Unterrock seiner Frau an, hüllte sich in ihren Schleier und ging in den Garten, um unter dem Fichtenbaume auf Anichino zu warten. Kaum war er hinausgegangen, so verriegelte sein Weibchen die Thüre. Anichino, der die größte Angst von der Welt ausgestanden, sich immer aus den Händen der Dame loszuwinden gesucht und hunderttausendmal sie und seine Liebe, sich selbst und seine Leichtgläubigkeit verwünscht hatte, war nunmehr außer sich vor Wunder und Wonne und eilte in die Arme seiner schlauen Geliebten, die ihn mit den süßesten Freuden beglückte. Nachdem sie eine geraume Zeit zusammen zugebracht hatten und die Dame glaubte, daß es für Anichino Zeit wäre, sich wegzubegeben, sagte sie zu ihm: „Jetzt, mein Lieber, versieh Dich mit einem tüchtigen Stocke, geh in den Garten und stelle Dich, als wenn Du meinen Mann für mich hieltest und mich mit Deinem Liebesantrage nur hättest in Versuchung führen wollen. Überhäufe ihn mit Vorwürfen und präge sie ihm ein mit dem Knüttel, es wird uns zu nicht geringem Nutzen und Vergnügen gereichen."

Anichino stand auf, nahm einen schlanken Weidenstock mit und ging in den Garten. Wie er sich dem Fichtenbaume näherte, und Egano ihn gewahr ward, ging ihm dieser entgegen, als wenn er ihn mit Freuden empfangen wollte.

„Ehrvergessenes Weib! (schrie Anichino ihn an.) Bist Du denn wirklich gekommen und hast geglaubt, daß es mir jemals einfallen könnte, diese Schandthat an meinem Herrn zu begehen? Aber warte, Du sollst mir tausendmal Dein böses Stündlein verfluchen, das Dich hergeführt hat." Damit erhob er seinen Stecken und fing an, dem Egano die Schultern damit zu messen. Kaum hörte dieser seine Worte und fühlte den Knüttel, so lief er, ohne einen Laut von sich zu geben, aus Leibeskräften davon. Anichino verfolgte ihn und rief noch immer: „Daß Dich der Himmel züchtige, Du lasterhaftes, ehrloses Weib!

Warte nur, ich will morgen Deinem Gemahl Deine Streiche erzählen."

Egano, der ein paar gute Hiebe davon getragen hatte, eilte nur, so geschwind als möglich in seine Kammer zurück zu kommen, und seine Frau empfing ihn mit der Frage, ob Anichino sich eingestellt hätte.

„Ich wollte, daß er weggeblieben wäre (sprach Egano). Er hielt mich für Dich und hat mir mit einem Knüttel die Rippen weich gedroschen und mir alle möglichen Schmähworte gesagt, die man einem niederträchtigen Weibe nur sagen kann. Es wunderte mich auch wahrlich, daß er Dir einen solchen Antrag sollte gethan haben, in der ernstlichen Absicht, mich zu beleidigen; aber Dein munteres und fröhliches Wesen hat ihn vermutlich auf den Einfall gebracht, Dich in Versuchung zu führen."

„Gott sei Dank (sprach Beatrice), daß er mich nur mit Worten und Dich mit der That versucht hat! Er wird gewiß denken, daß ich die Worte geduldiger vertrage, als Du die Werke. Weil er Dir denn wirklich so treu ist, so müssen wir ihn lieb und in Ehren halten."

„Du hast Recht," sprach Egano und glaubte von nun an, vollgültige Beweise empfangen zu haben, daß er die keuscheste Frau und den treuesten Diener hätte, deren sich jemals ein Biedermann erfreuen könnte. Er selbst scherzte hernach noch oft mit seiner Gemahlin und mit Anichino über diesen Auftritt und diese gewannen dadurch mehr bequeme Gelegenheiten, als sie sonst vielleicht gefunden hätten, um ihre Wünsche zu befriedigen, so lange Anichino noch bei seinem Herrn in Bologna verweilte.

Achtundsechzigste Erzählung.

In Florenz wohnte ein sehr reicher Kaufmann, namens Arriguccio Berlinghieri, der sich thörichterweise einfallen ließ, sich durch eine Frau adeln zu wollen, und deswegen ein junges,

adeliges Fräulein heiratete, das wenig für ihn paßte und Madonna Sismonda hieß. Weil er nun, wie die Kaufleute gewohnt sind, seiner Geschäfte wegen viel aus dem Hause ging und wenig bei ihr war, so verliebte sie sich unterdessen in einen jungen Kavalier, namens Ruberto, welcher sie schon seit langer Zeit geliebt hatte. Wie sie nun mit ihm einverstanden war und vielleicht aus übergroßer Liebe ihr Verständnis nicht geheim genug hielt, so ward Arriguccio (er mochte nun wirklich etwas erfahren haben oder nicht) auf einmal zum eifersüchtigsten Menschen von der Welt, ging fast gar nicht mehr aus dem Hause und dachte auf nichts anderes, als wie er seine Frau mit der größten Sorgfalt bewachen wollte; ja er konnte keinen Abend eher ruhig einschlafen, bis er sie vorher in's Bett hatte steigen sehen. Der jungen Frau war dieses höchst peinlich, weil sie nunmehr ihren Ruberto auf keine Weise sprechen konnte. Nachdem sie lange Zeit hin und her gedacht hatte, auf welche Art sie wieder mit ihm zusammen kommen konnte (worum er sie so oft flehentlich bitten ließ), so fiel ihr endlich ein (da ihr Schlafgemach an der Straße lag, und da sie bemerkt hatte, daß ihr Mann zwar erst spät einzuschlafen pflegte, daß er aber auch nachher so fest schlief, wie ein Stein), daß sie ihren Ruberto um Mitternacht an die Hausthür bestellen, ihm die Thür selbst öffnen und sich eine Zeitlang mit ihm unterhalten könnte, indes ihr Mann schliefe. Und damit sie wissen könnte, wenn er käme, ohne daß jemand anders etwas davon merke, so kam sie auf den Einfall, einen Bindfaden mit dem einen Ende bis auf die Straße hinunter zu lassen und das andere Ende längs dem Fußboden bis an ihr Bette zu leiten und es unter der Decke an ihre große Fußzehe zu befestigen. Dem Ruberto that sie zu wissen, er sollte, wenn er käme, an dem Bindfaden ziehen; wenn ihr Mann schliefe, so würde sie den Faden gehen lassen; wenn er aber wachte, so würde sie ihn festhalten und an sich ziehen, damit er nicht unnützerweise warten möchte. Ruberto fand den Einfall sehr gut und pflegte oft den Versuch zu machen, so daß er manchmal eingelassen ward, bisweilen aber wieder weggehen mußte. Endlich, nachdem sie dieses Kunststück oft wiederholt hatten, traf es sich einmal, daß Frau Sismonda eingeschlafen war, und daß Arriguccio, der noch wachte, ein Bein ausstreckte und von ungefähr den

Bindfaden fühlte. Er streckte die Hand darnach aus und fand, daß der Faden an der Zehe seiner Frau befestigt war. „Dahinter steckt ein Schelmstück," dachte er und fand bei weiterer Untersuchung, daß der Bindfaden zum Fenster hinausging. Den Augenblick schnitt er behende das Ende, welches nach dem Bette ging, ab und knüpfte es an seine eigene Zehe, um zu erfahren, was es damit zu bedeuten hätte. Es währte auch nicht lange, so kam Ruberto und zog nach seiner Gewohnheit an dem Bindfaden. Arriguccio fühlte es, und weil er den Faden nicht recht festgebunden hatte, und Ruberto etwas stark zupfte, so blieb diesem der Faden in der Hand, und er hielt es für ein Zeichen, daß er warten sollte. Arriguccio stand geschwind auf, nahm seinen Degen und lief nach der Thüre, um zu sehen, wer da wäre, um ihn übel zu empfangen. Arriguccio war, seines Kaufmannsstandes ungeachtet, ein tapferer Degen und ein rüstiger Mann. Wie er hinunter kam, mochte er wohl die Thüre nicht so leise geöffnet haben, wie seine Frau zu thun pflegte. Ruberto merkte demnach Unrat und nahm schnell die Flucht, und Arriguccio setzte ihm nach. Wie Ruberto schon eine Strecke gelaufen war und Arriguccio nicht abließ, ihn zu verfolgen, zog endlich jener, der ebenfalls bewaffnet war, seinen Degen und bot ihm die Spitze, so daß es zwischen ihnen zum Gefechte kam.

Frau Sismonda war unterdessen erwacht, indem Arriguccio die Kammerthür geöffnet hatte, und wie sie merkte, daß der Bindfaden von ihrer Zehe abgeschnitten war, zweifelte sie keinen Augenblick, daß ihr Kunststück entdeckt wäre. Wie sie vollends hörte, daß Arriguccio dem Ruberto nachlief, sprang sie schnell aus dem Bette, und da sie leicht erraten konnte, was weiter die Folge sein würde, so rief sie ihre Magd, die um ihr ganzes Geheimnis wußte, und beredete sie mit vielen Bitten, sich an ihrer Statt in's Bett zu legen und sich ja nicht zu erkennen zu geben, sondern die Schläge, die ihr Mann ihr geben würde, geduldig hinzunehmen; wofür sie ihr versprach, sie so reichlich zu belohnen, daß sie nicht Ursache haben sollte, sich zu beklagen. Hierauf löschte sie das Licht in der Kammer aus und verbarg sich in einem Winkel, um den Ausgang abzuwarten.

Über dem Scharmützel zwischen Arriguccio und Ruberto kamen inzwischen die Nachbarn zu Gange, und fingen an, über

den Lärm zu schelten. Arriguccio, der nicht gern erkannt sein wollte, ließ deswegen von seinem Gegner ab, ehe er noch hatte erfahren können, wer er wäre, und ohne ihn beschädigt zu haben, und ging zornig und unmutig nach Hause. „Wo bist Du, schändliches Weib?“ rief er, wie er in das finstere Zimmer trat. „Du hast wohl das Licht ausgelöscht, damit ich Dich nicht finden sollte; allein Du betrügst Dich.“ Mit diesen Worten ging er an das Bett, wo er seine Frau zu finden meinte, und machte sich an die Magd, die er mit Händen und Füßen dermaßen bearbeitete, daß er ihr das Gesicht blutrünstig und den ganzen Leib voll Brauschen und Beulen schlug. Endlich schor er ihr alles Haar vom Kopfe und belegte sie dabei mit allen erdenklichen Schimpfnamen. Die arme Magd heulte erbärmlich und hatte wahrlich auch Ursache dazu; allein obwohl sie sich nicht enthalten konnte, bisweilen zu wehklagen und um Barmherzigkeit zu bitten, so geschah es doch vor Thränen und Schluchzen mit so gebrochener Stimme, und Arriguccio war zugleich von seiner Wut so betäubt, daß er nicht unterscheiden konnte, ob er seine Frau oder eine andere unter seinen Händen hätte. Wie er sie nach Herzenslust durchgeprügelt und geschoren hatte, sprach er: „Ich will nicht länger Hand an Dich legen, schändliches Weib! sondern ich will Deine Brüder holen und will ihnen Deine treffliche Aufführung erzählen. Sie mögen Dich hernach mitnehmen und mit Dir machen, was sie ihrer eigenen Ehre am angemessensten halten. Hier im Hause sollst Du mir nimmermehr bleiben.“

Mit diesen Worten eilte er aus der Kammer, schloß die Thüre zu und ging aus dem Hause. Sobald Frau Sismonda, die alles angehört hatte, merkte, daß ihr Mann fortgegangen war, öffnete sie die Kammer, zündete wieder Licht an und fand ihre Magd ganz zerschlagen und in Thränen schwimmend. Sie tröstete sie nach bestem Vermögen und brachte sie nach ihrer Kammer, wo sie sie heimlich warten und pflegen ließ, und sie hernach auf Arriguccio's Kosten reichlich belohnte. Sobald die Magd fortgeschafft war, machte sie das Bett wieder so, als ob niemand darin gelegen hätte, zündete die Gaslampe in der Halle an, kleidete sich wieder völlig an, als ob sie noch nicht im Bett gewesen wäre, und setzte sich mit ihrem Nähzeuge im Saale

ganz ruhig an ihre Arbeit, in der Erwartung, wie die Sache weiter ablaufen würde.

Arriguccio war ohne alle Begleitung, so schnell er konnte, zu seinen Schwägern geeilt, wo er so lange anklopfte, bis man ihm aufmachte. Seine Schwäger, deren drei waren, standen auf, wie sie seine Stimme hörten, ließen Licht bringen und gingen zu ihm und fragten, was ihn so allein und um diese Stunde zu ihnen führte. Er erzählte ihnen alles, was vorgefallen war, von dem Bindfaden an, den er an die Zehe seiner Frau geknüpft gefunden, bis zu demjenigen, was er hernach gesehen und gethan hatte, und um sie durch den Augenschein zu überführen, gab er ihnen das Haar in die Hände, das er ihr, wie er sagte, abgeschnitten hatte. Er schloß mit der Bitte, sie möchten ihre Schwester abholen und mit ihr vornehmen, was ihre eigene Ehre ihnen geböte; indem er sie nicht einen Augenblick länger in seinem Hause behalten wollte.

Sismondas Brüder entrüsteten sich gewaltig über das, was sie hörten, und weil sie an der Wahrheit desselben nicht zweifelten, wurden sie gegen ihre Schwester so aufgebracht, daß sie unverzüglich Fackeln anzünden ließen und mit Arriguccio nach seinem Hause gingen, in der Absicht, eine schwere Rache an ihrer Schwester auszuüben. Ihre Mutter ließ sich nicht abhalten, mit ihnen zu gehen; sie zerfloß in Thränen und bat bald den einen, bald den anderen ihrer Söhne, nicht sogleich alles unbedingt zu glauben, bis sie selbst mehr von der Sache gesehen und gehört hätten; weil der Ehemann vielleicht aus anderen Bewegungsgründen einen Unwillen auf seine Frau könne geworfen und sie übel behandelt haben. Sie setzte hinzu, sie wäre um desto mehr verwundert, dergleichen Dinge von ihrer Tochter zu hören, da sie ihre Gesinnung kenne, sie selbst von Kindesbeinen an erzogen hätte und was dergleichen Reden mehr waren.

Wie sie nach Arriguccio's Hause kamen und die Treppe hinaufgingen, fragte Sismonda: „Wer kommt da?"

„Du sollst schon gewahr werden, wer kommt, Du Ehrvergessene!" sprach einer von ihren Brüdern.

„Hilf Himmel! was giebt's denn?" sprach Sismonda, stand auf und ging ihren Brüdern entgegen und sagte: „Seid will-

kommen, meine Brüder, wie kommt Ihr alle drei um diese Stunde der Nacht zu mir?"

Die Brüder, die sie an ihrem Nähtische fanden, da ihnen doch Arriguccio erzählt hatte, daß er sie ganz zerstückelt hätte, stutzten, hielten ihren Zorn zurück und fragten, wie es um dasjenige stände, worüber sich Arriguccio beklage; doch drohten sie ihr zugleich ernstlich mit ihrer Ahndung, wofern sie ihnen nicht die ganze Wahrheit sagte.

„Ich begreife gar nicht, was ihr von mir wissen wollt, oder weswegen Arriguccio sich über mich kann beklagt haben," versetzte Sismonda.

Arriguccio, der nicht anders wußte, als daß er ihr das Gesicht übel zerschlagen und zerkratzt hätte, stand und gaffte sie an, als wenn er närrisch geworden wäre, weil er nicht begreifen konnte, wie es zuginge, daß von dem allen keine Spur zu sehen war. Kurz die Brüder sagten ihr alles, was Arriguccio ihnen erzählt hatte, von dem Bindfaden, von den Prügeln und von allem, was dazu gehörte.

„Himmel, was muß ich von Dir hören, Mann! (rief Frau Sismonda) Wie fällt es Dir ein, mich zu Deiner eigenen Schande als ein lasterhaftes Weib zu schildern, da ich es nicht bin, und Dich selbst als einen grausamen Wüterich, da Du es doch gleichfalls nicht bist? Wenn hast Du gestern Abend auch nur einen Fuß in Dein Haus gesetzt und noch weniger in meine Kammer? Oder wenn hättest Du mich geschlagen? Ich zum wenigsten weiß von dem allen nichts."

„Was (rief Arriguccio), kannst Du es leugnen, treuloses Weib! daß wir zusammen zu Bette gegangen sind? Kam ich nicht wieder dahin zurück, nachdem ich Deinem Liebhaber nachgelaufen war? Und habe ich nicht, wie ich wieder kam, Dich durchgeprügelt und Dir das Haar abgeschoren?"

„In diesem Hause (antwortete Sismonda) bist Du gestern Abend gewiß nicht zu Bette gegangen. Doch ich will dies beiseite setzen, weil ich keinen anderen Beweis darüber beibringen kann, als die wahren Worte, die ich spreche. Du sagst aber, Du habest mich geschlagen und mir das Haar abgeschnitten. Es ist nicht wahr, daß Du mich geschlagen hast. Laß alle, die hier sind, mich betrachten, und sieh Du mich selbst an, ob ich ein Mal von Schlägen an meinem ganzen Leibe habe.

Ich wollt' es Dir auch wahrscheinlich nicht raten, Deine Hand an mich zu legen, wenn Du nicht wolltest, daß ich Dir die Augen auskratzen sollte. Soviel ich weiß und mich besinne, hast Du mir auch das Haar nicht abgeschnitten; doch wer weiß, vielleicht hast Du es gethan, ohne daß ich es merkte. Laß doch sehen, ob Du es gethan hast, oder nicht." Mit diesen Worten nahm sie ihren Schleier ab und zeigte ihren Haarwuchs voll und unversehrt.

„Was sagst Du dazu, Arriguccio? (sprachen jetzt die Brüder und die Mutter zu ihm.) Das stimmt nicht mit demjenigen überein, was Du behauptest gethan zu haben, und wir sehen nicht ein, wie Du Deine übrige Erzählung wahr machen willst."

Arriguccio wußte nicht, ob er träumte oder wachte. Er wollte weiter reden; allein der Mut entfiel ihm, wie er sah, daß von allem, was er glaubte, als Beweise aufzeigen zu können, gar nichts vorhanden war.

Jetzt nahm Sismonda das Wort: „Ich sehe wohl, meine Brüder (sprach sie), er hat mich zwingen wollen, zu thun, was ungern von mir geschieht, daß ich Euch nämlich seinen bösen lasterhaften Wandel aufdecke; und ihm soll sein Wille geschehen. Ich glaube wirklich, daß ihm alles dasjenige widerfahren ist, was er Euch erzählt hat, und will Euch auch sagen wie. Dieser Ehemann, den Ihr mir zum Gemahl gegeben habt, will ein Kaufmann sein, und will Glauben bei den Leuten haben, und sollte folglich nüchterner leben als ein Einsiedler und keuscher als eine Jungfrau. Allein es vergeht selten ein Abend, daß er sich nicht in den Weinhäusern betrinkt und sich bald mit diesem, bald mit jenem liederlichen Menschen herumtreibt, und ich muß bis nach Mitternacht und bisweilen bis an den lichten Morgen sitzen und auf ihn warten, wie Ihr jetzt eben gesehen habt. Gewiß hat er sich wieder, wie er tüchtig betrunken war, mit einer von seinen Buhlschwestern zu Bette gelegt, hat den Bindfaden an ihrem Fuße gefunden und darauf alle die Heldenthaten verübt, die er Euch erzählt hat; ist hernach wieder gekommen, hat sie tüchtig geprügelt und ihr das Haar abgeschnitten, und weil er noch nicht wieder recht nüchtern geworden war, so hat er geglaubt und glaubt vielleicht noch jetzt, daß er das alles mir gethan habe. Seht ihm nur

recht ins Gesicht, so werdet Ihr finden, daß er noch nicht vollkommen nüchtern ist. Er mag indessen von mir gesagt haben, was er will, so muß man es seiner Trunkenheit beimessen, und da ich es ihm verzeihe, so müßt Ihr es ihm gleichfalls zu gute halten."

Wie dies die Mutter hörte, erhob sie ihre Stimme: „Beim Kreuze Christi! mein Töchterchen (sprach sie), daraus muß nichts werden. Eher müßte man den widerlichen undankbaren Hund totschlagen, der in seinem Leben nicht wert gewesen ist, ein Weib, wie Du bist, zu besitzen. Sollte man nicht meinen, er hätte Dich vom Misthaufen aufgelesen? Es müßte mit dem Henker zugehen, wenn Du Dich jemals von einem lumpigen Pfefferkrämer solltest heruntermachen lassen, der auf dem Eselsmist geboren und hinter den Säuen erzogen ist. Die Kerle kommen vom Dorfe in wollenen Kitteln, mit den Strümpfen auf den Hacken und mit der Feder im Hintern, und wenn sie ein paar Dreier zusammengeschunden haben, so meinen sie, sie müssen die Töchter wackerer Edelleute und braver Mütter heiraten; lassen sich Wappen malen und meinen Wunder, wer sie sind und von wem sie herstammen. Ich wünschte, daß meine Söhne meinem Rat Gehör gegeben hätten, da sie Dich in dem Hause des Grafen Guidi so gut unterbringen und Dich versorgen konnten; allein sie warfen Dich lieber diesem köstlichen Kleinod von Ehemann an den Hals, der sich nicht schämt, Dich, das beste und keuscheste Weib in ganz Florenz, um Mitternacht eine Hure zu schelten, als wenn wir Dich nicht besser kennten. Aber beim Himmel! wenn man mir folgen wollte, so sollte man ihm dafür eine Tracht Prügel geben, daß er sich besudelte. Ich hab's Euch wohl gesagt, meine Söhne, daß es nicht gut gehen würde. Habt Ihr's nun gesehen, wie Euer Schwager mit Eurer Schwester umgeht? Wenn ich wäre wie Ihr, und solch ein Pfennigsucher wollte schwatzen, wie er geschwatzt, und handeln, wie er gehandelt hat, so würde ich meinen Kopf nicht ruhig niederlegen können, bis ich ihn von der Erde vertilgt hätte; und wäre ich ein Mann, wie ich ein Weib bin, so sollten mir das keine anderen Hände thun, als meine eigenen. Gottes Zorn über den versoffenen liederlichen Kerl, der keine Ehre im Leibe hat!"

Die Schwäger folgten dem Beispiele ihrer Mutter und sagten ihm die ärgsten Lästerungen in's Gesicht, die man nur gegen den verworfensten Menschen ausstoßen kann. Endlich sagten sie: „Wir verzeihen Dir diesmal, als einem Betrunkenen; allein wenn Dir Dein Leben lieb ist, so hüte Dich, daß wir dergleichen Streiche von Dir nie wieder erfahren. Denn wenn uns das geringste wieder zu Ohren kömmt, so bezahlen wir Dir das alte mit dem neuen zugleich."

Damit gingen sie fort; Arriguccio stand wie bethört und wußte nicht, ob er alles, was vorgegangen war, wirklich selbst gethan oder nur geträumt hätte. Er sagte kein Wort mehr, sondern ließ seine Frau in Frieden, welche durch ihre List nicht nur für diesmal der Gefahr entrann, sondern sich auch für die Zukunft den Weg bahnte, ihrem Vergnügen ungehindert nachzugehen, ohne sich weiter vor ihrem Mann zu scheuen.

Neunundsechzigste Erzählung.

In Argos, einer der ältesten Städte Griechenlands, welche durch ihre ehemaligen Könige mehr, als durch ihre Größe berühmt geworden ist, war einst ein vornehmer Mann, namens Nikostratus, welchem das Schicksal in seinem Alter ein junges Weib bescherte, das eben so rasch und unternehmend, als schön war und Lydia hieß. Da er nicht minder reich, als vornehm war, so hielt er eine Menge Diener, Jagdpferde, Hunde und Falken; denn er liebte die Jagd mit Leidenschaft. Unter andern hatte er einen Diener, der eben so einnehmend, manierlich und schön von Person war, als gewandt in allen Dingen, die er unternahm; daher er vor allen andern seine besondere Gunst und sein Zutrauen besaß. In diesen ward Lydia dermaßen verliebt, daß ihre Gedanken Tag und Nacht nur auf ihn gerichtet waren. Pyrrhus aber, der entweder ihre Liebe nicht bemerkte, oder sie nicht bemerken wollte, schien sich darum gar nicht zu bekümmern. Dieses war ihr sehr empfindlich, und sie

faßte den festen Vorsatz, ihn aufmerksam darauf zu machen. Sie rief demnach eine von ihren Mägden, namens Lusca zu sich, auf welche sie großes Vertrauen setzte, und sprach zu ihr: „Lusca, die Wohlthaten, die ich Dir erzeugt habe, müssen mir billig Deine Treue und Deinen Gehorsam verbürgen; sieh Dich also vor, daß von demjenigen, was ich Dir jetzt anvertrauen will, niemand etwas erfahre, als derjenige, den ich Dir nenne. Du siehst, Lusca, ich bin ein junges, frisches Weib, ich besitze alles in Überfluß, was eine Frau sich nur wünschen kann, und es fehlt mir in der Welt an nichts, als an einer einzigen Sache: das Alter meines Gemahls ist dem meinigen nicht angemessen; ich finde mich demnach mit demjenigen schlecht versorgt, was den jungen Weibern am liebsten ist, und da mich nicht weniger als andere darnach verlangt, und das Schicksal mir so wenig günstig gewesen ist, daß es mir einen alten Mann beschieden hat, so ist es schon längst bei mir beschlossen, daß ich nicht meine eigene Feindin sein und mein Glück und Vergnügen vernachlässigen will. Um dieses eben so vollkommen, als alles übrige zu genießen, habe ich mir unsern Pyrrhus, als den würdigsten vor allen andern, dazu ausersehen, daß seine Umarmungen es mir verschaffen sollen. Ich habe mein Herz so sehr auf ihn gesetzt, daß mir nicht wohl ist, wenn ich ihn nicht sehe, oder an ihn denke; und wenn ich ihn nicht bald bei mir habe, so glaube ich wahrlich, daß es mir noch das Leben kostet. Wenn dieses also einen Wert für Dich hat, so erkläre ihm auf die schicklichste Weise meine Liebe und bitte ihn, daß er zu mir komme wenn ich ihn durch Dich werde rufen lassen."

Die Zofe war bereit; sie nahm die erste Gelegenheit wahr, den Pyrrhus auf die Seite zu ziehen und den Auftrag ihrer Frau auszurichten.

Pyrrhus, der sich nie dergleichen vermutet hatte und fürchtete, die Dame ließe ihm dieses nur sagen, um ihn in Versuchung zu führen, gab rasch und mit Härte zur Antwort: „Lusca, ich kann nicht glauben, daß meine Gebieterin solche Worte gesprochen hat; nimm Dich in acht, was Du sprichst; denn wenn dies auch wirklich von ihr käme, so glaube ich doch nicht, daß es ihr Ernst gewesen sei, und wenn es ihr Ernst gewesen wäre, so hält mich doch mein Herr mehr in Ehren, als ich verdiene, und ich würde ihm eine solche Beleidigung nicht

zufügen, wenn ich auch wüßte, mein Leben damit zu retten. Hüte Dich also, daß Du mir mit dergleichen Reden nie wieder kömmst."

Lusca ließ sich durch seine harte Antwort nicht schrecken. „Pyrrhus, (sagte sie) ich werde von diesen Dingen und von allem, was meine Frau mir befiehlt, mit Dir reden, so oft sie es mir aufträgt, es mag Dir lieb oder leid sein, aber nimm mir's nicht übel, Du bist ein Schafskopf."

Damit verließ sie ihn ein wenig verdrießlich und ging zu ihrer Frau, die sich über seine Antwort fast zu Tode grämen wollte. Nach einigen Tagen sprach sie indessen wieder zu ihrer Zofe: „Lusca, Du weißt wohl, der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb; ich dächte also, Du gingest wieder zu dem Halsstarrigen, der zu meinem Verdruß anfängt, sich widerspenstig zu beweisen und schilderst ihm zu gelegener Zeit meine ganze Zärtlichkeit. Kurz, gieb Dir alle mögliche Mühe, die Sache zu Stande zu bringen; denn wenn wir sie so stecken lassen, so bricht mir das Herz und Pyrrhus wird meinen, ich hätte ihn nur zum besten gehabt, und wird mich hassen, da ich doch seine Liebe zu gewinnen wünsche."

Die Zofe bat ihre Frau, guten Mut zu haben; sie ging wieder zu Pyrrhus und weil sie ihn bei guter Laune antraf, sprach sie zu ihm: „Pyrrhus, vor einigen Tagen sagte ich Dir, wie sehr unsere Gebieterin von Liebe zu Dir entzündet wäre, und ich bringe Dir jetzt von neuem die Bestätigung davon. Wenn Du Dich ferner noch so hartnäckig bezeigest, wie neulich, so sei versichert, daß sie nicht lange leben wird. Laß Dich demnach erbitten, ihre Wünsche zu erfüllen; denn wo Du noch länger auf Deinem Eigensinne bestehst, so mußt Du Dich künftig als einen Thoren betrachten, da ich Dich doch immer für einen vernünftigen Menschen gehalten habe. Mußt Du es Dir nicht zur Ehre schätzen, Dich von einem so schönen und edlen Weibe geliebt zu wissen? Und überdies, wie sehr hast Du Ursache, dem Glücke zu danken, daß es Dir ein solches Kleinod darbietet, welches nicht nur Deinen jugendlichen Wünschen so angemessen ist, sondern Dir auch eine nie versiegende Quelle öffnet, um alle Deine Bedürfnisse zu befriedigen? Wo findest Du einen von Deines Gleichen, welchem größere Freuden bevorstehen, als Dir, wenn Du weise bist? Welcher andere wird mit Waffen und Pferden,

mit Geld und mit Kleidern reichlicher versorgt sein, als Du, wenn Du ihre Liebe erwiderst? Oeffne demnach Dein Herz meinen Worten, kehre in Dich und bedenke, daß nur einmal das Glück uns mit lächelndem Blicke und mit offenen Armen entgegenkömmt. Wer alsdann nicht weiß, sich ihm in den Schoß zu werfen, und muß hernach darben und betteln, der beklage sich nicht über Unglück. Ueberdies mußt Du das Band der Treue zwischen Herrn und Diener nicht für so heilig halten, als zwischen Brüdern und Freunden, sondern es ist genug, wenn der Diener sich bestrebt, seinem Herrn so redlich zu begegnen, wie dieser ihm. Und meinst Du denn, wenn Du ein hübsches Weib oder eine hübsche Tochter hättest, die dem Nikostratus gefiele, daß er sich so gewissenhaft gegen Dich betragen würde, wie Du mit ihm in Rücksicht auf seine Gemahlin verfahren willst? Du wärest ein Thor, wenn Du es glaubtest. Sei versichert, wenn Bitten und Schmeicheleien nicht helfen wollen, so würde er auch wohl zu Zwangmitteln greifen, es möchte Dir behagen, wie es wollte. Laß uns also gegen sie und die Ihrigen so verfahren, wie sie es mit uns machen, und mit allem, was uns angehört. Genieße die Wohlthat des Glückes; stoß' es nicht von Dir, sondern komm ihm entgegen und nimm es auf, wenn es Dich besucht. Denn wahrlich, wenn Du es nicht thust, so wirst Du nicht nur Deiner Gebieterin den gewissen Tod bereiten, sondern Du selbst wirst es so oft und so lange bereuen, daß Du Dir den Tod wünschen wirst."

Pyrrhus, welcher mehr als einmal über die erste Botschaft der Lusca nachgedacht hatte, war bereits entschlossen, wenn sie noch einmal wiederkäme, ihr eine ganz andere Antwort zu geben und sich ganz in den Willen seiner Gebieterin zu fügen, sobald er gewiß versichert sein könnte, daß man ihn nicht bloß prüfen wollte. „Höre, Lusca (gab er ihr zur Antwort), ich sehe wohl ein, daß alles wahr ist, was Du mir sagst; allein von der andern Seite kenne ich auch meinen Herrn als einen sehr klugen und scharfsichtigen Mann, und da er mir alle seine Sachen anvertraut, so fürchte ich, daß Lydia dies alles mit seinem Wissen und Willen so angestellt hat, um mich zu versuchen. Wenn sie aber, um mich zu beruhigen, drei Dinge erfüllen will, so soll sie mir nach diesem nichts befehlen können, worin ich ihr nicht auf der Stelle gehorche. Alle drei Dinge,

die ich von ihr fordere, sind folgende: Erstlich muß sie dem besten Falken ihres Gemahls in seiner Gegenwart den Hals umdrehen; zweitens muß sie mir ein Büschel Haare aus dem Barte des Nikostratus und drittens einen von den besten Zähnen aus seinem Munde schicken."

Diese Forderung fand Lusca sehr hart, und Lydia fand sie noch härter. Doch Amor, der ein wackerer Treiber und ein meisterhafter Ratgeber ist, bewog sie, die Ausführung zu unternehmen; sie ließ also dem Pyrrhus durch ihre Magd sagen, daß alles, was er verlangt hätte, gewiß und bald geschehen sollte, und weil er doch seinen Herrn für so sehr klug und weise hielt, so verspräche sie ihm noch überdies, daß er ihre erste Gunstbezeigung in seiner Gegenwart genießen, und das Nikostratus dennoch dasjenige, was er selbst gesehen hätte, für nicht geschehen halten sollte.

Pyrrhus war voll Erwartung, wie sie sich dabei benehmen würde. Nach einigen Tagen, wie Nikostratus ein großes Gastmahl gab und (wie er oft zu thun pflegte) seine edlen Nachbarn bewirtete, trat Lydia nach aufgehobener Tafel, in einem grünen Jagdkleide und völlig geschmückt, in den Speisesaal, ging nach der Stange, auf welcher der Lieblingsfalk ihres Gemahls saß, nahm ihn in Gegenwart der Gäste und des Pyrrhus herunter, als wollte sie ihn zur Jagd auf die Hand setzen, ergriff ihn bei den Fängen, schlug ihn den Kopf an der Mauer entzwei und erwürgte ihn.

„Weib, was beginnst Du!" fuhr Nikostratus sie an.

Sie antwortete ihm nicht, sondern wandte sich an die Herren, die bei ihm zu Gaste waren und sagte: Meine Herren, ich würde mich nicht scheuen, mich an einem Könige zu rächen, der mich beleidigt hätte; wieviel mehr denn an einem Falken? Ihr müßt wissen, daß dieser Falk mich schon längst um alle die Zeit gebracht hat, die ein Ehemann billig dem Vergnügen seiner Frau widmen sollte. Denn so wie die Morgenröte aufging, pflegte Nikostratus immer aufzustehen, zu Pferde zu steigen und mit seinem Falken auf der Hand die Fluren zu durchstreifen, um ihn stoßen zu sehen, indes ich mich einsam und unmutig im Bette verweilen mußte. Ich habe deswegen schon mehr als einmal Lust gehabt, zu thun, was ich jetzt that, und ich habe es bisher nur deswegen unterlassen, weil

ich wünschte, daß es in Gegenwart solcher Männer geschehen sollte, wie Ihr seid, die über mein Verfahren ein gerechtes Urteil fällen können."

Die Edelleute, welche dies anhörten und nichts anderes glaubten, als daß ihre Zärtlichkeit für ihren Gemahl mit ihren Worten übereinstimmte, sagten lachend zu dem erzürnten Nikostratus: „Wahrlich, Eure Gemahlin hat Recht und hat wohlgethan, ihr erlittenes Unrecht an dem Falken mit dem Tode zu rächen." Nachdem Lydia sich wieder in ihre Zimmer begeben hatte, scherzten die Männer noch mit ihrem Gemahl über allerlei solche Dinge und verwandelten seinen ganzen Zorn in Lachen. Pyrrhus, der alles mit angesehen hatte, dachte: „Der Anfang ist gut und scheint für meine Liebe von guter Vorbedeutung zu sein. Wollten die Götter, daß sie so fortfahren möchte."

Nachdem Lydia den Falken gewürgt hatte, waren kaum einige Tage verflossen, so fing sie in ihrem Zimmer mit ihrem Gemahle, der mit ihr scherzte, einen kleinen verliebten Zwist an, wobei er sie im Scherz ein wenig bei den Haaren zupfte und ihr dadurch Anlaß gab, ihr zweites Versprechen zu erfüllen. Sie faßte nämlich ihren Herrn Gemahl zur Vergeltung beim Bart und rupfte ihm ein Zipfelchen Haar glatt aus der Haut, und wie Nikostratus zürnen wollte, sagte sie lachend zu ihm: „Warum machst Du solch ein saures Gesicht, daß ich Dir ein halbes Dutzend Haare aus dem Bart rupfte? Es hat Dir gewiß nicht halb so weh gethan, als mir, wie Du mich eben bei den Haaren zogest." Indem sie nun noch eine Weile miteinander tändelten, fand sie Gelegenheit, das Zipfelchen Barthaar zu sich zu stecken, und sandte es noch an demselben Tage ihrem Geliebten. Die dritte Bedingung machte ihrem Scharfsinn etwas mehr zu schaffen; doch da sie vielen Witz besaß und die Liebe noch mehr geschärft hatte, so fand sie bald ein Mittel, auch diese zu erfüllen.

Nikostratus hatte zwei junge Edelknaben in seinem Dienste, welche ihm von ihren Eltern anvertraut worden waren, um in seinem Hause ihre Sitten zu bilden; der eine diente ihm bei Tische als Vorleger und der andere als Mundschenk. Diese ließ Lydia zu sich rufen und bildete ihnen ein, daß sie einen übelriechenden Atem hätten; sie sollten deswegen, wenn

sie ihrem Herrn bei Tische aufwarten, das Gesicht so viel wie möglich von ihm abwenden und sich übrigens gegen niemand etwas davon merken lassen. Nachdem die Jünglinge dieses ein paar Tage befolgt hatten, nahm sie Gelegenheit, ihren Gemahl zu fragen, ob er das Betragen der Knaben wohl bemerkt hätte.

„Ja wohl (sprach Nikostratus), und ich habe sie schon fragen wollen, was sie damit meinen."

„Thue es nicht (sprach Lydia), denn ich kann es Dir selbst erklären. Ich habe bisher davon geschwiegen, weil ich Dir keine Unannehmlichkeiten verursachen wollte. Weil ich aber jetzt finde, daß es andere schon gemerkt haben, so lohnt es sich nicht, es Dir länger zu verhehlen. Es ist nichts anderes, als daß es Dir ganz unaussprechlich aus dem Munde riecht, und ich weiß selbst nicht, woher es kömmt, da es sonst nicht zu sein pflegte. Da Du aber viel mit angesehen Leuten umgehst, so ist es ein unanständiges Ding, und man müßte suchen, ihm abzuhelfen."

„Woher könnte das kommen (sprach Nikostratus)? Sollte ich etwa einen faulen Zahn im Munde haben?"

„Das ist möglich", versetzte Lydia und führte ihn an's Fenster, ließ ihn den Mund aufthun und sagte, wie sie ihn ein wenig besichtigt hatte: „Ist es möglich, Nikostratus, daß Du es so lange hast aushalten können? Da hast Du einen Zahn, der nicht nur angegangen, sondern schon ganz hohl ist. Wahrlich, wenn Du ihn noch länger im Munde behältst, so läufst Du Gefahr, daß er die anderen mit ansteckt. Ich rate Dir, ihn ausziehen zu lassen, ehe das Übel weiter um sich greift."

„Wenn Du es meinst, so habe ich nichts dagegen (sprach Nikostratus). Schicke nur gleich nach einem Zahnarzt."

„Gott bewahre (versetzte sie), daß man deswegen gleich zum Arzt schicken sollte! Mich deucht, er sitzt so, daß ich selbst ihn Dir ohne Schwierigkeit ausziehen kann. Die Zahnbrecher gehen überdies so rauh bei solchen Gelegenheiten zu Werke, daß ich es nicht über mein Herz bringen könnte, Dich unter ihren Händen zu sehen oder zu wissen, darum will ich es weit lieber selbst thun. Denn wenn ich finde, daß es Dich zu sehr

schmerzt, so kann ich inne halten, und das würde der Zahnarzt nicht thun."

Sie schickte den Augenblick nach den nötigen Werkzeugen und ließ jedermann außer ihrer Lusca aus dem Zimmer gehen. Nikostratus ward auf eine Ruhebank gelegt, Lusca mußte ihn halten, und Lydia setzte ihm den Pelikan an den besten seiner Zähne, brach ihn, (so laut er auch schrie) mit Gewalt heraus und verbarg ihn, indem sie ihm einen alten faulen Zahn, den sie bei der Hand hatte, in der Heftigkeit seines Schmerzes geschickt für den ausgezogenen unterschob und zu ihm sagte: „Sieh nur, welch einen Zahn Du so lange im Munde behalten hast."

Nikostratus glaubte ihr, und so viel er auch ausgestanden hatte, so hielt er sich doch für genesen, wie der Zahn heraus war; man gab ihm einige schmerzstillende Mittel, und er ging aus dem Zimmer. Sobald er fort war, sandte Lydia den Zahn ihrem Geliebten, der nunmehr nicht länger an ihrer Liebe zweifelte, sondern erklärte, daß er zu allen ihren Befehlen bereit wäre.

Da jedoch Lydia sich vorgenommen hatte, ihm noch größere Beweise zu geben, wie weit ihre Kunst und ihre Liebe ginge, so wollte sie, trotz ihrer Ungeduld, sich in seinen Armen zu befinden, auch noch ihr letztes freiwilliges Versprechen erfüllen. Zu diesem Ende stellte sie sich krank, und wie Nikostratus sie einst des Nachmittags besuchte und nur Pyrrhus allein ihn begleitete, bat sie sie beide, sie zur Erleichterung ein wenig in den Garten zu führen. Nikostratus unterstützte sie demnach an einer Seite, Pyrrhus an der andern, und sie führten sie in den Garten, wo sie sie unter einem schönen Birnbaume auf den weichen Rasen niedersetzten. Nachdem sie eine kleine Weile gesessen hatte, sagte Lydia zu Pyrrhus, dem sie ihre Absicht bereits entdeckt hatte: „Pyrrhus, mich verlangt sehr nach den Birnen dieses Baumes; steige doch hinauf und wirf uns einige herab."

Pyrrhus stieg den Augenblick hinauf und warf einige Birnen herunter. Plötzlich rief er aus: „Ei Herr, was beginnt Ihr da? Und Ihr, Lydia, wie könnt Ihr Euch zu dergleichen in meiner Gegenwart bequemen? Meint Ihr denn, daß ich blind bin? Ihr waret ja diesen Augenblick noch so

krank; wie seid Ihr denn so schnell gesund geworden, daß Ihr ein solches Wesen treibt? Wenn Ihr Euch ja dazu angetrieben fühltet, so fehlt es Euch ja nicht an warmen Schlafzimmern; warum geht Ihr nicht lieber dahin, wo Ihr Euch mit mehr Schicklichkeit ergötzen könnt, als hier in meiner Gegenwart."

„Was schwatzt Pyrrhus? (fragte Lydia ihren Gemahl) Ist er verrückt?"

„Nein, verrückt bin ich nicht (sprach Pyrrhus). Aber Ihr meint wohl, daß ich nicht sehen kann."

Nikostratus war ganz erstaunt und sagte: „Wahrlich, Pyrrhus, ich glaube, Du träumst."

„Wahrlich, ich träume nicht (antwortete Pyrrhus), und Ihr träumet auch nicht, und wenn sich dieser Birnbaum so rasch bewegte, wie Ihr, so bliebe keine Birne daran sitzen."

„Was kann das sein (fragte Lydia)? Sollte er wirklich was zu sehen glauben, wie er sagt? Bei den Göttern, wenn ich so gesund wäre, wie sonst, so stiege ich selbst hinauf, um zu sehen, was für wunderliche Dinge ihm dort oben erscheinen."

Pyrrhus auf seinem Baume blieb indessen bei seinen Reden, bis ihm endlich Nikostratus befahl, herunter zu steigen und ihn fragte, was er denn eigentlich behauptete, gesehen zu haben.

Pyrrhus antwortete: „Ihr müßt mich wohl beide für einen Narren oder einen Träumer halten. Wenn Ihr es denn durchaus hören wollt, so wisset, ich sah Euch mit Eurer Gemahlin als Tier mit dem doppelten Rücken spielen, und indem ich von dem Baume stieg, standet Ihr wieder auf und setztet Euch an euren Ort."

„Wahrhaftig, Du bist nicht gescheit (sprach Nikostratus). Wir beide haben uns nicht von der Stelle bewegt, seitdem Du auf den Baum gestiegen bist."

„Was hilft es, darüber zu streiten (sprach Pyrrhus)? Genug, ich habe es gesehen, und warum wollt Ihr leugnen, was Ihr gethan habt, da es auf Eurem eigenen Grund und Boden geschehen ist?"

Nikostratus erstaunte immer mehr und mehr und sagte endlich: „Ich will doch sehen, ob der Baum wirklich so bezaubert ist, daß man Wunderdinge sieht, wenn man darin sitzt."

Damit kletterte er hinauf, und wie er in dem Wipfe saß, spielte Pyrrhus bei seiner Gebieterin im Ernste die Roll ihres Gemahls vor seinen Augen. Wie Nikostratus es gewah ward, schrie er: „Ha, Du treuloses Weib, was beginnst Du Pyrrhus, Bösewicht! Ist das Deine Weise, mein Zutrauen z vergelten?“ Mit diesen Worten fing er an, wieder vom Baum herunter zu steigen.

Lydia und Pyrrhus antworteten: „Wir sitzen hier still, und indem sie ihn herunter steigen sahen, setzten sie sich wiede an dieselbe Stelle, wo er sie verlassen hatte. Doch kaum hat er den Fuß wieder auf der Erde, so fing er an, ihnen di ärgsten Scheltworte zu sagen.

Pyrrhus sagte ganz kaltblütig: „Jetzt glaube ich doch wirk lich, Herr, daß Ihr vorhin Recht hattet, zu sagen, ich hätt unrecht gesehen, wie ich in dem Baume saß; denn ich sehe nun und bin überzeugt, daß es Euch ebenso, wie mir gegangen i Daran könnt Ihr selbst nicht zweifeln, wenn Ihr nur bedenk daß Eure Gemahlin die klügste und keuscheste der Frauen, wen sie ja im stande wäre, Euch eine solche Beleidigung zuzufüge es gewiß nicht vor Euren Augen thun würde. Von mir selb will ich garnicht reden, denn ehe ich mir nur einen solchen G danken erlaubte, ließ ich mich lieber von Pferden zerreißen wie viel weniger würde ich mich in Eurer Gegenwart auf d That betreten lassen! Darum muß wohl gewiß diese verwünsch Augenverblendung an dem Birnbaume liegen, denn ich hät mir's von aller Welt nicht ausreden lassen, daß Ihr nicht hi vor meinen Augen Eure Gemahlin geherzt hättet, wenn Ih mir mir nicht sagtet, es hätte Euch geschienen, daß ich dasselb gethan hätte, da ich doch mit Wahrheit sagen kann, daß ich nic daran gedacht habe, und noch viel weniger im Stande wäre, zu thun.“

Lydia, die sich sehr entrüstet stellte, sprang auf und sagt „Verwünscht sei die Stunde, in welcher Du mich für so ve worfen halten konntest, daß ich hierher käme, um solche Unanständi keiten vor Deinen Augen zu begehen, wenn ich überall da fähig wäre. Sei versichert, wenn ich Neigung dazu hätte, würde ich wissen, in meinem Zimmer Ort und Gelegenheit da dergestalt zu wählen, daß es mich wundern sollte, wenn I jemals davon gewahr würdest.“

Dem Nikostratus selbst schien es einzuleuchten, daß es wohl so sein müßte, wie sie beide sagten, und daß sie sich schwerlich in seiner Gegenwart einer solchen Ungebührlichkeit schuldig machen würden. Er setzte demnach alle Vorwürfe und beleidigenden Reden bei Seite und fing an, über das Wunderbare des Vorfalls zu sprechen, und über die sonderbare Verblendung derjenigen, die den Birnbaum bestiegen. Lydia aber, die sich noch immer darüber erzürnt stellte, daß Nikostratus eine solche Meinung von ihr geäußert hätte, sagte: „Wahrlich, dieser Birnbaum soll nimmermehr weder mich, noch ein anderes rechtliches Weib wieder in Schande bringen, wenn ich es verhindern kann. Geh hin, Pyrrhus, hole eine Axt und räche Dich und mich an ihm, indem Du ihn abhaueſt; wiewohl Nikostratus selbst damit einen Streich auf den Kopf verdiente, weil er sich unbedachtsamer Weise die Augen des Verstandes so plötzlich verblenden ließ. Denn was ihm auch seine leiblichen Augen vorspiegelten, das hätte er doch nimmermehr glauben oder als wahr annehmen ollen."

Pyrrhus lief geschwind nach einer Axt und hieb den Baum um. Wie er fiel, sprach Lydia zu ihrem Gemahl: „Jetzt, da dieser Feind meiner Ehre hingestreckt ist, entsage ich meinem Zorne." Sie gewährte ihrem Gemahl die Verzeihung, um welche er sie bat, und warnte ihn, diejenige, die ihn über alles liebte, nie wieder mit solchen Dingen in Verdacht zu haben. Der arme betrogene Nikostratus begleitete sie nebst ihrem Liebhaber wieder nach dem Palaste, wo Pyrrhus und Lydia sich hernach oft in aller Bequemlichkeit mit einander ergötzten. Und das gönne der Himmel uns allen!

Siebenzigste Erzählung.

In Siena waren einmal ein Paar junge Leute von der gemeinen Volksklasse, deren einer Tinguccio Mini und der andere Meuccio Turra hieß. Sie wohnten beide in Porto Salaia, waren fast unzertrennlich in ihrem Umgange und

schienen einander außerordentlich lieb zu haben. Sie gingen, wie gute ehrliche Leute zu thun pflegen, fleißig zusammen in die Kirchen und Predigten, wo sie oft von den Belohnungen und Strafen hörten, welche die Seelen der Menschen, ihrem Verdienste gemäß, in jener Welt erwarten. Weil sie nun sehr begierig waren, einige gewisse Auskunft darüber zu erhalten, die sie sich aber auf keine Weise zu verschaffen wußten, so nahmen sie Abrede, daß derjenige von ihnen beiden, welcher am ersten sterben würde, den Überlebenden wo möglich besuchen und ihm von allem Nachricht geben sollte, was er zu wissen wünschte, und diese Verabredung bestätigten sie einander mit einem Eide.

Da sie nun nach diesem Vertrage noch ferner auf demselben vertrauten Fuße mit einander lebten, so traf es sich, daß Tinguccio von einem gewissen Ambrogio Amselmini, dessen Frau, Mama Mita genannt, mit einem Söhnchen niedergekommen war, zum Gevatter gebeten ward. Tinguccio, der mit seinem Freunde bisweilen seine Gevatterin zu besuchen pflegte, die ein niedliches und munteres Weibchen war, verliebte sich in sie, der Gevatterschaft ungeachtet; und Meuccio, der nicht nur selbst Wohlgefallen an ihr fand, sondern auf welchen auch die Lobeserhebungen seines Kameraden mit wirkten, war ebenfalls in sie verliebt. Beide verschwiegen jedoch einander ihre Liebe; wiewohl nicht aus einerlei Ursache. Tinguccio scheute sich nämlich mit seinem Freunde davon zu sprechen, weil er seine Liebe zu seiner Gevatterin für unerlaubt hielt und sich schämte, irgend einem Menschen davon etwas merken zu lassen. Meuccio ward zwar nicht durch solche Ursachen abgehalten; weil er aber gemerkt hatte, daß das hübsche Weibchen seinem Freunde gefiel, so dachte er: „Wenn ich mich ihm entdeckte, so wird er eifersüchtig auf mich, und da er, als ihr Gevatter mit ihr reden kann, was er will, so wird er sich bestreben, mich bei ihr anzuschwärzen, und dann werde ich nichts bei ihr ausrichten."

Unter den beiden Verliebten hatte inzwischen Tinguccio die beste und bequemste Gelegenheit, dem Weibchen seine Wünsche zu entdecken, und durch Worte und Werke gelang es ihm auch das Ziel derselben zu erreichen. Meuccio ward dieses gewahr und sah zwar ein wenig scheel dazu; weil er jedoch hoffte, auch seine Wünsche dereinst befriedigt zu sehen, so stellte er sich, als

wenn er nichts merkte, damit er dem Tinguccio weder Ursache, noch Anlaß geben möchte, ihm etwas in den Weg zu legen. Tinguccio, der in seiner Liebe glücklicher als sein Freund und im Besitze seiner Gevatterin war, fand den Rasen so sanft und locker, daß er nicht aufhören konnte, zu graben, und arbeitete so emsig, daß er darüber krank ward, und in wenigen Tagen verschlimmerte es sich mit ihm so sehr, daß er den Geist aufgab.

Nachdem drei Tage vergangen waren (eher mußte es ihm wohl nicht möglich gewesen sein), kam er seinem Versprechen gemäß in die Kammer des Meuccio, wie er schon im tiefen Schlafe lag, und rief ihn. Meuccio erwachte und rief: „Wer bist Du?"

„Ich bin Tinguccio (erwiderte der Verstorbene) und bin zufolge meines Versprechens gekommen, Dir Nachricht aus der anderen Welt mitzuteilen."

Meuccio staunte ein wenig, wie er ihn erblickte; doch faßte er sich wieder und sprach: „Willkommen, Brüderchen! Wie geht's Dir? Du bist doch nicht verloren?"

„Nichts ist verloren (antwortete Tinguccio), als was man nirgends wiederfindet. Wie sollte ich denn verloren sein, da ich hier bin?"

„Ei, so habe ich's nicht gemeint, (sprach Meuccio) sondern ich wollte Dich fragen, ob Du Dich nicht bei den verdammten Seelen im Höllenfeuer befindest?"

„Das eben nicht (sprach Tinguccio); allein ich leide dennoch für meine Sünden Angst und Pein genug."

Meuccio fragte ihn hierauf umständlich, auf welche Art eine jede Sünde bestraft würde, und Tinguccio beschrieb ihm alles. Hierauf fragte Meuccio, ob er ihm in dieser Welt noch mit etwas dienen könnte. Tinguccio sagte: ja; er möchte fleißig Messen lesen und Gebete für ihn halten lassen, und Almosen geben, weil ihm das alles in jener Welt sehr zu statten käme. Meuccio versprach es ihm, und Tinguccio nahm Abschied von ihm. Indem er sich eben entfernen wollte, erhob Meuccio (welchem die Gevatterin einfiel) den Kopf ein wenig und sagte: „Es ist gut, Tinguccio, daß ich mich eben der Gevatterin erinnere, bei welcher Du oft zu schlafen pflegtest, als Du noch hier warst. Sage mir doch, welche Strafe hat man Dir dafür auferlegt?"

„Brüderchen, (sprach Tinguccio) wie ich dort ankam, sah

ich einen, welcher alle meinen Sünden auswendig zu wissen schien. Dieser schickte mich an einen Ort, wo ich unter großen Schmerzen meine Schulden beweinte, und wo ich viele Mitgesellen fand, die mit mir in gleicher Verdammnis waren. Wie ich nun mitten unter ihnen war, und mich an alles erinnerte, was ich mit meiner Gevatterin begangen hatte, und dafür noch weit schwerere Strafen erwartete, überfiel mich ein gewaltiges Zittern, obwohl ich mich mitten in einem großen flammenden Feuer befand. Wie dieses einer merkte, der neben mir stand, fragte er mich: „Was hast Du denn mehr als als alle anderen gethan, daß Du mitten im Feuer dastehst und zitterst?“ „Ach, lieber Freund! (gab ich ihm zur Antwort) ich fürchte mich sehr vor dem Gerichte, das über mich ergehen wird, wegen einer schweren Sünde, die ich begangen habe.“ Er fragte mich: „Was für eine Sünde?“ und ich gab ihm zur Antwort: „Ich habe mich versündigt, indem ich bei meiner Gevatterin geschlafen habe, und zwar so oft, daß es mich das Leben gekostet hat.“ Er lachte mich aber aus und sagte: „Geh doch, Narr! Sei nur darum nicht bange; hier kommt keine Gevatterschaft in Anschlag.“ Wie ich das hörte, ward mir ganz leicht um's Herz.“

Wie er dieses gesagt hatte, fing es an zu tagen, und er sagte nur noch: „Sei Gott empfohlen, Meuccio! Ich kann jetzt nicht länger bei Dir verweilen;“ und damit verschwand er.

Wie Meuccio hörte, daß man sich dort um die Gevatterschaften nicht bekümmerte, lachte er über seine Thorheit, die ihn schon manche gute Gelegenheit hatte versäumen lassen, und ward von Stunde an klüger.

Wenn Bruder Rinaldo diese Geschichte gewußt hätte, so hätt' er sich eine Menge Vernunftschlüsse ersparen können, wie er suchte, seine Gevatterin zu seiner Absicht zu belehren.

Einundsiebenzigste Erzählung.

In Mailand lebte einmal ein deutscher Soldat, namens Wolfrath, ein rüstiger, wohlgebildeter Mann und treu im

Dienste seiner Herren (was die deutschen Söldner nicht immer sind); und weil er ein richtiger Bezahler war, so fehlte es nie an Kaufleuten, die ihm jedesmal gegen billige Zinsen gern so viel Geld liehen, als er bisweilen bedurfte. Dieser verliebte sich in eine sehr schöne Frau, namens Madame Ambrogia, die Gattin eines reichen Kaufmannes, der sich Gasparuolo Cagastraccio nannte, und der sein Bekannter und guter Freund war. Er verbarg seine Liebe so behutsam, daß weder ihr Ehemann, noch ein anderer etwas davon gewahr ward, und ließ ihr einst den Antrag thun, ihm ihre Gegenliebe zu schenken, wofür er ihr versprach, alles zu thun, was sie ihm befehlen würde. Nach einer langen Unterhandlung ließ sie sich endlich willfährig finden, unter der doppelten Bedingung, daß Wolfrath die Sache vor aller Welt geheim halten und daß er ihr zweihundert Goldgülden geben sollte, die sie eben sehr nötig hätte, welches ihm als einem reichen Manne nur eine Kleinigkeit wäre und wofür sie auf immer versprach, ihm zu Willen zu sein. Wolfrath, der sie bisher für ein rechtliches Weib gehalten hatte, ward ihr fast gram, wie er von ihrer niederträchtigen Gierigkeit hörte, und er nahm sich vor, ihr einen Possen zu spielen; er ließ ihr demnach sagen, er sei bereit, dies und jedes andere Begehren, welches sie äußern würde, zu erfüllen, wenn es in seinem Vermögen stände, und er bäte sie nur, ihn wissen zu lassen, wenn er sie besuchen und ihr das Geld überreichen dürfte. Er versprach auch, keinem Menschen jemals etwas davon zu offenbaren, außer einem einzigen Freunde, vor welchem er kein Geheimnis hätte und der sein beständiger Gesell und Begleiter wäre. Die Frau, an welcher nicht viel Gutes war, wandte nichts dawider ein und ließ ihm sagen, ihr Mann würde in einigen Tagen nach Genua reisen, und alsdann wollte sie ihm Nachricht geben und ihn zu sich kommen lassen.

Wolfrath nahm inzwischen Gelegenheit, zu Gasparuolo zu gehen, und sagte zu ihm: „Ich habe zu einem gewissen Behuf zweihundert Goldgulden nötig. Du mußt sie mir gegen die gewöhnlichen Zinsen, die ich Dir sonst bezahlt habe, leihen."

„Sehr gern", sprach Gasparuolo und zählte ihm sogleich das Geld hin.

Einige Tage nachher verreiste Gasparuolo nach Genua und seine Frau schickte, ihrer Abrede gemäß, zu Wolfrath und ließ ihm sagen, er möchte kommen und die zweihundert Goldgülden mitbringen. Wolfrath nahm seinen Begleiter mit und ging zu ihr. Das erste, was er that, war, daß er ihr in Gegenwart seines Freundes das Geld gab und zu ihr sagte: „Madonna, ich bitte Euch, dieses Geld zu empfangen und es Eurem Mann zugeben, wenn er wiederkommt."

Sie nahm es an und hatte kein Arges aus Wolfraths Rede; vielmehr glaubte sie, er bediente sich dieses Vorwands, um seinem Freund nicht merken zu lassen, daß er ihr das Geld als den Preis ihrer Gunstbezeigungen gäbe. Sie antwortete demnach: „Es soll geschehen und ich will nur nachsehen, wiel viel es ist." Sie schüttete hierauf das Geld aus, zählte es nach, fand die zweihundert Gülden richtig und schloß sie fröhlich in ihren Kasten; worauf sie nicht nur diese Nacht, sondern auch noch oft nachher, während der Abwesenheit ihres Mannes, sich dem Wolfrath überließ.

Gasparuolo kam bald darauf wieder von Genua zurück, und Wolfrath nahm die erste Gelegenheit wahr, ihn und seine Frau zusammen anzutreffen und sagte zu ihm in ihrer Gegenwart: „Gasparuolo, ich habe die zweihundert Goldgülden, die Du mir neulich geliehen hast, nicht nötig gehabt, weil aus dem Handel nichts geworden ist, wozu ich glaubte, sie zu brauchen. Ich habe sie deswegen Deiner Frau sogleich wiedergebracht und bitte Dich also, sie von meiner Rechnung zu streichen."

Gasparuolo fragte seine Frau, ob sie das Geld empfangen hätte. Da der Zeuge gegenwärtig war, so durfte sie den Empfang nicht leugnen, sondern sagte: „Ach ja, ich habe es erhalten und nur noch nicht daran gedacht, es Dir zu sagen."

„Sehr gut, Wohlfrath (sprach Gasparuolo); Du kannst Dich darauf verlassen, daß ich Deine Schuld in meinen Büchern tilgen werde."

Damit ging Wolfrath fort; das verhöhnte Weib mußte ihrem Manne den Preis ihrer Sünde herausgeben und ihr schlauer Liebhaber hatte ohne Unkosten die Gunstbezeigungen seiner geldgierigen Geliebten genossen.

Zweiundsiebenzigste Erzählung.

Zu Varlungo, einem Dörfchen nicht weit von Florenz, lebte ein rüstiger, im Dienste der Weiber wohl versuchter Pfarrer, der zwar nicht sonderlich lesen konnte, aber doch seine Pfarrkinder des Sonntags unter dem Ulmbaume mit manchem salbungsvollen Worte zu erbauen wußte; und wenn die Männer in Geschäften abwesend waren, so verstand kein Pfaff, weder vor, noch nach ihm, ihre Weiber besser zu besuchen, ihnen Naschwerk, Weihwasser und Endchen von Wachskerzen zu bringen und ihnen seinen Segen dabei zu geben. Unter den Weiberchen in seinem Dorfe, die ihm zuerst in seine Augen fielen, war vorzüglich eine, die ihm vor allen anderen gefiel, namens Belcolore, die Frau eines Bauern, der sich Ventivegno del Mazzo nennen ließ, und sie war auch wirklich ein ebenso hübsches, als frisches und kernfestes, bräunliches Bauernweibchen, besser zur Wollust gebaut, als irgend eine andere, und keine konnte besser als sie die Cymbel schlagen, ein Liedchen singen, oder, wenn es nötig war, mit einem hübschen Tuche in der Hand, einen Reigen anführen. Darum ward auch der Pfarrer so verliebt in sie, daß er kaum seiner Sinne mächtig blieb; keuchend trabte er ganze Tage umher, um sie zu sehen, und wenn er des Sonntags fand, daß sie in der Kirche war, so schrie er sein Kyrie und Sanktus wie ein Waldesel, um seine Kunst und Kraft im Gesange hören zu lassen; wenn sie aber nicht da war, so ließ er's sachte angehen. Doch wußte er sich dabei so zu benehmen, daß weder Ventivegno, noch sonst Jemand im Dorfe etwas davon gewahr ward. Um sich bei Belcolore desto besser in Gunst zu setzen, schenkte er ihr von Zeit zu Zeit bald ein Bündel von dem besten Knoblauch, den er mit eigenen Händen in seinen Garten gesetzt hatte, bald ein Körbchen voll Bohnen, bald eine Schnur Zwiebeln oder Schalotten; und wenn er seine Gelegenheit sah, so beäugelte er sie, und schwänzelte um sie herum, wie ein verliebter Pudel. Weil sie jedoch immer die Spröde spielte, so konnte er lange nicht bei ihr zum Ziele kommen. Einst traf es sich inzwischen, wie er gerade in der Mittagsstunde hin und her auf der Straße herumschlenderte, daß ihm Ventivegno del

Muzzo begegnete, der einen beladenen Esel vor sich hin trieb. Er sprach ihn an nnd fragte ihn, wohin er ginge.

„Hm! Ja, die Wahrheit zu sagen, Eu'r Würden (sprach Bentivegno), es geht halt nach der Stadt, wegen eines Geschäfts, das ich dort habe, und ich bringe diese Sachen dem Herrn Bonaccori da Gineſtreto, daß er mir helfen soll, weil mich der Herr Defizialrichter durch seinen Prokulator porentorisch hat rezitieren lassen."

Der Pfarrer war froh und sagte: „Du thust wohl, mein Sohn; Gott segne Dein Vorhaben! Komm bald zurück und wenn Dir von ungefähr Lampuccio und Naldino in den Weg kommen, so vergiß nicht, ihnen zu sagen, daß sie mir die Riemen zu meinem Dreschflegel schicken."

„Soll geschehen", sprach Bentivegno und trieb nach Florenz. Der Pfarrer hielt dies für die gelegenste Zeit, sein Glück bei Belcolore zu versuchen; er machte sich auf den Weg und hielt sich nirgends auf, bis er zu ihr kam.

„Gott zum Gruß (rief er)! Ist Jemand zu Hause?"

Belcolore, die auf den Boden gegangen war, rief herunter, wie sie seine Stimme hörte: „Ach, seid willkommen, Herr Pfarrer; wie kömmt's, daß Ihr so in der Mittagshitze ausgeht?"

„So wahr ich lebe (sprach der Priester), bloß um ein wenig bei Dir zn verweilen, weil ich Deinem Mann begegnet bin, der nach der Stadt ging."

Belcolore kam herunter, breitete ein Tuch auf die Erde und fing an, etwas Kohlsamen zu sieben, den ihr Mann eben ausgeschlagen hatte.

„Höre, Belcolorchen (sprach der Pater), willst Du mich denn immer so schmachten lassen?"

„Nun, was thu' ich Euch denn?" sprach Belcolorchen und lachte.

„Du thust mir zwar nichts (sprach der Pfarrer); aber Du läßt Dir auch nicht von mir thun, was ich gern möchte und was Gotl geboten hat."

„Ei, geht doch„ geht doch (sprach sie)! Thun denn so was auch die Priester?"

„Warum nicht so gut, wie andere Leute und noch besser (sprach der Pfarrer). Denn bei uns kömmt's selten, aber

gut; das sollst Du sehen, wenn Du ruhig bist und mich machen lässest."

„Was kann man von Euch Gutes erwarten (versetzte Belcolore)? Ihr seid ja alle so geizig wie der Teufel."

„Ich weiß nicht, was Du verlangst (sprach der Pfarrer). Fordere nur. Willst Du ein paar hübsche Schuhe? Oder willst Du ein schönes Kleinod, oder eine Strehne feine Wolle, oder was sonst?"

„Das wäre mir was Rechtes (sprach Belcolore)! Das alles habe ich selbst. Aber wenn Ihr mir so gut seid, wie Ihr sagt, so thut mir einen Dienst und ich will Euch wieder alles zu Gefallen thun."

„Sage mir nur, was ich thun soll und es soll geschehen," sprach der Priester.

„Gut (versetzte Belcolore)! Ich muß Sonnabend nach Florenz, um Wolle abzuliefern, die ich gesponnen habe, und um mein Spinnrad zurecht machen zu lassen. Wenn Ihr mir fünf Liren leihen wollt (so viel habt Ihr gewiß), so kann ich vom Pfandverleiher mein dunkelblaues Röckchen einlösen und meinen Feiertagsgürtel, den ich zum Brautschatz mitgebracht habe, denn Ihr wißt wohl, ohne dasselbe kann ich mich weder in der Kirche, noch an anderen ehrbaren Orten sehen lassen, und hernach will ich auch immer gerne thun, was Ihr haben wollt."

„So wahr ich ehrlich bin, ich habe sie jetzt nicht bei mir (sprach der Pfarrer); aber sei versichert, ehe Sonnabend kommt, will ich sie Dir mit Freuden verschaffen."

„Ja, wer Euch glaubte! (sprach Belcolore) Versprechen könnt Ihr alle meisterlich, aber hernach haltet Ihr anderen Leuten nichts. Meint Ihr's mit mir auch so zu machen, wie mit der Biliuzza, die mit leerer Hand ausgehen mußte? Das soll Euch bei meiner Treue nicht gelingen; denn die ist bloß darüber zur Gassenläuferin geworden. Habt Ihr sie nicht bei Euch, so geht hin und holt sie."

„Ich bitte Dich (sprach der Pfarrer,) schicke mich doch jetzt nicht wieder bis nach Hause. Du siehst, das Glück ist mir eben so günstig, daß niemand hier ist, und wer weiß, wenn ich wiederkomme so finde ich vielleicht Jemand bei Dir, der uns hinderte,

und wir können nicht wissen, ob sich eine so günstige Gelegenheit, wie diese, sobald wieder anbieten wird."

„Meinetwegen (sprach sie)! Wollt Ihr gehen, so geht, wo nicht, so könnt Ihr lange warten."

Wie der Pfarrer sah, daß er nichts von ihr erhalten würde, ohne sie sicher zu stellen, so gern er es auch vermieden hätte, so sprach er: „Höre, Du glaubst mir nicht, daß ich Dir das Geld bringen werde. Aber ich will Dir zur Sicherheit diesen violetten Chorrock hier zum Pfande lassen."

„Diesen Chorrock? (sprach Belcolore und warf die Nase in die Höhe) Wie viel ist er denn wert?"

„Was er wert ist (rief der Pfarrer)? Du mußt wissen, daß er zweidrähtig oder dreidrähtig ist, ja einige Leute im Dorfe halten ihn gar für vierdrähtig; und es sind noch nicht vierzehn Tage, wo ich ihn von Otto dem Trödler für sieben Liren kaufte, und Buglietto, der sich (wie Du weißt) auf dergleichen Zeug wohl versteht, hat mir versichert, daß er noch wohl fünf Soldi mehr wert ist."

„Das wäre (sprach Belcolore)! Das hätt' ich wahrhaftig nimmer geglaubt. Aber gebt ihn nur erst her."

Der Pfarrer, bei dem der Bogen auf's Höchste gespannt war, gab den Chorrock hin. Sie verwahrte ihn und ging darauf mit dem Pater in ein Hüttchen, wohin niemand zu kommen pflegte, und wo sie sich eine gute Weile mit einander ergötzten. Der Pfarrer ging hernach ohne Chorrock, in bloßer Simarre nach Hause, als wenn er von einer Hochzeit käme. Wie er nun anfing nachzurechnen, daß die Endchen Lichter, die er in einem ganzen Jahre zusammensparte, ihm nicht die Hälfte der fünf Liren einbrächten, fand er, daß er nicht wohl gethan hatte, und es reute ihn, seinen Chorrock zum Pfande gelassen zu haben. Er sann daher auf ein Mittel, ihn wieder zu bekommen, welches ihm auch, weil er ziemlich verschlagen war, nur allzu gut gelang. Weil eben am folgenden Tage ein Festtag einfiel, so schickte er einen Knaben aus der Nachbarschaft zu Frau Belcolore und ließ sie bitten, ihm ihren steinernen Mörser zu leihen, weil morgen Binouccio del Poggio und Nuto Buglieti bei ihm essen würden, und er ihnen eine gute Tütsche vorzusetzen wünschte. Belcolore lieh ihm den Mörser. Wie nun der Mittag kam, und der Pfarrer wußte, daß Bentivegno

mit seiner Frau zu Tische saß, rief er seinen Küster und sagte: „Nimm diesen Mörser, trage ihn zu Belcolore und sage ihr: „Der Herr läßt Euch danken und bitten, ihm den Chorrock wieder zu schicken, den er dem Knaben zum Zeichen an Euch mitgegeben hat."

Der Küster ging hin mit dem Mörser und fand Belcolore und Bentivegno bei ihrer Mahlzeit, stellte den Mörser hin und sagte, was ihm der Pfarrer befohlen hatte. Wie Belcolore hörte, daß er den Chorrock forderte, war sie im Begriff, ihm zu antworten, allein ihr Mann rief mit verdrießlicher Miene: „Was? Nimmst Du von dem geistlichen Herrn ein Pfand? Beim Element, ich habe schier Lust, Dir eine derbe Tachtel zu geben! Geh hin den Augenblick und gieb es ihm wieder, und merke Dir's, daß Du ihm niemals Nein sagst, wenn er etwas von unseren Sachen gebraucht, wenn's auch unser Esel selbst wäre."

Die Frau stand murrend auf, holte den Chorrock aus ihrem Kasten und gab ihn dem Küster, indem sie sprach: „Sagt Eurem Herrn von meinetwegen, die Belcolore thäte ein Gelübde, daß er nimmermehr seine Brühe wieder in ihrem Mörser anrühren sollte, weil er diesmal so unartig damit umgegangen wäre."

Der Küster brachte seinem Herrn den Chorrock und sagte ihm, was ihm aufgetragen war. Der Pfarrer lachte darüber und sagte: „Wenn Du sie wieder siehst, so sage ihr: wenn sie mir ihren Mörser nicht leihen will, so leih ich ihr auch nicht meinen Stempel; so bleiben wir einander nichts schuldig."

Bentivegno meinte, seine Frau hätte die Worte deswegen gesprochen, weil er ihr einen Verweis gegeben hatte, und machte sich also nichts daraus. Belcolore aber entzweite sich mit dem Pfarrer, und sprach bis zur Weinlese kein Wort mit ihm. Wie ihr aber hernach der Pfarrer drohte, daß er sie dem großen Lucifer in den Rachen schicken wollte, schlug sie um mit dem Most und vertrug sich mit ihm bei den warmen Kastanien. Sie pflegten sich hernach noch oft mit einander gütlich zu thun, und statt der fünf Liren ließ ihr der Pfarrer ihre Cymbel zurecht machen und eine Schelle daran hängen, und damit war sie zufrieden.

Dreiundsiebenzigste Erzählung.

In Florenz, welches nie Mangel an sonderbaren Leuten gehabt hat, lebte ein Maler, namens Calandrino, ein einfältiger und wunderlicher Mann, der seine meisten müßigen Stunden mit zweien anderen Malern zuzubringen pflegte, die sich Bruno und Bugalmacco nannten, ein Paar lustige Brüder und dabei kluge und gescheite Leute. Sie gaben sich mit Calandrino deswegen ab, weil sie sich oft an seiner Einfalt und an seinen sonderbaren Grillen belustigten. Zu derselben Zeit befand sich auch in Florenz ein junger Mann, der in allem, was er unternahm, gewandt, unterhaltend, schlau und einnehmend war, namens Maso del Saggio, welcher von der Einfalt des Calandrino hörte und sich vornahm, sich mit ihm einen Spaß zu machen und ihm einen Possen zu spielen, oder ihm etwas Ungereimtes weis zu machen. Von ungefähr traf er ihn eines Tages in der Johanneskirche, wo er die Malerei und das Schnitzwerk an dem Heilgenschreine betrachtete, den man erst kürzlich auf dem Altar aufgestellt hatte, und er glaubte hier eine gute Gelegenheit zu finden, seinen Vorsatz auszuführen. Er gab demnach einen seiner Kameraden einen Wink von seiner Absicht, stellte sich mit demselben nahe an den Ort, wo Calandrino einsam saß und fing an, von den Eigenschaften und Kräften verschiedener Steine mit so vieler Ausführlichkeit zu reden, als ob er der größte und gelehrteste Steinkenner wäre. Calandrino merkte auf ihre Unterredung, stand bald hernach auf, und weil er fand, daß sie nichts Geheimes miteinander sprachen, so mischte er sich mit in ihr Gespräch. Maso, dem dies eben recht war, setzte die Materie fort, bis ihn Calandrino fragte, wo diese merkwürdigen Steine zu finden wären.

In Berlinzone (sprach Maso), einer Stadt der Basken, in einer Provinz, die Bengodi heißt, wo man die Weinstöcke mit Bratwürstchen anbindet. Da giebt's Gänse, die goldene Eier legen, und einen großen Berg von Parmesankäse, worauf sich Leute befinden, die nichts anderes thun, als Macceroni und Ravioli machen, die sie in Hühnerbrühe kochen und hinunterwerfen, und wer am meisten auffammelt, der bekommt das meiste

Neben dem Berge fließt ein Bach, vom besten Vernaccia*), den man jemals getrunken hat, und der mit keinem Tröpfchen Wasser vermischt ist."

„Ach, das muß ein herrliches Land sein (sprach Calandrino). Aber sage mir doch, was machen sie denn mit den Kapaunen, die sie kochen?"

„Die verzehren die Basken," sprach Maso.

„Bist Du jemals dagewesen?" fragte Calandrino.

„Das kannst Du glauben (sprach Maso), daß ich nicht einmal, sondern tausendmal dort gewesen bin."

„Wie viel Meilen ist es denn von hier?"

„Vollkommen so viel Meilen hin als her," sprach Maso.

„Das mag wohl noch weiter sein, als nach Abruzzo," meinte Calandrino.

„Ja wohl (sprach Maso), und noch ein gutes Stück weiter."

Da Maso beständig eine ernsthafte Miene behielt, so glaubte ihm der einfältige Calandrino jedes Wort, als wenn es die ausgemachteste Wahrheit wäre. „Das ist mir doch ein wenig zu weit (sprach er); aber wenn es näher wäre, so muß ich gestehen, daß ich wohl einmal mit Dir hinreisen möchte, um zu sehen, wie die Maccheroni herumfliegen und mir ein Schüsselchen davon zu sammeln. Allein ich bitte Dich, sage mir doch, giebt's denn hier zu Lande gar keine von diesen trefflichen Steinen?"

„Ja (sprach Maso); zweierlei Arten giebt es auch hier, von ganz besonderer Tugend. Von der einen Art sind die Mühlsteine von Settigniano und Montisci, womit man in den Mühlen das Korn mahlt; daher man auch im Sprichwort zu sagen pflegt:

Gott läßt das liebe Korn gedeihn,
Montisci's Steine mahlen's klein.

Von diesen ist aber der Überfluß so groß, daß man sich bei uns so wenig aus ihnen macht, wie bei jenen aus den Smaragden, wovon es dort Berge giebt, so groß, wie der Monte Morello, die um Mitternacht leuchten, wie Karfunkel. Ich kann Dir aber sagen, wenn man die Mühlsteine schleifen und in Ringe fassen ließe, ehe sie gebohrt werden, und brächte

*) Ein wie Limonade schmeckender, florentinischer Wein.

sie dem Sultan, so könnte man dafür fordern, was man wollte. Den anderen Stein nennen wir Steinkenner das Heliotropium, und er hat eine ganz besondere Kraft; denn wenn ihn jemand bei sich trägt, so sieht ihn kein Mensch in der Welt da, wo er nicht ist."

„Das ist wirklich eine wunderbare Kraft (sprach Calandrino). Wo findet man denn diesen Wunderstein?"

„Man pflegt ihn im Mugnone zu finden," sprach Maso.

„Wie groß ist er und von welcher Farbe?"

„Man findet ihn von verschiedener Größe (sprach Maso). Einige sind größer, andere kleiner, allein von Farbe fallen sie fast alle in's schwärzliche."

Calandrino merkte sich alle diese Umstände; er schützte hierauf Geschäfte vor und entfernte sich von Maso, in der Absicht, den Stein zu suchen; doch nahm er sich vor, nichts ohne Vorwissen seiner Freunde Bruno und Buffalmacco zu thun, die er besonders lieb hatte. Er suchte sie demnach auf, um ohne Zeitverlust mit ihnen hinzugehen und den Stein zu suchen, ehe ihnen andere zuvor kämen. Nachdem er sie den ganzen Vormittag vergeblich gesucht hatte, fiel ihm endlich um die Mittagszeit ein, daß sie im Frauenstift in Faenza arbeiteten; und so heiß es auch war, so ließ er doch alle seine anderen Geschäfte liegen und eilte in vollem Trabe hinaus zu ihnen. „Freunde (sprach er), wenn Ihr mich hören wollt, so können wir die reichsten Leute in Florenz werden; denn ich habe von einem glaubwürdigen Manne erfahren, daß im Mugnone ein Stein gefunden wird, der die Leute, die ihn bei sich tragen, unsichtbar macht. Ich denke, wir sollten hingehen und ihn suchen, ehe uns jemand zuvorkömmt. Wir finden ihn gewiß, weil ich ihn kenne; und wenn wir ihn finden, was haben wir dann mehr zu thun, als ihn in die Tasche zu stecken und in die Wechselbuden zu gehen, wo die Gulden und Groschen immer in Haufen herumliegen, und nehmen so viel davon, als wir wollen? Kein Mensch wird uns gewahr werden, und auf diese Art können wir bald reich werden und brauchen nicht den ganzen Tag die Wände zu beschmieren, wie die Schnecken."

Bruno und Buffalmacco lachten heimlich über sein Geschwätz. Sie sahen sich einander an und stellten sich, als ob

sie sich mächtig wunderten; sie lobten Calandrino's Einfall und Buffalmacco fragte ihn, wie der Stein hieße.

Calandrino, dessen Gedächtnis nicht besser war, als sein Verstand, hatte den Namen schon vergessen. Er gab demnach zur Antwort: „Was kümmert uns der Name des Steins, wenn wir nur wissen, wozu er nütz ist? Mich deucht, wir thäten am besten, gleich hinzugehen und ihn zu suchen."

„So sage uns wenigstens, wie er aussieht" sprach Bruno. „Er sieht verschiedentlich aus (antwortete Calandrino); allein sie sind fast alle schwarz; darum denke ich, wir wollen alle schwärzlichen Steine auflesen, bis wir den rechten finden."

„Warte noch ein wenig", sprach Bruno und sagte darauf zu Buffalmacco: „Mich deucht, Calandrino hat Recht; allein es scheint mir jetzt nicht die Zeit zu sein, zum Werke zu schreiten. Die Sonne steht jetzt hoch und scheint gerade in Mugnone hinein und trocknet alle Steine aus, so daß jetzt einige weiß aussehen müssen, die des morgens schwarz sind, ehe die Sonne darauf scheint. Überdies ist heute Arbeitstag, und es gehen viele Leute in Mugnone hin und wieder, welche leicht unsere Absicht erraten könnten, wenn sie uns sähen und vielleicht auf den Einfall kämen, dasselbe zu thun und wenn es ihnen besser glückte, als uns so brächten wir uns selbst um unseren Vorteil. Ich bin der Meinung (wenn es Euch gleichfalls gut deucht), wir sollten die Arbeit lieber des morgens vornehmen, wenn man Schwarz und Weiß besser unterscheiden kann und an einem Feiertage, wenn uns niemand bemerkt."

Buffalmacco lobte Bruno's Rat, Calandrino gab nach, und sie wurden einig, daß sie alle drei am nächsten Sonntage den Stein suchen wollten. Vor allen Dingen aber bat Calandrino die anderen, sie möchten mit niemand davon sprechen, weil es ihm als ein Geheimnis anvertraut wäre. Hierauf erzählte er ihnen, was er von dem Laude Bengodi gehört hatte und beteuerte mit großen Schwüren, daß dies alles die lautere Wahrheit wäre.

Wie Calandrino sich weg begab, nahmen die beiden andern Abrede, wie sie ihre Rolle bei der Sache spielen wollten. Calandrino konnte vor Begierde den Sonntag kaum erwarten. Wie er herankam, stand er schon vor Tages Anbruch auf,

holte seine Mitbrüder ab, ging mit ihnen zum Sankt Gallen-Thor hinaus und nach dem Mugnone hinunter, wo sie auf und abgingen, um den Wunderstein zu suchen. Calandrino bezeigte sich am eifrigsten, sprang bald hierhin, bald dorthin, wo er nur einen schwärzlichen Stein erblickte, und steckte ihn zu sich. Seine Gefährten gingen ihm nach und hoben auch von Zeit zu Zeit ein Steinchen auf. Calandrino war noch nicht weit gegangen, wie er schon alle Taschen und den Busen voll Steine hatte; er schürzte demnach seine ziemlich langen Rockschöße ringsum mit seinem Gürtel auf, und wie auch diese voll waren, machte er seinen Mantel zum Sack und füllte ihn mit Steinen.

Wie Buffalmacco und Bruno fanden, daß er seine volle Ladung hatte und daß es bald Essenszeit war, sagte Bruno zu Buffalmacco: „Wo ist Calandrino?"

Buffalmacco, der ihn dicht neben sich stehen sah, kehrte sich um, blickte allenthalben umher und sagte: „Ich weiß nicht, wo er geblieben ist, allein er stand ja noch vor kurzem hier neben uns."

„Es liegt nicht viel daran (versetzte Bruno); aber ich wollte doch wetten, daß er schon zu Hause am Tische sitzt und uns hier wie die Narren im Mugnone herumlaufen läßt, um schwarze Steine aufzulesen."

„Das hat er gut gemacht (sprach Buffalmacco), daß er uns so angeführt und uns hier verlassen hat, weil wir so thöricht waren, ihm zu glauben. Wer anders, als wir, wäre wohl so närrisch gewesen, sich einbilden zu lassen, daß im Mugnone ein so wundersamer Stein zu finden wäre?"

Calandrino, der ihre Reden hörte, glaubte gewiß, daß der Stein ihm in die Hände gefallen war und durch seine Wirkung verursachte, daß die andern ihn nicht sehen könnten, obgleich er vor ihnen stände. Höchst erfreut über sein Glück, nahm er sich vor, nach Hause zu gehen, ohne ein Wort zu sagen; er kehrte demnach um und ging davon. Buffalmacco, der ihn fortgehen sah, sprach zu Bruno: „Was machen wir länger hier? Warum gehen wir nicht auch?"

„Laß uns gehen (antwortete Bruno); aber ich schwöre zu Gott, Calandrino soll mich nicht wieder betrügen und wenn ich ihm jetzt so nahe wäre, wie ich ihm diesen ganzen Morgen

gewesen bin, so wollt ich ihm den Kiesel dergestalt auf die Ferse
chnellen, daß er wohl einen Monat an seinen Streich denken
ollte." Mit diesen Worten nahm er einen Stein aus der Tasche
nd gab dem Calandrino einen tüchtigen Wurf damit auf die
Hacke. Calandrino zog vor Schmerz das Bein in die Höhe
nd blies wie ein Hamster, schwieg aber still und ging weiter.
Buffalmacco nahm auch einen von den aufgelesenen Steinen und
agte: „Das ist ein hübscher tüchtiger Bachkiesel, ich wollte, daß
hn Calandrino in den Rippen hätte," und paff! ließ er ihn
em Calandrino wirklich in die Rippen fliegen. So steinigten
ie ihn, bald unter diesen, bald unter jenen Reden, den ganzen
Weg in Mugnone entlang, bis an das Thor. Hier warfen sie
hre übrigen Steine von sich und hielten sich unter vielem Ge-
ächter bei der Zollwache auf, welche von ihnen einen Wink
ekommen hatte und den Calandrino vorbei gehen ließ, als wenn
hn niemand sähe. Calandrino hielt sich nirgends auf, bis er
ach seinem Hause kam, welches nicht weit davon neben der
Mühle lag. Das Glück begünstigte den Spaß so sehr, daß
uf dem ganzen Wege längs dem Flusse und in der Stadt kein
Mensch dem Calandrino ein Wort sagte, wiewohl ihm in der
That auch nur wenige begegneten, weil fast jedermann zu Tische
egangen war. Calandrino kam also mit seiner ganzen Ladung
ach Hause. Von ungefähr stand seine Frau, Monna Tessa,
in hübsches, rasches Weibchen, oben an der Treppe und weil
e über sein langes Außenbleiben ein wenig verdrießlich ge-
worden war, so machte sie ihm darüber Vorwürfe und sagte:
Nun Freund! führt Dich endlich der Himmel einmal nach
Hause? Alle Menschen haben schon zu Mittag gegessen und
Du nur kommst erst zu Tisch."

Wie Calandrino dies hörte und fand, daß er sichtbar war,
ief er voll Zorn und Verdruß: „Bist Du da, Du Wetterweib?
Du bringst mir Unglück; allein beim Himmel, Du sollst es
ntgelten." Damit ging er in sein Zimmer, legte seine Ladung
Steine von sich, lief voll Bosheit zu seiner Frau, packte sie
ei den Haaren, warf sie auf die Erde und gab ihr, so lange
: Hände und Füße rühren konnte, so viel Stöße und Tritte,
s er ihr kein Haar am Kopfe und kein heiles Bein am Leibe
eß, obwohl sie ihn mit gefalteten Händen um Barmherzig-
it bat.

Nachdem Bruno und Buffalmacco sich ein wenig mit der Wache am Thor lustig gemacht hatten, folgten sie dem Calandrino langsam und von ferne nach und hörten, wie sie an seine Thür kamen, die heftigen Schläge, die er seiner Frau gab. Sie thaten, als ob sie erst eben ankämen, und riefen ihn. Calandrino kam schwitzend vor Eifer und Erhitzung an's Fenster und bat sie, zu ihm hinauf zu kommen. Sie stellten sich ein wenig unwillig, kamen aber doch hinauf und fanden das ganze Zimmer voll Steine. In der einen Ecke befand sich die Frau, zerzaust, zerrissen und im ganzen Gesicht zerschlagen, und vergoß heiße Thränen; und in einem andern Winkel saß Calandrino ohne Rock und Wams und keuchte vor Erschöpfung. Nachdem sie sich ein wenig umgesehen hatten, fragten sie: „Was hat das hier zu bedeuten, Calandrino? Willst Du mauern, daß hier so viel Steine umher liegen? Und was fehlt denn Monna Tessa? Sie sieht ja aus, als wenn Du sie geschlagen hättest. Was sind das für Auftritte?“

Calandrino war so sehr ermattet von dem Gewicht der Steine, von der Wut, womit er seine Frau geschlagen hatte, und von dem Schmerz über das Glück, das er glaubte verloren zu haben, daß er nicht Atem genug finden konnte, um eine Antwort hervorzubringen, daher Buffalmacco weiter fortfuhr: „Wenn Du sonst Verdruß gehabt hast, Calandrino, so hättest Du ihn doch nicht sollen an uns auslassen, wie Du gethan hast; denn erstlich schleppteſt Du uns mit fort, um Steine in Mugnone aufzulesen, und dann ließest Du uns stehen, wie ein paar Narren und gingst davon, ohne zu sagen „Lebt wohl,“ oder „geht zum Galgen!“ Wir nehmen Dir das sehr übel, und es ist gewiß der letzte Possen, den Du uns jemals spielst.“

Calandrino kam endlich ein wenig zu Atem und sagte: „Brüderchen, seid mir nicht so böse, das Ding verhält sich ganz anders, als Ihr glaubt. Ich armer geschlagener Mensch hatte den Stein gefunden. Hört nur zu, ob ich die Wahrheit sage. Wie Ihr einander zuerst nach mir fragtet, war ich kaum zehn Ellen weit von Euch entfernt, und weil ich sah, daß Ihr weggingt und mich nicht sehen konntet, so ging ich vor Euch hin und blieb immer in einer kleinen Entfernung voraus.“ So fuhr er weiter fort, ihnen alles zu erzählen, was sie gesagt und gethan hatten, und zeigte ihnen seinen Rücken und sein

Fersen, die ihm die Bachkiesel zerbläut und zerschunden hatten, und setzte hinzu: wie ich nun beladen mit all' diesen Steinen, die Ihr hier liegen seht, in's Thor kam, so kann ich Euch versichern, daß mir kein Mensch ein Wort gesagt hat und Ihr wißt doch, wie beschwerlich die Zollbesucher sind, und wie sie immer alles durchschnüffeln wollen. Überdies sind mir unterwegs verschiedene von meinen Freunden und Gevattersleuten begegnet, die immer mit mir zu spaßen und mir ein Trünkchen anzubieten pflegen, und keiner hat mir ein Wort oder auch nur ein halbes gesagt, weil sie mich nicht sahen. Endlich komm' ich hier nach Hause, und da kömmt mir gleich dies verdammte Satansweib entgegen und hat mich gesehen; denn Ihr wißt wohl, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft benehmen; und darüber bin ich aus dem glücklichsten Menschen in Florenz zum unglücklichsten geworden. Dafür hab' sie aber auch so lange geprügelt, als ich meine Fäuste rühren konnte, und ich weiß nicht, was mich abhält, daß ich ihr nicht alle Adern im Leibe zerschneide. Verdammt sei die Stunde, da ich sie zuerst sah, und da sie in mein Haus kam!"

Bei diesen Worten lief ihm die Galle von neuem dergestalt über, daß er wieder anfangen wollte, sie zu schlagen. Buffalmacco und Bruno stellten sich, als wenn sie sich über alles, was sie hörten, sehr verwunderten, und stimmten von Zeit zu Zeit demjenigen bei, was Calandrino sagte, obgleich sie bisweilen vor Lachen bersten wollten. Wie sie aber sahen, daß er ergrimmt aufstand, um seine Frau abermals zu prügeln, so sprangen sie zu und hielten ihn ab, indem sie zu ihm sagten, die Frau wäre an dem allen nicht schuld, sondern er selbst, da er wüßte, daß die Weiber jedem Dinge seine Kraft raubten, und hätte dennoch seine Frau nicht gewarnt, ihm an diesem Tage nicht vor Augen zu kommen. Diese Vorsicht hätte ihm der Himmel verwehrt, weil ihm entweder dies Glück nicht wäre beschieden gewesen, oder weil er die Absicht gehabt habe, seine Freunde zu hintergehen, welchen er seinen Fund, sobald er ihn gethan, billig hätte mitteilen sollen.

Nach langem Wortwechsel gelang es ihnen mit vieler Mühe, das arme geschlagene Weib mit ihm wieder zu versöhnen, worauf sie ihn mitten unter seinen Steinen verließen und davon gingen.

Vierundsiebenzigste Erzählung.

Fiesole war einst eine alte berühmte Stadt, obgleich es jetzt ganz heruntergekommen ist; inzwischen hat es doch nie aufgehört, ein bischöflicher Sitz zu sein, und ist es auch noch jetzt. Nahe bei der Stiftskirche daselbst hatte eine adelige Witwe, namens Madonna Picarda, ein Gütchen mit einem kleinen Wohnhause, wo sie sich, weil sie nicht reich war, den größten Teil des Jahres aufhielt und ihre zwei Brüder, ein paar sehr artige, wohlerzogene Leute, bei sich hatte. Da sie sich nun immer zur Stiftskirche zu halten pflegte, so fügte es sich, weil sie noch sehr jung, schön und liebenswürdig war, daß der Probst an dieser Kirche sich bis über die Ohren in sie verliebte. Nach einiger Zeit war er so dreist, ihr seine Wünsche selbst zu erkennen zu geben und sie zu bitten, sich seine Liebe gefallen zu lassen und ihm ihre Gegenliebe zu schenken. Er war schon ein ältlicher Mann, aber am Verstande noch sehr grün; dabei sehr stolz und vermessen, und bildete sich nicht wenig ein auf seine Sitten und Manieren, obwohl er der abgeschmackteste Mensch von der Welt und so widerlich und unausstehlich war, daß ihn niemand leiden konnte; am allerwenigsten diese Dame, die ihm nicht nur nicht hold war, sondern ihn ärger haßte, als das Kopfweh. Als eine vernünftige Frau gab sie ihm indessen zur Antwort. „Ehrwürdiger Herr, ich kann es mir recht gern gefallen lassen, daß Ihr mich liebt, und ich bin schuldig, Euch wieder zu lieben, und will Euch auch gerne lieben; aber Eure Liebe und die meinige darf nie etwas Unerlaubtes zum Endzweck haben. Ihr seid ein geistiger Vater und seid ein Priester, und Ihr geht dem Alter mit ziemlich schnellen Schritten entgegen; deswegen müßt Ihr keusch und züchtig leben. An der anderen Seite bin ich selbst auch kein Kind mehr, daß dergleichen Liebeleien sich für mich schickten; und noch dazu bin ich eine Witwe, und Ihr wißt wohl, wie ehrbar die Witwen sich halten müssen. Nehmt mir's also nicht übel, daß ich Euch nicht auf diejenige Weise lieben oder mir Eure Liebe gefallen lassen kann, wie Ihr von mir verlangt."

Der Probst, obwohl er für diesmal von ihr nichts weiter erlangen konnte, ließ sich dennoch durch die erste Weigerung

nicht irre machen, sondern fuhr hartnäckig fort, sie mit Briefen und Botschaften zu bestürmen, und sie selbst anzusprechen, so oft sie in die Kirche kam. Da ihr nun seine Zudringlichkeit gar zu beschwerlich und verdrießlich ward, so nahm sie sich vor, ihn sich auf eine solche Art, wie er es verdiente, vom Halse zu schaffen, da sie es auf eine andere Weise nicht bewerkstelligen konnte; doch wollte sie nichts ohne vorläufige Abrede mit ihren Brüdern vornehmen. Diesen erzählte sie demnach das Benehmen des Probstes gegen sie und sagte ihnen zugleich, was sie willens wäre zu thun. Wie sie damit zufrieden waren, ging sie nach einigen Tagen in die Kirche, wie sie gewohnt war, zu thun. Sobald der Probst sie gewahr ward, kam er zu ihr und fing an, seiner Gewohnheit nach, ein sehr vertrauliches Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Sie machte ihm ein sehr freundliches Gesicht, sobald sie ihn nur kommen sah, ging mit ihm auf die Seite, und nachdem der Probst ihr einige von seinen gewöhnlichen Sachen vorgeschwatzt hatte, gab sie ihm mit einem tiefen Seufzer zur Antwort: „Ehrwürdiger Herr, ich habe oft gehört, keine Festung sei so stark, daß sie nach einer anhaltenden Belagerung sich nicht endlich ergeben müßte! und ich finde, daß dieses mir selbst begegnet ist. Ihr habt mir, bald mit Euren einnehmenden Reden, bald mit diesen, bald mit jenen Gefälligkeiten, so lange zugesetzt, daß Ihr mich endlich bewogen habt, meinen Vorsatz aufzugeben, und weil Ihr so großes Wohlgefallen an mir findet, so bin ich entschlossen, mich Euch zu ergeben."

Fröhlich antwortete der Probst: „Madonna, ich danke Euch herzlich. Ich habe mich wahrlich nicht wenig verwundert, wie Ihr so lange gegen mich ausgehalten habt, weil mir das noch nie mit einer andern begegnet ist; vielmehr habe ich mir schon oft gesagt: wenn die Weiber Silber wären, so taugten sie nicht in die Münze, weil sie den Hammer nicht vertragen können. Doch sagt mir nun, wenn können wir uns näher sprechen?"

„Liebster Herr (antwortete sie), das wenn würde sich wohl finden, sobald wir nur wollen, da ich keinen Mann habe, dem ich von meinen Nächten Rechenschaft geben müßte; allein das wie weiß ich nur nicht auszumitteln."

„Warum denn nicht (sprach der Probst)? Ich dächte in Eurem Hause."

„Ehrwürdiger Herr (versetzte die Dame), Ihr wißt, ich

habe zwei Brüder, welche junge Leute sind, und bei Tage und bei Nacht ihre Freunde zu sich kommen lassen; und unser Häuschen ist nur klein. Ich könnte Euch demnach nicht anders zu mir kommen lassen, als im Dunkeln, und Ihr müßt so stumm sein, wie ein Fisch, und keinen Laut von Euch geben. Wenn Ihr das wolltet, so könnte es angehen; denn sie bekümmern sich zwar nicht um mein Zimmer, allein das ihrige stößt so dicht daran, daß man das leiseste Wort, was gesprochen wird, hören kann."

„Madonna (sprach der Probst), für eine Nacht, oder zwei, soll es mir darauf nicht ankommen, bis ich Anstalt treffen kann, daß wir uns mit mehr Bequemlichkeit an einem andern Ort sprechen."

„Gut, ehrwürdiger Herr (antwortete die Dame), es steht bei Euch; aber um eins muß ich Euch noch bitten, daß Ihr die Sache geheim haltet, und daß niemand ein Wort davon erfährt."

„Seid deswegen unbesorgt (sprach der Probst), und machet, wenn's möglich ist, daß wir noch diesen Abend zusammen kommen."

„Ich bin's zufrieden", sprach sie und verabredete mit ihm, wie und wenn er kommen sollte; worauf sie nach Hause ging. Sie hatte eine Magd, die nicht mehr jung war und von Gesicht und Gestalt so häßlich, als man sie sich nur denken kann; denn sie hatte eine platte Nase, ein schiefes Maul, aufgeworfene Lippen, lange, schwarze und übelgepflanzte Zähne; war tiefäugig und so kupferrot, als wenn sie den Sommer nicht in Fiesole, sondern am Senegal zugebracht hätte. Übrigens war sie hüftlahm und hinkte an der rechten Seite. Ihr Name war Ciuta; weil sie aber so grundhäßlich war, so ward sie von jedermann Ciutazza*) genannt; bei all ihrer Häßlichkeit hatte sie jedoch ein wenig verliebtes Fleisch auf dem Leibe. Diese rief sie zu sich und sagte ihr: „Ciutazza, wenn Du mir diesen Abend einen Dienst leisten willst, so kannst Du Dir ein hübsches neues Hemd bei mir verdienen."

---

*) Ciutazza (die häßliche Ciula). Die Endung azzo und azza im femin. ist bekanntlich eine von denen, welche im Italienischen einen Begriff von Häßlichkeit ausdrücken.

„Ein neues Hemd? (sprach Ciutazza mit Freuden) Dafür könnt Ihr mich durch's Feuer schicken, wie viel mehr sonst wohin!"

„Gut (sprach die Dame), Du sollst diese Nacht mit einem Mann in meinem Bette schlafen und ihn liebkosen; aber hüte Dich, daß Du keinen Laut von Dir giebst, damit Dich meine Brüder nicht hören, die, wie Du weißt, dicht daneben schlafen; so sollst Du hernach das Hemd von mir bekommen."

„Mit sechsen, wenn's darauf ankommt, lieber als mit einem", sprach Ciutazza.

Kaum war der Abend gekommen, so kam auch der Herr Probst, laut Abrede, und die beiden jungen Herren waren auf Anstiften der Dame in ihrem Zimmer und ließen ihre Stimme hören. Der Probst schlich also im Dunkeln und in aller Stille in die Kammer der Dame und in ihr Bett, und Ciutazza, welche sie von allem unterrichtet hatte, legte sich zu ihm. Der Probst, welcher seine Geliebte bei sich im Bett zu haben glaubte, schloß die liebenswürdige Ciutazza in seine Arme und nahm in aller Stille Besitz von den Schätzen, wonach er sich längst gesehnt hatte. Wie dieses geschehen war, ging die Dame zu ihren Brüdern und bat sie, das Übrige zu veranstalten, was sie verabredet hatten. Diese gingen demnach leise aus dem Hause nach dem Markte, und der Zufall begünstigte ihre Absicht über ihre Erwartung. Denn weil der Abend schwül war, so hatte der Bischof, den sie zu sich bitten wollten, schon nach ihnen gefragt, um sich bei ihnen auf einen kühlen Trunk zu Gaste zu bitten. Er sagte ihnen sein Anliegen, sobald er sie kommen sah, ging mit ihnen nach Hause und setzte sich mit ihnen in ihrem Hofe im Kühlen nieder, wo er beim Fackellichte mit Vergnügen ihren guten Wein kostete.

Nachdem sie getrunken hatten, sagten die Jünglinge: „Messere, da Ihr so gütig gewesen seid, uns in unserer kleinen Hütte zu besuchen, wie wir Euch eben einladen wollten, so laßt es Euch auch noch gefallen, etwas zu sehen, das wir Euch zu zeigen haben."

„Sehr gerne", sprach der Bischof. Einer von den jungen Herren nahm hierauf die brennende Kerze in die Hand und ging in die Kammer, wo der Probst bei der Ciutazza lag, und der Bischof und die übrige Gesellschaft folgten ihm nach.

Der Probst, welcher große Eile gemacht und in kurzer Zeit mehr als eine Station zurückgelegt hatte, war darüber so müde geworden, daß er, der großen Hitze ungeachtet, in den Armen der Schönen eingeschlafen war. In dieser Lage zeigte ihn der Jüngling mit der Ciutazza im Arm dem Bischofe und der ganzen Gesellschaft, wie sie in die Kammer traten. Plötzlich erwachte der Probst, und wie er sich bei dem Fackellichte von so vielen Menschen umgeben blickte, verbarg er vor Furcht und Scham sein Gesicht unter der Decke. Der Bischof machte ihn indessen ohne Barmherzigkeit herunter und befahl ihm, den Kopf aufzuheben und zu sehen, bei wem er gelegen hätte. Wie der Probst den Betrug inne ward, grämte er sich sehr darüber und über die Schande, die er sich zugezogen hatte. Der Bischof befahl ihm, sich anzukleiden, und schickte ihn unter gehöriger Bewachung nach Hause, wo er ihm für sein Verbrechen schwere Buße auflegte. Weil er neugierig war, zu wissen, wie die Ciutazza zu dem Probst in's Bett gekommen wäre, so erzählten es ihm die jungen Leuten mit allen Umständen. Darüber lobte der Bischof nicht nur die Dame, sondern auch ihre Brüder, die ihre Hände nicht mit Priesterblut besudelt, und dennoch den Probst nach Verdienst gezüchtigt hatten. Diesem legte der Bischof eine vierzigtägige Buße auf; allein Zorn und Liebe machten, daß er seine Thorheit länger, als sieben Wochen beweinte; und überdies konnte er sich hernach in langer Zeit nicht auf der Straße zeigen, ohne daß die Knaben mit Fingern auf ihn wiesen und ihm nachriefen: „Da geht der, welcher bei der Ciutazza geschlafen hat." Dies verdroß ihn so sehr, daß er fast rasend darüber werden wollte.

So schaffte die kluge Dame sich die überlästigen Bewerbungen des Probstes vom Halse, und die Ciutazza gewann dabei ein neues Hemd und einen fröhlichen Abend.

Fünfundsiebenzigste Erzählung.

Nach Florenz wurden bisweilen Stadtvögte geschickt, welche gemeiniglich so engherzig gesinnt waren, und so karg und

filzig lebten, daß ihr ganzes Benehmen ein Inbegriff von lauter Knauserei war. Die Richter und Schreiber, die sie mitbrachten, schienen daher eher hinter dem Pfluge, oder aus der Schuhflickerbude weggenommen, als in den Schulen der Rechtsgelehrsamkeit erzogen zu sein. So brachte auch einst ein solcher Stadtvogt, unter einer Menge anderer Richter, einen mit, der sich Messer' Niccola da Lepidio nennen ließ, der aber einem Schmiedeknechte ähnlicher war, als einem Rechtsgelehrten, und der nebst anderen angestellt war, um das peinliche Recht zu hegen.

Da nun die guten Florenzer gewohnt waren, das Rathaus auch ohne besondere Geschäfte bisweilen zu besuchen, so traf es sich einst, daß Maso del Saggio dahin ging, um einen seiner Freunde daselbst zu sprechen, und wie er diesen Messer Niccola sitzen sah, schien er ihm ein so wunderlicher Kauz zu sein, daß er nicht unterlassen konnte, ihn von Kopf zu Fuß zu betrachten. Außer der schmutzigen Kappe auf seinem Haupte, dem Pennal am Gürtel, dem Rocke, welcher länger war, als der Mantel, und manchen anderen seltsamen Dingen in seinem Aufzuge, fielen ihm besonders die Hosen des Herrn Richters in die Augen; denn weil ihm sein enger Rock vorn offen stand, so konnte man sehen, daß ihm der Hosensitz fast bis auf die Waden herabhing. Maso vergaß darüber seine anderen Geschäfte, und ohne sich lange bei der Figur des Richters aufzuhalten, sann er auf etwas neues, und suchte ein paar von seinen Freunden auf, die eben so lustige Vögel waren, wie er selbst, wovon der eine Ribi und der andere Matteuzzo hieß. „Wenn ihr mich lieb habt (sprach er), so kommt mit mir; ich will Euch den possierlichsten Gimpel zeigen, den Ihr je gesehen habt." Er führte sie nach dem Stadthause und zeigte ihnen den Richter und seine Hosen. Sie lachten, wie sie ihn nur sahen, über seine sonderbare Gestalt, und wie sie näher zu der Bank gingen, worauf dieser Messer' Niccola saß, fanden sie, daß es sehr leicht war, unter den Sitz zu schlüpfen, und daß das Brett unter den Füßen des Richters ein Loch hatte, durch welches man bequem die Hand und den Arm stecken konnte. „Wir müssen (sprach Maso) dem Richter bei Gelegenheit die Hosen abziehen, und nichts ist leichter, als das."

Die anderen hatten dieses gleichfalls schon ausgefunden, und sie nahmen deswegen Abrede, wie sie den Streich aus-

führen und ihre Rollen dabei spielen wollten. Des andern Morgens gingen sie wieder hin, und weil der Saal sehr voll war, kroch Matteuzzio in dem Gewimmel von Menschen unbemerkt unter die Bank, bis an die Stelle, wo der Richter seine Füße hatte. Maso indessen drängte sich an einer Seite zu dem Richter und zupfte ihn an dem Saume seines Mantels, und Ribi that dasselbe auf der andern Seite. Maso sprach: „Herr Richter, ich bitte Euch um des Himmelswillen, laßt mir den Schelm, der dort neben Euch steht, nicht fortgehen, ehe er mir meine Stiefel wiedergiebt, die er mir gestohlen hat. Er will es leugnen, allein ich habe gesehen, daß er sie vor weniger als einem Monat hat versohlen lassen."

Ribi schrie auf der andern Seite: „Glaubt ihm nicht, Herr Richter; er ist ein Schlemmer, und er weiß wohl, daß ich gekommen bin, um ihn wegen eines Schnappsacks zu verklagen, den er mir gestohlen hat; und nun kömmt er und schwatzt von den Stiefeln, die ich längst gehabt habe; und wenn Ihr's nicht glaubt, so kann's Euch meine Nachbarin, die Trecca, bezeugen, und die Grassa, die Kuttelflecke verkauft, und der Gassenfeger zu Sankt Maria, der ihn gesehen hat, wie er vom Dorfe kam."

Maso an seiner Seiter schrie noch lauter, als Ribi, und Ribi suchte wieder jenen zu überschreien. Indem nun der Richter, um besser zu hören, was sie sagten, aufstand, nahm Matteuzzo seine Zeit wahr, langte durch das Loch nach des Richters Hosensitz und that einen solchen Zug, daß die Hosen, weil der Richter mager und schlecht mit Sitzmuskeln versehen war, in einem Augenblicke herunter kamen. Wie dies der Richter fühlte und nicht wußte, was ihm geschah, wollte er seinen Mantel vorn zusammenschlagen und sich niedersetzen. Allein Maso und Ribi hielten ihn an beiden Seiten fest, und jeder von ihnen schrie: „Herr Richter, Ihr thut wahrlich unrecht, wenn Ihr davongeht, während Ihr uns doch Recht verschaffen solltet. Wegen solcher kleinen Händel ist es hier nicht Sitte, Klageschriften einzureichen." Mit diesen Worten hielten sie ihn so lange auf den Beinen, bis jedermann ihn ohne Hose gesehen hatte. Nach einer kleinen Weile ließ endlich Matteuzzo die Hosen los und schlich unbemerkt wieder fort. Wie Ribi glaubte, daß es genug wäre, sprach er: „Beim Himmel, Herr

Richter, ich will mir schon Recht verschaffen, wenn Ihr einmal abdankt."

„Nein (sprach Maso), ich werde so oft wieder kommen, bis ich einmal finde, daß Ihr mehr Muße habt, als ihr heute zu haben scheint." Damit machten sie sich beide, der eine hierhin, der andere dorthin eilig aus dem Staube.

Nachdem der Richter in Gegenwart aller Menschen seine Hosen wieder angezogen hatte, als wenn er eben aus dem Bette käme, fing er an, den Possen zu vermuten, den man ihm gespielt hatte. Er fragte also nach den beiden, die wegen der Stiefel und des Schnappsacks geklagt hatten, und wie sie nicht zu finden waren, schwor er Stein und Bein, daß er wissen wollte, ob es in Florenz Sitte wäre, dem Richter die Hosen vom Leibe zu ziehen, wenn sie auf der Bank säßen, um Recht zu sprechen.

Der Stadtvogt wollte zwar auch, wie er es erfuhr, viel Aufhebens darüber machen. Wie ihm aber seine Freunde begreiflich machten, daß der Spaß nur angestellt wäre, um ihm zu zeigen, daß die Florentiner wohl merkten, daß er ihnen statt Richter Schafsköpfe mitgebracht hätte, um an der Besoldung zu sparen, hielt er's für das Beste, zu schweigen und die Sache ging diesmal nicht weiter.

Sechsundsiebenzigste Erzählung.

Wer Calandrino, Bruno und Buffalmacco waren, das brauche ich Euch nicht zu sagen, weil sie gewiß noch bei Euch in frischem Andenken sein werden. Ich will demnach anmerken, daß Calandrino nahe bei Florenz ein kleines Gütchen besaß, welches ihm seine Frau zum Brautschatze mitgebracht hatte, und von welchem er unter anderen Einkünften jährlich ein fettes Schwein bekam. Er pflegte deswegen gewöhnlich im Dezember mit seiner Frau hinaus zu gehen, um es daselbst zu schlachten und einzusalzen. Einmal traf es sich, daß seine Frau nicht recht gesund war, und daß er allein hinausging, sein Schwein

schlachten zu lassen. Wie Bruno und Buffalmacco davon hörten, und daß die Frau nicht mit dabei wäre, gingen sie zu dem Pfarrer im Dorfe des Calandrino, welcher ihr sehr vertrauter Freund war, um einige Tage bei ihm zu bleiben. Wie sie ankamen, hatte Calandrino eben desselben Morgens sein Schwein geschlachtet, und indem er sie bei dem Pfarrer gewahr ward, rief er ihnen zu: „Seid willkommen hier; kommt doch zu mir und seht, wie ich mich auf die Haushaltung verstehe.“ Er führte sie darauf in sein Haus und zeigte ihnen sein Schwein; sie fanden es vortrefflich, und Calandrino sagte ihnen, daß er willens wäre, es einzusalzen.

„Du bist nicht gescheit (sprach Bruno). Verkauf' es lieber und laß uns das Geld vertrinken und sage Deiner Frau, das Schwein sei Dir gestohlen worden.“

„Nein (sprach Calandrino). Sie würde mir nicht glauben und mich zum Hause hinaus jagen. Gebt Euch nur keine Mühe, denn es wird nichts daraus.“

Sie gaben sich zwar alle Mühe, ihn zu bereden; allein sie richteten nichts aus. Calandrino lud sie auch so laulich zum Abendessen, daß sie nicht Lust hatten, zu bleiben. Wie sie nun weggingen, sprach Bruno zu Buffalmacco: „Was meinst Du, sollen wir ihm nicht diese Nacht das Schwein stehlen?“

„Wie sollten wir das anfangen?“ sprach Buffalmacco.

„Dazu fände ich wohl Rat (antwortete Bruno), wenn er es nur da hängen ließe, wo es jetzt ist.“

„Wenn das wäre (sprach Buffalmacco), so wüßt ich nicht, warum wir's nicht thun sollten und dann lassen wir's uns hier mit unserem Pfarrer gut schmecken.“

Der Priester wandte gleichfalls nichts dawider ein.

„Wir müssen es aber ein wenig mit List anfangen (sagte Bruno). Du weißt wohl, Buffalmacco, daß Calandrino geizig ist. Weil er aber gerne mittrinkt, wenn ein anderer bezahlt, so laß uns mit ihm in die Schenke gehen, und der Pfarrer muß sich stellen, als wenn er uns bewirten wollte, und muß ihn nichts bezahlen lassen; so begießt er sich gewiß die Nase und macht uns leichte Arbeit, da er allein zu Hause ist.“

Sie thaten, wie Bruno sagte, und wie Calandrino sah, daß der Priester für alle bezahlte, legte er sich auf's Trinken, und

weil er ohnehin nicht viel vertragen konnte, so bekam er bald seine volle Ladung. Weil es nun schon ziemlich spät war, wie sie aus der Schenke kamen, so hatte er nicht mehr Lust, zu Abend zu essen, sondern ging nach Hause und glaubte seine Thüre zu verschließen, ließ sie aber offen und ging zu Bette. Bruno und Buffalmacco gingen mit dem Priester, und nach dem Abendessen versahen sie sich mit gewissen Werkzeugen, um an derjenigen Stelle, die Bruno sich angemerkt hatte, in das Haus des Calandrino zu kommen. Da sie aber die Thüre offen fanden, gingen sie hinein, nahmen das Schwein ab, trugen es nach dem Pfarrhause und legten sich, nachdem sie es wohl verwahrt hatten, zu Bette. Wie Calandrino am folgenden Morgen seinen Rausch ausgeschlafen hatte, stand er auf, machte aber, wie er hinunter kam, große Augen, da er sein Schwein nicht fand und sah, daß seine Hausthür offen stand. Er fragte seine Nachbarn, ob sie nicht wüßten, wer ihm sein Schwein weggetragen hätte; weil es ihm aber niemand zu sagen wußte, machte er einen gewaltigen Lärm über sein Unglück, daß er sein Schwein verloren hätte.

Sobald Bruno und Buffalmacco aufgestanden waren, gingen sie zu ihm, um zu sehen, wie er sich wegen seines Schweines gebärden würde. So wie er sie nur gewahr ward, rief er ihnen entgegen: „Weh' mir, lieben Brüderchen; mein Schwein ist mir gestohlen!"

„Ein Wunder (raunte ihm Bruno in's Ohr), daß Du doch endlich einmal einen gescheiten Einfall gehabt hast!"

„Ach, leider nein! (sprach Calandrino) Ich spreche nur zu sehr im Ernst."

„So mußt Du sagen (sprach Bruno). Schreie nur und jammere dermaßen, daß man wirklich glaubt, es sei wahr."

Calandrino schrie noch lauter: „Beim heiligen Leichnam, ich rede die Wahrheit; es ist mir wirklich gestohlen."

„Bravo, bravo! (sprach Bruno) so mußt Du es betheuern. Schreie recht laut und laß Dich tapfer hören, damit Dir's ein rechter Ernst scheint."

„Du willst mich noch rasend machen (sprach Calandrino). Du glaubst mir nicht, und ich will mich doch hängen lassen, wenn es mir nicht gestohlen ist."

„Wie wäre das zugegangen? (sprach Bruno jetzt) Ich

hab' es ja gestern hier noch hängen sehen. Wie willst Du mir denn einbilden, daß es gestohlen wäre?"

„Es ist so, wie ich Dir sage", versicherte Calandrino.

„Aber wie ist das möglich?" fragte Bruno.

„Genug, es ist gewiß wahr (erwiderte Calandrino), und ich bin ein unglücklicher Mensch und weiß nicht, wie ich mich darf zu Hause sehen lassen. Meine Frau wird mir nicht glauben; und wenn sie mir auch glaubt, so habe ich dennoch in Jahr und Tag keinen Frieden mit ihr."

„Beim Himmel! (sprach Bruno) wenn es wahr ist, so ist es ein schöner Schelmstreich; aber Du weißt wohl, Calandrino, daß ich Dich gestern lehrte, Du sollst so sprechen, und ich will nicht hoffen, daß Du jetzt nur Dein Weib und uns zum besten haben willst."

„Wollt Ihr mich denn gar rasend machen (schrie Calandrino), daß ich Gott und seine Heiligen lästern soll, und alles, was ihnen angehört? Ich sage Euch noch einmal, das Schwein ist mir diese Nacht gestohlen."

„Wenn das ist (sprach Buffalmacco), so müssen wir suchen, es wieder ausfindig zu machen."

„Aber durch was für Mittel?" fragte Calandrino.

„Sicherlich (versetzte Buffalmacco) ist niemand aus Indien hergekommen, um Dir Dein Schwein zu stehlen, sondern es muß jemand von Deinen Nachbarn gethan haben, und wenn Du sie alle versammeln könntest, so wüßte ich wohl ein Mittel, den Dieb mit geweihtem Käse und Brot zu entdecken."

„Mit dem Käse und Brot (sprach Bruno) würdest Du bei einigen Junkern hier nichts ausrichten; denn ich bin versichert, wer das Schwein hat, der würde den Braten riechen und wegbleiben."

„Wie soll man es denn machen?" fragte Buffalmacco.

„Man müßte sie zu einem Trunk einladen (versetzte Bruno) und ihnen eingemachten Ingwer und guten Vernaccia vorsetzen. Dabei werden sie nichts Arges vermuten und werden kommen und den Ingwer kann man so gut weihen, wie das Brot und den Käse."

„Wahrhaftig, Du hast recht (sprach Buffalmacco). Was sagst Du dazu, Calandrino? Sollen wir den Versuch machen?"

„Um Gottes willen, ja! (sprach Calandrino) wenn ich nur erst wüßte, wer es hat, so wär' ich schon halb getröstet."

„Gut (sprach Bruno). Ich will gern nach Florenz gehen und Dir diesen Dienst thun, wenn Du mir nur Geld dazu giebst."

Calandrino hatte ein paar Gulden bei sich und gab sie ihm hin. Bruno ging damit zu einem Apotheker in Florenz, der sein Freund war, kaufte ein paar Pfund überzuckerten Ingwer und ließ ein paar Klümpchen roten Enzian in frische Aloe einmachen und sie ebenso wie den Ingwer mit Zucker überziehen, und bezeichnete sie, um sie nicht zu verwechseln. Hernach kaufte er eine Flasche guten Vernaccia und kehrte zu Calandrino nach dem Dorfe zurück. „Sieh nun zu," (sprach er zu ihm) daß Du auf morgen früh alle diejenigen zum Trunk einladest, die Du im Verdacht hast; es ist Festtag, und sie werden gern kommen. Ich und Buffalmacco wollen heute Abend den Ingwer weihen und ihn Dir morgen mitbringen, und Dir zu Gefallen will ich ihn selbst austeilen und will alles thun und sagen, was nötig ist."

Calandrino that, wie er ihm sagte und wie am folgenden Morgen eine ziemliche Menge junger Leute aus Florenz und aus dem Dorfe sich vor der Messe unter dem Ulmbaume versammelt hatte, kamen Bruno und Buffalmacco mit einer Schachtel Ingwer und mit einer Flasche Wein, und baten sie alle, sich in einen Kreis zu stellen, worauf Bruno sagte: „Meine Herren, ich muß Euch sagen, weswegen Ihr hergebeten seid, damit Ihr Euch nicht über mich beklagt, wenn etwas vorfallen sollte, welches Euch unangenehm wäre. Dem Calandrino ist gestern ein Schwein gestohlen worden, und weil das niemand anders, als einer von uns kann gethan haben, so will er, um den Thäter ausfindig zu machen, jedem von Euch ein Stück von diesem Ingwer zu essen geben. Wisset demnach zum voraus, daß derjenige, der das Schwein gestohlen hat, den Ingwer nicht wird hinunter bringen können, sondern er wird ihn so bitter wie Galle finden und ihn wieder ausspeien müssen. Ehe sich nun jemand diese Schande in jedermann's Gegenwart zuzieht, so ist dem Schuldigen zu raten, daß er es lieber dem geistlichen Herrn in der Beichte gesteht, so will ich nicht weiter in der Sache gehen."

Alle, die gegenwärtig waren, antworteten, sie wollten gern davon essen. Bruno stellte sie demnach in Ordnung und den Calandrino mit in die Reihe. Darauf reichte er einem jeden ein Stück von dem Ingwer; wie er aber an Calandrino kam, gab er ihm ein Stück von dem Hundekonfekt in die Hand. Calandrino steckte es den Augenblick in den Mund und fing an zu kauen; sobald er aber die Aloe auf die Zunge bekam, schmeckte es ihm so bitter, daß er es wieder ausspie. Ein jeder sah den andern an und wartete, wer seinen Bissen ausspeien würde, und Bruno war noch nicht ganz herumgekommen, wie er schon hinter sich schreien hörte: „He, Calandrino! was hat das zu bedeuten?“ Er wandte sich um und wie er sah, daß Calandrino seinen Konfekt ausgespieen hatte, sprach er: „Warte nur, Du hast vermutlich aus anderen Ursachen ausspeien müssen. Hier hast Du noch eins.“ Damit steckte er ihm den anderen Enzian in den Mund und fuhr fort, den übrigen Ingwer herum zu reichen. Wenn dem armen Calandrino der erste Bissen bitter geschmeckt hatte, so ward ihm dieser noch tausendmal bitterer. Weil er sich aber schämte, ihn auszuspeien, so wälzte er ihn so lange im Munde herum, bis ihm die Thränen wie Haselnüsse über die Backen rollten; doch endlich konnte er es nicht länger anshalten und spie ihn aus, wie den ersten. Als Buffalmacco, der den Wein herumschenkte und Bruno und alle übrigen dieses sahen, sprachen sie alle, Calandrino hätte sich selbst bestohlen und einige machten ihn deswegen heftig herunter. Nachdem alle andern davon gegangen und nur Bruno und Buffalmacco bei Calandrino geblieben waren, fing Buffalmacco an: „Ich habe es gleich gedacht, daß Du selbst das Schwein hättest und wolltest uns nur weiß machen, daß es Dir gestohlen wäre, um uns von dem gelösten Gelde kein Trünkchen zu geben.“

Calandrino, der den Gallengeschmack noch nicht los werden konnte, fing von neuem an, zu schwören, daß er es nicht hätte.

„Scherz bei Seite, Bruder (sprach Bruno), gesteh' nur, wie viel Du bekommen hast. Ein halbes Dutzend; nicht wahr?“

Calandrino wollte schier von Sinnen kommen; aber Buffalmacco fuhr fort: „Ich muß Dir's nur rein heraus sagen, Calandrino, einer von denen, die hier mit uns gegessen und getrunken haben, hat mir gesagt, daß Du Dir oben im Dorfe ein Mädchen hältst, welchem Du alles zusteckst, was Du nur

erheimlichen kannst, und daß er gewiß glaubt, Du habest ihr uch das Schwein geschickt. Gewiß hast Du angefangen, Dich uf Streiche zu legen. Du hast uns schon einmal nach dem Fugnone gelockt, um schwarze Steine aufzulesen und wie Du ns auf die wilde Gänsejagd geführt hattest, gingst Du davon nd machtest uns hernach weiß, Du hättest den rechten Stein efunden. Jetzt meinst Du wieder, uns mit Deinen Schwüren auben zu machen, das Schwein sei Dir gestohlen worden, ı Du es doch entweder verkauft oder verschenkt hast. Wir nd aber Deine Streiche schon gewohnt und kennen sie, so ıß Du uns keinen mehr spielen sollst, und da wir jetzt die ühe davon gehabt haben, unsere Kunst anzuwenden, so ußt Du uns zwei Paar fette Kapaune geben, wenn Du nicht illst, daß wir der Frau Tessa alles wiedersagen sollen."

Wie Calandrino sah, daß man ihm nicht glaubte und ıß er bereits Verdruß und Schaden genug gehabt hatte, ollte er nicht noch obendrein Zank mit der Frau haben; gab also einem Jeden von ihnen ein Paar Kapaune. Jene lzten das Schwein ein und brachten es nach Florenz, und alandrino hatte den Schaden und den Spott dazu.

Siebenundsiebenzigste Erzählung.

Vor nicht gar langen Jahren befand sich in Florenz eine ige Dame, namens Helena, die sehr schön von Gestalt, stolz n Gemüt, von sehr edler Herkunft und mit Glücksgütern chlich begabt war. Sie war Witwe geworden und hatte nicht st, sich wieder zu verheiraten, sondern unterhielt mit Hilfe er vertrauten Magd ein Liebesverständnis mit einem schönen, genehmen, jungen Mann, den sie sich auserwählte, und da sonst keine Sorgen hatte, so suchte sie nur, sich mit ihm die it vergnügt zu vertreiben.

Ein junger Edelmann aus unserer Stadt, namens Rinieri, lcher einige Jahre in Paris studiert hatte, nicht etwa in der sicht, seine Gelehrsamkeit im Kleinen wieder auszukramen,

sondern um sich selbst von allen Dingen und ihren Ursache
gründlich zu unterrichten, kam um diese Zeit nach Florenz zurü
wo er sowohl wegen seines Adels, als wegen seiner Wisse
schaften in großen Ehren unter seinen Mitbürgern lebte. S
wie es sich aber oft zuträgt, daß diejenigen, die in tiefsinnige
Sachen die meiste Einsicht besitzen, sich von der Liebe am erste
berücken lassen, so ging es auch diesem Rinieri. Denn wie
einst zum Zeitvertreib einem öffentlichen Feste beiwohnte, si
ihm Helena in ihren schwarzen Witwenkleidern so ausbünd
schön und liebenswürdig in die Augen, als er noch keine glaub
gesehen zu haben, und er schätzte denjenigen über alles glückli
den der Himmel würdigte, ihn so viele Schönheit unbekleid
umarmen zu lassen. Mehr als einmal musterten seine Auge
ihre Reize, und da er wußte, daß ein großes und selten
Kleinod nicht ohne viele Mühe erworben wird, so nahm er si
vor, es weder an Fleiß noch an Aufmerksamkeit fehlen zu lasse
um ihr zu gefallen und sich dadurch ihre Liebe und in der Fol
ihren Besitz zu erwerben. Die junge Witwe, die ihre Auge
nicht an die Erde zu heften pflegte, sondern vollkommen sovi
von sich hielt, und noch wohl mehr, als sie wert war, un
ihre Blicke fleißig, jedoch mit aller Behutsamkeit, umherwander
ließ, ward es bald gewahr, wenn jemand sie mit Wohlgefalle
betrachtete, und Rinieri entging ihrem Scharfblicke nicht. S
lachte heimlich und dachte: „Heute bin ich gewiß nicht umsor
gekommen, und wenn ich mich nicht irre, so habe ich eine
Zeisig das Netz über den Kopf geworfen.“ Sie ermunter
ihn deswegen durch einige Blicke, um ihn Glauben zu mache
daß er ihr nicht gleichgültig wäre; denn sie meinte, je mehr
in ihr Garn ziehen könnte, um desto mehr würde der We
ihrer Schönheit erhöht werden, zumal in den Augen desjenige
dem sie ihre Reize und ihre Liebe geschenkt hatte.

Der weise Student dagegen vergaß seine ganze Philosoph
und richtete alle seine Gedanken nur auf die Schöne; und soba
er ihre Wohnung erfahren hatte, ging er beständig unter aller
Vorwand an ihrem Hause vorbei, in der Hoffnung, sich
damit angenehm zu machen.

Die Dame, die ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt fan
ließ ihn merken, daß sie ihn gern sähe; der junge Stude
machte demnach Bekanntschaft mit ihrer Magd und bat sie, ih

ie Gunst ihrer Gebieterin zu verschaffen. Das Mädchen war
icht sparsam mit ihren Versprechungen und hinterbrachte alles
hrer Frau, welche ihn herzlich auslachte und zu ihrer Magd
agte: „Siehst Du, wie dieser um seinen Verstand kommt, den
r aus Paris mitgebracht hat? Schon gut, wir wollen ihm so
uffspielen, wie er Lust hat zu tanzen. Wenn er Dich wieder
nspricht, so sage ihm, daß ich ihn zwar nicht weniger liebe,
ls er mich, daß ich aber meinen guten Namen in acht nehmen
auß, um mich vor anderen Frauen mit freier Stirne zeigen
u können, und daß er mich deswegen, wenn er gescheit ist, um
esto höher schätzen muß."

Armes Weib! armes Weib! Sie wußte nicht, wie gefährlich
s ist, es mit Studenten aufzunehmen.

Die Magd richtete den Auftrag ihrer Dame aus, sobald
ie ihn antraf. Der Student war froh darüber, er ward von
Stund' an immer dringlicher in seinen Bitten, schrieb Briefe
nd sandte Geschenke. Alles ward angenommen; allein es er-
olgte nichts weiter darauf, als lauter unbestimmte Antworten,
nd die Dame hielt ihn auf diese Weise eine lange Zeit mit
eren Hoffnungen hin. Endlich, nachdem sie ihren Liebhaber
lles gesagt und bisweilen darüber einen kleinen Zank mit
m gehabt, und auch wohl einige Spuren von Eifersucht bei
m bemerkt hatte, wollte sie diesem einen Beweis geben, wie
enig Ursache er zum Verdacht hätte. Wie demnach der
Student noch ferner in sie drang, ließ sie ihm durch ihre
Magd sagen, sie hätte seit seiner Liebeserklärung noch keine
Gelegenheit gehabt, seine Wünsche zu erfüllen; sie hoffte aber,
i der nächsten Weihnachtswoche ihn bei sich sehen zu können.
r möchte also am Abend nach dem ersten Feiertage in ihren
of kommen und daselbst warten, so würde sie ihn, sobald sie
ur könnte, zu sich in's Haus lassen.

Rinieri war darüber froh, er ging zur bestimmten Zeit
ach dem Hause der Dame, ward von ihrer Magd in einen Hof
lassen und daselbst eingeschlossen, um seine Dame zu erwarten.
s war ein kalter Winterabend und es hatte des Tages vor-
r stark geschneit, so daß Rinieri bald anfing, es kälter zu
den, als ihm lieb war; doch machte die Hoffnung, sich bald
ieder zu erwärmen, daß er die Kälte geduldig ertrug. Helena
tte inzwischen diesen Abend ihren Liebhaber zu sich eingeladen

und nachdem sie mit ihm fröhlich zu Nacht gegessen hatte, sprach sie zu ihm: „Jetzt sollst Du sehen, wie lieb mir derjenige ist, auf welchen Du [illegible]weise eifersüchtig geworden bist. Komm mit mir in die Kammer an's Fenster; wir wollen sehen, was er macht, und was er der Magd antwortet, die ich hingeschickt habe, mit ihm zu sprechen."

Sie führte ihn darauf an ein Fenster, wo sie den Rinieri sehen konnten, ohne von ihm bemerkt zu werden, und sie hörten, daß die Magd an einem andern Fenster zu ihm sprach: „Rinieri, es ist meiner Frau außerordentlich leid, daß einer von ihren Brüdern diesen Abend unerwartet zu ihr gekommen und nach einer langen Unterredung bei ihr zu Essen geblieben ist. Sie hoffe aber, er wird bald weggehen und dann wird sie Dich einlassen. Sie bittet Dich, Dir die Zeit nicht lang werden zu lassen."

Rinieri, der alles für Wahrheit hielt, gab ihr zur Antwort: „Sage meiner Gebieterin, daß sie sich meinetwegen keine Kummer machen soll, bis sie gelegene Zeit hat, mich einzulassen; ich will jedoch hoffen, daß es bald geschehen wird."

Die Magd schlug hierauf das Fenster zu und ging zu Bette, und Helena begab sich gleichfalls mit ihrem Liebhaber in ihre Kammer, wo sie die Zeit bis Mitternacht in seinen Armen zubrachte, indes Rinieri im Schneegestöber vor Kälte im Hofe herumsprang und nirgends weder einen Sitz, noch ein Obdach fand. Er fluchte auf den langweiligen Bruder und bei jedem Geräusche, das er hörte, meinte er, daß man käme, um ihn einzulassen. Indes Rinieri so im Hofe nach dem Takte seines eigenen Zahnklapperns herumtanzte, hatte Helena nicht nur die Bosheit, mit ihrem Liebhaber über ihn zu spotten und diesem zu zeigen, wie sie die Leute ohne Geige und Sackpfeife zum Tanzen bringen könnte, sondern sie ging hinunter und rief den Rinieri mit leiser Stimme bei seinem Namen. Rinieri dankte bereits Gott für seine geplante Erlösung und antwortete: „Hier bin ich, Madonna; öffnet um Gotteswillen die Thüre, denn ich sterbe vor Kälte!"

„Ei, ja doch!" (sprach sie) Du bist mir auch so frostig, als wenn's so grimmig kalt wäre, weil ein wenig Schnee gefallen ist. Weiß ich etwa nicht, daß es in Paris noch viel kälter ist. Ich kann Dich noch nicht einlassen, weil mein verzweifelter

Bruder noch nicht von der Stelle weicht. Er wird jedoch nun wohl bald gehen, und dann will ich Dich gleich einlassen. Ich habe mich kaum einen Augenblick von ihm wegschleichen können, um Dir Mut einzusprechen, damit Dich das Warten nicht verdrießt."

„Ach Madonna! (seufzte Rinieri) Oeffnet mir um Gotteswillen die Thüre, daß ich nur unter Obdach komme; denn es hat seit kurzem wieder angefangen, heftig zu schneien, und es schneit noch immer fort. Ich will hernach gerne warten, so lange es Euch gefällt."

„Ach, mein Liebster! (antwortete sie) Ich kann nicht aufmachen; denn die Thüre knarrt so sehr, daß mein Bruder es hören würde, wenn ich sie öffnete; ich will aber hingehen und ihn fortzuschicken suchen, damit ich Dich einlassen kann."

„So geht denn (sprach Rinieri) und macht's nur bald; und sorget, ich bitte, für ein gutes Feuer, damit ich mich wieder erwärmen kann, denn der Frost hat mich schon ganz betäubt."

„Das kann nicht sein (sprach sie), wenn es wahr ist, was Du mir so oft geschrieben hast, daß Du vor Liebe zu mir ganz entbrannt bist. Ich glaube gewiß, Du scherzest mit mir. Ich gehe; habe nur Geduld."

Damit ging sie fort und brachte den größten Teil der Nacht damit zu, daß sie mit ihrem Liebhaber, der ihr Gespräch angehört hatte, sich über den armen Studenten lustig machte.

Rinieri, der mit den Zähnen klapperte wie ein Storch, ward endlich gewahr, daß man ihn zum besten hatte. Vergebens machte er mehr als einmal den Versuch, die Thüre zu öffnen; vergebens suchte er irgend einen anderen Ausweg, um zu entkommen. Bald trabte er auf und ab, wie ein unmutiger Löwe in seinem Käfig, bald fluchte er auf das böse Wetter, auf das boshafte Weib, auf die lange Dauer der Nacht und auf seine eigene Thorheit, und knirschte vor Wut und Rachgier, die ihn jetzt weit stärker entflammten, als vormals seine Liebe. Zuletzt wich die langwierige Nacht dem anbrechenden Tage, und der Morgen fing an, zu dämmern. Die Magd ging nunmehr auf Befehl ihrer Frau hinunter, um den armen Erfrorenen auszulassen, und machte ihm im Namen ihrer Frau tausend Entschuldigungen über das verdrießliche Hindernis der

vergangene Nacht, indem sie ihm zugleich auf eine künftige bessere Gelegenheit vertröstete.

Rinieri war bei all seinem Zorn klug genug, um zu bedenken, daß man durch Drohungen dem Bedrohten nur Waffen leiht. Er verschloß seinen heftigen Unwillen, so gern er auch laut geworden wäre, und sagte mit anscheinender Gelassenheit: „Ich habe in der That eine sehr böse Nacht gehabt; allein ich bin überzeugt, daß Deine Frau daran nicht schuld ist; denn sie selbst hat mir hier ihre Entschuldigung gemacht und mich aus Mitleiden aufgemuntert; und wie Du sagst, was diese Nacht nicht hat sein können, das wird ein andermal geschehen. Grüße Deine Frau und sei Gott empfohlen!“

Er eilte hierauf, fast an allen Gliedern gelähmt, nach Hause und warf sich ganz ermattet auf sein Bett, um sich durch ein wenig Schlaf zu erquicken; doch wie er erwachte, hatte er den Gebrauch seiner Hände und Füße fast gänzlich verloren. Er schickte den Augenblick nach Ärzten, denen er erzählte, was er von Frost und Ungemach ausgestanden hatte, und es wurden ohne Verzug die kräftigsten Mittel angewandt, um seinen Nerven wieder Spannkraft und Geschmeidigkeit zu verschaffen; dennoch ging eine geraume Zeit damit hin, und wenn ihm nicht seine Jugend und die Wiederkehr der warmen Witterung zu statten gekommen wären, so würde er nicht so leicht davon gekommen sein.

Wie er wieder hergestellt war, behielt er den Groll im Herzen und stellte sich dabei äußerlich mehr als jemals in die schöne Witwe verliebt. Nach einiger Zeit verschaffte ihm aber der Zufall eine erwünschte Gelegenheit, sich zu rächen. Der Jüngling nämlich, in welchen Helena so sehr verliebt war, vergaß die große Anhänglichkeit, die sie ihm erwiesen hatte, verliebte sich in ein anderes Frauenzimmer, vernachlässigte seine vorige Gebieterin gänzlich und verursachte ihr dadurch den bittersten Kummer. Ihre Magd, welche Mitleiden mit ihr hatte und nicht wußte, wie sie ihre Frau über den schmerzlichen Verlust ihres Liebhabers trösten sollte, kam auf einen thörichten Einfall, indem sie den Rinieri, seiner Gewohnheit nach, noch immer durch die Straße gehen sah. Sie meinte nämlich, daß der Liebhaber ihrer Frau wohl durch Schwarzkunst könnte zurückgebracht werden, und daß der Student wahrscheinlich

auch in dieser Kunst ein großer Meister sein müßte. Sie trug dieses ihrer Frau vor, und Helena war so einfältig, ihren Vorschlag gut zu finden, ohne daran zu denken, daß Rinieri, wenn er ein Schwarzkünstler gewesen wäre, seine Kunst zu seinem eigenen Beruf würde gebraucht haben. Sie empfahl demnach sogleich ihrer Magd, sich bei ihm zu erkundigen, ob er ihr behülflich sein wollte, und ihm zu versprechen, daß sie unter dieser Bedingung ihm alles zu willen thun würde. Die Magd ermangelte nicht, alles auf's Fleißigste auszurichten, und Rinieri war sehr erfreut über den Antrag und dankte dem Schicksal, daß es ihm die Gelegenheit an die Hand gab, sich an der boshaften Witwe für die Kränkung zu rächen, womit sie seine zärtliche Liebe vergolten hatte. Er sprach zu der Magd: „Sage Deiner Frau, sie soll sich keine Sorgen machen; denn wenn ihr Liebhaber auch in Indien wäre, so würde ich machen, daß er sich augenblicklich stellen und ihr alles abbitten sollte, was er ihr zuwider gethan hat. Was sie aber zu diesem Endzweck beobachten muß, das will ich ihr selbst sagen, wenn und wo sie es mir befiehlt. Sage ihr das zum Trost in meinem Namen."

Die Magd überbrachte seine Antwort ihrer Frau, welche Rinieri nach Santa Lucia del Prato bestellte. Hier entdeckte sie ihm unter vier Augen (ohne sich daran zu erinnern, daß sie ihn einst an den Rand des Grabes gebracht hatte) ihr ganzes Geheimnis und bat ihn um Hilfe. Rinieri antwortete: „Madonna, ich habe mich zwar wirklich in Paris unter anderen Dingen auch auf die schwarze Kunst gelegt, und ich weiß, was daran ist. Weil ich sie aber für eine höchst sündliche Sache halte, so war ich fest entschlossen, weder zu meinem eigenen Behuf, noch für andere jemals Gebrauch davon zu machen. Allein meine Liebe zu Euch ist freilich so groß, daß ich nicht weiß, wie ich Euch etwas abschlagen könnte, und ich bin bereit, zu thun, was Ihr begehrt, wenn ich mir auch die Verdammnis damit zuziehen sollte. Aber so viel muß ich Euch vorher sagen, daß die Sache zugleich ihre großen Schwierigkeiten hat, zumal wenn eine Frau ihren Liebhaber, oder ein Mann seine Geliebte wieder gewinnen will; denn alsdann kann kein anderer die Handlung verrichten, als die Person selbst, welcher die Sache angelegen ist, und wer sie unternimmt, muß unerschrockenen Mutes sein, weil sie zur

Nachtzeit und an einem einsamen Orte geschehen muß. Ich weiß nicht, wieviel Ihr Euch in diesem Stücke zutraut."

Die Dame, die mehr verliebt als weise war, gab ihm zur Antwort: „Die Liebe treibt mich so mächtig, daß mir nichts in der Welt so schwer werden kann, wodurch ich hoffen darf, meinen Liebhaber wieder zu erlangen. Doch sage mir auf jeden Fall, bei welcher Gelegenheit ich meine Unerschrockenheit zeigen muß."

Der Student, der nichts als Rachgier atmete, sagte: „Madonna, ich werde im Namen desjenigen, den Ihr wieder zu gewinnen trachtet, ein Bild aus Zinn gießen; mit diesem müßt Ihr den ersten Tag des Neumonds Euch des Nachts siebenmal nackend und in der Einsamkeit im fließenden Wasser baden und hernach so nackend, wie Ihr seid, auf einen hohen Baum oder auf ein hohes unbewohntes Gebäude steigen und mit dem Bilde in der Hand, das Gesicht nach Norden gekehrt, siebenmal gewisse Worte sprechen, die ich Euch aufschreiben will, so werden Euch ein paar wunderschöne Jungfrauen erscheinen, die Euch freundlich grüßen und Euch fragen werden, was Ihr begehret. Diesen müßt ihr deutlich und umständlich Eure Wünsche erklären und Euch in acht nehmen, daß Ihr nicht einen Namen statt des anderen nennt. Wenn Ihr ihnen alles gesagt habt, so werden sie sich entfernen und Ihr könnt wieder hinuntersteigen, Euch ankleiden und nach Hause gehen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, daß Euer Liebhaber ehe es wieder Mitternacht wird, zu Euch kommen, Euch um Verzeihung bitten und Euch nie wieder untreu werden wird."

Die Dame glaubte alles, was er sagte; sie dachte schon ihren Liebhaber wieder in ihren Armen zu haben und gab fröhlich zur Antwort: „Ich versichere Euch, daß ich alles genau erfüllen werde, und ich habe dazu die beste Gelegenheit; denn ich habe ein Gut in der Gegend des Val d'Arno, welches dicht am Ufer des Flusses liegt, und da es jetzt im Heumond ist, so ist das Baden eine Wollust. Nicht weit vom Ufer steht auch ein wüster, alter Turm, dessen sich nur noch die Schäfer bisweilen bedienen und mit einer Leiter hinaufsteigen, um sich auf dem Dache nach ihren verirrten Schafen umzusehen. Dieser Turm liegt einsam genug, und ich will ihn besteigen, um dasjenige zu verrichten, was Ihr mir vorschreibt."

Rinieri kannte den Ort sehr wohl, den sie ihm beschrieb; er gab ihr jedoch, wie er merkte, daß sie in seine Schlinge fiel, zur Antwort: „Madonna, ich kenne zwar weder Euer Gut, noch den Turm; wenn aber alles so gelegen ist, wie Ihr sagt, so könnt Ihr keinen bequemeren Ort wählen. Ich will Euch zu gehöriger Zeit das Bild und die Worte der Beschwörung schicken; allein ich verlasse mich darauf, daß Ihr mich auch nicht vergeßt, wenn die Erfüllung Eure Wünsche Euch überzeugt, daß ich Euch gut gedient habe."

Sie versprach, ihm treulich Wort zu halten; worauf sie Abschied von ihm nahm und nach Hause ging.

Rinieri ließ das Bild machen, schrieb ein selbsterdachtes Geschwätz, statt eine Beschwörung auf und schickte es Helena, indem er ihr zugleich empfahl, am folgenden Abend unfehlbar alles in Ausübung zu bringen, was er ihr gesagt hatte. Er begab sich hierauf in der Stille mit einem seiner Bedienten nach dem Hause eines Freundes, nahe bei dem Turme, um seinen Entwurf auszuführen.

Helena machte sich mit ihrer Magd gleichfalls auf den Weg nach ihrem Gut. Wie der Abend kam, stellte sie sich, als ob sie zu Bette ginge und schickte ihre Magd zur Ruhe. Um die Zeit des ersten Schlafs ging sie aus dem Hause an das Ufer des Arno, nahe bei dem Turme, und nachdem sie sich umgesehen hatte und allein zu sein glaubte, entkleidete sie sich, verbarg ihre Kleider in einem Busche und badete sich siebenmal in dem Strome mit dem Bilde, worauf sie sich mit demselben nackend nach dem Turme begab.

Rinieri hatte sich mit seinem Diener nahe bei dem Turme versteckt und alles mit angesehen. Wie das schöne Weibchen an ihm so nackend vorbeiging, wie der blendende Schnee ihres Körpers die Schatten der Nacht um sich her zerstreute, und wie er die bezaubernden Formen und das liebliche Ebenmaß ihrer Glieder betrachtete und bei sich bedachte, wie alle diese Schönheiten in wenigen Stunden würden verwandelt werden, fühlte er sich fast zum Mitleiden bewogen. Zu gleicher Zeit weckten seine Begierden jemand, der bisher geschlafen hatte, und reizten ihn mächtig an, hervor zu springen und sich der schönen Beute zu bemächtigen, die ihm gewissermaßen in die Arme lief. Fast hätte er sich von beiden überwinden

lassen; allein plötzlich besann er sich, wer er wäre und welche Beleidigungen er erduldet hätte; seine Rachsucht siegte über das Mitleid und über die Begierden; er blieb standhaft und ließ sie vorübergehen.

Die Schöne stieg die Leiter hinan, wandte sich oben auf dem Turme gegen Mitternacht und begann die Worte der Beschwörung. Unterdessen schlich Rinieri hinzu, nahm leise die Leiter weg, die nach dem Dache des Turmes führte und wartete ab, was sie dazu sagen und wie sie sich gebärden würde. Nachdem Helena siebenmal ihre Beschwörung hergesagt hatte, fing sie an, auf die beiden Jungfrauen zu warten. Diese ließen sie aber so lange harren, bis sie anfing, es kühler zu finden, als ihr behagte und bis zuletzt die Morgenröte darüber anbrach. Es verdroß sie, daß das Versprechen des Studenten noch nicht in Erfüllung ging, und sie dachte bei sich selbst: „Ich fürchte, Rinieri hat mir eben eine solche Nacht verursachen wollen, als ich ihm: allein wenn dieses seine Absicht gewesen ist, so hat er sich nicht recht auf seine Rache verstanden; denn er hat gewiß dreimal so lange zappeln und ganz anders vom Frost aushalten müssen, als ich."

Damit nun der helle Tag sie nicht an diesem Orte überraschen möchte, so wollte sie wieder heruntersteigen. Allein wie groß war ihr Entsetzen, wie sie die Leiter vermißte. Sie glaubte, die Welt wäre unter ihren Füßen weggesunken, und ohnmächtig sank sie selbst auf dem Dache des Turmes nieder. Wie sie wieder zur Besinnung kam, fing sie an, laut zu weinen und zu jammern; denn sie merkte nun wohl, daß Rinieri alles mit Fleiß so angestiftet hätte, und sie bedauerte, ihn erst beleidigt und sich hernach demjenigen zu sehr anvertraut zu haben, den sie mit Recht für ihren Feind halten mußte. Umsonst suchte sie Mittel und Wege, sich hinunter zu helfen, und fast wahnsinnig rief sie: „Ich Unglückselige: Was werden meine Brüder und Verwandten, was werden meine Nachbarn und alle Einwohner in Florenz von mir sagen, wenn sie hören, daß man mich hier nackend auf diesem Turme gefunden hat? Man wird gewahr werden, daß meine Ehrbarkeit, die man für so bewährt gehalten hatte, nur eine Scheintugend war; und wenn ich auch ein Märchen zu ersinnen wüßte, um diesen Vorfall zu bemänteln, so würde der verzweifelte Student meine Lüge nicht

gelten lassen. Wie elend bin ich, daß ich zu gleicher Zeit meinen unwürdigen Geliebten und meine Ehre eingebüßt habe!"

Der Schmerz überwältigte sie so sehr, daß sie in Versuchung geriet, sich von dem Turme hinabzustürzen. Unterdessen war die Sonne völlig aufgegangen, und indem sich Helena ein wenig dem Rande des Daches näherte, um zu sehen, ob sie nicht irgendwo einen Hirtenknaben gewahr würde, den sie nach ihrer Magd schicken könnte, erwachte Rinieri, der unter einem Strauche geschlafen hatte und sie wurden zu gleicher Zeit einander gewahr.

„Ei, guten Morgen, Madonna (sprach Rinieri)! Sind die Jungfrauen noch nicht gekommen?"

Helena fing an, bitterlich zu weinen und bat ihn, in den Turm zu kommen, damit sie mit ihm sprechen könnte; und er hatte die Gefälligkeit, ihr zu willfahren. Sie legte sich flach auf das Dach nieder, streckte nur den Kopf über den Rand hervor und sprach mit bitteren Thränen: „Rinieri, wenn ich Dir einst eine böse Nacht zuwege gebracht habe, so hast Du Dich wahrlich genugsam dafür an mir gerächt; denn ob es gleich mitten im Sommer ist, so habe ich doch in meiner Nacktheit diese Nacht Kälte genug ausgestanden und ich habe meine Treulosigkeit gegen Dich und die blinde Leichtgläubigkeit, womit ich mich Dir nachher anvertraute, bereits so sehr beweint, daß es ein Wunder ist, wenn ich noch meine Augen behalten habe. Ich bitte Dich, nicht um Deiner Liebe willen, die ich nicht verdiene, sondern aus Liebe zu Dir selbst, der Du ein Edelmann bist, lasse Dir die Rache genügen, die Du für die empfangene Beleidigung bis jetzt an mir ausgeübt hast, und schicke mir meine Kleider, damit ich wieder hinunter kommen kann. Raube mir nicht dasjenige, was Du mir nie wiedergeben kannst, meine Ehre; und wenn ich Dich um die eine Nacht gebracht habe, die ich Dir versprochen hatte, so bedenke, daß ich sie Dir gerne mehr als einmal wieder einbringen will. Begnüge Dich, als ein Biedermann, mit Betrachtung, daß die Rache in Deiner Macht stand und daß Du mich davon fühlbar überzeugt hast, aber suche nicht, Deine ganze Uebermacht gegen ein schwaches Weib zu gebrauchen. Es bringt dem Adler keinen Ruhm, sich an einer Taube zu rächen. Um Gotteswillen und um Deiner eigenen Ehre willen, habe Erbarmen mit mir!"

Mit hartem Herzen erwog Rinieri nur die Beleidigung, die er empfangen hatte. Zwar stritt ein mitleidiges Schmerzgefühl in seiner Brust mit dem Vergnügen der Rache; doch wenn ihn gleich die Thränen und Bitten des armen Weibchens zur Schonung reizten, so siegte dennoch die grausame Lust der Rache, nach welcher ihn dürstete. „Madonna Helena (sprach er), wenn meine Bitten, die ich zwar nicht so, wie Du, in Thränen zu baden und mit Schmeicheleien zu versüßen wußte, Dich in jener Nacht, wie ich vor Kälte erstarrte, hätten bewegen können, mir nur ein wenig Obdach zu gewähren, so könnte ich Dir vielleicht jetzt willfahren. Liegt Dir jedoch Deine Ehre jetzt ebensosehr, oder noch mehr am Herzen, wie damals, so bitte denjenigen, Dir Deine Kleider zu schicken, um Deine Blöße zu bedecken, in dessen Armen Du jene Nacht nackend zubrachtest, ohne Dich meiner zu erbarmen, wie ich in Deinem Hofe im Schnee herum trabte, daß mir die Zähne klapperten. Ihn, für den Du Deine Ehre so oft auf's Spiel gesetzt hast, ihn bitte, daß er sie jetzt beschütze und Dir die Leiter ansetze, um Dich herunter zu lassen. Warum rufst Du ihn nicht, daß er komme und Dir beistehe? Wem geziemt dieses mehr, als ihm? Du gehörst ihm zu; wen wird er schützen, wem wird er beistehen, wenn Du es nicht bist? Rufe ihn, Närrchen! und sieh zu, ob seine Liebe und Deine Klugheit Dich aus den Händen des Einfältigen erretten können, dessen Du spottest, wie Du jenen liebkosend fragtest, was größer wäre, meine Thorheit, oder Deine Liebe zu ihm. Biete mir dasjenige nicht als einen Preis an, was für mich keinen Wert mehr hat und was Du mir nicht verweigern könntest, wenn ich es forderte. Spare Deine Nächte für Deinen Liebhaber, wofern Du lebendig von hier entrinnst und widme sie Deinem und seinem Vergnügen. Ich habe an einer schon zu viel gehabt und es ist mir genug, daß man mich einmal zum Narren gehalten hat. Du meinst wohl, indem Du mich listigerweise lobst und mich einen Edelmann und Biedermann nennst, Dich bei mir wieder einzuschmeicheln, und suchst nur, mich dadurch zu bewegen, Dich aus Großmut für Deine Bosheit nicht zu bestrafen; aber Deine Schmeicheleien sollen mir die Augen des Verstandes nicht wieder verblenden, wie Du mich einst durch Deine betrügerischen Versprechungen getäuscht hast. Ich kenne mich selbst und ich habe während der ganzen Zeit, die

h in Paris zubrachte, mich nicht so gut kennen gelernt, als Dich
i einer einzigen Nacht. Gesetzt aber, ich wollte mich großmütig
eigen, so bist Du nicht diejenige, an welcher ich Ursache hätte,
eine Großmut zu beweisen. Wilde Tiere, zu welchen Du
ehörst, muß man quälen und seine Rache an ihnen sättigen bis
i den Tod, und nur bei Menschen soll man ihr solche Schranken
tzen, wie Du sagest. Ich bin zwar kein Adler allein ich habe
uch erfahren, daß Du keine Taube bist, sondern eine giftige
chlange, und deswegen will ich Dich, wie ein erbitterter Feind,
it Grimm und mit Härte verfolgen; obgleich alles, was ich
ich empfinden lasse, noch nicht eigentlich Rache, sondern nur
üchtigung genannt zu werden verdient, indem die Rache die
eleidigung übertrifft, welches hier nicht der Fall ist. Denn
enn ich mich an Dir rächen wollte, nach Maßgabe der Gefahr,
i welche Du mein Leben gebracht hast, so wäre meine Rachgier
ur schlecht befriedigt, wenn ich Dir und Hunderten Deines
leichen das Leben raubte; denn ich würde an Dir nur ein
oshaftes und nichtswürdiges Weib aufopfern, und was bist
u denn im Grunde mehr (Dein glattes Gesichtchen abgerechnet),
s irgend ein anderes verworfenes Weibsbild, da es nicht an
ir gefehlt hat, daß Du nicht einen braven Biedermann (wie
u mich jetzt eben genannt hast) um's Leben brachtest, mit
elchem der Welt einst mehr gedient sein wird, als mit hundert-
usend Deines Gleichen, so lange sie steht? Lerne denn von
ir mit Deinem Schaden, was es auf sich hat, über Leute zu
otten, die einiges Gefühl haben, besonders über Studenten;
nd wenn Du davon kommst, so laß es Dir eine Warnung sein,
icht mehr dergleichen Thorheiten zu begehen. Bist Du aber
sehr eilig, herunter zu kommen, so springe herab und brich
n Hals, so bist Du auf einmal von aller Qual befreit und
ir wird es nicht leid sein. Und so sage ich Dir zum Schluß
ch habe Mittel gefunden, Dich dort hinauf zu schicken; suche
u jetzt Mittel, wieder herunter zu kommen, so wie Du ver-
ndest, mich zu hohnnecken."

Indem Rinieri dieses sprach, that das arme Weib nichts,
s Thränen vergießen. Die Zeit rückte vor und die Sonne
eg immer höher. Wie er schwieg, erwiderte sie schluchzend:
ch, Grausamer! Wenn jene unselige Nacht Dir so sehr am
erzen liegt und wenn Dir mein Verbrechen so schwer scheint,

daß weder meine Jugend und meine Schönheit, noch meine Thränen und Bitten Dich zum Mitleiden bewegen können, so laß doch dies eine Dich einigermaßen rühren und Deinen strengen Zorn entwaffnen, daß ich selbst mich Dir anvertraute, Dir alle meine Geheimnisse entdeckte und Dir das Mittel in die Hände gab, mich mein Vergehen so schwer empfinden zu lassen. Denn wenn ich nicht so große Zuversicht zu Dir gehabt hätte, so wäre es nimmer in Deiner Macht gewesen, die Rache, wonach Du Dich so sehr scheinst gesehnt zu haben, an mir auszuüben. Ich bitte Dich, laß Deinen Zorn fahren und verzeihe mir. Ich bin bereit, wenn Du mir vergeben und mich hinunter lassen willst, jenem ungetreuen Jünglinge gänzlich zu entsagen und Dich allein als meinen Geliebten und Gebieter zu erkennen. So sehr Du auch meine Schönheit verachtest und sie als geringfügig herabwürdigst, so ist sie doch (ohne mich mit anderen Schönen zu vergleichen) meiner Ueberzeugung nach nicht reizlos für einen jungen Mann, und Du bist kein Greis. Und so grausam Du mir auch immer begegnest, so kann ich doch nicht glauben, daß Du mir einen so schmählichen Tod gönnest, daß ich mich hier vor Deinen Augen hinunterstürzen sollte, da ich Dir doch sonst (wenn Du mir nicht geheuchelt hast) so sehr gefiel. Ach, erbarme Dich meiner um Gotteswillen und aus Mitleiden. Die Sonne fängt an, sehr heiß zu werden, und wie mich die Kälte in der Nacht gedrückt hat, so beginnt die Hitze mir jetzt sehr beschwerlich zu werden."

Rinieri, der seine Schadenfreude daran hatte, sie mit Reden hinzuhalten, antwortete: „Helena, Du hast mir Dein Vertrauen diesmal nicht aus Liebe zu mir geschenkt, sondern um denjenigen wieder zu bekommen, den Du verloren hast, und Du kannst demnach nichts anderes damit von mir verdienen als noch größere Strafe. Du irrst Dich auch sehr, wenn Du meinst, daß mir nur dieser Weg offen stand, um mich an Dir nach Herzenslust zu rächen. Ich hatte Dir unter dem Deckmantel meiner Liebe wohl hundert Fallstricke gelegt, und wenn mir dieser Streich nicht gelungen wäre, so hättest Du Dich doch bald in einer anderen Falle fangen müssen, und in keine hättest Du gerathen können, die Dir nicht noch weit mehr Schmerz und Schande gebracht hätte, als diese, die ich indessen wahrlich nicht gewählt habe, um Dich leichter davon kommen zu lassen, sondern

nur, um desto eher zu meinem Endzweck zu kommen. Und wenn auch alle meine Entwürfe gescheitert wären, so blieb mir noch meine Feder übrig, mit welcher ich solche Dinge und in einem solchen Tone von Dir würde geschrieben haben, daß Du tausendmal hättest wünschen sollen, nie geboren zu sein, wenn sie Dir wieder zu Ohren gekommen wären. Die Gewalt der Feder ist unendlich größer, als diejenigen wähnen, die ihre Wirkung nicht selber erfahren haben. Ich schwöre Dir, so wahr ich hoffe, meine Rache ganz an Dir zu sättigen, man sollte Dinge von Dir gelesen haben, daß Du Dich nicht nur vor anderen Leuten, sondern vor Dir selbst hättest schämen und Dir die Augen auskratzen sollen, um nur nie Dein Gesicht wieder zu sehen. Laß also den Bach nicht zum Meere sagen: ich habe Dich angeschwellt. Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mir aus Deiner Liebe und aus Deinem Besitze nichts mache. Schenke Dich, wenn Du kannst, demjenigen wieder, dem Du angehört hast. Ehemals war er mir zuwider, doch jetzt bin ich ihm gut, wegen seines Betragens gegen Dich. Ihr Weiber liebt die jungen Bürschchen und sucht, von ihnen geliebt zu werden, weil sie rotwangiger und flaumbärtiger sind, aufrecht einhergehen und rüstig sind zum Tanz und zum Ringrennen. Das alles haben ältere Leute auch gekonnt, und was diese vergessen haben, das müssen jene noch erst lernen. Ihr glaubt auch wohl, daß sie bessere Zeisige sind, und mehr Meilen in einer Strecke zurücklegen können, als Männer von reiferen Jahren. Es mag wahr sein, daß sie einen rascheren Gang gehen, aber die älteren und erfahreneren Leute kennen die Bahn und die Wege besser. Langsam und gut, ist in der Länge besser, als schnell und unstät; ein starker Trab ermüdet Reiter und Pferd; wer aber sacht angehen läßt, bringt Euch frisch und munter (wenn auch ein wenig langsamer) zum Ziele. Ihr einfältigen Dinger wißt nicht, wieviel Böses unter der weniger glatten Außenseite verborgen ist. Die jungen Leute begnügen sich nicht mit einer Liebschaft, sondern sie begehren so viele, und glauben auf so viel Anspruch machen zu können, daß die Beständigkeit unmöglich eine Begleiterin ihrer Liebe sein kann; davon lieferst Du selbst ein lebendiges Beispiel. Sie meinen auch, ihre Damen müßten ihnen immer mit Achtung und Liebkosungen zuvorkommen, und sie suchen eine Ehre darin, mit ihren Gunstbezeigungen zu

prahlen. Durch dieses Laster würdigen sie sich noch unter die Mönche herab, welche wenigstens nichts ausplaudern. Du denkst zwar, niemand habe von Deinem Liebeshandel etwas gewußt, außer Deiner Magd und mir, dem Du alles gestanden hast; allein Du bist übel berichtet und irrest Dich sehr, wenn Du dieses glaubst. In Deiner Straße und in der Straße Deines Geliebten wird fast von nichts anderem gesprochen; aber gemeiniglich ist derjenige, den die Sache am nächsten angeht, der Letzte, der etwas davon erfährt. Überdies plündern Euch die jungen Leute, und die älteren bringen Euch Geschenke. Du bist eine von denen, die übel gewählt haben; halte Dich jetzt an Deinen Erwählten und überlasse mich, den Du verschmäht hast, einer anderen. Ich habe ein Weib gefunden, welches mir viel schätzbarer ist, und mich auch besser zu würdigen weiß, als Du. Fängt die Sonne jetzt an, Dich zu stechen, so vergiß der Frost nicht, den Du mich hast ausstehen lassen. Die Erinnerung daran wird hinreichend sein, die Hitze zu mäßigen, welche der brennende Sonnenstrahl Dir verursacht."

Wie die arme geängstigte Helena fand, daß alle Reden des Rinieri auf neue Grausamkeiten abzielten, fing sie abermals an zu weinen und sagte: „Weil denn nichts, was sich auf mich selbst bezieht, Dich bewegen kann, Mitleid mit mir zu haben, so laß Dich wenigstens bei Deiner Liebe zu derjenigen beschwören, von welcher Du sagst, daß Du sie vernünftiger als mich gefunden hast, und daß Du von ihr geliebt wirst. Verzeihe mir um ihretwillen, reiche mir meine Kleider, um mich zu bedecken, und hilf mir von hier hinab."

Rinieri lachte, und weil der Tag schon heiß ward, so sprach er: „Wohlan, Du beschwörst mich bei einer solchen Dame, daß ich Dir nicht Nein sagen kann. Sage mir nur, wo Deine Kleider sind, damit ich sie Dir bringe und Dich erlöse."

Die Worte verschafften ihr ein wenig Trost; sie sagte ihm, an welchem Orte sie ihre Kleider gelassen hatte, und Rinieri entfernte sich, indem er seinem Diener befahl, niemand zu ihr zu lassen, bis er wieder käme. Er ging indessen hin und frühstückte bei einem Freunde in der Nähe. Helena, durch die Hoffnung ihrer nahen Erlösung einigermaßen aufgerichtet, setzte sich an derjenigen Seite des Turmes nieder, wo ihr die Mauer noch ein wenig Schatten gewährte. Bald saß sie tief

sinnig, bald weinte sie, bald hoffte sie, bald wollte sie über das lange Ausbleiben des Rinieri verzweifeln; bis sie vor Schmerz und Müdigkeit, weil sie die ganze Nacht nicht geschlafen hatte, einschlummerte. Doch bald stieg die Sonne so hoch, daß auch die Mauer sie nicht mehr vor ihren Strahlen schützte, welche fast senkrecht auf ihr Haupt und auf ihren zarten Leib fielen, und sie aus ihrem kurzen Schlummer weckten. Da der Wind überdies völlig still war, so ward sie nicht nur von keinem Lüftchen abgekühlt, sondern auch von Mücken und Wespen geplagt und außerdem ward sie vom Hunger und noch ärger vom Durste gequält. Umsonst suchte sie mit ihren Blicken bald an dieser, bald an jener Seite des Turmes, ob sich nicht jemand sehen ließe, und sie war entschlossen, es möchte kosten, was es wollte, um Hülfe zu rufen. Allein wegen der Hitze war kein Ackersmann auf dem Felde zu sehen, und die meisten waren auch wohl schon auf ihren Tennen mit dem Dreschen beschäftigt. Sie hörte nichts, als das Geschrei der Cicaden. Zu ihren Füßen sah sie den Arno; allein der Anblick seines Wassers konnte ihren Durst nicht löschen, vielmehr diente er nur, ihn zu vermehren, so wie die Wälder, Büsche und Häuser, welche sie um sich her erblickte, sie nur noch schmerzlicher empfinden ließen, daß sie umsonst nach dem kleinsten Schatten und Obdach vor dem brennenden Strahl der Sonne schmachten mußte. Ihre zarte Haut, deren Weiße noch am vorigen Abend die Finsternis verjagte, war jetzt vor Hitze wie Kupfer gerötet.

Endlich erschien Rinieri wieder und schickte seinen Diener, der noch nichts genossen hatte, nach Hause zum Essen. Wie Helena ihn vernahm, sprach sie mit schwacher und gebrochener Stimme: „Rinieri, Du hast Dich über alle Maßen gerächt. Wenn ich Dich einst in meinem Hofe frieren ließ, so hast Du mich auf diesem Turme nicht nur braten, sondern gar verbrennen, und vor Hunger und Durst verschmachten lassen. Ich bitte Dich, komm' herauf und gieb mir den Tod, den ich nicht das Herz habe, mir selbst zu geben und den ich mir jetzt über alles wünsche; so groß ist die Qual, die ich dulde. Oder wenn Du mir diese Gnade nicht erweisen willst, so verschaffe mir wenigstens einen Trunk Wasser, um meine Lippen zu benetzen, weil meine Thränen dazu nicht hinreichen."

„Böses Weib! (erwiderte Rinieri) von meiner Hand sollst Du nicht sterben. Bist Du des Lebens überdrüssig, so töte Dich selbst. Wasser sollst Du von mir so viel zur Linderung Deines Durstes bekommen, als Du mir Feuer gegeben hast, um der Kälte zu widerstehen. Fast ärgert es mich, da ich meine erstarrten Nerven mit stinkendem Miste habe herstellen müssen, daß Dir Deine wenigen Brandblasen mit wohlriechendem Rosenwasser sollen geheilt werden; und da ich in Gefahr gewesen bin, wo nicht das Leben, so doch den Gebrauch meiner Glieder zu verlieren, daß Du hingegen Deine versengte Haut abschälen, und Deine Schönheit erneuert sehen wirst, wie die Schlange."

„Ach, ich Elende! (seufzte Helena) Um einen solchen Preis müsse meine ärgste Feindin ein wenig Schönheit erkaufen! Aber sage mir Du, der Du grausamer, als irgend ein reißendes Tier, mit mir umgehst, wie ist es Dir möglich, mich auf solche Art zu martern? Wahrlich, ich wüßte nicht, wie man noch grausamer gegen einen Böswicht verfahren könnte, der eine ganze Stadt mit Mord und Totschlag angefüllt hätte; da Du mich hast von der Sonne braten, und von Wespen und Hornissen verzehren lassen. Und bei all' diesen Martern versagst Du mir einen Tropfen Wasser, da man doch dem Mörder, der zum Tode geführt wird, wohl einen Becher Wein zu reichen pflegt, wenn er ihn fordert. Doch weil ich sehe, daß Du bei Deiner Grausamkeit beharrst, und daß meine Qualen nicht vermögen, Dich im geringsten zu bewegen, so will ich mich geduldig zum Tode bereiten, damit der Himmel Erbarmen mit meiner Seele habe. Ihm will ich es anheimstellen, Deine Handlung mit gerechtem Auge anzusehen."

Mit diesen Worten legte sie sich schmerzvoll mitten auf dem Dache nieder, und gab alle Hoffnung auf, zu entrinnen. Doch jetzt glaubte Rinieri weit genug gegangen zu sein und wollte seine Rache nicht auf's äußerste treiben. Er wickelte demnach Helena's Kleider in den Mantel seines Dieners und ging nach ihrem Hause. Hier fand er ihre Magd ganz trostlos vor der Thüre sitzen. „Mädchen, was macht Deine Frau?" fragte er sie.

„Ach, mein Herr, ich weiß es nicht (gab sie zur Antwort). Ich meinte sie diesen Morgen im Bette zu finden; allein sie war weder dort, noch sonst irgendwo zu sehen, und ich weiß

nicht, wohin sie geraten ist und bin äußerst bekümmert um sie. Aber vielleicht wißt ihr es, mein Herr?"

„Ich wünschte (sprach Rinieri), daß ich Dich nur auch da gehabt hätte, wo sie bis jetzt gewesen ist, um Dich mit ihr zugleich für Deine Bosheit zu bestrafen; aber Du sollst mir wahrlich auch nicht entgehen, bis Du dermaßen für Deine Schelmstücke gebüßt hast, daß Du nie wieder jemand hohnnecken wirst, ohne an mich zu gedenken. Da nimm diese Kleider, geh damit hin, wenn Du willst, und hole Deine Frau von jenem Turme."

Die arme Magd erschrak über diese Worte und glaubte nicht anders, als daß er ihre Frau erschlagen hätte, und kaum enthielt sie sich, laut zu schreien. Rinieri ging fort, und sie eilte mit verweinten Augen nach dem Turme. Zufälligerweise hatte ein Sauhirte ein paar von seinen Schweinen verloren und ging auch nach dem Turme, um sich nach ihnen umzusehen. Wie er dahin kam, hörte er das Ächzen der Dame und rief ihr zu: „Wer jammert dort oben?"

Helena kannte die Stimme ihres Hirten, nannte ihn bei seinem Namen und bat ihn, ihre Magd zu rufen, indem kam diese schon gegangen und rief: „Ach meine liebe Frau, wo seid Ihr?"

„Ach, meine Tochter! ich bin hier oben (sprach Helena). Weine nicht, sondern eile nur und bringe mir meine Kleider."

Der Hirte setzte die Leiter an und half getröstet eilte die Magd hinauf mit den Kleidern; doch kaum konnte sie sich enthalten, laut zu jammern, wie sie ihre Frau vor Durst und Hitze fast verschmachtet fand. Helena bat sie zu schweigen und sie ankleiden zu helfen. Wie sie von ihr hörte, daß niemand wüßte, wo sie wäre, als Rinieri, die Magd und der Hirte, beruhigte sie sich einigermaßen und bat den Hirten, sich gegen niemand etwas merken zu lassen. Da sie zu schwach war, die Leiter hinab zu steigen, so nahm der Hirte sie auf den Rücken und trug sie hinunter. Indem die Magd ihr folgen wollte, that sie einen Fehltritt, stürzte hinunter und zerbrach sich eine Rippe, worüber sie vor Schmerz brüllte, wie eine Löwin. Der Hirte setzte die Dame auf einen Heuschober nieder, und eilte zu sehen, was der Magd fehlte; und wie er sie so beschädigt fand, half er ihr nach demselben Heuschober und setzte sie neben

ihrer Frau hin. Für Helena war der Unfall, der ihre Magd betroffen hatte, um desto schmerzlicher, je mehr sie jetzt ihrer Hilfe bedurfte, und sie weinte darüber so bitterlich, daß auch dem Hirten die Thränen in die Augen traten. Er eilte indessen, sie mit einem Trunk Wasser zu erquicken, und brachte sie nach ihrem Hause, woselbst seine Frau den Dienst der Magd versah und ihr so viel wie möglich Linderung zu verschaffen suchte. Des Abends ward Anstalt gemacht, sie und die Magd nach der Stadt zu bringen. Helena hatte Witz genug, ein Märchen zu erfinden, um ihren Verwandten und Freunden einen anderen Unfall vorzuspiegeln, wodurch sie und ihre Magd zu Schaden gekommen wären. Beide wurden bald wieder hergestellt, und Rinieri war am Ende großmütig noch genug, von der ganzen Sache nicht weiter zu reden; zumal, da er durch den Fall der Magd auch an dieser genugsam gerächt zu sein glaubte.

Helena vergaß ihren Liebhaber und nahm sich in der Folge in acht vor Liebeshändeln und vor Hohnneckereien, nachdem ihr die eine so übel bekommen war.

Achtundsiebenzigste Erzählung.

In Siena sollen einmal ein paar junge Bürgersleute gewesen sein, die in einem behaglichen Mittelstande lebten und Wandnachbarn waren, wovon der eine Spinelloccio Tanena und der andere Zeppadi Mino hieß. Diese beiden waren unzertrennliche Gesellschafter und schienen einander fast noch mehr als Brüder zu lieben. Beide hatten recht hübsche Weiber; da nun Spinelloccio täglich in dem Hause des Zeppa aus und einging, dieser mochte zu Hause sein oder nicht, so ward er nach und nach mit seinem Weibchen so vertraut, daß sie ihm nichts mehr abschlug. Dieses Verständnis dauerte eine geraume Zeit, ohne daß irgend jemand etwas davon erfuhr. Endlich aber traf es sich einmal, daß Zeppa zu Hause war, wie Spinelloccio nach ihm fragte. Seine Frau wußte es nicht

und sagte, er wäre ausgegangen. Spinelloccio kam deswegen sogleich zu ihr hinauf und wie er sie allein im Saale fand, umarmte er sie mit einem tüchtigen Kusse. Zeppa sah es, hielt sich aber ganz still und wartete, wie das Spiel weiter ablaufen würde. Kurz, er sah, daß seine Frau und Spinelloccio Arm in Arm in die Kammer gingen und sich einschlossen, welches ihn verzweifelt wurmte. Er bedachte indessen, daß er durch Lärm und Gepolter die Beleidigung nicht abwaschen, sondern nur seinen Schimpf dadurch vermehren würde, und er sann deswegen auf Mittel, sich Genugthuung zu verschaffen, ohne die Sache laut werden zu lassen. Nach einigem Besinnen glaubte er dieses Mittel gefunden zu haben. Er hielt sich demnach so lange verborgen, bis Spinelloccio sich wieder entfernte. Wie dieser wegging, trat Zeppa den Augenblick in die Kammer seiner Frau, die noch beschäftigt war, ihren Kopfputz wieder in Ordnung zu bringen, welchen Spinelloccio ein wenig zerstört hatte. „Was machst Du, Frau?“ fragte Zeppa.

„Siehst Du es nicht?“ fragte sie ihn wieder.

„Ja wohl, sehe ich's (sprach Zeppa) und ich wünschte, ich hätte nicht noch manches mehr gesehen.“ Er ließ sich hierauf deutlicher heraus über alles, was vorgefallen war, und nach einigem Wortwechsel gestand sie ihm unter Angst und Furcht ihren vertrauten Umgang mit Spinelloccio, den sie nicht leugnen konnte, und bat ihren Mann mit Thränen um Vergebung.

„Höre, Frau (sprach Zeppa), Du hast böse Streiche begangen, und wenn ich Dir verzeihen soll, so mußt Du mir alles treulich ausrichten, was ich Dir befehlen will. Sage dem Spinelloccio, daß er sich morgen Vormittag, wenn wir beisammen sind, unter irgend einem Vorwande von mir losmachen und zu Dir kommen soll. Wenn er bei Dir ist, werde ich plötzlich nach Hause kommen und dann mußt Du ihn in diesen Kasten kriechen lassen und ihn darin einschließen. Was Du weiter thun sollst, das will ich Dir hernach sagen; Du kannst es getrost thun und versichert sein, daß ihm nichts Böses geschehen soll.“

Die Frau versprach alles, um ihren Mann wieder zu besänftigen, und hielt ihm auch Wort.

Wie Spinelloccio und Zeppa des anderen Vormittags bei-

sammen waren, sagte Spinelloccio um die verabredete Stunde zu seinem Nachbar: „Ich soll heute Mittag bei einem Freunde zur Mahlzeit gehen, und mag ihn nicht auf mich warten lassen. Sei Gott empfohlen!“

„Es ist ja noch lange hin bis zur Mittagszeit“, erwiderte Zeppa.

„Wohl wahr (sprach Spinelloccio); aber ich habe mit ihm noch über eins und das andere zu sprechen und will deswegen ein wenig früher zu ihm gehen.“

Damit verließ er ihn, nahm einen kleinen Umweg und ging zu der Frau Zeppa, die ihn sogleich in ihre Kammer führte; doch waren sie noch nicht lange darin gewesen, wie Zeppa nach Hause kam. Sobald seine Frau ihn hörte, stellte sie sich ganz erschrocken, ließ ihren Nachbar, sich in die Kiste verstecken, schloß ihn ein und ging aus der Kammer. Zeppa kam hinauf und sagte: „Frau, ist es schon Zeit zum Essen?“

„Ja, es wird bald Zeit sein“, gab sie ihm zur Antwort.

„Spinelloccio geht heute bei einem Freunde zu Gast (sprach Zeppa), und seine Frau ist allein. Geh' ans Fenster und bitte sie, herum zu kommen, um mit uns zu essen.“

Die Frau, die vor Angst sehr gehorsam geworden war, that, was er befahl, und wie ihre Nachbarin hörte, daß ihr Mann nicht nach Hause käme, ging sie nach einigem Bitten und Nötigen zu ihr hinüber. Zeppa empfing sie sehr freundlich, nahm sie vertraulich bei der Hand und gab seiner Frau einen Wink, sich in der Küche etwas zu schaffen zu machen. Unterdessen führte er seine Nachbarin in die Kammer und schloß plötzlich die Thüre hinter sich zu.

„Himmel! (rief sie) was soll das bedeuten, Zeppa? Habt Ihr mich darum in diese Kammer geführt? Ist das die Frucht Eurer Freundschaft für Spinelloccio und Eures vertraulichen Umganges mit ihm?“

Zeppa ging mit ihr näher zu der Kiste, in welcher ihr Mann verborgen war, und sagte zu ihr, indem er sie fest in seinen Armen hielt: „Weibchen, ehe Du mir zürnst, so höre erst, was ich für mich zu sagen habe: Ich habe Deinen Mann wie meinen Bruder geliebt und liebe ihn noch; aber gestern wie er sich's nicht versah, habe ich entdeckt, daß meine große Vertraulichkeit mit ihm ihn dahin gebracht hat, daß er sich be

meiner Frau eben soviel herausnimmt, wie bei Dir. Weil ich ihn aber lieb habe, so will ich mich nicht strenger an ihm rächen, als er mich beleidigt hat. Er hat meine Frau gehabt, und ich will Dich wieder haben. Gefällt Dir das nicht, so ertappe ich ihn wohl einmal wieder, und da ich nicht willens bin, das Ding ungerächt hingehen zu lassen, so werde ich ihm dergestalt mitspielen, daß es Dich und ihn auf immer gereuen soll."

Das gute Weibchen sträubte sich lange; wie ihr aber Zeppa die Sache so nahe legte, daß sie seine Worte nicht länger bezweifeln konnte, sagte sie: „Lieber Zeppa, wenn ich denn für meinen Mann büßen soll, so muß ich mich darin ergeben; doch mußt Du mir versprechen, daß Du Deine Frau bewegen willst, mir deswegen ebensowenig böse zu werden, als ich ihr dasjenige übel nehmen will, was sie an mir gethan hat, und daß wir, nach wie vor, gute Freundinnen bleiben."

„Das nehme ich auf mich (sprach Zeppa), und ich will Dir noch überdies ein so hübsches und kostbares Kleinod verehren, als Dir noch niemand geschenkt hat."

Mit diesen Worten schloß er sie noch fester und feuriger in seine Arme und machte die Kiste, in welcher ihr Mann steckte, zum Altar, auf welchem er seiner Rache ein angenehmes Opfer brachte.

Spinelloccio, der jedes Wort des Zeppa und die Antwort seiner Frau gehört hatte, und den Walzer, dem sie ihm hernach über dem Kopfe tanzten, wollte anfänglich vor Gift bersten, und nur seine Furcht vor dem Zeppa konnte ihn abhalten, seine Frau mit Scheltworten aus seinem Gefängnisse anzudonnern. Wie er aber bedachte, daß er selbst den ersten Anlaß zu dem Unfuge gegeben hatte; daß Zeppa recht hatte, zu thun, was er that, und daß er menschlich und brüderlich mit ihm verfuhr, ließ er seinen Zorn fahren und wünschte nichts mehr, als ferner in Eintracht mit ihm zu leben.

Wie Zeppa seine Rache befriedigt hatte und seine hübsche Nachbarin ihn an das versprochene Kleinod erinnerte, öffnete er die Thüre und rief seine Frau, welche lächelnd hereintrat und nichts weiter sagte, als: „Nachbarin, Ihr seid mir nichts schuldig geblieben."

„Öffne jetzt diese Kiste", sprach Zeppa zu seiner Frau. Sie that es, und Zeppa zeigte seiner Nachbarin ihren Mann

und sagte: „Hier ist das Kleinod, womit ich Dich beschenke.“ Es ist schwer zu bestimmen, wer von beiden sich in dem ersten Augenblicke am meisten schämte, Spinelloccio vor seinem Nachbar, oder seine Frau vor ihrem Mann, welcher alles gehört hatte, was vorgefallen war. Doch bald verwandelte sich ihre Bestürzung in Scherz und gute Laune; sie aßen alle vier zusammen vergnügt und friedlich zu Mittag, und die gute Eintracht der beiden Nachbarn und ihrer Weiber ward durch dieses Zwischenspiel nicht im geringsten gestört.

Neunundsiebenzigste Erzählung.

Es kam einst ein gewisser Simon da Villa, der an väterlichen Erbgütern ungleich reicher war, als an Wissenschaften, gekleidet in Scharlach und mit einer mächtig großen Kappe, als Doktor der Arzneiwissenschaft von Bologna und mietete ein Haus in der Gurkenstraße. Dieser neugebackene Doktor hatte unter anderen löblichen Gewohnheiten auch diese, daß er diejenigen, die um ihn waren, nach einem jeden Menschen fragte, der auf der Gasse vorbeiging, und daß er einen jeden so genau betrachtete und besichtigte, als wenn er nach den Mienen und Gebärden der Menschen die Rezepte für seine Kranken einrichten müßte. Unter andern waren ihm besonders die beiden Maler, Bruno und Buffalmacco aufgefallen, jene unzertrennlichen Gesellen, von denen wir schon zweimal gehört haben, und die zugleich seine Nachbarn waren. Diese beiden schienen ihm, sich am wenigsten um die Welt zu bekümmern und dabei das fröhlichste Leben zu führen, und er erkundigte sich deswegen bei verschiedenen Leuten nach ihren Vermögensumständen. Wie er nun von allen hörte, sie wären arme Leute und Maler, konnte er sich nicht einbilden, daß sie von ihrem geringen Verdienste so lustig leben könnten, sondern weil man sie ihm zugleich als schlaue Köpfe beschrieb, so meinte er, sie müßten noch andere geheime und ergiebige Hilfsquellen haben; er wünschte deswegen mit beiden oder wenigstens mit einem

von ihnen bekannt zu werden und es gelang ihm auch, sich die Bekanntschaft des Bruno zu verschaffen. Dieser merkte bald, daß der Doktor ein Pinsel war und machte sich daher manchen Spaß mit seinen aberwitzigen Grillen, und Doktor Simon fand nicht minder großen Gefallen an seinem neuen Bekannten. Einmal, wie er diesen zum Mittagsessen geladen hatte, und deswegen glaubte, um desto vertraulicher mit ihm reden zu können, gestand er ihm, wie sehr er sich darüber wunderte, daß er und Buffalmacco, als arme Leute, immer so lustig leben könnten, und bat ihn, ihm zu sagen, wie sie das anfingen. Bruno, der diese Frage von einem Stücke mit seinen übrigen Thorheiten fand, lachte heimlich darüber und antwortete ihm so, wie seine Dummheit es verdiente: „Doktor, ich würd' es unter zehn Menschen nicht einem anvertrauen, wie wir es anfangen. Weil Ihr aber mein Freund seid, und weil ich weiß, daß Ihr es niemand wieder sagen werdet, so will ich's Euch nicht verhehlen. Ihr habt Recht, wenn Ihr sagt, daß mein Freund und ich vergnügt und fröhlich leben, und daß unser Verdienst und unsere geringen Einkünfte kaum hinreichen würden, das Wasser zu bezahlen, das wir trinken; allein darum müßt Ihr nicht glauben, daß wir auf's Stehlen ausgehen; sondern wir machen Streifzüge, und auf diesen verschaffen wir uns alles, was wir zu unserem Nutzen und Vergnügen gebrauchen, ohne Nachteil anderer Leute, und daher leben wir so lustig, wie Ihr seht."

Der Doktor glaubte alles um desto fester, je weniger er verstand, was man ihm sagte; er wunderte sich nur und war äußerst neugierig, zu wissen, was diese Streifzüge sein könnten, und er bat demnach den Bruno inständig, es ihm zu sagen, mit der Versicherung, daß niemand es von ihm wieder erfahren sollte.

„Bewahre, Herr Doktor! (sprach Bruno) was verlangt Ihr da von mir? Das Geheimnis, das Ihr wissen wollt, ist mir gar zu wichtig, und wenn es jemand wieder erführe, so könnte ich unglücklich werden, und könnte um alles in der Welt und in des Henker's Küche kommen. Nehmt mir's also nicht übel, wenn ich es Euch nimmermehr entdecken kann."

„Sei versichert (sprach der Doktor), daß außer Dir und

mir kein Mensch ein Wort von allem erfahren soll, was Du mir sagst."

Nach langem Hin- und Herschwatzen sprach endlich Bruno: „Hört, Doktor, ich bin Eurer hochedelgestrengen Grützköpfigkeit so herzlich zugethan, und hege so viel Zutrauen zu Euch, daß ich Euch nichts abschlagen kann, was Ihr begehrt; deswegen will ich Euch alles entdecken, mit der Bedingung, daß Ihr mir bei dem Kreuze zu Montessone nochmals versprecht, es keinem Menschen wieder zu sagen."

Der Doktor schwor ihm, und Bruno sagte: „Wohlan, mein Herzens-Doktorchen, wisset denn, daß wir hier unlängst einen sehr erfahrenen Schwarzkünstler hatten, welcher Michael Scott hieß, weil er ein Schottländer war und bei vielen Edelleuten, von welchen jetzt nur noch wenige am Leben sind, in großen Ehren stand, und wie er von hier zog, ließ er ein paar von seinen geschicktesten Schülern hier mit dem Bedeuten, daß sie diesen Edelleuten, die ihm so viele Ehre erzeigt hätten, zu jeder Zeit alles mögliche zu Gefallen thun sollten. Diese waren also den gedachten Edelleuten in gewissen Liebesangelegenheiten und in anderen Dingen immer gerne behülflich. Wie es ihnen in der Folge hier in der Stadt und bei den Einwohnern immer mehr und mehr gefiel, entschlossen sie sich, gänzlich hier zu bleiben, und stifteten Bekanntschaft und Freundschaft mit verschiedenen Leuten, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob sie Edelleute oder Bürger, arm oder reich waren, wenn sie ihnen nur in ihrem Umgange behagten. Diesen, ihren Freunden zu Gefallen stifteten sie eine Gesellschaft von fünfundzwanzig Mitgliedern, die sich wenigstens zweimal in jedem Monate an einem gewissen bestimmten Ort versammelten. Daselbst brauchte ein jeder nur seinen Wunsch zu äußern, so sorgten sie augenblicklich dafür, daß er auf der Stelle erfüllt ward. Da nun Buffalmacco und ich mit diesen beiden sehr vertraut und auf einem freundschaftlichen Fuß lebten, so nahmen sie uns mit in diese Gesellschaft auf, von welcher wir jetzt noch Mitglieder sind. Ich kann Euch sagen, wenn wir zusammenkommen, so ist es ein Wunder, die Tapeten zu sehen, womit der Saal behangen ist, wo wir essen; die königlich besetzten Tafeln, die Menge der prächtig gekleideten Diener und Mägde, die einem jeden auf den ersten Wink z

Gebote stehen, die goldenen und silbernen Becken, Gießkannen, Fiaschen, Becher und andere Geschirre, woraus wir essen und trinken; die vielen und mannigfaltigen Speisen, die man einem jeden von uns auftischt, wie und wenn er es verlangt. Ich kann Euch nicht beschreiben, wie zahlreich und wohlklingend die Instrumente sind, und wie hinreißend die Gesänge, die sich während der Mahlzeit hören lassen, wie viele Wachslichter dabei angezündet, wie viele Süßigkeiten herumgereicht und welch' köstliche Weine getrunken werden. Und glaubt nur ja nicht, mein ehrlicher Dickkopf, daß wir da nur in solchen Kleidern sitzen, wie Ihr uns gewöhnlich seht. Da ist keiner von uns so geringe, der nicht wenigstens wie ein Kaiser an Kleidern und Kostbarkeiten prangt. Aber noch weit über dies alles geht der Genuß mit den schönen Weibern, die uns auf Begehren von allen Enden der Welt in einem Augenblicke zugeführt werden. Da ist die Königin von Schlaraffenland, die Fürstin von Bacchanalien, die Favoritin des Großsultans, die Herzoginnen von Narragonien und Kalofonien. Doch warum soll ich sie Euch alle nennen? Genug, da sind alle Königinnen und Herrscherinnen von der Welt, bis auf die große Ozoro des Priesters Johann mit dem Horn zwischen den Hinterbacken. Nun laßt Euch einmal sagen, wie es dort zugeht: Wenn man getrunken und Nachtisch gehalten hat, und hernach ein Tänzchen oder ein paar gethan, so geht ein jeder mit derjenigen, die er für sich bestellt hat, in sein Kämmerchen und diese Kammern sind wie ein wahres Paradies für das Auge, und mit Wohlgerüchen angefüllt, trotz Euren Apothekerbüchsen und es sind Betten darin, deren sich kein Doge von Venedig zu schämen brauchte, auf welchen sich's herrlich ruhen läßt; und Ihr könnt Euch vorstellen, wie die Weiber da den Zettel treten und den Kamm nach sich ziehen, damit das Zeug fein dicht gewebt wird. Buffalmacco und ich, wir stehen uns am besten von allen, wie ich glaube; denn er läßt sich bisweilen die Königin von Frankreich kommen, und ich die Königin von Gängelland; das sind ein paar herrliche Weiber, und wir haben es dahin gebracht, daß sie sich um keinen Menschen mehr bekümmern, als um uns. Ihr könnt also wohl denken, ob es uns an Ursache und an Mitteln fehlt, vergnügter und fröhlicher als andere Leute zu sein, da wir von zwei solchen Königinnen geliebt werden; denn wenn wir

gelegentlich ein tausend, oder ein paar tausend Gulden nötig haben, so brauchen wir keinen Augenblick darauf zu warten; dies nennen wir gewöhnlich unsere Streifzüge oder Kaperzüge; denn so wie die Seeräuber umherkreuzen und alles wegkapern, so machen wir's auch; doch mit dem Unterschiede, daß die Kaper nichts wiedergeben, und wir geben alles zurück, wenn wir's gebraucht haben. Seht, Doktor, nun habt Ihr alles gehört, was bei unseren Streifzügen vorgeht. Ihr begreift wohl, wieviel daran gelegen ist, daß alles geheim bleibt; darum brauche ich Euch nichts davon zu sagen, oder Euch darum zu bitten."

Der Doktor, dessen Kunst wohl nicht weiter gehen mochte, als den Kindern den Grind zu vertreiben, glaubte den Worten des Bruno sehr, als wenn sie lauter Evangelien wären, und brannte vor Begierde, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden. Er gab demnach dem Bruno zur Antwort, es wäre freilich nicht zu verwundern, daß sie so fröhlich lebten; und kaum konnte er sich enthalten, ihn gleich auf der Stelle zu bitten, ihm die Aufnahme in die Gesellschaft zu verschaffen. Weil er es jedoch für nötig oder schicklich hielt, ihm erst so viele Gefälligkeiten zu erweisen, daß er mit mehr Zuversicht seine Bitte bei ihm anbringen konnte, so fing er an, seinen Umgang immer mehr und mehr zu suchen, ihn des Mittags und Abends fleißig zum Essen zu bitten und ihn mit Freundschaft zu überhäufen; kurz, er schien ohne seinen Freund Bruno gar nicht mehr leben zu können. Zur Dankbarkeit hatte ihm Bruno die Fasten in seinem Speisesaal, ein Agnes Dei auf seine Kammerthüre und über seine Hausthüre ein Uringlas gemalt, damit seine Kranken ihn desto besser zu finden wüßten. In seinem kleinen Landhause hatte er ihm auch den Krieg zwischen den Mäusen und Katzen gemalt, woran der Doktor seine herzliche Freude hatte. Bisweilen pflegte er ihm auch wohl, wenn er einmal nicht zu ihm zum Essen gekommen war, zu erzählen: „Heute bin ich in der bewußten Gesellschaft gewesen, und weil ich mich mit der Königin von Gängelland ein wenig überworfen hatte, so ließ ich mir die Cucumbra des großen Khans von Mongelei kommen."

„Cucumbra? was will das sagen?" fragte der Doktor.

„Ja, lieber Doktor (sprach Bruno), das glaub' ich wohl

daß Euer Hippokras und Abecenus von solchen Sachen nichts melden."

„Hippokrates und Avicenna wollt Ihr sagen", sprach der Doktor.

„Kann wohl sein (antwortete Bruno). Ich verstehe mich eben so wenig auf Eure Namen, als Ihr Euch auf die meinigen. Cucumbra heißt indessen in des Khans Sprache so viel, wie Kaiserin in der unsrigen. Ihr würdet sie gewiß recht schön finden, und ich versichere Euch, daß Ihr um ihretwillen Eure Heilkunde und alle Eure Latwergen und Pflaster vergessen würdet."

Nachdem Bruno ihn durch dergleichen Reden von Zeit zu Zeit immer mehr entflammt hatte, traf es sich einmal des Abends, wie Doktor Simon glaubte, ihn durch seine gute Bewirtung genugsam gewonnen zu haben, und wie er ihm eben das Licht hielt, um an der Schlacht zwischen den Katzen und Mäusen zu malen, daß der Doktor ein Herz faßte und ihm seinen Wunsch eröffnete. „Bruno (sprach er), Gott weiß, es ist kein Mensch in der Welt, dem ich so willig alles zu gefallen thun möchte, als Dir, und wenn Du mir nur den kleinsten Wink gäbest, daß ich für Dich bis nach Peretola laufen sollte, so glaube ich, daß ich's thun würde. Du mußt Dich also nicht wundern, wenn ich Dir als Freund mit Zuversicht eine Bitte vortrage, Du weißt wohl, daß Du mir seit kurzem viel von Euren lustigen Zusammenkünften erzählt hast, und Du hast mein Verlangen nach denselben so rege gemacht, daß ich mir nichts in der Welt so sehr wünsche, als mit von der Gesellschaft zu sein. Ich habe meine guten Ursachen dazu, wie Du selbst sehen wirst, wenn ich einmal bei Euch bin. Denn Du sollst mich einen Narren heißen, wenn ich mir nicht das hübscheste Mädchen dahin kommen lasse, das Du seit langer Zeit gesehen hast. Ich habe sie erst vor einem Jahre in Cacavincigli kennen gelernt und mich herzlich in sie verliebt, und ich bot ihr, bei Gott! zehn Bologninnen, wenn sie mir zu willen sein wollte; allein sie schlug es mir ab. Darum bitte ich Dich um alles in der Welt, sage mir, was ich thun muß, um in Eure Gesellschaft zu kommen, und gieb Dir selbst Mühe, mich aufnehmen zu lassen; Ihr sollt wahrlich einen guten treuen Mitbruder an mir finden, der Euch Ehre macht. Vor allen

Dingen siehst Du wohl, daß ich ein hübscher Kerl bin, dem die Beine unter dem Leibe wie gedrechselt stehen, mit einem Gesichte wie Milch und Blut, und dabei ein solcher Doktor der Arzneiwissenschaft, wie ihr vielleicht noch keinen gesehen habt, und bin gewandt in allerlei hübschen Sachen, und weiß eine Menge lustige Lieder, wovon ich Dir gleich eins vorsingen will."

Bruno hatte die größte Mühe von der Welt, um sich des Lachens zu enthalten; doch hielt er sich, und wie das Lied zu Ende war, fragte ihn der Doktor, wie es ihm gefiele. „Wahrlich (sprach) Bruno), die Cithern müssen vor Euch zittern, so erzharmonisch klingt der hellgellende Ton Eurer Stimme."

„Nicht wahr? (sprach der Doktor) Ich dachte wohl, daß Du es nimmermehr würdest geglaubt haben, wenn Du es selbst nicht gehört hättest."

„Da habt Ihr wohl recht", sprach Bruno.

„Ich weiß noch wohl bessere Lieder (versetzte der Doktor); aber genug davon für jetzt. So wie Du mich hier siehst, so war doch mein Vater ein Edelmann, obwohl er auf dem Dorfe wohnte, und auch von der mütterlichen Seite stamme ich von denen von Vallecchio! Du hast auch wohl gesehen, daß ich die besten Bücher und die besten Kleider von allen Ärzten in Florenz besitze, und wenn ich alles zusammen rechne, so schwöre ich Dir, daß ich Sachen habe, die mir in zehn Jahren bei Hellern und Pfennigen an die hundert Pfund kosten. Darum bitte ich inständig, bring' es dahin, daß ich aufgenommen werde; denn bei Gott, wenn Du es thust, so darfst Du nur krank werden, wenn Du willst und kannst, und Du sollst mir nie einen Dreier für Arztlohn bezahlen."

Bruno, der in seinen Reden den Pinsel wieder erkannte, wofür er ihn jederzeit gehalten hatte, sagte: „Doktor, rückt ein wenig näher mit dem Lichte und geduldet Euch, bis ich diesen Mäusen die Schwänze angesetzt habe, so will ich hernach weiter antworten."

Wie die Schwänze angesetzt waren, that Bruno, als wenn ihn die Bitte sehr in Verlegenheit setzte. „Doktor (sprach er), ich glaube wohl, daß Ihr sehr viel für mich thun würdet. Aber was Ihr da von mir verlangt (so klein es auch Eurem großen Kopfe scheinen mag), das ist für mich von äußerster Wichtigkeit, und ich wüßte keinen Menschen in der Welt, der

ich es zu gefallen thun würde, außer Euch; teils, weil ich Euch so sehr gut bin, als man nur sein kann, teils wegen Eurer Reden, die mit so vielem Verstande gewürzt sind, daß sie wohl eine Nonne um ihren Schleier, wieviel mehr denn mich um meinen Vorsatz bringen können; denn je länger ich mit Euch umgehe, desto klüger glaube ich Euch zu finden. Und wenn mich auch sonst nichts bewegte, Euch gut zu sein, so gefällt es mir an Euch, daß Ihr in so was hübsches verliebt seid, wie Ihr mir erzählt. Ich muß Euch aber dennoch bekennen, daß ich bei diesen Sachen nicht so viel zu sagen habe, wie Ihr wohl glaubt, und daher kann ich nicht alles für Euch thun, was nötig ist. Wenn Ihr mir aber bei Eurer großen verbrüchlichen Ehre versichern wollt, alles geheim zu halten, so will ich Euch sagen, wie Ihr es anfangen müßt; und da Ihr so schöne Bücher und Sachen besitzt, wie Ihr mir gesagt habt, so zweifle ich nicht, es wird Euch gelingen."

„Sage nur getrost her (sprach der Doktor). Ich sehe wohl, Du kennst mich noch nicht recht, und weißt nicht, wie gut ich schweigen kann. Messer' Gasparuolo de Saliceto, wie er noch Friedensrichter in Forlimpopoli war, pflegte selten etwas vorzunehmen, ohne mich dazu rufen zu lassen, weil er an mir einen so trefflichen Geheimschreiber fand. Denke nur selbst, ob ich Dir die Wahrheit sage, da ich der erste war, dem er sagte, daß er die Bergamina heiraten würde. Was sagst Du dazu?"

„Sehr wohl (sprach Bruno); wenn Euch der getraut hat, so kann ich es auch thun. Ich will Euch also sagen, wie Ihr es anfangen müßt. Wir haben in unserer Gesellschaft immer ein Oberhaupt und zwei Räte, welche alle sechs Monate von neuem gewählt werden. Ohne Zweifel wird im künftigen Monate Buffalmacco zum Hauptmann gewählt und ich zum Rat; denn das ist schon so eingeleitet worden. Auf den Hauptmann kömmt vieles an, wenn jemand aufgenommen werden soll, und er kann vorschlagen, welchen er will. Ihr solltet Euch also, deucht mich, um die Freundschaft des Buffalmacco bewerben und ihn fleißig zu Euch einladen. Er ist so gesinnt, daß er Euch sogleich lieb gewinnen wird, wenn er Euch so verständig findet; und sobald Ihr durch Eure Einsichten und durch die hübschen Sachen, die Ihr besitzt, Euch seine

Gunst nur ein wenig erworben habt, so könnt Ihr ihn ansprechen und versichert sein, daß er Euch keine abschlägige Antwort geben wird. Ich habe ihm schon etwas von Euch gesagt, und er ist Euch recht gut; wenn Ihr nun vollends thut, was ich Euch rate, so laßt mich hernach nnr weiter mit ihm machen."

„Dein Rat ist vortrefflich (sprach der Doktor). Wenn er ein Mann ist, der an vernünftigen Leuten gefallen hat, so laß mich nur einigemal mit ihm sprechen; dann will ich schon machen, daß er mir allenthalben nachgehen soll; denn ich habe Verstand genug, um die ganze Stadt damit zu versorgen, und noch reichlich übrig zu behalten."

Wie dies verabredet war, gab Bruno dem Buffalmacco von allem hinlängliche Winke, und dieser konnte kaum den Augenblick abwarten, dem tölpischen Doktor aufzutischen, wonach ihn so sehr verlangte. Dieser war so begierig nach den Streifzügen, daß er nicht ruhen konnte, bis er mit Buffalmacco bekannt ward, welches ihm dieser nicht schwer machte. Er fing damit an, daß er ihm und dem Bruno die herrlichsten Mittags- und Abendmahlzeiten gab, und sie spielten dabei die Rolle solcher Herren, die es ihm zu großer Gefälligkeit anrechneten, daß sie bei ihm vorlieb nahmen; ließen sich aber doch nie zu viel nötigen, sich die fetten Kapaune und den guten Wein bei ihm recht wohl schmecken zu lassen. Endlich nahm der Doktor einmal seine Gelegenheit war, dem Buffalmacco sein Anliegen vorzutragen. Dieser stellte sich sehr aufgebracht gegen Bruno, so daß er ihn mit den heftigsten Worten anfuhr. „Ich schwöre (sprach er) bei dem großen Gott von Pasignano, daß ich mich kaum enthalten kann, Dir einen solchen Streich über den Grind zu geben, daß Dir die Nase auf die Hacken fällt, Du Verräter! Denn niemand anders, als Du, kann dem Doktor diese Dinge entdeckt haben."

Der Doktor that sein bestes, seinen Freund zu entschuldigen, indem er schwor, er hätte alles von anderen Leuten gehört, so daß endlich Buffalmacco sich durch seine weisen Reden besänftigen ließ. „Lieber Doktor (sprach er), man sieht wohl, daß Ihr in Bologna gewesen seid und daß Ihr die Verschwiegenheit mit Euch hergebracht habt. Ich kann Euch auch wohl sagen, daß Ihr das A. B. C. nicht auf einem Apfel gelernt habt (wie

manche Narren wohl thun wollen), sondern auf einer Melone, weil Ihr's so lang und breit versteht; ich glaube auch ganz gewiß, Ihr seid an einem Sonntag getauft. Bruno sagt mir zwar, Ihr hättet bloß die Arzneikunst gelernt, allein es scheint mir, daß Ihr Euch noch besser auf die Kunst versteht, Menschen zu fangen; denn dazu seid Ihr mit Eurem Witz und mit Euren Reden besser im Stande, als irgend ein anderer Mensch, den ich kenne."

„Siehst Du (sprach der Doktor zu Bruno), wieviel darauf ankömmt, daß man mit gescheiten Leuten zu thun hat? Wer wohl würde in der Geschwindigkeit alle Eigenschaften meines Verstandes aufgefaßt haben, wie dieser einsichtsvolle Mann? Du hast nicht halb so geschwind wie er bemerkt, was an mir ist. Aber sage ihm doch auch, was ich Dich merken ließ, wie Du mir erzähltest, daß Buffalmacco Gefallen an verständigen Leuten fände. Meinst Du nicht, daß ich meine Worte gut gemacht habe?"

„Vortrefflich!" sprach Bruno.

„Ihr würdet noch ganz anders sprechen (sagte der Doktor zu Buffalmacco), wenn Ihr mich in Bologna gesehen hättet. Da war weder groß noch klein, weder Lehrer noch Schüler, die mich nicht außerordentlich liebten und an meinen Reden und meinem Verstande ihre große Freude hatten. Was meint Ihr noch mehr? Ich konnte nie ein Wort sagen, daß nicht jedermann vor Wunder und Vergnügen über mich lachte, und wie ich wegzog, waren sie alle traurig und hätten mich gern dort behalten; sie baten mich auch so inständig, dort zu bleiben, daß sie mir antrugen, ganz allein vor allen Studenten über die Medizin zu lesen; aber ich wollte nicht, denn ich war fest entschlossen, hierher zu kommen und das große Erbgut in Besitz zu nehmen, das meine Vorfahren mir hinterlassen haben; und das hab ich auch."

„Was sagst Du dazu? (sprach Bruno zu Buffalmacco) Du hast niemals glauben wollen, was ich Dir sagte. Aber wahrlich, es ist kein Arzt in unserer Stadt, der sich so gut auf Eselsharn versteht, wie dieser, und Du würdest schwerlich seines gleichen zwischen hier und Paris finden. Laßt sehen, ob Du ihm noch etwas abschlagen kannst."

„Bruno hat recht (sprach der Doktor), aber man verkennt

mich hier. Ihr seid nur schlichte, einfältige Leute; aber seht mich erst einmal unter Gelehrten, mit denen ich gewohnt bin, umzugehen."

„Wahrlich, Doktor (sprach Buffalmacco), Ihr versteht weit mehr, als ich mir jemals eingebildet hätte. Darum erkläre ich Euch frei heraus, so wie man mit einem gelehrten Manne, wie Ihr seid, reden muß, daß ich es gewiß dahin bringen will, daß Ihr in unsere Gesellschaft aufgenommen werdet."

Nach dieser Zusage verdoppelte der Doktor seine Aufmerksamkeit für seine beiden Freunde, und sie belustigten sich damit, ihm die albernsten Dinge von der Welt weis zu zu machen. Sie versprachen ihm, daß er zu seiner Dame die Gräfin Cloacina haben sollte, welche das größte Muster der Schönheit unter der Cülotterie des ganzen Menschengeschlechts wäre.

„Wer ist denn diese Gräfin?" fragte der Doktor.

„Potz Kitzel (sprach Buffalmacco), das ist Euch eine recht vornehme Dame. Es ist kein Haus in der Welt, wo sie nicht ihre Rechte und Gefälle hat, und selbst die Brüder Minoriten zahlen ihr beim Paukenschall ihren Tribut. Sie hält sich zwar gemeiniglich sehr eingezogen; aber wenn sie ausgeht, so kann ich Euch versichern, daß sie sich weidlich spüren läßt, und sie kam neulich vor Eurem Hause vorbei, wie sie nach dem Arno ging, um sich die Füße zu waschen; sonst pflegt sie sich meistens in Latrina aufzuhalten. Ihre Diener gehen aber fleißig umher und tragen Stangen und Eimer, als Zeichen ihrer Herrschaft. Ihre Barone lassen sich allenthalben sehen, zum Beispiel Baron Birkbesen, Knäs Perdunin, Lord Sewer, Don Pedo, Signor Squacchera und andere, die Ihr alle gewiß wohl gekannt, aber jetzt nur wieder vergessen habt. Dieser großen Dame wollen wir Euch in die reizenden Arme werfen."

Der Doktor, der in Bologna geboren und erzogen war, verstand zwar alle ausländischen Titel nicht, ließ sich aber die Dame auf ihr Wort gefallen. Nicht lange nach dieser Unterredung kamen die beiden Maler zu ihm und zeigten ihm an, daß der Tag seiner Aufnahme festgesetzt wäre. An dem Tage, an welchem angeblich die Versammlung des Abends gehalten werden sollte, lud der Doktor sie beide zum Mittagessen ein

und fragte sie nach der Mahlzeit, was er bei der Aufnahme in die Gesellschaft beobachten müßte.

„Hört, Doktor (sprach Buffelmacco), Ihr müßt dabei sehr beherzt sein; denn wenn Ihr Euch fürchten wolltet, so könnte es für Euch schädlich und für uns sehr gefährlich ausfallen. Ich will Euch auch den Anlaß erklären, bei welchem Ihr Eure Herzhaftigkeit zeigen müßt. Heute, gleich nach Mitternacht müßt Ihr Euch auf einem von den Grabhügeln einfinden, die kürzlich auf dem Kirchhofe zu Santa Maria Novella sind aufgeworfen worden, gekleidet in eines von Euren besten Gewändern, weil Ihr nicht nur das erste Mal recht anständig vor der Versammlung erscheinen müßt, sondern auch, weil die Gräfin (wie wir gehört haben, denn selbst sind wir nicht dabei gewesen) Euch als einen Edelmann auf ihre eigenen Kosten zum Ritter vom Bade machen will. Dort müßt Ihr denjenigen erwarten, den wir Euch schicken werden. Damit Ihr nun von allem vorher unterrichtet seid, so wisset: es wird ein schwarzes, gehörntes, nicht sehr großes Tier erscheinen, und wird vor Euch auf dem Kirchhofe herumtoben und springen, um Euch zu erschrecken. Wenn es aber sieht, daß Ihr nicht furchtsam seid, so wird es sich Euch sachte nähern. Sobald es zu Euch kommt, so steigt Ihr von Eurem Grabhügel herab und setzt Euch auf das Tier, ohne Euch weder Gott, noch seinen Heiligen zu empfehlen, sondern wenn Ihr Euch zurecht gesetzt habt, so legt die Hände auf die Brust, als wenn Ihr eine türkische Verbeugung machen wolltet, und rühret das Tier nicht weiter an, so wird es Euch ganz sanft zu uns hintragen. Nehmt Euch aber ja in acht, daß Ihr unterwegs weder Gott, noch seine Heiligen anruft, sonst warne ich Euch vorher, daß Euch das Tier leicht an einem stinkenden Ort abwerfen oder abschütteln könnte. Wenn Ihr also Euch nicht recht herzhaft fühlet, so bleibt lieber davon, damit Ihr Euch nicht Schaden zuzieht, und uns damit ebenfalls keinen Vorteil zuwege bringt."

„Ihr kennt mich noch nicht (sprach der Doktor). Vielleicht stoßt Ihr Euch daran, daß ich immer in Handschuhen und in langen Kleidern gehe; wenn Ihr aber wüßtet, was ich manche Nacht in Bologna gethan habe, wenn ich mit meines Gleichen zu den Mädchen ging, so würdet Ihr Euch wundern. Einmal wahrhaftig, war eine von ihnen so eigensinnig, daß sie nicht mit

uns gehen wollte, und es war doch nur ein kleines krüpplichtes Ding, kaum ein paar Spannen lang, allein ich gab ihr erst ein paar Rippenstöße und nahm sie dann mit Gewalt auf den Rücken, und schleppte sie wohl einen Bogenschuß fort, so daß sie doch mit uns mußte. Ein andermal hatte ich nur meinen Diener bei mir, wie ich kurz nach dem Avemaria neben dem Minoritenkirchhofe vorbei ging, wo man denselben Tag erst ein Frauenzimmer begraben hatte, und doch ward mir gar nicht bange. Habt also deswegen keine Sorge; denn ich bin mehr als kühn und beherzt. Und damit ich recht anständig erscheine, so will ich mein scharlachenes Kleid anziehen, worin man mich, zum Doktor gemacht hat. Ihr sollt sehen, wie man sich freuen wird, wenn ich komme, und ehe Ihr's Euch versetzt, wird man mich zum Hauptmann machen. Gebt nur acht, wie es gehen wird, wenn ich erst dagewesen bin, da die Gräfin, ohne mich gesehen zu haben, so verliebt in mich geworden ist, daß sie mich zum Ritter vom Bade machen will; und wenn Ihr etwa meint, daß mir die Ritterschaft nicht anstehen wird, oder daß ich mich nicht werde darin zu schicken wissen, so seht nur erst zu und laßt mich machen."

„Du sprichst ganz vortrefflich (sprach Buffalmacco), aber habe uns nur nicht hernach zum besten, daß Du ausbliebest oder nicht zu finden wärest, wenn wir nach Dir schicken: denn es ist jetzt kalt und Ihr Herren Ärzte pflegt die Kälte sehr zu scheuen."

„Bewahre der Himmel (sprach Doktor Simon). Ich bin keiner von den frostigen Leuten und kehre mich an keine Kälte. Wenn ich des nachts wegen irgend einer Leibesnotdurft aufstehen muß (wie man wohl pflegt), so ist es ein seltener Fall, daß ich über meinen Wams etwas mehr als einen Pelzrock umnehme. Ausbleiben werd' ich gewiß nicht."

Sie gingen darauf auseinander. Wie es Nacht ward, gab der Doktor bei seiner Frau eine Ursache vor, warum er ausgehen müßte; er nahm heimlich sein bestes Kleid und schlich sich damit zur gehörigen Zeit nach dem Kirchhofe, wo er auf einem von den Grabsteinen bei einer ziemlich empfindlichen Kälte das Tier erwartete.

Buffalmacco, der ein großer, rüstiger und flinker Bursche war, hatte sich in einen schwarzen Pelz gehüllt, worin er

einem Bären sehr ähnlich war, und trug dabei eine fürchterliche Teufelslarve mit Hörnern; Bruno folgte ihm von weitem, um zu sehen, wie der Spaß ablaufen würde. Wie Buffalmacco in seiner Verkleidung nach dem Kirchhofe kam, fing er an, seltsame Sprünge und Kapriolen zu machen, und mit Heulen und Pfeifen auf dem Kirchhofe herum zu toben, als wenn er rasend wäre. Dem Doktor standen dabei alle Haare zu Berge, er zitterte wie ein Espenlaub, und da er furchtsamer war, als ein Hase, so wäre er in diesem Augenblicke lieber zu Hause als dort gewesen. Da er nun einmal gekommen war, so gab er sich Mühe, seine Angst zu überwinden, weil ihn gar zu sehr verlangte, die Wunderdinge zu sehen, wovon man ihm erzählt hatte. Nachdem Buffalmacco eine Zeit lang wie toll herumgesprungen war, schien er sich allmählich zu besänftigen und stand endlich neben dem Grabsteine, auf welchem sich der Doktor befand, stille. Zitternd vor Furcht stand auch der Doktor und wußte nicht, ob er bleiben oder aufsteigen sollte. Endlich aber ward ihm bange, daß das Thier ihm schaden möchte, wenn er sich nicht aufsetzte. Diese zweite Furcht siegte bei ihm über die erste; er kam von seinem Grabhügel herunter, sprach leise: „Gott sei bei mir!“ stieg auf und legte bebend die Hände auf die Brust, wie ihm befohlen war. Buffalmacco ging hierauf langsam auf allen Vieren mit ihm davon und zur Stadt hinaus, bis er an einen gewissen Ort kam, wo die Landleute die Leibrenten der Gräfin Cloacina in Gruben gesammelt hatten, um den Acker damit zu düngen. Diesen näherte sich Buffalmacco, packte den Doktor plötzlich mit der Hand bei einem Bein, stürzte ihn häuptlings in eine von den Gruben und lief dann mit Toben und Springen davon, um seinen Freund Bruno aufzusuchen, der schon vor Lachen davon gegangen war, und sie beobachteten beide von ferne, was der besalbte Doktor anfangen würde.

Der arme Schelm hatte Mühe, sich aus dem garstigen Schlamme wieder hervor zu arbeiten, und er mußte seine Doktorkappe dabei im Stiche lassen. Nachdem er sich mit den Händen ein wenig gesäubert hatte, wußte er keinen anderen Rat, als wieder nach seinem Hause zu gehen, wo er so lange klopfte, bis man ihm die Thür öffnete. Kaum war er hineingegangen und die Hausthüre war hinter ihm zugemacht, so

folgten ihm auch Bruno und Buffalmacco, um zu horchen, wie ihn seine Frau empfangen würde. Sie hörten, daß sie ihn wie den liederlichsten Menschen von der Welt heruntermachte. „Sieh, wie Du aussiehst (sprach sie). Da bist Du zu anderen Weibern hingelaufen und hast Dich in Deinen scharlachenen Kleidern recht schmuck zeigen wollen. Hast Du nicht genug an mir, Freund? Ich bin wohl Weibs genug für eine ganze Gemeinde, geschweige denn für Dich. Hätten sie Dich nur gar ersäuft, anstatt Dich dahin zu werfen, wo Du verdientest zu liegen! Da seht mir einmal den ehrbaren Arzt, der sein eigenes Weib hat und geht zur Nachtzeit den Weibern anderer Leute nach." Mit solchen und anderen Worten quälte sie ihn die halbe Nacht hindurch, indes er sich von oben bis unten abwaschen ließ.

Des anderen Morgens gingen Bruno und Buffalmacco, die sich indessen auf dem Leibe ganz braun und blau bemalt hatten, zu ihm, wie er eben aufgestanden war, und fanden das Haus voll Gestank. Wie der Doktor hörte, daß sie kamen, ging er ihnen entgegen und sagte: „Gott geb' Euch einen guten Tag."

„Den wünschen wir Dir nicht wieder (antworteten ihm Bruno und Buffalmacco mit finsteren Gesichtern); sondern wir wünschen Dir vielmehr so viel Unglück, daß Du wie der ärgste und treuloseste Schelm vor Kummer und Verdruß umkommen müssest. Denn indem wir uns Mühe gaben, Dir Ehre und Vergnügen zu verschaffen, hat es nicht an Dir gelegen, daß wir nicht umgekommen sind, wie die Hunde. Man hat uns um Deiner Treulosigkeit willen so viele Prügel gegeben, daß man einen Esel damit nach Rom treiben könnte, und wir sind noch überdies in Gefahr gewesen, aus der Gesellschaft gestoßen zu werden, in welche wir Dich wollten aufnehmen lassen. Wenn Du es nicht glaubst, so sieh nur her, wie man uns zugerichtet hat." Damit schlugen sie ihre Kleider auseinander und zeigten ihm die gewaltigen Brauschen; sie bedeckten sich aber den Augenblick wieder. Der Doktor wollte sich zwar entschuldigen und ihnen seine Unfälle erzählen, und wie und wohin man ihn abgeworfen hätte; allein Bruno antwortete: „Ich wollte, man hätte Dich von der Brücke hinab in den Arno geworfen

Warum riefst Du Gott und die Heiligen an? Hatte man Dich nicht genug vorher gewarnt?"

„Beim Himmel! ich habe sie nicht angerufen," beteuerte der Doktor.

„Wie nicht angerufen? (rief Bruno) Unser Abgesandter hat uns gesagt, daß Du nichts gethan hast, als beten und zittern wie ein Schilfrohr und hast vor Angst nicht gewußt, wo Du wärest. Genug, Du hast uns tüchtig angeführt; aber das soll uns keiner wieder thun, und Du sollst uns auch noch dafür nach Gebühr bezahlen."

Der Doktor bat sie um Gotteswillen, ihm zu verzeihen und ihn nicht schamrot zu machen; kurz, wenn er jemals vorher gütlich gethan hatte, so sparte er nunmehr vollends nichts, um sie durch Gastereien und andere Gefälligkeiten wieder zu gewinnen; und so habt Ihr nun gehört, wie man die Leute Klugheit lehrt, wenn sie sie in Bologna noch nicht gelernt haben.

Achtzigste Erzählung.

Es war vor Zeiten der Gebrauch in allen Seehäfen, daß die Kaufleute, welche mit Waren ankamen, ihre Güter beim Ausladen in eine Niederlage brachten, welche der Staat oder der Landesherr unterhielt, und welche man an einigen Orten das Kaufhaus oder Zollhaus zu nennen pflegte. Hier überlieferten sie den dazu bestellten Aufsehern ein Verzeichnis ihrer Waren mit dem beigefügten Werte, worauf man einem jeden ein Warenlager einräumte, in welchem er seine Güter unter seinem Schlüssel bewahrte. Die Zollbedienten trugen dann die Waren auf den Namen des Kaufmanns in das Zollbuch ein und ließen sich von ihm den Zoll für das Ganze oder für denjenigen Teil, den er wieder wegnahm, bezahlen. In diesem Zollbuche sahen die Mäkler oft nach, was für Ware am Markte vorrätig war und welchen Kaufleuten sie gehörte, und handelten mit ihnen, wie sich die Gelegenheit

traf, über Preise, Tausch, Kauf und Verkauf, und was sonst dazu gehörte. Dies war auch unter anderen zu Palermo in Sizilien gebräuchlich, woselbst es zugleich viele hübsche Weiber gab, deren Ehrbarkeit nur im äußerlichen Scheine bestand. Wer sie nicht kannte, der hielt sie für Weiber von Stande und von guter Erziehung; sie gingen aber darauf aus, die Leute nicht nur zu scheren, sondern ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen, und sobald sie einen fremden Kaufmann gewahr wurden, sahen sie nach in den Zollregistern, was er hatte und wie viel er vermochte, und dann suchten sie durch Schmeicheleien und glatte Worte die Menschen an sich zu locken und zur Liebe zu reizen, und manchem haben sie einen großen Teil seiner Ware und nicht selten alles aus den Händen gespielt; ja einige haben nicht nur Gut und Schiff, sondern Mark und Bein dabei zugesetzt und auf diese Weise Haar und Bart unter dem Schermesser dieser behenden weiblichen Bartscherer sitzen lassen.

So traf es sich auch einst, daß ein junger Florentiner namens Nicolo der Cigniano (den man aber gewöhnlich Salabaetto zu nennen pflegte), mit einer Partie Wollenware dahin gesandt ward, die ihm von dem Jahrmarkte zu Salern nachgeblieben waren und die wohl an fünfhundert Goldgülden wert sein mochten. Nachdem er seine Ware am Zoll angegeben hatte, übereilte er sich eben nicht, sie zu Gelde zu machen, sondern er schlenderte zu seinem Vergnügen fleißig in der Stadt umher. Da er weiß und rot, hübsch von Gesicht und wohlgewachsen war, so richtete eine von jenen Barbutzerinnen, die sich Madonna Jancofiore nennen ließ, ihr Augenmerk auf ihn, nachdem sie seinetwegen Erkundigung eingezogen hatte. Wie er es merkte und sie für ein vornehme Frauenzimmer hielt, glaubte er, sie hätte sich in seine schöne Gestalt verliebt, und meinte, seine Liebschaft mit ihr recht vorsichtig einzuleiten; daher er, ohne jemand etwas davon zu sagen, anfing, sich oft vor ihrem Hause sehen zu lassen. Sobald sie dieses gewahr ward und ihn eine Zeit lang durch ihre Blicke aufgemuntert und sich gestellt hatte, als ob sie aus Liebe zu ihm verschmachtete, schickte sie auf eine geheimnisvolle Weise eine Magd an ihn ab, die in dem Kupplerhandwerk eine erfahrene Meisterin war. Diese sagte nach einer langen Vorrede

fast mit thränenden Augen zu ihm, er hätte durch seine Schönheit und Liebenswürdigkeit ihre Gebieterin dergestalt bezaubert, daß sie weder Tag noch Nacht Ruhe hätte und daß sie nichts so sehnlich wünschte, als daß es ihm gefallen möchte, ihr eine geheime Zusammenkunft mit ihm in einer Badestube zu gewähren. Sie zog zugleich einen Ring hervor, den sie ihm in ihrem Namen überreichte.

Salabaetto war der vergnügteste Mensch von der Welt, wie er dieses hörte; er nahm den Ring, drückte ihn an seine Augen, küßte ihn und steckte ihn an seinen Finger, dann gab er der Unterhändlerin zur Antwort, wenn Madonna Jancofiore ihm gut wäre, so bliebe er ihr ebenfalls nichts schuldig, indem er sie mehr als sein Leben liebte, und er wäre bereit zu kommen, wohin und zu welcher Stunde sie befehle. Die Abgesandte brachte ihrer Herrschaft seine Antwort, und diese ließ ihn unverzüglich wissen, in welcher Badestube er sie am folgenden Abend nach der Vesperstunde erwarten sollte. Er unterließ nicht, sich um die festgesetzte Zeit, ohne jemand ein Wort zu sagen, pünktlich einzufinden, und fand auch, daß die Dame die Badestube bestellt hatte. Kaum war er hineingetreten, so kamen zwei Sklavinnen, die eine mit einem schönen weichen Pfühl auf dem Kopfe, die andere mit einem großen gefüllten Korbe. Sie legten den Pfühl auf eine Bettstelle in einer Kammer der Badestube, breiteten ein Paar der feinsten mit Seide gestreiften Betttücher darauf und eine Decke darüber von schneeweißem cyprischen Drillich, nebst zwei wunderschön gearbeiteten Ohrkissen. Nicht lange darnach kam auch die Dame mit noch zwei anderen Sklavinnen in die Badestube, wo sie unverzüglich den Salabeatto mit großen Freuden bewillkommte und nach manchem Seufzer, nach manchen zärtlichen Umarmungen und Küssen zu ihm sagte: „ich wüßte nicht, wer mich zu diesem Schritte hätte bewegen können, außer Dir; Du hast mir das Feuer in alle Adern gejagt, Du loser Toskaner!" Salabaetto mußte hierauf nebst ihr und zweien von den Sklavinnen nackend in das Bad steigen; sie ließ ihn in demselben von keiner anderen Hand bedienen, sondern badete ihn selbst mit wohlriechender Seife und mit balsamischen Kräutern und ließ sich selbst hernach von den Sklavinnen gleichfalls baden und reiben. Darauf brachten die Mägde

zwei feine weiße Tücher, die von Rosenwasser dufteten, wie ein Garten. Die eine wickelte den Salabaetto und die andere die Dame in eines dieser Tücher und sie trugen sie beide auf ihrem Rücken in das aufgemachte Bett. Nachdem sie hier das Bad verschwitzt hatten, zogen ihnen die Sklavinnen die feuchten Tücher weg und ließen sie auf den anderen nackend ruhen. Aus dem Korbe zogen sie köstliche silberne Fläschchen hervor, die mit Rosen-, Pommeranzen-, Jasmin- und anderen wohlriechenden Wassern gefüllt waren, womit sie sie besprengten und sie hernach mit Süßigkeiten und köstlichen Weinen erfrischten. Salabaetto glaubte im Paradiese zu sein; tausendmal verschlang er mit seinen Blicken seine Gesellschafterin, die in der That sehr schön war, und jede Minute schien ihm hundert Jahre zu währen, bis die Sklavinnen sich entfernen und bis er seine Schöne in seine Arme schließen konnte. Endlich verließen jene das Zimmer, in welchem sie auf Befehl ihrer Frau ein kleines Wachskerzchen brennen ließen; worauf Salabaetto eine volle Stunde in den Armen der Schönen zubrachte und sich höchst glücklich pries, weil er meinte, daß sie vor Liebe zu ihm verginge. Wie sie glaubte, daß es Zeit war aufzustehen, rief sie ihre Sklavinnen wieder herein; sie kleideten sich an, wurden abermals mit Konfekt und Wein bedient und wuschen sich Gesicht und Hände mit wohlriechendem Wasser. Wie Salabaetto gehen wollte, sprach die Dame zu ihm: „Wenn es Dir nicht zuwider wäre, so thätest Du mir einen großen Gefallen, diesen Abend mit mir zu essen und die Nacht bei mir zuzubringen."

Salabaetto, der durch ihre Reize und durch ihre künstlichen Schmeicheleien schon ganz für sie eingenommen war und sich fest einbildete, daß sie ihn wie ihre Seele liebte, gab ihr zur Antwort: „Madonna, alles, was Euch gefällt, ist mir über die Maßen lieb; darum bin ich bereit, diesen Abend und zu jeder anderen Zeit zu thun, was Euch beliebt und was Ihr mir befehlt."

Die Dame begab sich hierauf nach Hause, wo sie alle ihre Kleider und Geräte in ihren Zimmern zur Schau stellen und ein herrliches Abendmahl zurichten ließ, und den Salabaetto erwartete. Dieser stellte sich ein, sobald es anfing, dunkel zu werden; er ward mit vielen Freuden und Liebkosungen empfangen

und beim Abendessen auf's beste bewirtet. Wie er hernach mit ihr in die Kammer ging, duftete ihm brennendes Aloeholz entgegen, auf den Vorhängen des reichen Bettes flatterten kleine Liebesgötter und überall hingen schöne Kleider und Gewänder umher. Je mehr ihm dies alles ins Auge fiel, um desto höher erhob sich sein Begriff von dem Reichtum und dem vornehmen Stande seiner Geliebten. Er hatte zwar dagegen auch manches zum Nachteil ihres guten Rufes murmeln hören; allein er konnte sich schlechterdings nicht entschließen, es zu glauben; und wenn er es ja einigermaßen wahrscheinlich finden mochte, daß sie einem anderen einen Streich gespielt hätte, so glaubte er doch um alles in der Welt nicht, daß ihm selbst dergleichen von ihr widerfahren könnte. Er brachte vielmehr die Nacht höchst vergnügt in ihren Armen zu und ward immer mehr und mehr in sie verliebt. Am folgenden Morgen schenkte sie ihm einen schönen aus Silber gewirkten Gürtel und Börse und sagte: „Liebster Salabaetto, vergiß mich nicht. So wie meine Person Deinem Willen gewidmet ist, so steht alles, was Du hier siehst, und was ich vermag, Dir stets zu Befehl."

Salabaetto umarmte und küßte sie mit inniger Wollust und verließ sie, um sich nach dem Versammlungsorte der Kaufleute zu begeben. Nachdem er sie in der Folge mehrmals, und immer ohne alle Unkosten besucht hatte, traf es sich, daß er seine Tücher mit gutem Vorteil für bares Geld verkaufte.

Dies hörte Madonna Jancofiore den Augenblick (nicht von ihm selbst, sondern von anderen), und wie darauf Salabaetto einst an einem Abend zu ihr kam, fing sie zuerst an, mit ihm zu schwatzen, zu tändeln, ihn zu umarmen und zu küssen, und sich so verliebt zu stellen, als wenn sie ihm vor Zärtlichkeit in den Armen sterben wollte. Ja, sie wollte ihm sogar mit Gewalt ein paar schöne silberne Becher schenken; allein Salabaetto weigerte sich, sie anzunehmen, weil er schon zu verschiedenen Zeiten Geschenke von ihr erhalten hatte, die sich in allem wohl auf dreißig Goldgulden belaufen mochten, wogegen er sie nie hatte bewegen können, die geringste Kleinigkeit von ihm zum Geschenk anzunehmen. Wie sie ihn nun durch ihre vorgespiegelte Liebe recht in Flammen gesetzt hatte, kam auf ihr Anstiften eine von ihren Sklavinnen herein, um sie abzurufen. Sie ging aus dem Zimmer, blieb eine kleine Weile draußen, kam ganz

verweint wieder herein, warf sich mit dem Gesichte auf's Bett und erhob das jämmerlichste Klagegeschrei, das je ein Weib angestimmt hat. Salabaetto erstaunte; er schloß sie in seine Arme, weinte mit ihr und sagte: „Ach, liebste Seele meines Lebens! Was ist Dir so plötzlich zugestoßen? Was ist die Ursache Deines Kummers? Sage mir's doch, meine beste!"

Nachdem sie sich lange von ihm hatte bitten lassen, sprach sie endlich: „Ach, mein liebster Freund! Ich habe diesen Augenblick aus Mossina einen Brief von meinem Bruder bekommen, worin er mir schreibt, ich soll ihm, wenn ich auch alle meine Habe verpfänden oder verkaufen müßte, unfehlbar innerhalb acht Tagen tausend Goldgulden schicken; wo nicht, so wird man ihm den Kopf vor die Füße legen. Ich weiß nicht, wie ich mir helfen soll, um diese Summe so bald zu bekommen. Wenn ich nur vierzehn Tage Zeit hätte, so würde ich wohl Mittel finden, sie hie und da aufzutreiben, wo ich viel mehr, als dies zu fordern habe, oder ich würde auch eins, oder das andere von unseren Grundstücken verkaufen; da aber dies so geschwind nicht möglich ist, so möchte ich lieber des Todes sein, als daß ich diese unglückliche Nachricht empfangen mußte." Sie beschloß ihre Rede mit den Merkmalen der äußersten Bekümmernis und hörte nicht auf, zu weinen.

Salabaetto, bei welchem die Glut der Liebe einen großen Teil seiner gesunden Überlegung verzehrt hatte, und der ihre Thränen für aufrichtig und ihre Worte für ungeheuchelte Wahrheit hielt, sagte: „Madonna, mit tausend Goldgulden kann ich Euch nicht helfen, aber wohl mit fünfhundert, wenn Ihr meint, daß Ihr sie mir in vierzehn Tagen wiedergeben könnt; und auch dabei ist es noch ein Glück, daß ich eben gestern mein Tuch verkauft habe, sonst würde ich Euch keinen Groschen leihen können."

„O Himmel! (erwiderte sie) so hast Du wohl gar selbst Mangel an Geld gelitten? Warum hast Du denn mich nicht darum angesprochen? Wenn ich gleich keine tausend bei der Hand habe, so fehlt es mir doch nicht an hundert oder zweihundert, um sie Dir zu leihen. Du benimmst mir allen Mut, die Dienstleistung von Dir anzunehmen, wozu Du Dich erbietest."

Salabaetto, der sich durch diese Worte vollends fangen

ß, gab ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Du mußt Dich dadurch
ht abhalten lassen; denn wenn ich so in Not gewesen wäre,
e Du bist, so hätte ich Dich gewiß angesprochen."

„Ach, lieber Salabaetto! (sprach sie) jetzt sehe ich, wie
u und aufrichtig Du mich liebst, da Du mir in dieser Not
ne meine Bitten aus freiem Willen mit einer so ansehnlichen
umme beistehst. Gewiß, ich war Dir auch ohne dies schon
n ganzem Herzen ergeben; doch jetzt bin ich es noch weit
hr, nnd ich werde es nimmermehr vergessen, daß ich Dir das
ben meines Bruders zu verdanken habe. Gott weiß indessen,
e ungerne ich die Summe von Dir annehme, wenn ich
enke, daß Ihr Kaufleute mit Eurem Gelde Eure Geschäfte
Gange erhalten müßt. Weil mich jedoch die Not drängt,
d weil ich gewiß hoffen darf, Dir Dein Geld bald wieder-
atten zu können, so will ich es doch annehmen, und wenn
kein anderes Mittel finden kann, mir das Fehlende auch
verschaffen, so will ich gerne all' mein Bißchen Habseligkeit
setzen."

Mit diesen Worten sank sie dem Salabaetto weinend in
Arme. Er bemühte sich, sie zu trösten, und nachdem er die
cht bei ihr zugebracht hatte, kam er und brachte ihr, zum
weis, wie gerne er ihr diente, die fünfhundert Gulden ohne
tere Bitten in's Haus. Sie empfing sie mit weinenden
gen und mit lachendem Herzen, und Salabaetta begnügte sich
ihrem Versprechen, ihm das Geld wieder zu geben.

Sobald sie es aber in den Händen hatte, änderte sich auch
Betragen. Sonst stand dem Salabaetto zu jeder Stunde,
n es ihm beliebte, ihre Thüre offen; jetzt aber traten oft
stände ein, daß er unter siebenmal nicht einmal vorgelassen
d, auch fand er nicht mehr dasselbe freundliche Gesicht und
liebkosende Betragen, womit man ihn sonst empfangen
e. Die Zahlungsfrist verfloß nicht nur, sondern auch ein
nat und zwei darüber, und wie Salabaetto sein Geld forderte,
d er mit leeren Worten abgespeist. Jetzt fing er an, die
list des bösen Weibsbildes zu merken, und seine eigene Thor-
zu erkennen; und da er wußte, daß sie über alles, was
gegen sie klagen könnte, nur lachen würde, indem er weder
dschrift noch Zeugen hatte, und sich überdies schämte, anderen
Not zu klagen, weil er vorher gewarnt worden war, und

folglich befürchten mußte, für seine Dummheit ausgelacht zu werden, so beweinte er heimlich und mit schwerem Herzen seine Thorheit. Da er nun von seinen Herren schon verschiedene Briefe bekommen hatte, in welchen sie ihm befahlen, ihnen das gelöste Geld zu übermachen, so entschloß er sich zu entweichen, damit sein Vergehen dort nicht laut würde, und anstatt nach Pisa zu gehen, wie ihm war aufgetragen worden, setzte er sich auf ein Schiffchen und fuhr nach Neapel. Dort befand sich zur gleichen Zeit Pietro dello Canigiano, als Schatzmeister der Kaiserin von Konstantinopel, ein sehr verständiger und kluger Mann, und ein sehr großer Freund des Salabaetto und der Seinigen. Diesem, als einem sehr zuverlässigen Manne, klagte Salabaetto nach einigen Tagen seine Not, erzählte ihm, was er gethan hätte, nnd wie übel es ihm gegangen wäre, und bat ihn um Rat und Hülfe, um in Neapel seinen Unterhalt zu finden, weil er ihm versicherte, daß er nie wieder nach Florenz gehen würde.

Dem Canigiano war der Vorfall unangenehm. „Du hast übel gethan (sprach er), und hast Dich nicht rechtschaffen betragen, hast Deinen Herren schlecht gedient und zu viel Geld auf einmal verleckert; allein, was ist zu thun? Der Schaden ist geschehen, und man muß suchen, ihn wieder gut zu machen.“ Als ein kluger Mann besann sich auch Canigiano sogleich auf einen Anschlag, den er dem Salabaetto mitteilte. Diesem gefiel der Rat, und er beschloß, die Ausführung zu unternehmen. Mit dem Gelde, das er noch übrig hatte und mit einer kleinen Summe, die ihm Canigiano vorstreckte, ließ er einige Ballen und Kisten packen, und schaffte sich etwa zwanzig leere Oelfässer an, die er füllen und verspunden ließ, lud alles an Bord eines Schiffes und ging wieder damit nach Palermo, wo er den Zöllnern sein Register von dem Inhalte und Wert seiner Waren gab, sie im Kaufhause niederlegte und, nachdem er alles auf seinen Namen hatte einzeichnen lassen, vorgab, daß er nicht eher willens wäre, zu verkaufen, bis der Rest seiner Waren die er noch erwartete, gleichfalls angekommen wäre.

Jancofiore bekam bald Wind davon, und wie sie vernahm daß die Waren, die er mitgebracht hatte, an zweitausend Goldgulden und noch mehr wert sein sollten, außer denjenigen, di er noch erwartete, und die er noch auf mehr als dreitausen

Goldgulden schätzte, so glaubte sie, mit der Wurst nach der Speckseite werfen zu müssen, und nahm sich vor, dem Salabaetto eine fünfhundert Goldgulden wieder zu geben, um einen guten Teil von den fünftausend zu erobern. Sie ließ ihn demnach zu sich einladen, und Salabaetto, der nunmehr an seiner Seele fertig geworden war, ging zu ihr.

„Sieh da! (sprach sie). Bist Du auch böse auf mich geworden, daß ich Dir Dein Geld nicht zu rechter Zeit wiedergegeben habe?"

Salabaetto lachte und antwortete: „Madonna, es war mir freilich ein wenig unangenehm; zumal, da ich mir würde das Herz aus dem Leibe reißen können, um Euch zu dienen. Aber hört nur, wie sehr ich böse auf Euch bin. Meine Liebe zu Euch ist so groß, daß ich fast alles Meinige zu Geld gemacht habe, so daß ich jetzt über zweitausend Goldgulden an Wert mitbringe, und noch für mehr als dreitausend erwarte, weil ich willens bin, hier in dieser Stadt ein Gewölbe anzulegen, um mich hier ganz niederzulassen, um beständig bei Euch zu sein, denn ich liebe Euch weit mehr, als irgend ein anderer Liebhaber."

„Glaube mir, Salabaetto (antwortete sie), daß mir alles vergnügen macht, was Dir behagt, weil ich Dich mehr als mein Leben liebe; und es macht mir viele Freude, daß Du wiedergekommen bist, in der Absicht hier zu bleiben. Ich hoffe mit Dir noch manchen fröhlichen Tag zu verleben; allein ich muß mich doch ein wenig bei Dir deswegen entschuldigen, daß Du vor Deiner Abreise bisweilen zu mir gekommen bist, und mich nicht hast sprechen können, und wenn Du mich sprachst, daß ich mich nicht mit so fröhlichem Gesichte, wie sonst empfing, und daß ich Dir überdies Dein Geld nicht zur bestimmten Zeit wiederbezahlt habe. Du mußt wissen, daß ich damals vielen Verdruß und Jammer auszustehen hatte, und in einer solchen Gemütsstimmung kann man selbst demjenigen, den man am besten hat, nicht immer ein fröhliches Gesicht zeigen, und sich nicht so aufmerksam gegen ihn beweisen, wie er es wohl erwartet. Du kannst auch wohl denken, daß es einem Frauenzimmer sehr schwer wird, tausend Goldgulden zusammen zu bringen. Aus dieser Ursache, und aus keiner anderen, habe ich Dir damals Dein Geld nicht wiedergeben können; allein ich kam es gleich nach Deiner Abreise, und wenn ich nur gewußt

hätte, wohin ich es schicken könnte, so kannst Du versichert sein, daß ich es Dir nachgesandt hätte. Weil ich das aber nicht wußte, so habe ich Dir's aufgehoben."

Sie ließ sich hierauf den Beutel geben, in welchem sich seine eigenen fünfhundert Goldgulden noch befanden, und überreichte sie ihm mit der Bitte, sie nachzuzählen, ob sie auch richtig wären. Salabaetto war nie froher gewesen. Er zählte das Geld nach, fand es richtig und steckte es zu sich. „Madonna (sprach er), ich bin überzeugt, daß Ihr die Wahrheit sagt. Ihr habt Alles gethan, was hinlänglich ist, und ich versichere Euch deswegen, und wegen meiner großen Liebe zu Euch, daß ich bereit bin, Euch zu jeder Zeit, und mit jeder Summe, die ich in meinem Vermögen habe, zu dienen, und Ihr dürft nur den Versuch machen, wie gut ich im Stande bin, Euch Wort zu halten."

So erneuerte er sein Liebesverständnis mit ihr in Worten; trug aber gegen sie den Schalk im Herzen; und sie überhäufte ihn dagegen mit Bezeigungen ihrer Aufmerksamkeit und Liebe, und that ihm alles zum Vergnügen. Wie sie ihn nun einst wieder zum Abendessen und Nachtlager bei sich eingeladen hatte, vergalt er ihr Betrug mit Betrug, wie er sich längst vorgenommen hatte. Er kam nämlich ganz niedergeschlagen zu ihr und stellte sich so betrübt, als ob er in den Tod ginge. Jancofiore umarmte und küßte ihn und fragte, was ihm fehlte. Nachdem er sich eine lange Zeit hatte bitten lassen, sprach er: „Ich bin verloren; das Schiff, mit welchem ich meine übrigen Waren erwartete, ist von Seeräubern aus Monaco genommen worden und muß mit zehntausend Goldgulden ausgelöst werden, wovon tausend auf meinen Anteil kommen, und ich habe keinen Heller Geld in den Händen; denn die fünfhundert, Die Du mir wiedergegeben hast, schickte ich gleich nach Neapel, um mir Leinwand dafür schicken zu lassen. Wenn ich jetzt meine Waren losschlagen müßte, so gewänne ich bei meinen beiden Unternehmungen nichts und ich bin hier nicht bekannt genug, um jemand zu finden, der mir Geld darauf borgt. Ich weiß mir also weder zu raten, noch zu helfen, und wenn ich das Geld nicht ohne Verzug schickte, so wird mein Gut nach Monaco geschleppt, und ich bekomme in meinem Leben nichts davon wieder."

Diese Nachricht gefiel Jancofiore ganz und gar nicht, weil sie fürchtete, ihre Beute zu verlieren. Weil ihr nun sehr daran gelegen war, daß die Ladung nicht zu Monaco aufgebracht würde, so sagte sie: „Gott weiß, dies schmerzt mich mehr um Deinetwillen; allein was hilft es, sich so sehr darüber zu grämen? Wenn ich das Geld hätte, so ist der Himmel mein Zeuge, daß ich es Dir gern den Augenblick gäbe; allein ich habe es nicht. Ich kenne zwar jemand, der mir auch neulich die fehlenden fünfhundert geborgt hat; allein er fordert schrecklich hohen Wucher und hat mir nicht unter dreißig vom Hundert leihen wollen. Wenn Du von ihm borgen wolltest, so würdest Du ihm ein sicheres Unterpfand geben müssen. Ich für mein Teil will gerne für Dich alle diese Sachen verpfänden, und mich selbst dazu, soweit er dies für ein Unterpfand will gelten lassen; allein wie willst Du ihm das übrige versichern?“

Salabaetto merkte wohl, wohin ihre Dienstfertigkeit abzielte, und daß sie ihm ihr eigenes Geld leihen wollte; und dies war ihm eben sehr lieb. Er dankte ihr vorläufig und setzte hinzu, daß er sich in seiner dringenden Not den unbilligen Wucher wohl müßte gefallen lassen. Übrigens erbot er sich, alle seine Waren im Kaufhause zum Pfande zu setzen, und sie demjenigen, der ihm das Geld liehe, als Sicherheit verschreiben zu lassen, jedoch mit der Bedingung, daß er mittlerweile den Schlüssel behielte, teils um seine Waren den Käufern zeigen zu können, teils auch, damit sie ihm nicht vertauscht oder verfälscht würden.

Sie antwortete, sein Vorschlag wäre gut, und das Pfand hinlänglich; und schickte des andern Morgens zu einem vertrauten Mäkler, mit welchem sie die nötigen Maßregeln nahm, und gab ihm die tausend Goldgulden. Dieser überbrachte sie dem Salabaetto, dessen Warenlager er sich dagegen im Zollbuche verschreiben ließ, und nachdem sie beide darüber die nötige Verschreibung und Gegenverschreibung mit einander ausgewechselt hatten, ging ein jeder nach seinen andern Geschäften. Salabaetto ging, so bald er konnte, mit seinen fünfzehnhundert Goldgulden an Bord eines Schiffes, und segelte nach Neapel zu seinem Freunde Pietro dell Canigiano, schickte seinen Herren in Florenz, die ihm ihre Tücher anvertraut hatten, richtige Rechnung und Bezahlung, befriedigte seinen Freund Pietro und jeden anderen, dem er

schuldig war, und ergötzte sich mit Canigiano über den Streich, den er der Sizilianerin gespielt hatte. Hierauf ging er nach Florenz zurück und gab die Handelsgeschäfte gänzlich auf.

Wie Salabaetto in Palermo vermißt ward, verwunderte sich die Jancofiore und fing an Argwohn zu schöpfen. Nachdem sie fast zwei Monate vergeblich auf ihn gewartet hatte, trug sie endlich dem Mäkler auf, sein Warenlager erbrechen zu lassen. Wie man zuerst die Ölfässer untersuchte, fand man, daß sie mit Wasser angefüllt waren, und daß nur etwa ein Ankerchen Öl die Oberfläche in jedem Fasse bis an das Spundloch bedeckte. Wie die Ballen und Kisten geöffnet wurden, fand sichs, daß nur zwei davon mit Tüchern, und die übrigen mit Werg vollgepackt waren; kurz, das Ganze enthielt an Geldeswert höchstens nicht über zweihundert Goldgulden. Die betrogene Jancofiore hatte jetzt völlige Muße, die zurückgegebenen fünfhundert und noch mehr die geliehenen Tausend zu bedauern, und zeitlebens an das Sprüchlein zu denken:

Um den Toskaner zu hintergehn,
muß man des Morgens früh aufstehn.

Mit einem Worte, sie fand zu ihrem Schaden und Schande, daß zwei harte Steine selten reines Mehl mahlen.

Einundachtzigste Erzählung.

In der Stadt Pistoia war ehemals eine sehr schöne junge Witwe, in welche sich zwei junge Florentiner verliebten, die sich daselbst aufhielten, weil sie aus Florenz verbannt waren, von welchen der eine Rinuccio Palermini hieß und der andere Alessandro Chiarmontesi. Keiner wußte etwas von der Liebe des anderen; ein jeder von ihnen gab sich aber alle erfinnliche Mühe, sich um die Gegenliebe der Dame zu bewerben. Nachdem diese liebenswürdige Frau, die sich Madonna Francesca Lazzari nannte, eine geraume Zeit von diesen beiden mit Botschaften und Bitten war bestürmt worden, denen sie aus Unbedachtsamkeit bisweilen ihr Ohr geliehen hatte, und nunmehr, da

es die Klugheit erforderte, sich nicht wieder von ihnen los zu machen wußte, kam sie auf den Einfall, sie sich dadurch vom Halse zu schaffen, daß sie von jedem einen Dienst begehrte, welcher ihrer Meinung nach, wenn er gleich ausführbar war, keiner von beiden auf sich nehmen und folglich beide ihr einen schicklichen Vorwand leihen würden, ihre Botschaften abzuweisen. Ihr Anschlag war dieser: Es war nämlich an demselben Tage in Pistoia ein Mensch begraben worden, welcher trotz dem Adel seiner Vorfahren für den schlechtesten Menschen, nicht nur in Pistoia, sondern in der ganzen Welt gehalten ward und überdies war er, wie er noch lebte, so ungestaltet und verwachsen, daß man sich auf den ersten Anblick vor ihm fürchten mußte. Man hatte ihn auf dem Kirchhofe der Minoriten begraben und dieser Umstand schien der Dame ihren Plan noch mehr zu begünstigen. Sie sprach demnach zu ihrer Magd: „Du weißt, wie unangenehm und verdrießlich es mir ist, mit den Botschaften dieser beiden Florentiner, Rinuccio und Alessandro, täglich behelligt zu werden. Ich bin nun einmal nicht willens, mich ihnen geneigt zu beweisen und um sie mir vom Halse zu schaffen, habe ich mir vorgenommen, ihre großen Diensterbietungen auf eine Probe zu stellen, die sie gewiß nicht bestehen werden, und so werde ich mit guter Art dieses Überdrusses los. Du weißt nämlich, daß diesen Morgen Scannadio auf dem Kirchhofe der Minoriten ist begraben worden und daß ihn nicht nur im Tode, sondern auch bei seiner Lebenszeit kein Mensch ansehen konnte. Geh demnach in der Stille zuerst zu Alessandro und sage ihm: „Madonna Francesca läßt Euch wissen, daß Ihr jetzt eine Gelegenheit habt, Euch um Ihre Liebe verdient zu machen, um die Ihr Euch so lange beworben habt, um zu ihr in's Haus zu kommen. Einer von ihren Verwandten ist willens, aus Ursachen, die Ihr schon erfahren sollt, ihr in dieser Nacht den Leichnam des Scannadio den man heute früh begraben hat, in's Haus zu bringen und da sie noch im Tode sich vor ihm fürchtet, so wünscht sie zu vermeiden, ihn in ihr Haus zu bekommen. Sie läßt Euch also bitten, ihr die große Gefälligkeit zu erweisen, diese Nacht, wenn alles schläft, nach dem Grabe des Scannadio zu gehen, Euch in sein Leichentuch zu hüllen und an seiner Stelle so lange liegen zu bleiben, bis man Euch abholt und ohne einen

Laut von Euch zu geben, Euch nach ihrem Hause tragen zu lassen, wo sie Euch empfangen wird und wo Ihr bei ihr bleiben könnt, so lange Ihr wollt; denn sie wird für alles Übrige schon sorgen." Wenn er Dir antwortet, daß er es thun will, so laß es gut sein, wenn er sich aber weigert, so sage ihm, er soll mir nicht wieder vor die Augen kommen und soll sich hüten, wofern ihm sein Leben lieb ist, mich nicht wieder mit seinen Botschaften zu belästigen. Hernach gehe hin zu Rinuccio Palermini und sage ihm: „Madonna Francesca will Euch in allem zu willen sein, wenn Ihr ihr einen wichtigen Dienst leisten wollt. Ihr müßt nämlich diese Nacht nach dem Grabe des Scannadio gehen und seinen Leichnam, ohne ein Wort zu sagen (Ihr mögt hören oder sehen, was Ihr wollt) heimlich herausnehmen und ihn zu ihr in's Haus tragen. Warum sie dieses von Euch verlangt, das werdet Ihr hernach wohl sehen. Wenn Euch dies aber nicht gefällt, so verbietet sie Euch, ihr jemals wieder Briefe oder Botschaften zu schicken."

Die Magd ging zu beiden und sagte ihnen alles, was ihr aufgetragen war. Beide gaben ihr zur Antwort, sie wären auf ihren Wink bereit, nicht nur in ein Grab, sondern in die Hölle hinabzusteigen. Die Magd brachte ihrer Frau diese Antwort und sie ließ es darauf ankommen, ob sie Narren genug wären, ihr Wort zu halten.

Wie die Nacht herankam und fast jedermann schon schlief, ging Alessandra Chiarmontesi im bloßen Wams aus seinem Hause, um in dem Sarge des Scannadio dessen Platz einzunehmen. Unterwegs kamen ihm allerhand ängstliche Gedanken in den Sinn. Er dachte bei sich selbst: Welch ein Thor bin ich? Wohin gehe ich? Wie weiß ich's, ob die Verwandten der Francesca nicht vielleicht meine Liebe bemerkt haben und weil sie sich die Sache anders denken, als sie ist, dieses so anstellen, um mich in dem Grabe umzubringen? Wenn das wäre, so hätte ich den Schaden davon, und kein Mensch in der Welt würde deswegen einen Verdacht auf sie werfen. Oder wie kann ich wissen, ob Francesca nicht vielleicht einen meiner Feinde liebt, um mich ihm zu Gefallen auf diese Weise aus dem Wege räumen will? Oder gesetzt, es wäre nichts an all' diesem und ihre Verwandten sollten mich wirklich zu ihr ins' Haus

tragen, so kann ich mir nicht einbilden, daß sie den Leichnam des Scannadio haben wollen, um ihn zu umarmen, oder ihn ihr in die Arme zu geben, sondern um ihn zu mißhandeln, weil er ihnen vielleicht etwas zuwidergethan hat. Sie läßt mir sagen, ich soll, ohne ein Wort zu sprechen, alles mit mir machen lassen. Wenn man mir nun ein Auge ausstäche, oder die Zähne ausbräche, oder die Hände abhackte, oder mir sonst übel mitspielte, wie sollte es dann mit mir werden? Wie könnte ich dazu stillschweigen? Und wenn ich spräche, so würden sie mich erkennen und mir entweder übels thun, oder wenn das auch nicht geschehe, so hättte ich verlorene Mühe gehabt, denn sie würden mich nicht zu ihr lassen und dann würde sie sagen, ich hätte nicht gethan, was mir befohlen wäre und würde mir nie gefällig sein. Indem er dies schon bei sich überlegte, war er schon wieder im Begriff, umzukehren; allein die mächtige Liebe trieb ihn durch andere und kräftigere Beweggründe wieder vorwärts und brachte ihn hin zum Grabe. Er öffnete es, stieg hinein, zog den Scannadio heraus und legte sich an seine Stelle in den Sarg, den er über sich wieder zudeckte. Indem er hier lag, fiel ihm ein, was für ein Mensch Scannadio gewesen war und allerlei nächtliche Geschichten, die er sonst gehört hatte und die nicht nur in Gräbern, sondern auch an anderen Orten vorgefallen waren; so daß ihm alle Haare zu Berge standen, indem er jeden Augenblick glaubte, Scannadio würde aufstehen und ihm den Hals umdrehen. Doch die Liebe half ihm, diese und andere Schreckengedanken zu überwinden, und er lag still wie eine Leiche und erwartete sein Schicksal.

Rinuccio begab sich um Mitternacht auf den Weg, um zu thun, was ihm seine Gebieterin hatte auftragen lassen, und dachte sich gleichfalls unterwegs allerlei Dinge, die ihm vielleicht begegnen könnten; er konnte nämlich mit dem Leichnam des Scannadio auf den Schultern von der Scharwache angehalten, und als ein Hexenmeister zum Scheiterhaufen verdammt werden, oder wenn man auch nur erführe, was er gethan hätte, so konnte es ihm den Unwillen seiner Verwandten zuziehen. Diese und andere dergleichen Gedanken schreckten ihn oft; dagegen dachte er wieder: Soll ich denn das erste Begehren dieser Frau abschlagen, die ich so sehr geliebt habe und liebe, einmal da ich mir ihre Gunst dadurch erwerben kann? Nimmer-

mehr, und wenn ich auch gewiß sterben müßte, soll mich etwas abhalten, zu thun, was ich ihr versprochen habe. Damit wanderte er zum Grabe, welches er ohne Mühe öffnete. Alessandro lag still, so sehr ihm auch bange ward, wie er den Sarg öffnen hörte. Rinuccio stieg hinein, glaubte den Leichnam des Scannadio vor sich zu finden und zog den Alessandro bei den Beinen aus dem Grabe, nahm ihn auf die Achseln und machte sich auf mit ihm, ohne ihn weiter anzusehen, um ihn nach dem Hause seiner Dame zu tragen. Weil es dunkel war, und Rinuccio seinen Weg nicht deutlich sehen konnte, so bekam Alessandro unterwegs manchen Kopf- und Rippenstoß an den Ecken und Bänken, an welchen er rechts nnd links anstieß. Schon war Rinuccio bis nahe vor die Thür der Dame gekommen, welche mit ihrer Magd im Fenster lag und sich schon auf ein Mittel gefaßt gemacht hatte, sie alle beide fortzuschicken, wie die Scharwächter, welche in der Straße einem Spitzbuben auflauerten, den Rinuccio gehen hörten, worauf sie geschwind eine Blendlaterne öffneten, ihre Lanzen und Schilder ergriffen, und „Wer da!“ riefen. Rinuccio, der die Wächter erkannte, hatte nicht lange Zeit sich zu besinnen, sondern ließ den Alessandro fallen und lief davon, so schnell er konnte. Alessandro raffte sich ebenfalls auf und eilte von dannen, so schnell es ihm sein langes Leichenkleid gestattete.

Die Dame hatte bei dem Lichte der Scharwachen den Rinuccio mit dem Alessandro auf dem Rücken sehr wohl erkannt und auch bemerkt, daß Alessandro in die Grabtücher des Scannadio gehüllt war; sie verwunderte sich über die Kühnheit der beiden; allein sie mußte nicht weniger lachen, wie sie sah, daß Alessandro hingeworfen ward, und daß er so eilig davon lief. Sie freute sich sehr über diesen Vorfall und dankte dem Himmel, daß er sie von den beiden Überlästigen befreit hatte; sie trat vom Fenster zurück und ging in ihre Kammer, wo sie ihrer Magd gestand, daß die beiden sie ohne Zweifel sehr eifrig lieben müßten, weil sie, dem Anschein nach, alles so pünktlich erfüllt hätten, was von ihnen verlangt worden wäre. Rinuccio ärgerte sich und fluchte über sein Unglück, ging aber nicht nach Hause, sondern wartete, bis die Scharwache sich aus der Straße entfernt hatte, worauf er wiederkam und im Finstern an der Stelle herumtappte, wo er den Alessandro abgeworfen

hatte, um ihn aufzusuchen und mit ihm sein Werk zu vollenden. Wie er ihn aber nirgends finden konnte, glaubte er, die Wächter hätten ihn weggeschleppt und ging unmutig nach Hause.

Alessandro, der nicht wußte, wer ihn weggetragen hatte, ärgerte sich nicht minder; allein es blieb ihm nichts übrig, als ebenfalls nach Hause zu gehen.

Wie man des Morgens das Grab des Scannadio offen und ihn nicht darin fand (denn Alessandro hatte ihn unter den Sarg gekollert), ward in ganz Pistoia davon gesprochen, und es fehlte nicht an Einfältigen, welche meinten, daß ihn der Teufel geholt hätte.

Inzwischen unterließen die beiden Liebhaber nicht, der Dame zu melden, was sie gethan hatten, und entschuldigten sich mit demjenigen, was ihnen zugestoßen war und was sie gehindert hatte, ihre Befehle vollkommen zu erfüllen; wobei ein jeder von ihnen zugleich auf's neue um ihre Gunst und Liebe bat. Allein sie stellte sich, als ob sie ihnen nicht glaubte und fertigte sie beide auf immer mit der bestimmten Antwort ab, daß sie künftig nichts für sie thun würde, weil sie dasjenige nicht ausgeführt hätten, was von ihnen wäre verlangt worden.

Zweiundachtzigste Erzählung.

In der Lombardei liegt ein wegen seiner frommen und gottesfürchtigen Bewohnerinnen sehr berühmtes Kloster, in welchem unter mehreren Nonnen sich ein junges Mädchen von edler Abkunft und von bewunderungswürdiger Schönheit befand, namens Lisabetta, die sich bei einem Besuche, den sie einst von einem ihrer Verwandten am Gitter empfing, in einen schönen Jüngling verliebte, welcher mit ihm gekommen war. Den Jüngling reizte ihre Schönheit nicht weniger, und da ihre Blicke ihm ihre Wünsche verrieten, so ward er ebenfalls in sie verliebt. Eine Zeit lang mußten sie zu ihrem großen Schmerz ihre Flamme fruchtlos nähren; doch da sie beiderseits weder Fleiß noch Eifer sparten, so gelang es endlich dem Jünglinge,

sich einen geheimen Zugang zu seinem Nönnchen zu verschaffen, und sie hernach mehrmals zu ihrem beiderseitigen Vergnügen zu besuchen. Indem sie diesen Umgang fortsetzten, traf es sich jedoch einmal, daß eine andere Nonne den Jüngling in der Nacht gewahr ward, wie er Lisabetta eben verließ, und weder er, noch sie argwöhnten, daß sie bemerkt wurden. Sie sagte es noch einigen anderen Nonnen und diese waren zuerst willens, sie sogleich bei ihrer Äbtissin, Madonna Usimbalda, die von allen, welche sie kannten, für eine sehr gute, fromme Frau gehalten ward, anzugeben. Hernach aber meinten sie, es wäre besser, sie von der Äbtissin selbst mit ihrem Liebhaber ertappen zu lassen, damit sie sich nicht auf's Leugnen legen könnte. Sie schwiegen demnach und wachten und lauerten wechselweise heimlich, um sie zu überraschen. Da Lisabetta sich nichts arges versah und von nichts wußte, so ließ sie eines Abends ihren Liebhaber wieder zu sich kommen, welches alsobald von denjenigen, welche die Wache hatten, bemerkt ward. Diese verteilten sich, sobald es tief genug in der Nacht war, in zwei Parteien, von welchen die eine den Ausgang aus Lisabetta's Zelle bewachte, und die andere eilte nach dem Zimmer der Äbtissin. Sie klopften so lange an ihre Thüre, bis sie antwortete, und sagten: „Madonna, steht geschwind auf, wir finden, daß Lisabetta einen jungen Menschen bei sich in ihrer Zelle hat."

Die Äbtissin hatte diese Nacht einen Priester bei sich, welchen sie in einem Kasten zu sich tragen ließ. Wie sie das Klopfen hörte und befürchtete, daß die Nonnen vor lauter Eifer die Thüre aufsprengen möchten, wenn sie nicht eilte, sprang sie geschwind aus dem Bette, kleidete sich im Finstern an, so gut sie konnte, und indem sie glaubte, ihre Kappe aufzusetzen, ergriff sie aus Versehen die Hosen des Priesters, stülpte sie eilends über ihren Kopf, ging hinaus und schloß die Zelle hinter sich zu und sagte: „Wo ist diese vermaledeite Sünderin?" Die anderen, die auf nichts erpicht waren, als Lisabetta auf der That zu ertappen, gaben nicht Achtung auf den Kopfputz ihrer Äbtissin, die mit ihnen nach Lisabetta's Zelle eilte; die Thür ward aufgesprengt, und wie sie hineinkamen, fanden sie das verliebte Paar in zärtlicher Umarmung. Diese erstaunten so sehr über den unvermuteten Überfall, daß sie vor Schrecken

wie versteinert waren. Die Nonnen bemächtigten sich augenblicklich des Mädchens und führten sie auf Befehl der Äbtissin vor das Kapitel. Der Jüngling blieb indessen zurück, kleidete sich an und erwartete den Ausgang der Sache, entschlossen, denjenigen übel mitzuspielen, die sich an seiner Geliebten vergreifen würden, und diese alsdann mit Gewalt zu entführen. Wie die Äbtissin in dem Kapitel den Vorsitz unter allen ihren Nonnen eingenommen hatte und die Blicke aller Nonnen gänzlich auf die Angeklagte geheftet waren, fing sie an, diese mit den schrecklichsten Vorwürfen zu überhäufen, daß sie die Heiligkeit, die Ehrbarkeit und den guten Ruf des Klosters durch ihre ungeziemende und schändliche Aufführung befleckt hätte, und sie begleitete ihre Vorwürfe zugleich mit den fürchterlichsten Drohungen.

Das arme, erschrockene und beschämte Nönnchen, welches sich schuldig fühlte, dachte an keine Antwort, sondern suchte nur durch ihr geduldiges Stillschweigen die anderen Nonnen zum Mitleiden zu bewegen. Darüber ward die Äbtissin noch immer wuter, so daß die Beklagte endlich die Augen aufschlug und den Kopfputz der Äbtissin gewahr ward, und die Kniebänder an den Hosen, die ihr an beiden Seiten auf die Achseln hinunter hingen. Wie sie sah, was es war, gewann sie auf einmal ein Herz und sagte: „Madonna, um Gottes willen, knüpft mich nur erst Euer Kopfzeug fest und sagt mir hernach, was ihr wollt."

Die Äbtissin, die nicht wußte, was ihre Rede sagen wollte, fuhr sie an: „Was schwatzest Du von Kopfzeug, lasterhaftes Geschöpf? Hast Du noch die Unverschämtheit, zu spotten? Oder meinst Du Dich so aufgeführt zu haben, daß Du noch scherzen darfst?"

Das Nönnchen antwortete ihr noch einmal: „Madonna, ich bitte Euch, knüpft die Bänder an Eurem Kopfzeuge fest, ehe Ihr mir etwas Weiteres sagt."

Jetzt richteten einige von den Nonnen ihre Blicke auf die Äbtissin, und sie selbst fühlte mit ihren Händen und begriff nunmehr die Meinung der Worte, die Lisabetta gesprochen hatte. Weil sie sich getroffen fühlte und fand, daß ihr keine Ausflüge gegen dasjenige helfen konnten, was alle Nonnen gegen sie hatten, veränderte sie ihre Sprache, zog gelindere

Saiten auf und gestand am Ende, daß es eine schwere Sache wäre, dem Stachel des Fleisches zu widerstehen. Sie erlaubte demnach einer jeden, sich im stillen ihren Zeitvertreib zu verschaffen, wenn sie könnten, welches auch bis auf diesen Tag geschehen war. Sie entließ das Nönnchen, begab sich mit ihrem Priester wieder zu Bette, und Lisabetta verfügte sich gleichfalls wieder zu ihrem Liebhaber, welcher sie trotz denen, die sie darum beneideten, noch oft besuchte. Die anderen, die keinen Liebhaber hatten, suchten in's geheim so gut sie konnten, ihren Bedürfnissen abzuhelfen.

Dreiundachtzigste Erzählung.

Als dem Calandrino eine Base starb, die ihm ein paar hundert Gulden an Scheidemünze vermachte, ließ er sich verlauten, daß er ein Gut dafür kaufen wolle, und er handelte deswegen mit so vielen Mäklern in Florenz, als wenn er zehntausend Goldgulden hätte anzulegen gehabt, wiewohl der Handel sich immer wieder zerschlug, sobald von dem Preise des Gutes die Rede war.

Bruno und Buffalmacco, die davon gehört hatten, sagten ihm zwar oft, er thäte besser, sich für das Geld etwas zu gute zu thun, als auf Ländereien zu handeln, als wenn er Seifenkugeln kaufen wollte; allein, sie konnten ihn nicht einmal dahin bringen, daß er ihnen ein einziges mal was zum besten gegeben hätte. Indem sie nun einst darüber murrten, und noch einer von ihren Mitgesellen, der Maler Nello, dazu kam, fingen sie an, alle drei mit einander zu ratschlagen, wie sie sich auf Kosten des Calandrino einmal den Bauch füllen könnten. Sie wurden auch bald über einen Anschlag einig, dessen Ausführung sie auf den folgenden Morgen mit einander verabredeten, und wie Calandrino des Morgens kaum aus seinem Hause gegangen war, kam ihm Nello entgegen und sagte: „Guten Tag, Calandrino."

„Gott gebe Dir dergleichen (antwortete Calandrino) und ein gutes Jahr dazu!"

Nello stand ein wenig stille und sah ihm steif in's Gesicht, bis ihn Calandrino fragte: „Was betrachtest Du?"

„Hast Du diese Nacht nichts empfunden? (fragte Nello) Du bist ja ganz verändert."

Calandrino war gleich erschrocken und sagte: „Ach Himmel! was meinst Du denn, das mir fehlen sollte?"

„Ei ich meine eben nichts besonderes damit (sprach Nello). Du scheinst mir ganz verändert, doch das mag wohl eine andere Ursache haben."

Calandrino ging betroffen weiter, obwohl er nicht fühlte, daß ihm das geringste fehlte. Aber bald darauf begegnete ihm Buffalmacco, der nur gelauert hatte, bis Nello ihn verließe, und fragte ihn, indem er ihn grüßte, ob er nichts fühlte.

„Ich wüßte nichts (sprach Calandrino); allein eben jetzt sagte mir auch Nello, daß er mich ganz verändert fände. Sollte mir wirklich etwas fehlen?"

„Ja wohl, fehlt Dir was und keine Kleinigkeit (sprach Buffalmacco). Du siehst aus, wie bald halb tot."

Jetzt glaubte Calandrino schon wenigstens ein Fieber am Halse zu haben; und siehe da, Bruno kam auch, und sein erstes Wort war: „Calandrino, was machst Du für Gesichter? Du siehst ja aus wie eine Leiche; was fehlt Dir?"

Wie Calandrino sie alle so reden hörte, glaubte er ganz gewiß, daß er krank wäre, und fragte ängstlich, was er anfangen sollte.

„Mich deucht (sprach Bruno), Du solltest wieder nach Hause gehen und Dich zu Bette legen, und schicke Dein Wasser zum Doktor Simon, der unser guter Freund ist, wie Du wohl weißt. Er wird Dir bald sagen, was Du thun mußt. Wir wollen mit Dir gehen, und wenn etwas nötig ist, so wollen wir Anstalt dazu machen."

Nello kam auch wieder zu ihnen und sie begleiteten sämtlich den Calandrino nach Hause. Er trat ganz atemlos in seine Kammer und sprach zu seiner Frau: „Komm und decke mich warm zu, ich befinde mich garnicht wohl."

Sobald man ihn zu Bette gebracht hatte, schickte er sein Wasser durch ein kleines Mädchen zum Doktor Simon, der

damals seine Apotheke am alten Markte im Zeichen der Melone hatte. Bruno sprach indessen zu seinen Kameraden: „Bleibt Ihr jetzt bei ihm; ich will hingehen und hören, was der Doktor sagt, und will ihn, wenn es nötig ist, mit herbringen."

„Ach ja, Brüderchen! (sprach Calandrino) Geh hin und bringe mir Nachricht, wie es mit mir ist. Ich weiß nicht, was es ist, das ich im Leibe fühle."

Bruno ging hin und kam zu dem Doktor, ehe das Mädchen ihm das Wasserglas brachte, und gab ihm die nötigen Winke. Wie demnach das Mädchen kam, und der Doktor das Wasser besah, sprach er zu ihr: „Geh' und sage dem Calandrino, er soll sich recht warm halten; ich werde gleich zu ihm kommen und ihm sagen, was ihm fehlt und was er brauchen muß."

Das Mädchen ging mit der Antwort zurück, und nicht lange darnach kam auch der Doktor mit Bruno. Der Doktor setzte sich neben ihn, fühlte ihm den Puls und sagte zu ihm nach einer kleinen Pause in Gegenwart seiner Frau: „Höre, Calandrino, ich muß Dir als Dein Freund sagen, Dir fehlt weder mehr, noch weniger, als daß Du schwanger bist."

„Ach, Du lieber Himmel, Tessa! (rief Calandrino mit kläglicher Stimme) Daran bist Du schuld! Hab' ich Dir nicht längst gesagt, es würde nimmer gut gehen, daß Du stets oben liegen willst?"

Die Frau, ein gutes ehrbares Weibchen, ward vor Scham bis über die Ohren rot, wie sie ihren Mann so reden hörte. Sie schlug die Augen nieder und ging ohne ein Wort zu reden, aus dem Zimmer. Calandrino fuhr indessen fort, zu klagen und sagte: „Was soll ich machen, ich armer unglücklicher Mann. Wie soll ich das Kind zur Welt bringen? Die thörichte Grille meiner Frau wird mir noch das Leben kosten. Daß sie der Himmel züchtige! Wenn ich nur nicht so krank wäre, wie ich bin, so könnt' ich aufstehen und ihr so viele Rippenstöße geben, daß sie keinen gesunden Fleck am Leibe behielte; und doch muß ich mich selbst schämen, denn ich hätt' es ihr nie erlauben sollen, mich unter zu kriegen. Aber wenn ich nur wieder gesund werde, so will ich ihr künftig die Lust wohl vertreiben."

Bruno, Buffalmacco und Nello wollten vor Lachen über sein Geschwätz bersten; doch hielten sie sich; aber Doktor Simon

lachte aus vollem Halse. Endlich bat Calandrino den Doktor um Rat und Hülfe, und der Doktor sagte: „Sei nur nicht bange, Calandrino; denn wir sind glücklicherweise das Ding noch früh genug gewahr geworden, um Dich in kurzer Zeit von dem Übel befreien zu können. Du wirst aber müssen ein wenig den Beutel ziehen."

„Ach ja, gerne, (sprach Calandrino) helft mir nur um des Himmelswillen! Ich habe hier ein paar hundert Gulden, wofür ich ein Gütchen kaufen wollte. Nehmt sie alle hin, wenn's nötig ist, damit ich nur nicht niederkommen muß; denn ich wüßte nicht, wie ich es anfangen sollte. Man hört ja, welchen Zeter die Weiber anheben, wenn es damit losgeht, und sie haben doch ganz andere Mittel und Wege, sich ihrer Bürde zu entledigen. Ich aber glaube, ich müßte vor Schmerzen den Geist aufgeben, eh' ich damit zu Stande käme."

„Mache Dir keine Sorgen (sprach der Doktor). Ich will Dir einen Trank abziehen lassen, der Dir sehr gut und angenehm schmecken soll, und Dir in drei Tagen alles dermaßen auflöst, daß Du wieder so gesund wirst, wie ein Fisch. Aber sieh zu, sei künftig klüger und begehe nicht wieder solche Thorheiten. Zu dem Getränk brauchen wir drei Paar recht gute fette Kapaune, und zu allerhand anderen Kleinigkeiten, die noch dazu erforderlich sind, gieb einem von diesen fünf Gulden an kleiner Münze mit, daß er sie einkauft, und mir alles in meine Apotheke liefert; so will ich Dir morgen früh den Trank schicken, wovon Du jedesmal einen guten Becher voll nehmen mußt."

„Ich verlasse mich auf Euch, Doktor," sprach Calandrino, gab dem Bruno die fünf Gulden und das Geld zu den Kapaunen und bat ihn, er möchte sich ihm zu Liebe die Mühe nicht verdrießen lassen. Der Doktor nahm Abschied, ließ ein wenig Graupenwasser kochen und schickte es ihm. Bruno kaufte die Kapaunen und was dazu gehörte, und machte sich mit dem Arzt und den übrigen einen fröhlichen Tag. Calandrino trank drei Tage nacheinander Gerstenwasser, und am vierten Tage kam der Arzt nebst seinen Freunden zu ihm und sagte: „Calandrino, Du bist nun völlig genesen und kannst von nun an Deinen Geschäften wieder nachgehen." Calandrino stand fröhlich auf, ging an seine Hantierung und rühmte allenthalben, wohin

er nur kam und mit Leuten redete, die treffliche Kunst, welche Doktor Simon an ihm bewiesen, indem er ihn in drei Tagen ohne alle Schmerzen seine Schwangerschaft vertrieben hätte. Bruno, Buffalmacco und Nello freuten sich unterdessen, daß sie ihn mit seiner Knauserei ein wenig zum Besten gehabt hatten. Frau Tessa, aber die den Streich merkte, schmollte mit ihrem Manne noch lange darüber.

Vierundachtzigste Erzählung.

Vor einigen Jahren waren einmal in Siena ein Paar Leute, die schon ihre männlichen Jahre erreicht hatten und beide den Namen Cecco führten, doch hieß der eine Cecco Angiolieri und der andere Cecco Fortarrigo. Sie waren in ihrer Aufführung und in ihren Gesinnungen sehr verschieden; doch stimmten sie in einer einzigen Sache so sehr mit einander überein, daß sie darüber Freunde und tägliche Gesellschafter wurden; sie lebten nämlich Beide in schlechtem Benehmen mit ihren Vätern. Angiolieri, ein schöner und wohlerzogener junger Mann, konnte in Siena mit dem Gehalte, welches im sein Vater ausgesetzt hatte, nie auskommen; wie er demnach hörte, daß der Papst einen Cardinal, der sein besonderer Gönner war, nach der Mark von Ancona gesandt hatte, so entschloß er sich, zu diesem zu gehen, in der Hoffnung, seine Umstände bei ihm zu verbessern. Er äußerte sich darüber gegen seinen Vater und erreichte auch von ihm, daß er ihm auf einmal so viel Geld vorstreckte, als er ihm sonst nur in sechs Monaten zu geben pflegte, um sich mit Kleidern und mit einem Pferde zu versehen, und mit Anstand reisen zu können. Wie er sich nun nach einem Menschen umsah, den er zu seiner Aufwartung mitnehmen könnte, hörte Fortarrigo davon, welcher den Augenblick zu ihm kam, ihn sehr inbrünstig bat, ihn mitzunehmen, und sich erbot, Reitknecht, Kammerdiener und alles in allem bei ihm zu sein, und keinen anderen Lohn, als freie Kost dafür verlangte. Angiolieri antwortete, er könnte ihn nicht

gebrauchen; denn obgleich er wüßte, daß er zu allen Diensten sehr wohl fähig wäre, so kennte er doch seinen Hang zum Spiele und gelegentlich auch zur Völlerei. Fortarrigo versprach hingegen, sich vor beiden Lastern ganz gewiß zu hüten; er beteuerte dieses mit so vielen Schwüren und unterstützte sein Versprechen mit so vielen Bitten, daß Angiolieri sich überreden ließ und ihn in seine Dienste nahm.

Sie begaben sich demnach an einem Morgen auf den Weg und kamen bis nach Buonconvento, wo sie Mittag hielten. Weil die Hitze sehr groß war, so ließ Angiolieri sich nach dem Mittagessen in der Herberge ein Bett bereiten, legte sich nieder und befahl dem Fortarrigo, ihn um vier Uhr nach Mittag wieder zu wecken. Sobald er eingeschlafen war, ging Fortarrigo in ein Weinhaus, fing an zu trinken und setzte sich mit einigen anderen zum Spiel. Diese gewannen ihm bald das Wenige ab, was er bei sich hatte, und wie er auch die Kleider vom Leibe dazu verspielt hatte und begierig war, seinen Verlust wieder einzuholen, lief er im Hemde nach der Herberge, und weil er fand, daß Angiolieri noch fest schlief, so nahm er ihm alles Geld weg, was er bei sich hatte, lief wieder davon und verspielte es, wie das vorige. Unterdessen erwachte Angiolieri, kleidete sich an und fragte nach Fortarrigo. Weil er nirgends zu finden war, dachte Angiolieri, er wäre vermutlich irgendwo betrunkenerweise eingeschlafen, wie er oft zu thun pflegte. Er entschloß sich also, ihn zurück zu lassen, ließ seinen Gaul satteln und sein Felleisen aufschnallen und nahm sich vor, in Corsignano sich nach einem anderen Diener umzusehen. Wie er bei der Abreise den Wirt bezahlen wollte, vermißte er seine Börse, worüber ein großer Lärm entstand und das ganze Haus in Bewegung geriet, weil Angiolieri behauptete, er wäre von den Leuten im Hause beraubt worden und drohte, jeden bis auf den letzten Mann gefangen nach Siena führen zu lassen.

Indem kam Fortarrigo im Hemde wieder, in der Absicht, auch die Kleider des Angiolieri abzuholen, wie er es mit dem Gelde gemacht hatte. Wie er sah, daß Angiolieri im Begriffe war, wegzureiten, sprach er: „Was soll das bedeuten, Angiolieri? Wollen wir jetzt schon fort? Warte doch noch ein wenig; es wird gleich Jemand kommen, der mein Wams für achtunddreißig

Soldi zum Pfande hat. Wenn er aber gleich Geld bekommt, so bin ich versichert, daß er es uns für fünfunddreißig wieder heraus giebt."

Wie er noch sprach, kam ein dritter dazu, durch welchen sich Angiolieri bald überzeugte, daß Fortarrigo derjenige war, der ihm sein Geld gestohlen hatte; denn er sah die verlorene Summe noch in seinen Händen. Angiolieri ward darüber äußerst entrüstet, er fuhr ihn mit heftigen Worten an und würde ihn eben so heftig mit der That gemißhandelt haben, wenn er sich nicht mehr vor Menschen als vor Gott gefürchtet hätte, und er drohte, indem er zu Pferde stieg, ihn hängen oder in Siena vogelfrei erklären zu lassen.

Fortarrigo that, als ob alles, was Angiolieri sagte, nicht ihn, sondern einen anderen anginge und sagte: „Ei, Angiolieri, laß doch in Gottes Namen solche Reden unterwegs, die zu nichts helfen, und laß uns zur Sache reden. Wir bekommen es jetzt für fünfunddreißig Soldi wieder, und wenn wir bis morgen warten, so giebt er's nicht für weniger, als für die achtunddreißig, die er mir darauf geliehen hat. Thue mir's zu Gefallen; denn ich habe sie auf sein Anraten gesetzt. Warum wollen wir die drei Soldi nicht ersparen?"

Angiolieri wollte über sein Geschwätz rasend werden, zumal, da die Umstehenden ihn nicht aus den Augen ließen und nicht zu glauben schienen, daß Fortarrigo ihm sein Geld verspielt hätte, sondern daß er noch Geld von diesem in Händen haben müßte. „Was scher' ich mich um Dein Wams? (sprach er zu ihm). Ich wollte, Du hingest am Galgen. Du hast mich nicht nur bestohlen und mir das Meinige verspielt, sondern Du hinderst mich auch noch an meiner Abreise und treibst obendrein Deinen Spott mit mir."

Fortarrigo hielt aber immer tapfer Stich, als wenn ihn das alles nichts anginge, und fragte: „Warum willst Du mir die drei Soldi nicht ersparen? Meinst Du, daß ich sie Dir nicht wieder einbringen kann? Schlage mir's nicht ab, wenn Du mich lieb hast. Wozu willst Du so sehr eilen? Wir kommen heute noch früh genug nach Torrenieri. Komm, zieh nur den Beutel, glaube mir, ich könnte in ganz Siena nach einem Wams suchen, das mir so gut stände, wie dieses. Das wäre schön, wenn ich es diesem für achtunddreißig Soldi lassen müßte, da es noch

seine vierzig wert ist. Du würdest mir also doppelten Schaden thun."

Angiolieri, der vor Verdruß bersten wollte, daß jener ihn erst bestohlen hatte, und ihn jetzt noch mit Geschwätz aufhielt, gab sich nicht weiter mit ihm ab, sondern wandte sein Pferd um und machte sich auf den Weg nach Torrenieri. Fortarrigo besann sich schnell auf einen arglistigen Bubenstreich und lief ihm im Hemde nach. Wie er ihn wohl ein paar Meilen verfolgt und ihm beständig wegen des Wamses in den Ohren gelegen hatte, so daß endlich Angiolieri, um des Gewäsches los zu werden, seinem Gaule die Sporen gab, ward Fortarrigo in einer kleinen Entfernung von ihnen einige Landleute auf dem Felde gewahr, denen er sogleich aus vollem Halse zuschrie: „Haltet ihn, haltet ihn!" Die Leute kamen mit ihren Schaufeln und Hacken, verliefen dem Angiolieri den Weg, in der Meinung, daß er denjenigen, der ihm nacheilte, beraubt hätte, und fielen ihm in die Zügel. Umsonst sagte er ihnen, wer er wäre, und wie sich die Sache verhielte; denn Fortarrigo rief mit grimmiger Gebärde: „Ich weiß nicht, was mich abhält, Dich umzubringen, Du Spitzbube, daß Du mir so mit dem Meinigen davon reitest. Seht einmal (sprach er zu den Landleuten), in welchem Aufzuge er mich im Wirtshause zurückgelassen, nachdem er das Seinige alles vorher verspielt hat. Ich kann Gott und Euch danken, daß ich ihn wieder eingeholt habe, und ich danke Euch sehr für Euren Beistand."

Angiolieri sprach ebenso von ihm; allein er predigte tauben Ohren. Kurz, Fortarrigo zog ihn mit Hülfe der Bauern vom Pferde, zog ihm die Kleider aus und legte sie an, schwang sich auf seinen Gaul, ließ ihn im Hemde und barfuß stehen, ritt zurück nach Siena und gab allenthalben vor, er hätte dem Angiolieri den Gaul und die Kleider abgewonnen.

Angiolieri, welcher geglaubt hatte, ausgestattet zu dem Kardinal in die Mark zu ziehen, kam im bloßen Hemde nach Buonconvento zurück und schämte sich, sogleich wieder nach Siena zu gehen, sondern er borgte einige Kleider und trabte auf dem Mietklepper, den Fortarrigo geritten hatte, nach Corsignano zu einem seiner Verwandten, bei dem er sich so lange aufhielt, bis ihm sein Vater neue Unterstützung schickte.

So verdarb die Büberei des Fortarrigo dem Angiolieri seinen vernünftigen Plan; wofür dieser jedoch zu seiner Zeit Gelegenheit fand, ihn büßen zu lassen.

Fünfundachtzigste Erzählung.

Niccolo Cornacchini war ein reicher Mann in Florenz, der unter mehreren Besitzungen ein recht schönes Landgut in Camerta hatte, auf welchem er ein hübsches, ansehnliches Meierhaus bauen und es durch Bruno und Buffalmacco ausmalen ließ, und da sehr viel dabei zu arbeiten war, so nahmen diese den Nello und Calandrino mit zu Hülfe. Weil nun schon ein paar Zimmer daselbst mit Betten und anderem Hausrat versehen waren, über welche eine alte Magd die Aufsicht hatte, so pflegte Filoppo, der Sohn des Niccolo, als ein junger, unverheirateter Geselle, bisweilen zu seinem Zeitvertreib ein Mädchen mit dahin zu nehmen, einen Tag oder zwei mit ihr daselbst zuzubringen, um sie dann wieder gehen zu lassen. So brachte er auch einst ein gewisses Mädchen, namens Niccolosa dahin, welche ein liederlicher Kerl, Mangione genannt, unterhielt und sie für Lohn vermietete. Das Mädchen war niedlich von Gestalt, wohl gekleidet und für eine Person von ihrem Gewerbe artig genug in ihren Manieren und Reden. Wie sie nun einmal des Morgens in einem weißen Mieder und Röckchen, mit aufgeflochtenem Haar hinunter an einen Brunnen im Hofe gegangen war, um sich zu waschen, so fügte es sich, daß Calandrino ebenfalls dahin kam, um Wasser zu holen, und sie freundlich grüßte. Sie dankte ihm und fing an, ihn zu betrachten, nicht weil sie Behagen an ihm fand, sondern weil er ihr ein possierlicher Mensch zu sein schien. Calandrino beschaute sie gleichfalls, und da er sie sehr hübsch fand, so zauderte er, so lange er konnte, und ließ seine Kameraden auf das Wasser warten; doch getraute er sich nicht, das Mädchen anzureden, weil er sie nicht kannte. Da sie merkte, wie emsig er nach ihr gaffte, so warf sie gleichfalls bisweilen einen Blick

auf ihn und ließ einige Seufzerchen fahren, um ihn zu reizen. Darüber ward Calandrino plötzlich verliebt in sie und wich nicht von der Stelle, bis Filippo sie wieder zu sich in die Kammer rief. Wie Calandrino wieder an seine Arbeit ging, that er nichts als seufzen und hochatmen, welches Bruno (der ihm stets auf den Dienst lauerte und sich gern eine Kurzweil mit ihm machte) alsobald gewahr ward und ihn daher fragte: „Was, zum Henker, fehlt Dir, Bruder Calandrino? Du thust ja nichts, als seufzen?"

„Bruder (sprach Calandrino), wenn ich jemand hätte, der mir hilfe, so wär' ich geborgen?"

„Wieso?" fragte Bruno.

„Laß Dir nichts merken (antwortete Calandrino). Dort unten ist ein Mädchen, so schön wie eine Fee, die sich dermaßen in mich verliebt hat, daß Du Dein Wunder daran sehen würdest. Ich bin es eben jetzt gewahr geworden, wie ich Wasser holte." —

„Der Henker! nimm Dich in acht (sprach Bruno). Wenn sie nur nicht gar die Frau des Filippo ist."

„Das glaub' ich fast (sprach Calandrino); denn er rief sie und sie ging zu ihm in die Kammer. Allein was liegt mir daran? Ich würde mich in solchen Dingen an den Papst selbst nicht kehren und noch viel weniger an Filippo. Ich muß Dir gestehen, Bruder, sie gefällt mir besser, als ich Dir's beschreiben kann!"

„Ich will auskundschaften, wer sie ist (sprach Bruno), und wenn sie des Filippo Frau ist, so will ich Dir in zwei Worten zu Deinem Zweck verhelfen, denn sie spricht oft sehr vertraulich mit mir. Wie machen mir es aber, daß Buffalmacco nichts davon erfährt? Er folgt mir immer, wie mein Schatten, wenn ich mit ihr spreche."

„Um Buffalmacco bekümmere ich mich nicht (sprach Calandrino), aber vor Nello müssen wir uns hüten. Er ist verwandt mit meiner Tessa und würde uns gewiß den ganzen Kram verderben."

„Du hast recht" (sprach Bruno). Dieser wußte sehr wohl, wer das Mädchen war; denn er hatte gesehen, wie sie gekommen war, und Filippo hatte es ihm auch gesagt. Sobald nun Calandrino sich wieder ein wenig entfernte, um sie zu

sehen, erzählte Bruno alles dem Buffalmacco und Nello und verabredete mit ihnen, was sie vermöge dieser Liebschaft mit ihm vornehmen wollten. Kaum war Calandrino wiedergekommen, so raunte ihm Bruno in's Ohr: „Hast Du sie gesehen?"

„Ach freilich! und sie bringt mich in's Grab", sprach Calandrino.

„Ich will hingehen (versetzte Bruno) und sehen, ob sie diejenige ist, wofür ich sie halte, und wenn das ist, so laß mich nur weiter machen."

Bruno ging demnach hinunter zu Filippo und dem Mädchen und erklärte ihnen umständlich, wer Calandrino wäre und was er ihm entdeckt hätte, und nahm Abrede mit ihnen, was sie sagen und wie sie sich verhalten sollten, um sich an der Liebelei des Calandrino zu belustigen. Wie er wieder zurückkam, sprach er zu Calandrino: „Sie ist's allerdings und wir müssen also vorsichtig zu Werke gehen; denn wenn Filippo etwas merkte, so würden alle Wasser des Arno uns nicht wieder weiß waschen. Was soll ich ihr aber in Deinem Namen sagen, wenn es sich trifft, daß ich sie spreche?"

„Wahrhaftig (sprach Calandrino), Du mußt ihr vor allen Dingen sagen, daß ich ihr tausend Maß von demjenigen gönne, was den Weibern am besten schmeckt; und daß ich ihr Servitör bin, und wenn ich womit dienen könnte . . . verstehst Du mich?"

„Ich verstehe (sprach Bruno), laß mich nur machen."

Wie es Feierabend war und sie von der Arbeit gingen, hielten sie sich unten im Hofe, wo sich eben Filippo und die Niccolosa befanden, dem Calandrino zu gefallen ein wenig auf. Calandrino fing an, die Niccolosa zu begaffen, und gebärdete sich dabei so kurzweilig, daß ein Blinder seine Absicht hätte merken können. Die Niccolosa an ihrer Seite that alles, was sie konnte, um seine Flamme noch mehr anzufachen, und da Bruno ihr von allem Nachricht gegeben hatte, so machte ihr das Betragen des Calandrino den größten Spaß von der Welt. Filippo stellte sich indessen, als ob er nichts von allem merkte, indem er sich mit den beiden anderen unterhielt. Endlich gingen sie weg, so ungerne Calandrino sich auch entfernte. Auf dem Wege zur Stadt sprach Bruno zu Calan-

drino: „Ich kann Dir versichern, daß sie für Dich schmelzt, wie das Eis an der Sonne. Beim Himmel! wenn Du einmal Deine Hummel mitnähmst und sängest ihr dabei ein paar verliebte Lieder vor, so würde sie aus dem Fenster in Deine Arme springen."

„Meinst Du, Bruder? (fragte Calandrino) soll ich sie mitbringen?"

„Allerdings!" sprach Bruno.

„Du wolltest mir heute nicht glauben, was ich Dir sagte (sprach Calandrino). Wahrhaftig, Bruder, ich sehe wohl, daß ich besser, als ein anderer verstehe, zu meinem Zweck zu kommen. Wer hätte wohl so schnell, wie ich ein solches Weibchen, wie dieses, verliebt machen können? Da hätten Dir die Stutzerchen erst lange zappeln müssen, die den ganzen Tag auf und ab trippeln und doch in tausend Jahren keinen Hund aus dem Ofen locken können. Nun sollst Du mich einmal ein bißchen mit der Hummel in der Hand sehen; Du sollst Deine Freude daran haben. Glaube mir sicherlich, ich bin nicht so alt, wie ich Dir scheine; das hat sie wohl gemerkt, und wo nicht, so soll sie's wohl gewahr werden, wenn ich sie unter die Hände kriege. Beim Himmel, ich will ihr ein Spiel zeigen, daß sie mir nachlaufen soll, wie das Kind nach dem Butterbrot!"

„Das denk' ich selbst (sprach Bruno). Du wirst sie recht besaurüsseln. Mich deucht, ich sehe Dich schon ein halbes Dutzend Zähne wie Fallgattern nach ihrem roten Mäulchen und nach ihren Wängelchen fletschen und sie nach Herzenslust herum zausen."

Calandrino glaubte bereits im Geiste alles zu thun, was Bruno sagte, und fing an, zu singen und zu springen, als wenn er nicht in seiner Haut zu bleiben wüßte. Des anderen Tages brachte er seine Hummel mit und sang verschiedene Lieder dazu. Kurz, da er das Mädchen oft vor Augen hatte, so ward er so in sie vernarrt, daß er keine Arbeit mehr anrührte, sondern den Tag über wohl tausendmal, bald an's Fenster, bald an die Thüre, bald in den Hof hinunter lief, um sie zu sehen; wozu sie ihm auf Bruno's Anstiften immer die beste Gelegenheit zu geben wußte. Wenn sie abwesend war (welches die meiste Zeit zu geschehen pflegte), so bestellte

Bruno seine Aufträge an sie und brachte ihm bisweilen Briefe von ihr, in welchen sie ihm große Hoffnung machte, seine Wünsche zu erfüllen und zugleich vorgab, sie befände sich zu Hause bei ihren Verwandten, wo sie ihn nicht bei sich aufnehmen könnte.

So machten sich Bruno und Buffalmacco, indem sie stets die Hand im Spiele hatten, manchen Spaß auf Kosten des Calandrino, und ließen sich von ihm bald einen elfenbeinernen Kamm, bald einen Beutel, bald ein Messerchen und andere dergleichen Sächelchen geben, als wenn seine Geliebte sie haben sollte. Dagegen brachten sie ihm dann und wann einen unechten Ring von keinem Werte, worüber er sich dann wie ein Kind freute. Überdies gab er ihnen manches schöne Frühstück und erzeigte ihnen manche andere Gefälligkeit, damit sie sich seiner Angelegenheit eifrig annähmen. Nachdem sie ihn auf diese Weise wohl ein paar Monate hingehalten hatten, ohne die Sache weiter zu fördern, fing Calandrino an, seinen Freund Bruno fleißig anzutreiben und aufzufordern, weil er sah, daß die Arbeit bald zu Ende ging, und daß alle seine Hoffnungen zu Wasser würden, wenn er seine Liebe nicht vor dem Ende derselben gekrönt sähe. Wie demnach einmal das Mädchen wiederkam, und Bruno und Filippo alles verabredet hatten, was nötig war, sprach er zu Calandrino: „Höre, Brüderchen, das Frauenzimmer hat mir nun wohl schon tausendmal versprochen, Dir zu Willen zu sein, und hernach ist nichts daraus geworden. Es kömmt mir vor, daß sie uns bei der Nase führt; was sie also nicht von selbst thut, um ihr Versprechen zu erfüllen, dazu wollen wir sie zwingen, sie mag Lust haben oder nicht, wenn Du es zufrieden bist."

„Ei freilich (sprach Calandrino). Um des Himmels willen, mach nur Eile damit."

„Hättest Du wohl den Mut (sprach Bruno), sie mit einem Zauberzettel zu berühren, wenn ich Dir einen gäbe?"

„Warum nicht?" sprach Calandrino.

„Gut! (versetzte Bruno) So verschaffe mir nur ein Stückchen Pergament, eine lebendige Fledermaus, drei Körnchen Weihrauch und ein geweihtes Wachskerzchen und laß mich für das Übrige sorgen."

Calandrino brachte mit seinen Gesellen den ganzen Abend zu, um eine Fledermaus zu haschen, und wie er sie gefangen hatte, brachte er sie nebst den anderen Sachen dem Bruno. Dieser ging in eine Kammer, kritzelte ein paar Schnörkel und Zeichen auf das Pergament und gab es ihm. „Wisse, Calandrino (sprach er), wenn Du sie mit diesem Zettel anrührst, so wird sie Dir den Augenblick nachlaufen und alles thun, was Du haben willst. Wenn also Filippo heute ausgeht, so suche ihr auf irgend eine Art nahe zu kommen, berühre sie und laufe dann in die Strohscheune hierneben, wo der bequemste Ort ist, weil niemand dahin kömmt; Du wirst sehen, daß sie Dir sogleich nachkommen wird, und wenn Du sie dort hast, so weißt Du selbst, was Du thun mußt."

Calandrino war der glücklichste Mensch von der Welt; er nahm das Pergament und sagte: „Laß mich nur machen, Bruder."

Nello, vor welchem sich Calandrino so sorgfältig in acht nahm, hatte seine Lust an dem Spiele, so gut wie die anderen, und trug das seinige bei, um ihn äffen zu helfen. Er ging also auf Bruno's Anstiften nach Florenz zu der Frau des Calandrino und sagte: „Tessa, Du weißt, wie Dich Calandrino damals so unschuldigerweise prügelte, wie er mit den Steinen aus Mugnone kam. Ich meine, Du sollst Dich jetzt dafür an ihm rächen, und wenn Du es nicht thust, so nenne mich nie wieder Deinen Verwandten und Freund. Er hat sich dermaßen in ein Weibsbild von dort draußen vernarrt, und sie ist gleichfalls solch ein liederliches Mensch, daß sie sich oft mit einander einschließen, und noch vor wenigen Minuten haben sie Abrede genommen, daß sie sobald wieder zusammen kommen wollen. Du sollst deswegen mit mir gehen, um sie auf der That zu ertappen und nach Verdienst zu züchtigen."

Frau Tessa, die das Ding nicht spaßhaft fand, sprang auf wie eine Furie und rief aus: „Ach, Du Spitzbube! machst Du mir solche Streiche? Beim Kreuze Christi! das soll Dir nicht so gelingen, ohne daß ich Dir's bezahle." Damit warf sie ihr Mäntelchen um, nahm ihre Magd mit sich und ging mit schnellen Schritten mit Nello hinaus.

Wie Bruno sie von ferne gewahr ward, sprach er zu Filippo: „Da kömmt unser Freund schon." Filippo ging des-

wegen hin zu Calandrino und den anderen Arbeitern und sagte: „Meister, ich muß jetzt in die Stadt gehen; arbeitet hübsch fleißig.“ Damit entfernte er sich und verbarg sich an einem Orte, wo er ungesehen alles beobachten konnte, was Calandrino thun würde.

Sobald Calandrino glaubte, daß Filippo schon eine gute Strecke entfernt wäre, ging er in den Hof hinunter, wo er die Niccolosa ganz allein fand. Er sprach einige Worte mit ihr, und da sie um alles wußte, so kam sie ihm näher und sprach etwas vertraulicher mit ihm als gewöhnlich. Calandrino berührte sie also mit seinem Amulett und ging, so bald dies geschehen war, ohne ein Wort zu sagen, nach der Scheune zu. Die Niccolosa folgte ihm nach, und wie sie hineinkam, schloß sie die Thüre zu, umarmte den Calandrino, warf ihn auf das Stroh nieder, setzte sich rittlings auf ihn, stemmte ihm die Hände gegen die Schultern, so daß er ihr Gesicht nicht berühren konnte und sagte, indem sie sich stellte, als wenn sie ihn mit schmachtenden Augen betrachtete: „Ach mein liebster Calandrino, mein Herz, meine Seele, mein Schatz, mein einziger Trost, wie lange hab ich mich schon gesehnt, Dich zu besitzen, und Dich in meiner Gewalt zu haben. Du hast mir mit Deiner Artigkeit die Seele aus dem Leibe gestohlen; Du hast mir mit Deiner Hummel das Innerste meines Herzens zerkratzt. Ist es möglich, daß ich Dich habe?“

„Ach liebstes Herzchen! (sprach Calandrino) Laß mich Dich küssen.“

„Nicht so eilig (sprach die Niccolosa). Erst laß mich Dich nach Herzenslust recht betrachten, und laß mich meine Augen sättigen an Deinem reizenden Gesichtchen.“

Bruno und Buffalmacco waren zu Filippo gegangen und waren mit ihm Zuschauer bei diesem Possenspiele. Indem nun Calandrino sich aus allen Kräften bestrebte, die Niccolosa zu küssen, war Nello mit Frau Tessa schon angekommen. „Ich will schwören (sprach Nello), daß sie schon beisammen sind.“ Vor Wut darüber stieß Frau Tessa mit beiden Händen so mächtig gegen die Thüre, daß sie sie aufsprengte und im Hineintreten gewahr ward, wie die Niccolosa den Calandrino beschritt. Diese entsprang jedoch, sobald sie nur die Frau erblickte, und lief zu Filippo. Frau Tessa fuhr indessen ihrem

Mann, der sich nicht so geschwind aufraffen konnte, mit allen zehn Nägeln in's Gesicht, zerkratzte ihn jämmerlich, packte ihn bei den Haaren und schrie ihm zu, indem sie ihn herumzauste: „Du ekelhafter, unverschämter Hund! Unterstehst Du Dich, mir so zu kommen? Alter, eingemachter Narr! Verdammt sei die Liebe, die ich für Dich gehabt habe! Meinst Du nicht, daß Du genug vor Deiner eigenen Thüre zu fegen hast, daß Du auch noch anderswo herumliebeln mußt? Du bist mir ein schöner Liebhaber! Kennst Du Dich selbst nicht, Du Liederlicher? Kennst Du Dich nicht, Du Gimpel? Weißt Du nicht, daß man nicht so viel Saft aus Dir pressen kann, als aus einer dürren Citronenschale? Beim Himmel! Jetzt war's nicht die Tessa, die Dich ritt. Hol' sie der Teufel, wer sie auch war! Aber es mag gewiß ein rechter Haderlumpen gewesen sein, da sie sich nach einem solchen Kleinod, wie Du bist, hat können gelüsten lassen."

Calandrino war mehr tot als lebendig, wie er seine Frau hereinkommen sah, und hatte nicht das Herz, sich ihr zu widersetzen, sondern so verzaust und zerkratzt, wie er war, sammelte er seine Kappe wieder auf, machte sich auf seine Füße und bat seine Frau demütig, nicht so laut zu schreien, wenn sie nicht wollte, daß man sie in Stücke zerhauen sollte, weil diejenige, die sie bei ihm gesehen hätte, die Frau des Herrn vom Hause wäre.

„Sei sie, wer sie will, so hole sie der Henker!" sprach Tessa.

Bruno und Buffalmacco, die bis dahin sich an dem Auftritte mit Niccolosa und mit Filippo belustigt hatten, kamen endlich dazu, als wenn der Lärm sie herbeigeführt hätte, sie besänftigten Frau Tessa mit vieler Mühe und rieten dem Calandrino, nach Florenz zu gehen, und nicht wieder zu kommen, damit Filippo ihm nicht übel mitspielte, wenn er etwas von der Sache erführe. Calandrino schlich demnach traurig und übel zugerichtet, zerkratzt und zerzaust, nach Florenz zurück und getraute sich nicht, wieder hinaus zu kommen. Die Vorwürfe, womit ihn seine Frau Tag und Nacht folterte und peinigte, erstickten auch bald seine Liebe, womit er seinen Kameraden, der Niccolosa und dem Filippo manche Kurzweil verschafft hatte.

Sechsundachtzigste Erzählung.

In der Ebene von Mugnone lebte ein ehrlicher Mann, der den Wandersleuten für ihr Geld zu essen und zu trinken gab, und der auch wohl im Fall der Not, so gut seine kleine Hütte und seine ärmlichen Umstände es gestatteten, zwar eben nicht einem jeden, aber doch einem oder dem anderen Bekannten, ein Nachtlager bei sich einräumte. Die Frau dieses Mannes war ein recht hübsches Weibchen, und er hatte zwei Kinder mit ihr. Das älteste war ein schönes, flinkes Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, und das jüngste, welches noch kein Jahr alt war, lag noch an der Brust seiner Mutter. Auf das Mädchen hatte ein feiner, artiger Jüngling von guter Herkunft aus Florenz, der sich oft in ihrer Gegend aufhielt, ein Auge geworfen, und sich heftig in sie verliebt. Das Mädchen, welches sich's zur Ehre anrechnete, von einem solchen jungen Manne geliebt zu sein, und sich deswegen bemühte, ihn durch ein gefälliges Wesen aufzumuntern, verliebte sich darüber selbst in ihn, und mehr als einmal hätten sie beide gerne ihre geheimen Wünsche befriedigt, wenn nicht der Jüngling, der sich Pinuccio nannte, gefürchtet hätte, den guten Ruf des Mädchens und seinen eigenen in Gefahr zu setzen. Da inzwischen seine Glut sich von Tag zu Tag vermehrte, so sehnte sich Pinuccio doch endlich nach ihrem Besitze, und es fiel ihm ein, sich eine Gelegenheit zu verschaffen, um sich bei ihrem Vater eine Nacht zu verbergen, in der Meinung, daß er alsdann wohl Mittel finden würde, mit ihr zusammen zu kommen, weil er die Hausgelegenheit sehr gut kannte. Er säumte auch nicht lange, seinen Anschlag auszuführen, und nahm einen vertrauten Freund, namens Adrino, der um sein Liebesverständnis wußte, zum Begleiter mit. Sie mieteten an einem Abend ein paar Postgäule, schnallten jedem ein Felleisen auf, das vielleicht nur mit Stroh gefüllt war, ritten aus Florenz und kamen durch einen kleinen Umweg in die Ebene von Mugnone herab geritten, indem es schon Nacht ward, und wandten hierauf, als wenn sie von Romagna kämen, nach dem Hause des ehrlichen Gastwirts, wo sie anklopften, und wo ihnen, weil sie ihm beide sehr wohl bekannt waren, unverzüglich aufgemacht ward.

„Höre (sprach Pinuccio zu ihm), Du mußt uns heute ein Nachtlager geben. Wir dachten noch zu rechter Zeit nach Florenz zu kommen; allein wir haben trotz aller Anstrengung um diese Zeit nicht weiter, als bis hierher kommen können."

„Du weißt wohl, Pinuccio (antwortete der Wirt), wie schlecht ich eingerichtet bin, um Leute, wie Ihr seid, zu betten; da Euch aber die Nacht übereilt hat, und es nicht mehr Zeit ist, weiter zu gehen, so will ich Euch gerne beherbergen, so gut ich kann."

Die jungen Leute stiegen demnach ab, gingen in das Hüttchen, beschickten zuvörderst ihre Gäule und setzten sich dann mit dem Wirt nieder, um ihr Abendessen mit demjenigen zu halten, was sie in ihren Schnappsäckchen mitgebracht hatten. Der Wirt hatte nur ein einziges kleines Kämmerchen, in welchem, so gut es sich thun ließ, drei Betten aufgemacht wurden, die jedoch so nahe bei einander standen, daß man kaum zwischen ihnen durchgehen konnte. Den beiden Gästen räumte der Wirt das beste von den dreien ein und bat sie, sich niederzulegen. Wie sie nach einer kleinen Weile sich stellten, als wenn sie schliefen, aber beide noch wach waren, ließ der Wirt seine Tochter eines von den beiden übrigen Betten einnehmen, und in das andere legte er sich selbst mit seiner Frau, welche darauf die Wiege mit dem kleinen Kinde an die Seite ihres Bettes stellte. Wie dies alles in Ordnung gebracht war, und Pinuccio, welcher alles gesehen und bemerkt hatte, nach einer Zeit glaubte, daß jedermann im Zimmer schon schliefe, stand er leise auf, ging nach dem Bette des Mädchens, legte sich zu ihr und ward von ihr mit Vergnügen, wiewohl nicht ohne eine Mischung von Furcht empfangen, und überließ sich mit ihr den Freuden, wonach sie sich beide längst gesehnt hatten.

Indem Pinuccio bei dem Mädchen war, traf es sich, daß die Katze etwas umstieß und ein Gepolter verursachte, wovon die Frau erwachte, und weil sie fürchtete, es möchte Schaden geschehen sein, so stand sie im Finstern auf und ging nach dem Orte, wo sie das Geräusch gehört hatte. Adrino, der sich um dieses nicht bekümmerte, stand indessen zufälliger Weise wegen irgend eines Naturbedürfnisses gleichfalls auf, und wie er hinausgehen wollte, stand ihm die Wiege im Wege, die er deswegen von der Seite rückte, und sie vor sein eigenes Bett

schob. Wie er seinem Bedürfnis abgeholfen hatte, stieg er wieder in sein Bett und bekümmerte sich nicht weiter um die Wiege.

Nachdem die Wirtin herumgesucht und gefunden hatte, daß nichts von Bedeutung umgefallen war, hielt sie es nicht für nötig, Licht anzuzünden, sondern schalt die Katze und ging wieder in ihr Zimmer, und tappte im Finstern richtig bis an das Bett ihres Mannes. Wie sie aber die Wiege nicht vor demselben fand, dachte sie bei sich: „O weh mir! Da hätt' ich wahrlich bald einen schönen Streich gemacht und wäre gerade zu meinen Gästen in's Bett gestiegen." Sie ging also ein wenig weiter, bis sie die Wiege fand, legte sich in das Bett, vor welchem diese stand, und folglich zu Adrino, indem sie glaubte, sich bei ihrem Manne niederzulegen. Adrino, der noch nicht wieder eingeschlafen war, empfing sie mit Freuden, und ohne ein Wort zu sagen, legte er sich ihr an Bord und enterte wie ein tapferer Freibeuter, zum großen Behagen des Weibchens.

Indem die Sachen so standen, fing Pinuccio an, zu besorgen, daß ihn der Schlaf überraschen möchte, und da er sich nach Herzenswunsch mit ihr vergnügt hatte, so stand er auf, um wieder nach seinem eigenen Bette zu gehen. Wie er aber die Wiege vor demselben stehen fand, glaubte er an das Bett des Wirts gekommen zu sein, ging also weiter und legte sich wirklich zu dem Wirte, welcher darüber erwachte. Pinuccio, welcher glaubte, neben seinem Kameraden zu liegen, sagte: „Ich kann Dir versichern, daß die Niccolosa ein seltenes Leckerbißchen ist. Beim Himmel, ich habe mir weidlich mit ihr zu gute gethan und in der kurzen Zeit ein halb Dutzend Gänge mit ihr gewagt."

Der Wirt, dem die Worte, die er hörte, keinen Spaß machten, dachte ernstlich bei sich selbst: was Teufel will der Mensch hier? Darauf sprach er mehr zornig, als mit Überlegung: „Pinuccio, Du hast einen bösen Bubenstreich begangen, und ich wüßte nicht, wie ich das um Dich verdient hätte. Aber beim Himmel, ich will Dich dafür bezahlen!"

Pinuccio, der nicht der besonnenste Jüngling von der Welt war, dachte nicht daran, wie er seinen Irrtum gewahr ward, ihn so bald als möglich wieder gut zu machen, sondern

er gab ihm zur Antwort: „Womit willst Du mich bezahlen? Was kannst Du mir thun?“

Die Wirtin, die noch immer glaubte, bei ihrem Mann zu liegen, sagte zu Adrino: „Ach, höre doch unsere Gäste; sie scheinen mit einander zu zanken.“

„Laß sie zanken! (sprach Adrino lachend) Hol' sie der Henker! sie haben gewiß gestern Abend zu viel getrunken.“

Jetzt besann sich die Wirtin, daß sie ihren Mann hatte schelten hören, und da sie die Stimme des Adrino erkannte, so merkte sie nunmehr, wo und bei wem sie gewesen war. Sie stand deswegen klüglich und ohne ein Wort zu sagen auf, nahm eiligst im Dunkeln die Wiege, rückte sie neben das Bett ihrer Tochter und legte sich bei ihr nieder. Hierauf rief sie, als wenn sie eben aus dem Schlafe erwachte, ihren Mann und fragte ihn, was er mit dem Pinuccio zu zanken hätte.

„Hörst Du nicht, wie er sagt (sprach dieser), daß er diese Nacht mit der Niccolosa zu thun gehabt hat.“

„Das lügt er in seinen Hals (sprach die Wirtin), daß er bei der Niccolosa geschlafen hätte. Ich selbst habe bei ihr gelegen und habe die ganze Zeit über keinen Schlaf in den Augen gehabt, und Du bist nicht gescheit, wenn Du ihm glaubst. Ihr saust des Abends soviel, daß Ihr hernach die ganze Nacht träumt und im Schlaf umherwandelt, ohne zu wissen wohin, und meint dann Wunderdinge gethan zu haben. Es ist schade, daß Ihr nicht Hals und Bein brecht. Was hat Pinuccio dort zu thun? Warum bleibt er nicht in seinem eigenen Bette?“

Wie Adrino merkte, wie klüglich die Wirtin ihre eigene und ihrer Tochter Schande bedeckte, rief er ebenfalls: „Pinuccio, ich habe Dir wohl hundertmal gesagt, Du sollst Dir das Nachtwandeln und das Schwatzen im Traum abgewöhnen. Du wirst Dich wahrhaftig noch einmal damit in's Unglück bringen. Komm zurück in Henkers Namen!“

Wie der Wirt hörte, was seine Frau und Adrino sagten, glaubte er in allem Ernst, daß Pinuccio träumte; er packte ihn also beim Arm, rüttelte ihn und rief ihm zu: „Pinuccio, steh auf und geh wieder in Dein Bett.“

Pinuccio machte sich die Winke zu Nutze, die man ihm gab, und fing an, wie ein Träumender, noch allerlei närrisches Zeug zu schwatzen, worüber der Wirt herzlich lachte. Endlich

stellte er sich, als wenn er von dem Rütteln erwachte und rief seinem Kameraden zu: „Was? Ist's denn schon Tag, daß Du mich rufst, Adrino?"

„Ja, ja; komm nur her," sprach Adriano.

Pinuccio stellte sich noch immer schläfrig, stand endlich auf und ging wieder zu Adrino in's Bett. Beim Aufstehen des Morgens lachte der Wirt ihn aus und neckte ihn mit seinen Träumen. Unter mancherlei Scherzreden zäumten die Jünglinge ihre Gäule wieder auf, schnürten ihre Bündel, tranken einen Schluck mit dem Wirt, stiegen zu Pferde und ritten nach Florenz, nicht minder vergnügt über die Art und Weise, wie ihr Abenteuer abgelaufen war, als über den Genuß, den es ihnen verschafft hatte. Pinuccio fand hernach andere Mittel, um wieder mit seiner Niccolosa zusammen zu kommen. Diese versicherte ihrer Mutter, daß er wirklich alles nur geträumt hätte, und die Mutter, welche die Umarmungen des Adrino noch nicht vergessen hatte, glaubte sehr gerne, daß sie allein die Nacht über wach gewesen wäre.

Siebenundachtzigste Erzählung.

Talano di Molese, ein sehr angesehener Mann in Florenz, hatte ein junges Weibchen, namens Margherita, zur Frau genommen, welche sich zwar durch ihre Schönheit vor vielen anderen auszeichnete, aber zugleich so äußerlich wunderlich, launig und widersinnig war, daß sie keinem etwas zu Gefallen that und daß ihr niemand etwas zu Dank machen konnte. Einmal, wie Talano mit ihr des Nachts auf einem seiner Landhäuser schlief, träumte ihm, daß seine Frau in einem schönen Lustwäldchen, nicht weit von seinem Hause, spazieren ginge, und indem sie sorglos einherwandelte, schien es ihm, daß ein großer reißender Wolf plötzlich aus einem Schlupfwinkel hervorsprang, der sie an der Kehle packte, sie niederriß und sie trotz ihrem Geschrei um Hülfe davon zu schleppen suchte, und obwohl sie

noch lebendig seinem Rachen entrann, so schien er ihr doch den Hals und das Gesicht jämmerlich zerfleischt zu haben.

Wie er des Morgens aufstand, sprach er zu seiner Gattin: „Höre, Frau, Du bist zwar immer so widerspenstig, daß ich noch nie einen ruhigen Tag mit Dir verlebt habe; allein es sollte mir doch leid sein, wenn Dir ein Unglück begegnete. Wenn Du also meinem Rate folgen willst, so gehe heute nicht aus dem Hause."

Wie sie ihn fragte warum, erzählte er ihr seinen ganzen Traum. Sie schüttelte aber den Kopf und antwortete: „Wer Dir Böses gönnt, der träumt Dir auch Unglück. Du stellst Dich wohl sehr besorgt für mich, aber Du träumst von mir, was Du gern möchtest erfüllt sehen. Ich werde mich aber sowohl heute, als zu jeder Zeit in acht nehmen, Dir weder auf diese, noch auf eine andere Art, mit meinem Unglück eine Schadenfreude zu machen."

„Ich dacht' es wohl (sprach Talano), daß Du so sprechen würdest; denn wer den Grindigen kämmt, schlechten Dank dafür bekömmt.

Du magst mir aber glauben oder nicht, so spreche ich bloß zu Deinem Besten, und deswegen rate ich Dir noch einmal, gehe heute nicht aus dem Hause, oder hüte Dich wenigstens, daß Du nicht in unser Wäldchen gehst."

„Gut, ich will mich hüten," gab sie zur Antwort; allein sie dachte bei sich selbst: „Seht doch, wie listig er meint, es anzufangen, um mich abzuschrecken, daß ich nicht in das Hölzchen gehen soll, wohin er gewiß ein Weibsbild beschieden hat, und will nicht haben, daß ich ihn bei ihr ertappen soll. So was sollte er einem Blinden weis machen, und ich wäre wohl eine Närrin, wenn ich seine Absicht nicht merkte und ihm glauben wollte. Nein, daraus wird nichts und wenn ich auch den ganzen Tag in dem Hölzchen lauern sollte, so will ich wissen, was für Schleichhändel er heute vor hat."

Indem sie dieses beschloß, ging der Mann zu einer Thüre hinaus und sie zu der andern, und sie schlich, so heimlich sie konnte, sogleich nach dem Hölzchen, verbarg sich daselbst in dem dichtesten Gebüsche und blickte voll ungeduldiger Neugier bald hierhin, bald dorthin, ob nicht jemand käme. Indem sie so auf der Lauer lag, und an keinen Wolf dachte, kam aus einem nahen

Dickicht plötzlich ein großer schrecklicher Wolf hervor. Kaum hatte sie Zeit, indem sie ihn erblickte, ein „Gott sei bei mir!“ auszurufen, so packte sie der Wolf bei der Gurgel und fing an, mit ihr davon zu traben, als wenn er ein Lämmchen im Rachen trüge. Er hielt sie so fest bei der Kehle, daß sie sich weder rühren durfte, noch um Hilfe rufen konnte, und er würde sie bald völlig erwürgt haben, wenn ihn nicht zum großen Glück einige Hirten wären gewahr geworden, die ihn mit ihrem Geschrei dermaßen erschreckten, daß er seine Beute fallen ließ.

Die Hirten kannten sie und brachten sie nach ihrem Hause, wo sie erst nach langer Zeit mit vieler Mühe wieder geheilt ward; doch war ihr Busen und ein Teil ihres Gesichts so übel zugerichtet, daß ihre Schönheit in die größte Häßlichkeit verwandelt ward. Sie schämte sich hernach, sich vor den Leuten sehen zu lassen, und beweinte bitterlich ihre Widerspenstigkeit und daß sie dem Traume ihres Mannes nicht geglaubt hatte, da es ihr doch nichts würde gekostet haben.

Achtundachtzigste Erzählung.

In Florenz war einmal ein Mann, der wegen seiner Freßbegierde, in welcher er jedermann übertraf, und die er nicht anders, als auf Kosten anderer Leute zu befriedigen vermögend war, von allen Leuten Ciacco (das Schwein) genannt ward; übrigens war er in seiner Aufführung manierlich genug, war immer mit munteren und lustigen Einfällen bei der Hand, jedoch mehr zum Sticheln und Afterreden, als zu Schmeichelei aufgelegt, und ein fleißiger Besucher der Reichen, die eine gute Tafel hielten, so daß er sich so oft als möglich, gebeten oder ungebeten, zum Mittag- oder Abendmahl bei ihnen einzufinden pflegte. Zugleich befand sich auch in Florenz ein anderer Mensch, namens Biondello, klein und zierlich von Person, geschniegelt wie ein Balsambüchschen mit einem blonden krausen Köpfchen, auf welchem unter dem zierlichen Barett auch kein Haar in Unordnung lag, und welcher eben dieselbe Hantierung

wie Ciacco trieb. Diesem begegnete Ciacco einmal an einem Fasttage des Morgens, wie er eben am Fischmarkte ein Paar große Lampreten für Herrn Vieri de' Cerchi kaufte. Er machte sich sogleich an ihn nnd fragte ihn: „Wohin willst Du mit den Lampreten?"

Biondello antwortete: „Gestern Abend hat Herr Corso Donati drei noch schönere, als diese, und einen Stör geschickt bekommen. Weil er aber daran noch nicht genug hatte, um einigen Herren, die er bewirten will, zu essen zu geben, so hat er mir aufgetragen, ihm noch ein Paar zu kaufen. Kömmst Du nicht auch hin?"

„Du kannst glauben, daß ich nicht wegbleiben werde," sprach Ciacco. Wie er nun meinte, daß es Zeit wäre, ging er zu Herrn Corso und fand ein paar Freunde bei ihm, mit denen er im Begriffe war, zu Tische zu gehen. Herr Corso fragte ihn, was er machte, und er gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, ich komme, um mit Euch und mit Euren Freunden zu essen."

„Du bist willkommen (sprach Herr Corso), wir wollten eben zu Tische gehen." Sie setzten sich also nieder und es wurden zuerst Linsen, und eingemachter Thunfisch aufgetragen, und hernach eine Schüssel gebratener Fische aus dem Arno, und das war alles. Ciacco merkte nun, daß ihn Biondello angeführt hatte, welches ihn nicht wenig ärgerte, und er nahm sich vor, ihn dafür zu bezahlen. Es dauerte auch nicht lange, bis er dem Biondello begegnete, der in der Zwischenzeit schon manchen mit der Erzählung seines Streiches belustigt hatte. Sobald ihn dieser gewahr ward, grüßte er ihn und fragte ihn spöttelnd, wie ihm die Lampreten des Herrn Corso geschmeckt hätten.

„Ehe acht Tage vergehen (sprach Ciacco), sollst Du besser davon nachsagen können, als ich." Er säumte auch nicht, sondern ging hin und mietete einen durchtriebenen Kerl, dem er eine große, leere Flasche in die Hand gab und mit sich nach den Weinbuden nahm, wo er ihm von ferne einen Kavalier, namens Filippo Argenti, zeigte, der ein großer, nerviger und zugleich ein sehr jähzorniger, hitziger, wunderlicher Mann war.

„Geh hin (sprach er zu ihm) mit dieser Flasche zu dem Herrn dort und sage: ‚Mein Herr, Biondello, schickt mich zu

Euch und läßt Euch bitten, ihm diese Flasche mit Eurem besten Roten zu füllen, weil er sich mit seinen Spießgesellen ein wenig zu gute thun will.' Nimm Dich aber ja in acht, daß er Dich nicht beim Schopfe kriegt, er möchte Dir sonst übel mitspielen, und Du würdest mir meinen Spaß verderben."

„Soll ich ihm sonst noch etwas sagen?" fragte der Kerl.

„Nichts weiter (sprach Ciacco). Geh nur hin und wenn Du ihm dieses gesagt hast, so komme wieder mit der Flasche und hole Deinen Lohn ab."

Der Kerl ging hin und bestellte die Botschaft. Herr Filippo, der eben kein heller Kopf war, glaubte, daß Biondello, den er wohl kannte, ihn aufziehen wollte. Er ward im ganzen Gesicht rot und rief: „Was will er mit seinem Flaschenfüllen und mit seinen Spießgesellen? Hole der Henker Dich und ihn." Damit stand er auf und wollte den Kerl anpacken; allein er war auf seiner Hut und machte sich aus dem Staube, kam wieder zu Ciacco, der von ferne zugesehen hatte, und sagte ihm, was Herr Filippo ihm geantwortet hätte. Ciacco war vergnügt, bezahlte den Kerl, und eilte, den Biondello aufzusuchen. Sobald er ihn fand, fragte er ihn: „Bist Du heute schon in den Weinbuden gewesen?"

„Nein (sprach Biondello); warum fragst Du mich danach?"

„Ich wollte Dir nur sagen (sprach Ciacco), daß Herr Filippo sich nach Dir erkundigt hat. Er will Dich vermutlich sprechen."

„Gut! (sprach Biondello) ich will hingehen und ihn fragen."

Biondello ging fort und Ciacco folgte ihm nach, um zu sehen, wie der Handel ablaufen würde. Filippo, der den Boten nicht hatte erwischen können, war gewaltig aufgebracht und ärgerte sich innerlich, weil er aus den Worten des Kerls nichts anderes schließen konnte, als daß Biondello sich von jemand hätte gebrauchen lassen, um ihn zum Narren zu haben. Indem ihn dies wurmte, kam Biondello ihm in den Wurf, und wie er ihn kaum gewahr ward, ging er auf ihn zu und gab ihm eine tüchtige Ohrfeige.

„Mein Himmel, Herr Filippo! was habt Ihr?" rief Biondello.

Filippo aber faßte ihn bei den Haaren, warf ihm das

Barett vom Kopfe, zerriß ihm jene Kappe und schrie, indem er ihn durchprügelte: „Du Schelm, ich will Dich lehren, zu mir zu schicken, Flaschen für Dich und Deine Spießgesellen zu füllen. Bin ich ein Knabe, den Du so necken darfst?“ Mit diesen Worten fuhr er fort, ihn ein Paar Fäuste fühlen zu lassen, die wie eisern auf ihn niederschmetterten, er zerbläute ihm das ganze Gesicht, ließ ihm kein Haar am Kopfe, wälzte ihn im Kot und zerriß ihm die Kleider; kurz, er bearbeitete ihn dermaßen, daß er vom Anfang bis zu Ende nicht zu Worte kommen oder auch nur fragen konnte, warum er ihm so mitspielte. Er hörte ihn wohl von Flaschenfüllen und Spießgesellen reden, allein er wußte nicht, was das alles bedeuten sollte. Nachdem ihn Herr Filippo weidlich durchgeprügelt hatte und die vielen Umstehenden ihn endlich mit genauer Not ganz zerschlagen und zerlumpt seinen Fäusten entzogen, sagten ihm diese, warum ihn Filippo so geprügelt hätte, und machten ihm Vorwürfe, daß er sich hatte einfallen lassen, eine solche Botschaft an einen Mann zu schicken, von dem er nunmehr wohl merkte, daß er nicht mit sich scherzen ließe.

Biondello verantwortete sich mit Thränen in den Augen und beteuerte, daß er nie zu Herrn Filippo nach Wein geschickt hätte. Nachdem er seine Kleide wieder ein wenig in Ordnung gebracht hatte, ging er traurig und mißmutig nach Hause und konnte sich leicht einbilden, daß Ciacco ihm diesen Streich gespielt hätte. Wie ihm nach langer Zeit die braunen und blauen Brauschen endlich wieder vergangen waren, und er wieder aus dem Hause gehen konnte, begegnete ihm Ciacco und fragte ihn hohnlachend: „Biondello, wie hat Dir der Wein des Herrn Filippo geschmeckt?“

„Wollte Gott (sprach Biondello), daß Dir die Lampreten des Corso ebenso bekommen wären!“

„Künftig steht es bei Dir (sprach Ciacco), wenn Du mir einmal wieder so gut willst zu essen verschaffen, wie Du gethan hast. Ich will Dir auch ebenso gut einschenken lassen, wie neulich.“

Biondello fühlte wohl, daß es ihm schwer werden würde, seine Rache an Ciacco auszulassen; er bat also nur den Himmel um Frieden vor ihm und nahm sich wohl in acht, ihn nie wieder zu necken.

Neunundachtzigste Erzählung.

Wie vormals das Gerücht von der bewunderungswürdigen Weisheit Salomons und von seiner großen Bereitwilligkeit, sie einem jeden zu zeigen, welcher sich durch die Erfahrung zu überzeugen wünschte, sich überall in der Welt verbreitet hatte, versammelten sich fast aus allen Weltteilen die Menschen zu ihm, um sich in ihren dringendsten und wichtigsten Angelegenheiten bei ihm Rats zu erholen. Unter anderen, welche deswegen zu ihm zogen, befand sich auch ein edler und reicher Jüngling, namens Meliſſus, der aus der Stadt Laiazzo gebürtig war und auch daselbst wohnte. Indem dieser sich Jerusalem näherte und eben Antiochia verlassen hatte, traf er mit einem andern jungen Manne, namens Joseph, zusammen, der dieselbe Straße zog, und mit welchem er im Reiten, wie Reisende wohl pflegen, ein Gespräch anknüpfte. Nachdem er von diesem bereits erfahren hatte, wer er wäre und woher er käme, fragte er ihn auch, wohin er wollte, und was der Zweck seiner Reise wäre.

Joseph antwortete ihm, er wollte zu Salomon gehen und ihn fragen, was er mit seinem Weibe anfangen sollte, welches verkehrter und widerspenstiger, als jedes andere Weib wäre, so daß er sie weder durch Bitten und Gefälligkeiten, noch durch irgend ein anderes Mittel von ihrem Eigensinne zurückbringen könnte. Er fragte nunmehr auch den Meliſſus nach seiner Heimat, und nach der Absicht seiner Reise.

Meliſſus antwortete: „Ich bin aus Laiazzo und so wie Du Deinen Kummer hast, so habe ich den meinigen. Ich bin ein reicher, junger Mann, und lasse mein Geld aufgehen, um offene Tafel zu halten, und meine Mitbürger zu bewirten; allein, was kaum glaublich und ganz sonderbar ist, ich kann bei dem allen nicht einen einzigen Menschen finden, der mein Freund ist; und aus dieser Ursache ziehe ich dahin, wohin Du auch willst, um mir Rats zu erholen, wie ich mich beliebt machen soll."

Die beiden Reisegefährten setzten demnach ihren Weg zusammen fort und wurden, wie sie nach Jerusalem kamen, dem

Könige Salomon von einem seiner Hofleute vorgestellt. Meliſſus trug ihm mit wenigen Worten sein Anliegen vor, und Salomon gab ihm zur Antwort: „Liebe!“

Damit ward Meliſſus augenblicklich entlassen und Joseph sagte dem Könige, weswegen er gekommen wäre. Salomon gab ihm hierauf nur kurz zur Antwort: „Geh hin nach der Gänsebrücke.“

Hierauf mußte Joseph gleichfalls unverzüglich abtreten und fand im Vorzimmer den Meliſſus, welcher auf ihn wartete und ihm sagte, was ihm zur Antwort geworden war. Die Beiden überlegten die Worte Salomons hin und her, und da sie den Sinn derselben gar nicht begreifen, und nicht einsehen konnten, wozu sie ihnen nützen sollten, so hielten sie sich fast für beleidigt und begaben sich zusammen auf den Rückweg Nachdem sie einige Tagereisen zurückgelegt hatten, kamen sie an einen Fluß, über welchen eine sehr schöne Brücke gebaut war, und weil ihnen eben eine zahlreiche Karawane von Lasttieren entgegen kam, so mußten sie warten, bis diese über die Brücke zog. Schon waren fast alle herüber, wie von ungefähr ein Maulesel störrig ward und auf keine Weise vorwärts wollte, daher der Maultiertreiber einen Stock nahm und ihn zuerst mit Mäßigung schlug, um ihn anzutreiben. Der Maulesel drehte sich aber bald rechts, bald links, bald ging er zurück, und war durchaus nicht vorwärts zu bringen. Darüber ward der Treiber äußerst zornig und schlug ihn aus allen Kräften bald auf den Kopf, bald auf den Rücken, bald auf das Kreuz; aber alles umsonst. Meliſſus und Joseph, welche zusahen, sprachen deswegen zu ihm: „Was machst Du, Grausamer? Willst Du das Tier umbringen? Warum suchst Du nicht lieber, es mit Gutem zu lenken? Es wird sich eher vorwärts führen, als vorwärts prügeln lassen.“

„Ihr kennt Eure Pferde (sprach der Eseltreiber), und ich kenne meinen Maulesel; laßt mich nur mit ihm machen.“ Damit schlug er von neuem auf ihn los und gab ihm bald auf einer Seite, bald auf der andern, so viele Hiebe, daß der Maulesel endlich vorwärts ging, und der Treiber den Sieg behielt. Wie nun die beiden Reisenden im Begriff waren, weiter zu ziehen, fragte Joseph einen von den Leuten, wie dieser Ort hieße.

Der Mann antwortete: „Mein Herr, dies nennt man die Gänsebrücke.“

Bei diesem Namen erinnerte sich Joseph an die Worte Salomons und sprach zu Melissus: „Wahrlich, mein Freund, es ist dennoch möglich, daß mir Salomon einen guten und vernünftigen Rat gegeben hat; denn ich sehe wohl ein, daß ich nicht verstanden habe, mein Weib zu prügeln; aber dieser Eseltreiber hat mich gelehrt, wie ich sie behandeln muß.“

Wie sie nach einigen Tagen zu Antiochia ankamen, nötigte Joseph den Melissus, eine zeitlang bei ihm auszuruhen. Seiner Frau, von welcher sie ziemlich artig empfangen wurden, befahl er zugleich, das Abendessen so einzurichten, wie Melissus es verlangen würde, und weil dieser sah, daß sein Wirt es so haben wollte, so gab er mit wenigen Worten seinen Willen zu erkennen. Die Frau handelte aber nach ihrer Gewohnheit und kehrte sich nicht an die Anordnung des Melissus, sondern that fast gerade das Gegenteil.

Joseph ward darüber zornig und sprach: „Hat man Dir nicht gesagt, wie Du das Essen bestellen solltest?“

Die Frau sah ihn trotzig an und sagte: „Nun, was hat denn das auf sich? Warum issest Du nicht, wenn Du hungrig bist? Hat man mir's anders befohlen, so hat es mir nun so besser gefallen. Ist es Dir so recht, so ist's gut, wo nicht, so laß es bleiben.“

Melissus wunderte sich über die Antwort der Frau, und sie mißfiel ihm sehr. Joseph aber sagte: „Höre, Weib, Du bist noch immer, wie Du gewesen bist; allein bei meiner Treue, ich will Dich lehren, anders werden.“

Freund (sprach er zu Melissus), wir wollen bald sehen, ob Salomons Rat von guter Wirkung ist; aber laß Dir's nicht zuwider sein, dabei gegenwärtig zu bleiben, und dasjenige, was ich vornehmen werde, als ein Spielwerk anzusehen; und damit Du Dir nicht einfallen lassest, mich zu hindern, so erinnere Dich an die Antwort, die uns der Eseltreiber gab, wie wir seine Maulesel bedauerten.“

„Ich bin Dein Gast (sprach Melissus), und bin nicht willens, Deiner Absicht entgegen zu handeln.“

Joseph holte hierauf einen tüchtigen Knüttel von einer jungen Eiche, ging damit in die Kammer, wohin seine Frau ge-

gangen war, indem sie sich murrend vom Tische entfernte, nahm sie bei den Haaren, warf sie nieder und prügelte sie unbarmherzig mit seinem Stecken. Sie fing zuerst an zu schreien und zu drohen; wie sie aber fand, daß sich Joseph dadurch nicht abhalten ließ, bat sie vor Schmerzen um Gotteswillen, er möchte sich erbarmen und sie nicht zu Tode prügeln. Joseph aber ließ sich nicht irre machen, sondern fuhr fort, ihr bald den Rücken, bald die Hüften, bald die Schultern, auf allen Nähten zu bearbeiten, und hörte nicht eher auf, bis er müde ward, und bis er ihr alle Knochen im Leibe weich gedroschen hatte. Wie dies geschehen war, ging er zu Meliſſus und sagte: „Morgen werden wir sehen, wie Salomons Rat: ‚Geh hin zur Gänsebrücke' gewirkt hat." Nachdem er ein wenig Atem geschöpft und sich die Hände gewaschen hatte, setzte er sich mit Meliſſus zum Abendessen und ging zu gehöriger Zeit zu Bette.

Die Frau erhob sich mit vieler Mühe von der Erde, kroch in's Bette und ruhte aus, so gut sie konnte. Des andern Morgens stand sie zeitig auf und ließ ihren Mann fragen, was er zu Mittag essen wollte. Joseph hatte mit Meliſſus seine Freude darüber und gab Befehl, wie es sein sollte. Zur gesetzten Stunde kamen sie zusammen zu Tisch und fanden alles in der besten Ordnung angerichtet, wie sie es bestellt hatten. Sie lobten demnach den trefflichen Rat, den sie anfänglich mißverstanden hatten. Nach einigen Tagen nahm Meliſſus von Joseph Abschied und reiste nach Hause, wo er einem verständigen Manne erzählte, was ihm Salomon gesagt hatte.

„Er konnte Dir keinen besseren und richtigeren Rat geben (antwortete dieser). Du wirst wohl wissen, daß Du niemand eigentlich liebst, und daß Du nur aus Stolz und Eitelkeit Dich gastfrei und dienstfertig gegen andere bezeigst. Liebe demnach, wie Dir Salomon geraten hat, so wirst Du wieder geliebt werden."

So ward das widerspenstige Weib gebessert, und Meliſſus erwarb sich Liebe, sobald er selbst liebte.

Neunzigste Erzählung.

In Barletta war vor einigen Jahren ein Priester, der eine sehr magere Pfarre hatte, und deswegen seinen Unterhalt damit erwerben mußte, daß er mit einem Saumrosse auf den Märkten in Puglia umherzog und Waren kaufte und verkaufte. Bei dieser Gelegenheit machte er Bekanntschaft mit einem gewissen Pietro aus Tresanti, der mit seinem Esel dasselbe Gewerbe trieb, und aus guter Freundschaft und Vertraulichkeit pflegte er ihn nach der Weise der guten Leute in Puglia nicht anders zu nennen, als Gevatter Pietro, und wenn dieser nach Barletta kam, so nahm er ihn stets mit in seine Kirche, behielt ihn bei sich zur Nacht und bewirtete ihn so gut, wie es seine Umstände erlaubten. Gevatter Pietro war ein sehr armer Mann und bewohnte in Tresanti ein Hüttchen, in welchem er für sich, sein hübsches Weibchen und seinen Esel nur kümmerlich Platz hatte; allein so oft Domno Gianni nach Tresanti kam, nahm er ihn bei sich auf, und suchte ihm aus Dankbarkeit für seine Bewirtung in Barletta nach bestem Vermögen wieder gütlich zu thun. Was jedoch das Nachtlager anlangte, so hatte Pietro nur ein einziges kleines Bettchen, in welchem er mit seiner hübschen jungen Frau schlief, und er konnte ihn folglich nicht so gut betten, wie er gerne gethan hätte, sondern der Priester mußte sich im Stalle, wo seine Stute neben des Gevaters Esel stand, auf einer Streu neben ihr behelfen.

Das Weibchen hatte gehört, wie gut der Pfarrer ihren Mann in Barletta aufnähme, und sie hatte deswegen schon mehrmal, wenn er bei ihr eingekehrt war, Lust gehabt, sich bei einer Nachbarin ein Nachtlager auszubitten, damit der Pfarrer bei ihrem Mann im Bette schlafen könnte; allein er hatte es immer abgelehnt und endlich sprach er einmal deswegen im Scherz zu ihr: „Gevatterin Gemmata, mache Dir meinetwegen keine Sorgen; ich befinde mich recht bequem, denn wenn es mir einfällt, so verwandle ich meine Stute in ein schönes Mädchen und schlafe bei ihr, und mache sie hernach, sobald ich will, wieder zum Pferde, darum mag ich mich nicht von ihr trennen."

Das Weibchen nahm seinen Scherz für Ernst und verwunderte sich sehr darüber. Sie säumte nicht, es ihrem Mann wieder zu sagen und setzte hinzu: „Wenn er so sehr Dein Freund ist, wie Du sagst, so solltest Du Dir die Beschwörung von ihm sagen lassen; so könntest Du mich zur Stute machen und Dein Gewerbe mit Pferd und Esel zugleich treiben; so verdienten wir doppeltes Geld, und wenn wir wieder nach Hause kämen, könntest Du mich wieder zur Frau machen."

Gevatter Pietro, der mehr zum Gimpel als zum Falken geheckt war, glaubte alles; er folgte dem Rate seiner Frau, machte seine Worte bei dem Pfarrer, so gut er's verstand, und bat ihn, ihm sein Geheimnis mitzuteilen. Domno Gianni bemühte sich zwar, ihm seine Thorheit auszureden; weil es aber nichts half, so sprach er endlich: „Ei nun, wenn Du es so haben willst, so laß uns morgen früh vor Tage aufstehen, wie wir pflegen, so will ich Dir zeigen, wie Du es machen mußt. Das Schwerste dabei (wie Du wohl sehen wirst) ist, der Mähre den Schwanz anzusetzen."

Gevatter Pietro und Gevatterin Gemmata konnten die ganze Nacht kaum schlafen, so groß war ihr Verlangen, diese Sache zu stande zu bringen. Sie standen vor Tagesanbruch auf und weckten den Domno Gianni, der im bloßen Hemde zu seinen Gevattersleuten in die Kammer kam und sagte: „Ich wüßte außer Euch keinen Menschen in der Welt, dem ich dies zu Gefallen thäte, und ich thue es bloß, weil ihr es so sehr wünscht; aber wenn Ihr wollt, daß es gelingen soll, so müßt Ihr alles genau befolgen, was ich sage."

Sie versprachen, alles gehörig zu beobachten. Domno Gianni zündete hierauf ein Licht an, gab es dem Gevatter in die Hand, und sagte: „Gieb wohl Achtung, wie ich es mache, und präge Dir's in's Gedächtnis; und wenn Du nicht alles verderben willst, so hüte Dich ja, daß Du kein Wörtchen sprichst, zu allem, was Du sehen oder hören magst."

Gevatter Pietro nahm das Licht und versprach nochmals völligen Gehorsam. Domno Gianni ließ hierauf die Gevatterin so, wie sie aus dem Bette gekommen war, sich mit Händen und Füßen auf den Boden stellen, wie ein Pferd auf allen Vieren, und empfahl ihr gleichfalls, bei allem, was geschehen würde, nicht ein Wörtchen zu reden. Darnach legte er ihr die Hand

auf das Gesicht und auf den Kopf und sagte: „Dies werde ein schöner Pferdekopf und dies (indem er die Arme berührte) zwei schlanke Vorderfüße und dieser volle Busen ein volles breites Bug“ Ebenso verfuhr er mit dem Rücken, den Seiten, den Schenkeln und Beinen, sodaß zuletzt nur noch der Schwanz übrig blieb. Indem er Anstalt machte, ihr diesen anzusetzen, rief Gevatter Pietro, der bisher alles ruhig angesehen hatte, aber hieran keinen Gefallen fand: „Heda! Gevatter Domno Gianni, laßt mir den Schwanz weg, ich mag ihn nicht d'ran haben.“

„O weh, Gevatter Pietro, was hast Du gemacht! (rief Domno Gianni, der in demselben Augenblick im begriff war, den Zauber zu vollenden). Hab' ich Dir nicht gesagt, Du solltest kein Wort zu allem sprechen, was Du sähest? Das Pferd stand auf dem Punkt, fertig zu werden und nun machst Du mit Deinem Geschwätz, daß nimmermehr etwas daraus werden kann.“

„Genug (sprach Pietro), daß ich keinen Schwanz daran verlange, und wenn er so nötig war, so hättest Du mir sagen können, daß ich ihn selbst ansetzte. Du hättest ihn überdies nicht so niedrig anbringen sollen.“

„Und Du würdest es beim ersten Versuche nicht so gut gemacht haben, wie ich,“ sprach Domno Gianni.

Das Weibchen richtete sich bei diesen Worten in die Höhe und sprach in allem Ernst zu ihrem Mann: „Du bist doch ein rechter Pinsel, Dir und mir den Kram so einfältig zu verderben. Wo hast Du denn jemals ein Pferd ohne Schwanz gesehen? Beim Himmel! Du bist zwar ein armer Schlucker, allein Du verdienst es wahrlich nicht besser.“

Da nunmehr wegen des Einspruchs des Gevatters Pietro alle Hoffnung verloren war, aus seiner Frau ein Saumroß zu machen, so zog sie ganz traurig und verdießlich ihre Kleider an, und Gevatter Pietro setzte, nach wie vor, mit seinem Esel allein seine Hantierung fort, zog mit Domno Gianni auf die Messe nach Vitonto und sprach ihn nie wieder um eine solche Gefälligkeit an.

Einundneunzigste Erzählung.

Unter manchen andern adeligen Rittersleuten, die Florenz von Alters her in seinen Mauern gezählt hat, war Herr Ruggieri de Figiovanni einer der besten und vielleicht der vorzüglichste von allen. Als einem reichen und hochherzigen Manne schien es ihm nach der damaligen Sitte und der Art, in Toskana zu leben, daß er daselbst nicht Gelegenheit genug hätte, seine großen Eigenschaften gehörig zu zeigen, weshalb er sich entschloß, sich auf eine zeitlang an den Hof des Königs Alphonsus von Spanien zu begeben, welcher in jenen Zeiten vor allen anderen Fürsten und Herren wegen seiner fürstlichen Tugenden besonders berühmt war. Er zog demnach, mit Waffen und Pferden wohl gerüstet, und mit einem ansehnlichen Gefolge von Dienern und Knechten nach Spanien, und ward von dem Könige sehr gnädig empfangen. Hier that er sich durch seinen glänzenden Aufwand und durch seine ritterlichen Handlungen sehr bald hervor, und zeigte sich als einen tapferen und verständigen Rittersmann. Nachdem er sich nun schon lange in Spanien aufgehalten und das Benehmen des Königs beobachtet hatte, schien es ihm, daß dieser bald dem einen, bald dem andern, ohne Auswahl Schlösser, Städte und Landgüter schenkte, und sie manchmal demjenigen gab, der sich wenig daraus machte, und da er selbst gar nichts geschenkt bekam, so glaubte er (weil er nicht weniger auf sich hielt, als er wert war), daß seine Ehre dadurch sehr gekränkt würde; daher er sich wieder zur Abreise entschloß und vom Könige Abschied nahm. Der König erteilte ihm denselben und schenkte ihm eines der schönsten Maultiere, welches dem Herrn Ruggieri bei seiner vorhabenden langen Reise sehr zu statten kam.

Der König befahl indessen einem vertrauten Diener, auf irgend eine Art Gelegenheit zu suchen, mit ihm zu reiten, ohne daß es jedoch den Anschein hätte, als wenn der König ihn abschickte, und sich alles, was Ruggieri von ihm sagen würde, so zu bemerken, daß er es ihm wieder erzählen könnte, und ihm dann am folgenden Tage den Befehl des Königs zu melden, zu ihm wieder zurück zu kommen.

Der Diener gab Achtung, wie Ruggieri aus der Stadt ritt, und fand bald Gelegenheit, unter dem Vorwande, daß er auch nach Italien reisen wollte, mit ihm Gesellschaft zu machen. Indem nun Ruggieri das Maultier ritt, das ihm der König geschenkt hatte, und sich mit seinem Gefährten in allerlei Gespräche einließ, sagte dieser unter andern, wie es ungefähr um die dritte Morgenstunde war: „Ich dächte, wir könnten auch unsere Tiere einmal stallen lassen.“ Man hielt also still, und alle Tiere stallten, bis auf das Maultier des Ruggieri. Man ritt demnach weiter, und der königliche Diener fuhr fort, auf alle Worte des Ritters zu merken. Indessen kam man an einen Fluß, wo man die Tiere trinken ließ, und nun stallte das Maultier des Ritters mitten im Wasser.

„Daß Dich der Himmel züchtige, Du Bestie! (sprach Ruggieri). Du bist ebenso, wie der Herr, der Dich mir geschenkt hat.“

Diese Worte merkte sich der königliche Diener; denn obwohl er den ganzen Tag über alles, was Ruggieri sagte, aufmerksam beobachtet hatte, so hatte er doch nichts von ihm gehört, als was zum größten Lobe des Königs gereichte. Wie sie nun am folgenden Morgen wieder zu Pferde stiegen, um sich auf den Weg nach Toskana zu machen, that der Diener dem Ritter den Befehl des Königs kund, worauf Ruggieri den Augenblick umlenkte.

Wie der König hörte, was Ruggieri von dem Maultiere gesagt hatte, ließ er ihn zu sich rufen, empfing ihn sehr gnädig und fragte ihn, warum er ihn mit seinem Maultiere, oder sein Maultier mit ihm verglichen hätte.

Ruggieri antwortete ihm freimütig: „Sire, ich verglich das Maultier mit Euch, weil Ihr Geschenke macht, wo sie übel angewandt sind, und denen nichts schenkt, die es Euch danken würden; so wie das Maultier nicht stallte, da wo es sich schickte, sondern zur Unzeit, wo es sich *nicht* schickte.“

„Herr Ruggieri (antwortete der König), wenn ich Euch keine Geschenke gemacht habe, so wie manchen anderen, die es viel weniger verdienten als Ihr, so kömmt es nicht daher, daß ich Euch nicht für einen trefflichen Rittersmann und der trefflichsten Ehrengeschenke würdig gehalten hätte: sondern der Zufall allein ist Euch nicht günstig gewesen. Daß nur dieser

und nicht ich, Schuld daran gewesen sei, davon will ich Euch einen überzeugenden Beweis geben."

„Es verdrießt mich nicht, gnädiger Herr" (versetzte Ruggieri) daß ich von Euch kein Geschenk erhalten hatte, weil ich es mir nicht wünschte, reicher zu werden; sondern es verdroß mich nur, daß Ihr nicht auf irgend eine Weise meinem Verdienste ein rühmliches Zeugnis widerfahren ließet. Nichtdestoweniger nehme ich Eure Rechtfertigung als gültig und befriedigend an, und bin bereit, dasjenige zu sehen, was Ihr mir zeigen wollt; wiewohl ich auch ohne weiteres Zeugnis Euch willig glaube."

Der König führte ihn hierauf in einen großen Saal, in welchem er zwei große verschlossene Kisten hatte aufstellen lassen. „Herr Ruggieri, in einer dieser Kisten ist meine Krone, das königliche Zepter, der Reichsapfel und viele von meinen besten Gürteln, Mantelhaken, Ringen und anderen kostbaren Kleinoden. Die andere ist mit nichts als Erde gefüllt. Wählet Euch eine davon und betrachtet sie als Euer Eigentum; vielleicht werdet Ihr sehen, ob ich, oder das Glück, bisher unerkenntlich gegen Eure Verdienste war."

Herr Ruggieri gehorchte dem Willen des Königs und wählte eine von den Kisten, welche der König gleich zu öffnen befahl, und es fand sich, daß er diejenige gewählt hatte, die mit Erde gefüllt war.

Der König sprach hierauf lächelnd zu ihm: „Ihr seht nun, Herr Ruggieri, wie wahr dasjenige ist, was ich Euch von Eurem Schicksale gesagt habe, allein Eure Tugenden verdienen, daß ich mich den Wirkungen seines Eigensinnes widersetze. Ich weiß, daß Ihr nicht geneigt seid, Euch in Spanien niederzulassen; deswegen schenke ich Euch hier weder Schloß noch Land, sondern jene Kiste, die Euch das Schicksal nicht gönnte, die ich Euch aber, ihm zum Trotz schenke, um sie mit in Euer Land zu nehmen, und mein Geschenk, als einen Beweis Eurer Verdienste, zu Eurem Ruhme bei Euren Landsleuten aufzuweisen."

Ruggieri nahm die Kiste, dankte dem Könige dafür, wie es sich für ein so kostbares Geschenk gebührte, und kehrte vergnügt nach Toskana zurück.

Zweiundneunzigste Erzählung.

Als Ghino di Tacco, welcher wegen seiner Gewaltthätigkeiten und Räubereien berüchtigt genug gewesen ist, aus Siena verbannt und mit dem Grafen Santafiore in Fehde begriffen war, wiegelte er Radicofani gegen den päpstlichen Stuhl auf und ließ, so lange er sich daselbst aufhielt, durch seine Schnapphähne alle und jede Vorbeireisenden berauben.

Zu dieser Zeit war Bonifaz der Achte Papst in Rom, und der Abt von Cligny, welcher für einen der reichsten Prälaten in der Welt gehalten ward, kam an seinen Hof, und wie er sich einst den Magen verdorben hatte, rieten ihm die Ärzte, nach den Bädern von Siena zu gehen, die ihn gewiß wieder gesund machen würden. Wie er die Erlaubnis dazu vom Papst erhalten hatte, machte er sich mit einem großen Gefolge von Leuten, Pferden, Lasttieren und Gepäcken auf den Weg, ohne sich um den berüchtigten Ghino zu bekümmern.

Sobald Ghino von seinem Anzuge Nachricht bekam, lauerte er ihm auf und schloß ihn in einem engen Passe mit allen seinen Leuten bis auf den letzten Mann ein. Wie er ihn in der Falle hatte, schickte er einen von seinen verschmitztesten Knappen unter einer hinreichenden Bedeckung an den Abt und ließ ihn sehr höflich einladen, bei ihm im Schlosse einzukehren. Der Abt gab zornig zur Antwort, er wollte nicht, weil er mit Ghino nichts zu schaffen hätte, sondern er wäre entschlossen, weiter zu reisen, und er wollte sehen, wer es ihm wehren sollte.

Der Abgesandte erwiderte mit aller Höflichkeit: „Hochwürdiger Herr, Ihr seid an einen Ort gekommen, wo wir uns außer der Allmacht Gottes vor niemand fürchten und wo die Bannstrahlen und Interdikte samt und sonders in die Acht erklärt sind; Ihr werdet demnach am besten thun, Euch in diesem Stücke dem Ghino gefällig zu beweisen."

Während dieser Unterredung hatten die Knappen des Ghino den Abt und die Seinigen bereits von allen Seiten umringt; er zog demnach, wie er sich gefangen sah, voll Unmut mit dem Abgesandten nach dem Schlosse, und seine Leute und

sein Gepäck mit ihm. Hier hatte Ghino die Anstalt so getroffen, daß man den Abt ganz einsam in ein kleines, dunkles Kämmerchen des Palastes einsperrte; alle übrigen aber wurden, ein jeder seinem Range gemäß, in dem Schlosse ganz bequem untergebracht. Die Pferde und das Gepäck wurden, ohne das geringste davon anzutasten, in Sicherheit gebracht, und wie dieses geschehen war, ging Ghino selbst zu dem Abte und sprach zu ihm: „Herr Ghino, dessen Gast Ihr seid, läßt Euch bitten, ihm anzuzeigen, wohin Ihr willens waret, zu reisen, und in welcher Absicht."

Der Abt war klug genug, seinen Stolz an die Seite zu setzen und sagte zu ihm, wohin er wollte und weswegen.

Wie Ghino dieses hörte, begab er sich weg und nahm sich vor, ihn ohne Bäder gesund zu machen. Er ließ sein Kämmerchen tüchtig einheizen und wohl bewachen und kam nicht eher wieder zu ihm, als am folgenden Morgen, wo er ihm auf einem weißen Tafeltuche ein paar Schnitte geröstetes Brot vorsetzte und einen tüchtigen Becher voll Vernaccia von des Abtes eigenem Vorrat; wobei er zu ihm sagte: „Herr Abt, wie Ghino jünger war, legte er sich auf die Heilkunde und er sagt, er habe nie eine bessere Heilart für einen verdorbenen Magen gefunden, als die er bei Euch anwenden will. Die beiden Dinge, die ich Euch hier vorsetze, sollen zum Anfange dienen; nehmt sie also und habt guten Mut."

Der Abt, der mehr Lust hatte, zu essen, als zu schwatzen, aß das Brot und trank den Wein, wiewohl nicht mit der besten Laune, und sprach hernach manches in einem hohen Tone, hatte vieles zu fragen und zu erinnern und verlangte vor allen Dingen den Ghino zu sprechen.

Ghino ließ einige Dinge, als gleichgültig, unerwidert, antwortete auf einige andere sehr höflich und versicherte, daß Ghino ihn besuchen würde, sobald er Zeit hätte. Hierauf verließ er ihn wieder, kam am folgenden Tage um dieselbe Zeit abermals mit seiner gewöhnlichen Portion Brot und Wein, und hielt ihn auf diese Weise so lange hin, bis er bemerkte, daß der Abt anfing, trockene Bohnen zu essen, die er absichtlich in der Kammer hatte liegen lassen. Wie er dieses gewahr ward, fragte er ihn in Ghino's Namen, wie er meinte, daß es nunmehr um seinen Magen stände.

Der Abt antwortet: „Ich würde glauben, mich wohl zu

befinden, sobald ich nur nicht mehr in seinen Händen wäre, und nächst diesem habe ich kein größeres Verlangen, als mich einmal wieder satt zu essen; so gut finde ich mich durch seine Arznei hergestellt."

Ghino ließ demnach mit des Abtes eigenem Geräte einen schönen Saal für ihn und seine Begleiter zurüsten und ein großes Mahl bereiten, zu welchem er, außer den Leuten des Abtes auch viele Einwohner des Ortes einladen ließ. Des andern Morgens ging er zu dem Abte und sagte: „Mein Herr, da Ihr Euch wohlbefindet, so ist es Zeit, daß Ihr Euer Krankenzimmer verlaßt." Er nahm ihn hierauf bei der Hand und führte ihn in den für ihn bereiteten Saal, wo er ihn bei seinen Leuten ließ und indessen Anstalt machte, daß es bei dem Gastmahle recht festlich zuginge. Der Abt unterhielt sich ein wen'g mit den Seinigen und erzählte ihnen, wie er gelebt hätte, dagegen sie ihm alle beschrieben, wie trefflich sie von Ghino wären bewirtet worden. Wie nun die Mittagsstunde kam, ließ Ghino den Abt und die übrigen Gäste an der Tafel auf's beste bedienen, gab sich aber immer noch nicht zu erkennen. Nachdem der Abt eine gute Weile am Tische zugebracht und Ghino indessen veranstaltet hatte, daß sein übriges Gerät und Gepäck in einem anderen großen Saale aufgestellt und seine sämtlichen Pferde, bis auf das schlechteste Saumroß, in einen Hof geführt waren, welcher unter den Fenstern des Saales war, ging dieser zu dem Abte und fragte ihn, wie er sich befände, und ob er glaubte, genugsam Kräfte gesammelt zu haben, um weiter zu reisen.

Der Abt antwortete, er fühle sich stark genug und seinen Magen genugsam wieder hergestellt, und ihm würde völlig wohl sein, wenn er nur nicht mehr in der Gewalt des Ghino wäre

Ghino führte ihn darauf in den anderen Saal, wo seine Sachen und seine Diener waren, ließ ihn an ein Fenster treten, von welchem er alle seine Pferde übersehen konnte, und sagte: „Herr Abt, Ihr müßt wissen, daß Ghino ein Edelmann ist, den seine vielen und mächtigen Feinde von Haus und Hof gejagt haben. Die Notwendigkeit, sich seiner Haut zu wehren und seine adeligen Rechte zu verfechten (und nicht der Mutwille oder böse Absichten) haben ihn gezwungen, auf der Landstraße zu rauben und sich gegen den päpstlichen Stuhl aufzulehnen.

Ich selbst bin dieser Ghino. Weil Ihr mir nun ein rechtschaffener Herr zu sein scheint, so bin ich nicht Willens, nachdem ich Euch Euren Magen wieder in Ordnung gebracht habe, Euch so zu behandeln, wie ich es mit manchen Anderen machen würde, wenn ich ihn so, wie Euch, in meine Gewalt bekäme, und dem ich ein Lösegeld nach meinem Gefallen vorschreiben würde; sondern ich bitte Euch nur, mir in Rücksicht auf meine Umstände so viel von den Eurigen mitzutheilen, als Euch selbst beliebt. Hier seht Ihr alle Eure Sachen vor Euch, und aus diesem Fenster könnt Ihr im Hofe Eure Pferde sehen. Nehmt demnach, so viel ihr wollt, davon zurück, ja nehmet Alles, wenn es Euch gefällt, und bedienet Euch von Stund' an Eures freien Willens, zu gehen, oder zu bleiben, wie es Euch beliebt."

Der Abt verwunderte sich sehr, eine so biedere Sprache von einem Straßenräuber zu hören, und empfand darüber so viel Wohlgefallen, daß sein Zorn und Unwillen in einem Augenblicke verschwanden und sich in Wohlwollen verwandelten. Er ward auf der Stelle des Ghino Freund, umarmte ihn und sagte: „Ich schwöre bei Gott, daß ich, um die Freundschaft eines solchen Mannes zu gewinnen, für welchen ich Dich jetzt halte, mir viel größere Unannehmlichkeiten würde gefallen lassen, als ich bisher glaubte, von Dir erlitten zu haben. Verwünscht sei die Ursache, die Dich gezwungen hat, ein so schmähliches Gewerbe zu ergreifen!"

Nach diesen Worten ließ er von seinem beträchtlichen Gepäcke nur ein weniges, ingleichen nur die nothwendigsten Pferde nehmen, ließ alles Uebrige dem Ghino und kehrte nach Rom zurück. Der Pabst hatte von der Aufhebung des Abtes schon gehört, und obwohl es ihn sehr verdroß, so konnte er sich doch nicht enthalten, ihn zu fragen, wie ihm das Bad bekommen wäre.

Lächelnd antwortete der Abt: „Heiliger Vater, ich habe viel näher, als bei den Bädern, einen trefflichen Arzt gefunden, der mich vollkommen wieder hergestellt hat." Er erzählte ihm hierauf, wie es ihm gegangen war. Der Papst lachte darüber und der Abt, vom Edelmuth getrieben, bat sich in der Folge des Gesprächs eine Gnade von ihm aus. Der Papst, der sich ganz etwas Anderes vermuthete, versprach ihm willig, sein Begehren zu erfüllen, worauf der Abt sagte: „Heiliger Vater, was ich von Euch bitten will, ist, daß Ihr meinen Arzt, Ghino di Tacca, zu Gnaden aufnehmt; denn unter allen Biedermännern,

je kennen lernte, ist er gewiß einer von den ersten, und das Böse, was er begeht, schreibe ich mehr auf die Rechnung des Schicksals, als auf die seinige, und wenn Ihr seine Lage verbessert, indem Ihr ihm irgend etwas anweiset, wovon er anständig leben kann, so zweifle ich nicht, daß Ihr in kurzer Zeit ebenso von ihm denken werdet, wie ich."

Wie der Papst dieses hörte, welcher selbst großmütig war und redliche Männer hochschätzte, zeigte er sich sehr bereitwillig, und sagte, wenn Ghino wirklich ein solcher Mann wäre, wie der Abt ihn beschriebe, so möchte er ihn nur auf sein Wort kommen lassen.

Ghino kam also auf Veranstaltung des Abtes unter sicherem Geleit nach Hofe. Der Papst erkannte bald seine guten Eigenschaften, nahm ihn zu Gnaden auf, ließ ihn zum Spitalritter schlagen und schenkte ihm eine Großpriorei des Ordens, die er auch als ein Diener und Freund der heiligen Kirche und des Abts von Cligny zeitlebens besaß.

Dreiundneunzigste Erzählung.

Wenn wir den Versicherungen einiger Genuesen und anderer Reisenden, die in Kitay gewesen sind, Glauben beimessen können, so lebte daselbst einst ein sehr vornehmer und überaus reicher Mann, namens Nathan. Dieser hatte ein Landhaus, nicht fern von einer Heerstraße, welche ein jeder notwendig ziehen mußte, der entweder vom Morgenlande nach dem Abendlande oder vom Abend- nach dem Morgenlande reisen wollte. Da er nun ein wohlthätiger, gastfreier Mann war und seine edelmütigen Gesinnungen gern durch Handlungen an den Tag legen mochte, so ließ er, weil es an Handwerkern nicht fehlte, in kurzer Zeit einen von den größten, prächtigsten und schönsten Palästen, die man jemals gesehen hat, erbauen, und daselbst alles in reichlicher Menge anschaffen, was nötig war, um jeden Biedermann nach Stand und Würden aufzunehmen und zu bewirten, und seine zahlreiche Dienerschaft mußte einen jeden, welcher ging und kam, mit Fröhlichkeit empfangen und ihm aufwarten.

Wie er schon alt und betagt war und dennoch in seiner Gastfreiheit nicht ermüdete, kam von ungefähr das Gerücht von ihm zu den Ohren eines Jünglings, namens Mithridanes, der in einem nicht weit entfernten Lande wohnte. Da er sich bewußt war, ebenso reich zu sein, wie Nathan, so ward er eifersüchtig auf seine Tugenden und auf seinen Ruhm, und beschloß, denselben durch eine noch größere Freigebigkeit zu erlöschen oder zu verfinstern. Er ließ demnach einen ebenso geräumigen Palast bauen, wie der des Nathan, und fing an, einem jeden Vorüberreisenden mit dem größten Aufwande zu bewirten, so daß er sich wirklich in kurzer Zeit keinen geringen Namen erwarb. Es traf sich jedoch einmal, indem der junge Mann allein in dem Hofe seines Palastes wandelte, daß ein armes Weiblein durch eine von den vielen Pforten zu ihm hinein kam und ihn um ein Almosen bat, welches er ihr auch gab. Sie kam durch eine andere Pforte wieder herein und bat ihn um ein zweites Almosen, das sie gleichfalls empfing, und so fuhr sie zwölfmal nach einander fort. Wie sie endlich auch noch das dreizehnte mal wieder kam, sagte Mithridanes: „Gute Frau, Du wiederholst ziemlich oft Deine Bitte.“ Inzwischen gab er ihr doch wieder ein Almosen. Wie die Alte seine Worte hörte, rief sie: „O, wie bewunderungswürdig ist die Wohlthätigkeit des Nathan! Ich bin zu ihm durch die zweiunddreißig Pforten eingegangen, die sein Palast ebensowohl wie dieser hat, und habe ihn um ein Almosen gebeten, und jedesmal hat er es mir gegeben, ohne sich auch nur einmal merken zu lassen, daß er mich wieder erkannt hätte; und hier erkennt man mich schon das dreizehnte mal und macht mir Vorwürfe.“

Mit diesen Worten ging die Alte davon und kam nicht wieder. Wie Mithridanes hörte, was sie sagte, und das Lob des Nathan als eine Schmälerung seines eigenen Ruhmes betrachtete, ward er bis zur Wut entrüstet und dachte: „Wehe mir! Wenn werde ich die Freigebigkeit des Nathan, die ich zu übertreffen gedachte, in großen Dingen auch nur erreichen, da ich es ihm im Kleinen nicht einmal gleich thun kann? Wahrlich, alle meine Mühe ist vergebens, wenn ich nicht ihn selbst aus dem Wege räume, und da ihn seine Jahre nicht unter die Erde bringen, so muß ich es nur bald mit eigenen Händen thun.“ In dieser Anwandlung von Jähzorn machte er sich auf und stieg, ohne sich mit jemand über seinen Plan zu besprechen,

mit einigen wenigen Begleitern zu Pferde, kam am dritten Tage an dem Ort, wo Nathan wohnte, an, und befahl seinen Begleitern, sich nicht merken zu lassen, daß sie ihm angehörten, sondern sich so lange selbst Herberge zu suchen, bis sie nähere Nachricht von ihm erführen.

Er war gegen Abend angekommen. Wie er nun seine Begleiter entfernt hatte, begegnete ihm von ungefähr Nathan selbst, der ohne alle Begleitung, nicht weit von seinem schönen Palaste, in ganz schlichter Kleidung spazieren ging. Er kannte ihn nicht und fragte ihn, ob er ihm nicht sagen könnte, wo Nathan wohnte.

„Mein Sohn (antwortete ihm Nathan freundlich), das kann Dir in dieser ganzen Gegend niemand besser sagen, als ich; und wenn Du willst, so bin ich bereit, Dich selbst hinzuführen."

Der Jüngling erwiderte, daß ihm dieses sehr lieb sein würde; allein wenn es möglich wäre, so müßte es auf solche Weise geschehen, daß er von Nathan weder gekannt noch gesehen würde.

„Auch dieses will ich Dir zu Gefallen thun, weil Du es wünschest", sprach Nathan.

Mithridanes stieg also vom Pferd und ging mit Nathan, der ihn mit allerlei angenehmen Geschichten unterhielt, bis an seinen Palast, wo Nathan einen von seinen Dienern befahl, das Pferd des Fremdlings in acht zu nehmen, und ihm zugleich heimlich in's Ohr sagte, er möge eiligst alle Leute im Hause warnen, sich gegen den jungen Fremdling nicht merken zu lassen, daß er ihr Herr wäre. Wie sie in den Palast traten, führte er den Mithridanes in ein schönes Zimmer, wo ihn niemand gewahr ward, außer denen, die er selbst zu seiner Aufwartung bestellte; und hier ließ er ihn auf's beste verpflegen und leistete ihm selbst Gesellschaft.

Mithridanes, den er immer um sich hatte, konnte zwar nicht umhin, ihn wie einen Vater zu verehren; doch fragte er ihn einst, wer er wäre.

„Ich bin (gab er ihm zur Antwort) nur einer der geringsten Diener des Nathan. Von meiner Jugend an bin ich mit ihm aufgewachsen und bin mit ihm alt geworden; ich bin aber bei ihm nie weiter gekommen, als Du siehst; denn obgleich ein jeder andere Ursache hat, mit ihm zufrieden zu sein, so kann ich mich seiner doch nicht sehr rühmen."

Aus diesen Worten schöpfte Mithridanes Hoffnung, seinen bösen Anschlag leicht und mit weniger Gefahr ausführen zu können. Nathan fragte ihn darauf ohne Umschweif, wer er wäre, und welche Absicht ihn hergeführt hätte, und erbot sich, ihm in allem nach seinem Vermögen mit Rat und That beizustehen. Mithridanes stand ein wenig bei sich an, was er ihm antworten sollte, entschloß sich aber am Ende, sich ihm gänzlich anzuvertrauen, und nachdem er in einer langen Vorrede ihn um Treue und Verschwiegenheit gebeten hatte, forderte er Rat und Beistand von ihm, indem er ihm zugleich seinen Namen und seine Absicht ohne Zurückhaltung entdeckte.

Nathan konnte zwar die Rede und den grausamen Vorsatz des Mithridanes nicht ohne innerliche Erschütterung mit anhören; doch faßte er sich und antwortete ihm mit ruhigem Blicke, ohne sich lange zu bedenken: „Mithridanes, Dein Vater war ein edler Mann und Du willst ihm nicht nachstehen, und hast deswegen das große Werk unternommen, Dich gegen alle Menschen freigebig und wohlthätig zu beweisen. Ich tadle Dich auch nicht, daß Du den Nathan um seine Tugenden beneidest, denn wenn ihm viele nacheiferten, so würde die Welt, die voll Elends ist, bald gut und glücklich werden. Dein Vorsatz, den Du mir eröffnet hast, soll ganz gewiß verschwiegen bleiben; darin kann ich Dir jedoch besser mit gutem Rat, als mit thätiger Hilfe beistehen.

Mein Rat ist dieser; Du siehst von hier aus in einer Entfernung von ungefähr einer halben Meile ein kleines Gehölz, in welchem Nathan jeden Morgen ganz allein eine geraume Zeit zu seinem Vergnügen umherwandelt. Dort kannst Du ihn ohne Mühe finden und mit ihm verfahren, wie Du es für gut findest. Solltest Du ihn töten, so geh, um sicher wieder nach Hause zu gelangen, nicht denselben Weg, den Du hergekommen bist, sondern folge demjenigen, der Dich, wie Du sehen wirst, linker Hand aus dem Gehölze führt. Er ist zwar etwas weniger gebahnt, als der andere; allein er führt Dich näher und sicherer nach Hause."

Wie Mithridanes diese Weisung erhalten und Nathan sich entfernt hatte, gab er in der Stille seinen Leuten, die auch in demselben Palaste waren, Nachricht, wo sie ihn am folgenden Tage erwarten sollten. Sobald der neue Tag anbrach, ging Nathan, dem Ratschlage gemäß, welchem er dem Mithridanes

gegeben hatte, allein in das Wäldchen und seinem Tode entgegen; Mithridanes stand gleichfalls auf, nahm seinen Bogen und sein Schwert, die einzigen Waffen, die er hatte, stieg zu Pferde und ritt nach dem Wäldchen zu, wo er von ferne den Nathan, ganz allein wandelnd, gewahr ward. Da er wünschte, ihn erst zu sehen und reden zu hören, ehe er ihn erschlag, so sprengte er auf ihn zu, ergriff ihn bei der Binde, die er um das Haupt trug, und sprach: „Alter, Du bist des Todes!"

„Dann habe ich ihn verdient", antwortete Nathan.

Wie Mithridanes seine Stimme hörte und sein Angesicht erblickte, erkannte er ihn augenblicklich für denjenigen, der ihn so gütig aufgenommen, so vertraulich begleitet und ihn so aufrichtig geraten hatte. Sein Haß verließ ihn, sein Zorn verwandelte sich in Schamröte, er warf sein Schwert, das er schon gezückt hatte, von sich, sprang vom Pferde, warf sich dem Greise mit Thränen zu Füßen und sagte: „Jetzt, teurer Vater, erkenne ich in der That Eure Großmut, indem ich sehe, wie Ihr mit Vorbedacht alles selbst eingeleitet habt, um Euer Leben in meine Hände zu liefern, welchem ich ohne Ursache nachgestellt und Euch dieses selbst offenbart habe. Aber Gott, der in dem entscheidenden Augenblicke besser über mich und über meine Pflicht wachte, als ich selbst, hat mir die Augen geöffnet, welche mein schändlicher Neid mir verschlossen hatte; und je mehr Ihr bereit gewesen seid, mir zu willfahren, um desto mehr ist es meine Pflicht, mein Verbrechen zu bereuen. Rächet Euch demnach an mir, so wie Ihr glaubt, daß mein Vergehen es verdient."

Nathan hieß ihn aufstehen, umarmte ihn zärtlich und sagte: „Mein Sohn, Du magst Deinen Vorsatz böse nennen oder nicht, so brauchst Du deswegen nicht um Verzeihung zu bitten; denn Du faßtest ihn nicht aus Haß, sondern aus Ruhmsucht. Sei demnach unbesorgt vor mir, und sei versichert, daß kein Mensch in der Welt Dich mehr liebt, als ich, indem ich Deinen emporstrebenden Geist erwäge, der Dich antreibt, nicht Reichtümer anzuhäufen, wie die Geizigen thun, sondern Deine gesammelten Schätze wohl anzuwenden. Schäme Dich auch nicht, daß Du getrachtet hast, mir das Leben zu nehmen, um Dich berühmt zu machen, und glaube ja nicht, daß ich mich darüber verwundere. Die größten Kaiser und die berühmtesten Könige haben fast durch keine andere Kunst ihre Grenzen erweitert und folglich ihren

Ruhm vermehrt als durch Entschlag, und zwar haben sie nicht, wie Du thun wolltest, nur einen Menschen, sondern viele Tausende hingeopfert, Länder verheert und versengt und Städte dem Erdboden gleichgemacht. Wenn Du demnach, um Dich berühmter zu machen, mich einzelnen Mann aus dem Wege räumen wolltest, so thatest Du nichts außerordentliches, sondern etwas sehr gewöhnliches."

Mithridanes suchte sein verkehrtes Vorhaben nicht zu bemänteln, sondern wußte es dem Nathan Dank, daß er selbst es so glimpflich entschuldigt. Indem er das Gespräch fortsetzte, bezeigte er ihm sein Erstaunen darüber, daß Nathan sich hätte entschließen können, seine Absicht zu befördern und ihm selbst dazu Rat zu geben.

Nathan antwortete: „Mithridanes, Du mußt Dich über meinen Rat und meinen Entschluß nicht wundern; denn seitdem ich Herr über meine Handlungen gewesen bin und gesucht habe, dasjenige zu thun, was Du gleichfalls unternommen hast, ist niemand zu mir in mein Haus gekommen, dem ich nicht nach meinem besten Vermögen alles gewährt hätte, was er von mir verlangte. Du kamst und trachtetest nach meinem Leben, und wie ich Dich Deinen Wunsch äußern hörte, wollte ich nicht, daß Du der einzige sein solltest, der mich unbefriedigt verließe; darum entschloß ich mich ohne Bedenken, Dir mein Leben aufzuopfern, und damit es Dir nicht fehlte, so gab ich Dir selbst den Anschlag, wie Du mir mein Leben rauben könntest, ohne das Deinige in Gefahr zu setzen. Und darum sage ich Dir noch einmal und bitte Dich, nimm es mir, wenn es Dir behagt, und erfülle Deinen Wunsch; ich wüßte nicht, wie ich es besser verlieren könnte. Ich habe es nun achtzig Jahre genossen und es nach meinem Wohlgefallen und Vergnügen angewandt, und ich weiß, daß mir nach dem Gange, welchen die Natur gewöhnlich mit anderen Menschen und mit allen Dingen überhaupt nimmt, nur noch eine kleine Frist übrig bleibt, und diese zu verschenken, wie ich bisher meine Schätze verschenkt und verwendet habe, scheint mir besser, als mein Leben so lange behalten wollen, bis die Natur es mir wider meinen Willen abnimmt. Hundert Jahre sind nur ein kleines Opfer, wie viel mehr denn sechs oder acht, die ich noch erleben könnte? Nimm es also, wenn es Dir behagt; ich bitte Dich darum, denn in meinem ganzen Leben habe ich noch niemand gefunden, der es begehrt hätte, und wenn Du, der

Du darnach trachtest, es nicht nimmst, so weiß ich nicht, wann sich ein Liebhaber dazu finden wird. Und gesetzt, es fände sich auch ein anderer, so weiß ich doch, daß es mit den Jahren immer mehr von seinem Werte verliert. Nimm es denn, ich bitte Dich, ehe es noch mehr in seinem Werte sinkt."

Mithridanes schämte sich und sprach: Gott bewahre, daß ich ein so teures Gut, wie Euer Leben rauben oder länger darnach trachten sollte, wie ich einst gethan habe! Ehe ich die Jahre desselben verkürzen wollte, wünschte ich lieber, wenn es möglich wäre, sie mit den meinigen zu verlängern."

„Und wenn Du das könntest, wolltest Du es dann wirklich auch thun?" fragte Nathan hastig.

„Ja wohl!" antwortete Mithridanes mit Freudigkeit.

„Wohlan, so thue, was ich Dir sagen will (sprach Nathan); Du, als ein junger Mann, bleibst unter dem Namen Nathan in diesem Hause, und ich beziehe das Deinige nnd lasse mich künftig Mithridanes nennen."

Mithridanes antwortete: „Wenn ich so löblich zu handeln verstände, wie ihr es versteht und verstanden habt, so würde ich ohne langes Bedenken Euer Anerbieten annehmen; allein, da ich gewiß weiß, daß mein Betragen den Ruhm des Nathan nur vermindern würde, und da ich einem anderen dasjenige nicht verderben mag, was ich an mir selbst nicht zur Vollkommenheit zu bringen verstehe, so muß ich es ausschlagen."

So führten Mithridanes und Nathan noch manche angenehme Gespräche mit einander, und gingen zusammen zurück nach dem Palaste, wo Nathan den Mithridanes noch einige Tage auf's Gastfreieste bewirtete, und ihn mit aller Sorgfalt und Weisheit in seinem großen und löblichen Bestreben bestärkte. Wie endlich Mithridanes den Wunsch äußerte, mit den Seinigen wieder nach Hause zu reisen, entließ ihn Nathan, nachdem er ihn völlig überzeugt hatte, daß er ihn an Güte und Wohlwollen nimmermehr würde übertreffen können.

Vierundneunzigste Erzählung.

In der berühmten Stadt Bologna in der Lombardei war einmal ein Rittersmann, der nicht weniger wegen seiner Tugenden als wegen seines Adels sehr hochgeehrt war und Messer' Gentile Carisendi hieß. Dieser junge Edelmann verliebte sich in eine Dame, namens Madonna Catalina, die Gattin eines gewissen Niccoluccio Caccianimico; weil sie aber seine Liebe nicht erwiderte, so ging er aus Verzweiflung nach Modena, wo er zum Stadthauptmann erwählt ward. Wie Niccoluccio nun einst von Bologna abwesend war, und seine Frau, die sich hoch schwanger befand, sich auf einem Landhause ungefähr drei Meilen von der Stadt aufhielt, bekam sie plötzlich einen so heftigen Anfall von Krankheit, daß alle Merkmale des Lebens bei ihr verschwanden, und daß sie deshalb auch von ihrem Arzte für tot gehalten ward. Weil nun ihre nächsten Verwandten versicherten, von ihr gehört zu haben, daß sie in ihrer Schwangerschaft noch nicht so weit gekommen wäre, daß die Frucht zur Reife gediehen sein könnte, so ward sie ohne weitere Umstände unter vielen Thränen der Ihrigen in einem Kirchengewölbe beigesetzt. Dieses ward dem Herrn Gentile unverzüglich von einem Freunde gemeldet, und so wenig er sich auch der Güte seiner Dame zu rühmen hatte, so betrübte er sich doch über diese Nachricht und dachte bei sich selbst: „Catalina, Du bist nun tot. In Deinem Leben konnte ich nie einen Blick von Dir erhalten; doch jetzt, da Du Dich nicht wider mich sträuben kannst, will ich Dir wenigstens im Tode noch einen Kuß rauben." Es war schon Abend, wie er mit diesem Vorsatze in Begleitung eines Dieners heimlich zu Pferde stieg und ungesäumt nach dem Orte ritt, wo die Dame begraben lag. Er öffnete das Grab, legte sich an die Seite der geliebten Leiche und seine Wange an die ihrige und küßte sie einigemal mit vielen Thränen. Wie nun aber die Begierden der Menschen keine Grenzen kennen, sondern immer weiter und weiter gehen, zumal bei den Verliebten, so dachte dieser auch, indem er schon im Begriff war wieder wegzugehen: „Ei, warum soll ich nicht, da ich einmal hier bin, einmal ihren Busen berühren, da ich sie nie wieder berühren werde und nie berührt habe?" Er konnte diesem Triebe nicht widerstehen, legte seine Hand auf ihren Busen und glaubte nach einer kleinen

Weile zu fühlen, daß ihr Herz unter seiner Hand schlüge. Wie er nun alle Furcht beiseite setzte und fortfuhr, sie genauer zu beobachten, überzeugte er sich bald, daß sie nicht tot war, wiewohl er nur wenige und schwache Spuren des Lebens an ihr bemerkte. Er hob sie demnach mit Hilfe eines Dieners sanft aus dem Grabe, setzte sie vor sich auf sein Pferd und brachte sie in der Stille nach seinem Hause in Bologna. Seine Mutter, eine vortreffliche und verständige Frau, welche das Haus bewohnte, und von ihrem Sohne den ganzen Vorgang erfuhr, eilte, sie durch laue Bäder und gelinde Erwärmung wieder herzustellen, und es gelang ihr, die schlummernden Lebensgeister bei ihr wieder zu erwecken. Indem sie zur Besinnung kam, hob ein tiefer Seufzer ihre Brust und sie fragte, wo sie wäre.

„Sei ruhig, Liebe (antwortete die verständige Matrone); Du bist in guten Händen."

Wie sie sich endlich völlig erholte und um sich blickte, und nicht wußte, an welchem Orte sie sich befand, und wie sie vollends den Gentile um sich sah, fragte sie voll Verwunderung seine Mutter, wie sie dahin gekommen wäre.

Herr Gentile erzählte ihr alles umständlich; sie ward sehr gerührt dadurch und dankte ihm nach einer kleinen Weile von ganzem Herzen; doch beschwor sie ihn zugleich bei seiner Ritterfitte, sich in seinem Hause kein Betragen gegen sie zu erlauben, welches ihrer Ehre und der Ehre ihres Gemahls zuwider wäre, und sie, sobald es Tag würde, nach ihrem eigenen Hause bringen zu lassen.

„Madonna (erwiderte Gentile), was auch sonst meine Wünsche gewesen sein mögen, so will ich doch weder jetzt noch künftig, weder hier noch anderswo, Euch anders begegnen, als einer geliebten Schwester, nachdem mir Gott die Gnade erwiesen hat, Euch aus dem Grabe mir lebendig wieder zu geben, und meine vormalige Liebe zum Werkzeug Eurer Erweckung zu gebrauchen. Weil jedoch die Wohlthat, die Euch durch mich in dieser Nacht widerfahren ist, einige Belohnung verdient, so müßt Ihr mir eine Gefälligkeit nicht abschlagen, um welche ich Euch bitten will."

Sie gab ihm liebreich zur Antwort, sie wäre willig, ihm alles zu gewähren, was sie ohne Verletzung ihrer Ehre vermögend wäre zu thun.

„Madonna (sprach hierauf Gentile), alle Eure Verwandten

und jedermann in Bologna glauben ganz gewiß, daß Ihr gestorben seid, und niemand wird euch in eurem Hause erwarten. Ich bitte Euch deswegen, so lange bei meiner Mutter hier verborgen zu bleiben, bis ich von Modena wieder herkomme, welches nicht lange wären soll. Ich wünsche dieses aus keiner andern Ursache, als weil ich Euch gerne als ein kostbares Geschenk, in Gegenwart der angesehensten Männer dieser Stadt Eurem Gemahl überliefern möchte."

Die Dame, welche wußte, wie vieles sie dem Ritter zu danken hatte, und sein Begehren anständig fand, bequemte sich, ihm gefällig zu sein, und versprach es ihm auf ihre Ehre, obgleich sie sehnlich gewünscht hätte, die Ihrigen unverzüglich durch ihre Auferweckung zu erfreuen. Doch kaum hatte sie die Antwort von sich gegeben, so fühlte sie, daß die Stunde ihrer Entbindung sich einstellte, in welcher ihr die Mutter des Gentile so liebreich Beistand leistete, daß sie in einer kleinen Weile einen schönen gesunden Knaben zur Welt brachte. Dieser Umstand verursachte dem Herrn Gentile und ihr selbst eine doppelte Freude. Herr Gentile machte Anstalt, daß sie mit allem nötigen wie seine eigene Gemahlin bedient ward, und ritt hierauf nach Modena, wo er so lange blieb, bis die Zeit seiner Amtsverwaltung zu Ende ging. Wie er nun nach Bologna zurückkam, veranstaltete er am Tage seiner Ankunft ein großes Gastmahl in seinem Hause, zu welchem viele angesehene Leute und unter anderen auch Niccoluccio Caccianimico, eingeladen wurden. Wie er nun ankam und vom Pferde stieg, seine Gäste versammelt fand und auch die Dame frischer und gesunder als jemals mit ihrem Kleinen vorgefunden hatte, setzte er sich mit großer Freude mit seiner Gesellschaft zu Tische, und ließ sie mit den herrlichsten Speisen bedienen. Wie die Mahlzeit fast zu Ende ging, und er vorher der Dame seine Absicht entdeckt, und mit ihr Abrede genommen hatte, wie sie sich verhalten sollte, sprach er zu seinen Gästen: „Meine Herren, ich habe gehört, daß man in Persien einen Gebrauch haben soll, den ich sehr gut finde, nämlich, daß man einen Freund, den man besonders ehren will, zu sich einladet, und ihm diejenige Person zeigt, die man am liebsten hat, sie sei Weib, Geliebte, Tochter oder wer sie wolle, zum Zeichen, daß man ihm eben so gerne sein eigenes Herz (wenn man könnte) zeigen würde, als man ihm diese sehen läßt. Ich bin willens, diese Sitte

hier in Bologna zu beobachten. Ihr, meine Herren, habt mich an meinem Tische mit Eurer Gegenwart beehrt, und ich will suchen, Euch auf gut persisch wieder eine Ehre zu erweisen, indem ich Euch dasjenige zeige, was mir in der Welt das Liebste ist und sein muß. Ehe ich aber dieses thue, bitte ich Euch, mir vorher eine Frage zu beantworten, die ich Euch vortragen will. Ein Mann hat in seinem Hause einen guten, treuen Diener, welcher gefährlich krank wird. Ohne das Ende dieses Menschen abzuwarten, läßt ihn sein Herr auf die Straße hinaustragen und bekümmert sich nicht weiter um ihn. Ein Fremder geht vorüber, hat Mitleid mit dem Kranken, nimmt ihn in sein Haus und bringt ihn mit vieler Mühe und Pflege wieder zu seiner Gesundheit. Nun möchte ich gerne wissen, ob sein voriger Herr sich mit Recht würde beklagen können, wenn ihn jener in seinem Dienste behielte und sich weigerte, ihn wieder heraus zu geben?"

Die Herren sagten verschiedenes über diese Frage und baten zuletzt einstimmig den Niccoluccio Caccianimico, der ein sehr guter und gewandter Redner war, sie zu beantworten. Niccoluccio begann damit, daß er die persische Sitte lobte, und sagte hierauf, er wäre mit allen übrigen Herren der Meinung, der erste Herr habe nicht mehr das geringste Recht an seinen Diener, da er ihn in seiner hülflosen Lage nicht nur verlassen, sondern gar verstoßen habe. Er sei vielmehr, vermöge der empfangenen Wohlthaten, der Knecht des zweiten geworden, und wenn dieser ihn behalte, so geschehe dem ersten dadurch weder Gewalt noch Unrecht oder irgend eine Beleidigung.

Alle übrigen Gäste, unter welchen sich viele verständige Männer befanden, erklärten einstimmig, daß sie eben der Meinung wären, welche Niccoluccio geäußert hätte. Der Ritter, dem diese Antwort sehr lieb war und dem es noch mehr Vergnügen machte, daß Niccoluccio sie gegeben hatte, sagte, er selbst wäre gleichfalls dieser Meinung. „Und nunmehr (sprach r) ist es Zeit, daß ich Euch die versprochene Ehre erweise." Er rief hierauf zwei seiner Diener, saadte sie zu der Dame, die er auf's prächtigste hatte kleiden und schmücken lassen, und ließ sie bitten, die Gesellschaft mit ihrer Gegenwart zu erfreuen. Sie trat bald darauf, mit ihrem niedlichen

Knaben auf dem Arm, begleitet von den beiden Dienern, in den Saal und setzte sich auf Begehren des Ritters neben einen von den Gästen. „Meine Herren (sprach Herr Gentile), hier seht Ihr diejenige, die mir jetzt und immer das Liebste in der Welt ist und sein wird. Betrachtet sie und urteilt selbst, ob sie es verdient und ob ich Recht habe."

Die Herren bezeigten ihr ihre Ehrerbietung, priesen sie sehr und erklärten dem Ritter, daß sie ihm von rechtswegen teuer sein müßte; und indem sie sie mit Aufmerksamkeit betrachteten, so waren viele unter ihnen, welche sie für diejenige würden gehalten haben, die sie wirklich war, wenn sie nicht geglaubt hätten, daß sie tot wäre. Am meisten heftete Niccoluccio seine Augen auf sie, und indem der Ritter sich auf einen Augenblick entfernt hatte, konnte er seine Neugier, zu wissen, wer sie wäre, nicht zurückhalten und fragte sie, ob sie aus Bologna wäre oder nicht.

Es kostete der Dame viele Überwindung, auf die Frage ihres Gemahls nicht zu antworten; allein sie schwieg, weil sie es dem Ritter versprochen hatte. Ein anderer fragte sie, ob der Knabe ihr eigenes Kind wäre; wieder ein anderer, ob sie die Gattin des Gentile oder ob sie sonst mit ihm verwandt wäre; allein sie gab keinem eine Antwort. Indem nun Herr Gentile wieder hereintrat, sprach einer von den Gästen: „Mein Herr, Ihr habt da in der That eine große Schönheit; allein sie scheint ja stumm zu sein. Ist sie es wirklich?"

„Meine Herren (antworte Gentile), es ist kein geringer Beweis ihrer Tugend, daß sie in Eurer Gegenwart nicht gesprochen hat."

„So saget uns denn selbst, wer sie ist!" sprach jener.

„Das will ich gerne thun (versetzte der Ritter), wenn Ihr alle mir versprechen wollt, daß niemand sich von seiner Stelle bewegen will, bis ich meine Erzählung geendigt habe."

Ein jeder versprach es, und da die Tafel bereits aufgehoben war, so setzte sich Herr Gentile neben die Dame und sagte: „Meine Herren, eben diese Dame ist der gute, treue Diener, wegen dessen ich Euch vorhin meine Frage vorlegte. Die Ihrigen schätzten sie so wenig, daß sie sie, wie eine geringfügige und unnütze Sache auf die Straße warfen, wo ich sie aufnahm und durch meine Sorgfalt und Mühe sie aus dem Tode in's Leben zurückbrachte. Gott hat meine gute

Absicht angesehen und hat sie aus einer reizlosen Leiche wieder so schön werden lassen, wie Ihr sie seht. Damit Ihr aber deutlich versteht, wie dieses zugegangen ist, so will ich es Euch kürzlich erklären."

Er erzählte hierauf alles, was von dem ersten Anbeginn seiner Liebe bis zur gegenwärtigen Stunde vorgefallen war, zum großen Erstaunen aller Anwesenden, und er beschloß mit diesen Worten: „Wenn Ihr demnach alle (und Niccoluccio insbesondere) nicht seit wenigen Augenblicken Eure Meinung geändert habt, so gehört diese Dame mit allem Rechte mir, und kein anderer darf sie von rechtswegen mir abfordern."

Alle schwiegen und waren voll Erwartung, was er weiter sagen würde, und Niccoluccio nebst einigen anderen, so wohl als die Dame, waren bis zu Thränen gerührt. Doch Herr Gentile stand auf, nahm das Knäbchen auf seinen Arm und die Dame bei der Hand, ging zu Niccoluccio und sprach zu ihm: „Steh auf, Gevatter, ich übergebe Dir hier nicht Deine Frau, die von Dir und von ihren Verwandten verwahrlost ward, sondern meine Gevatterin nebst diesem Knaben, von dem ich versichert bin, daß Du ihn gezeugt hast. Ich habe ihn aus der Taufe gehoben und ihm den Namen Gentile gegeben; und ich beschwöre Dich, Deine Frau darum nicht minder zu lieben, weil sie fast drei Monate in meinem Hause gewohnt hat, denn ich schwöre Dir bei dem Gott, der es mir vielleicht eingegeben hat, mich in sie zu verlieben, damit meine Liebe ihr das Leben retten möchte, daß sie weder in dem Hause ihrer Eltern, noch in dem Deinigen jemals keuscher gelebt hat, als in dem meinigen bei meiner Mutter." Hierauf sprach er zu der Dame: „Madonna, ich erlasse Euch von diesem Augenblick an Euer Versprechen und übergebe Euch frei und ledig Eurem Niccoluccio." Indem er demselben mit diesen Worten seine Gattin und sein Söhnchen in die Arme geliefert hatte, trat er zurück und setzte sich nieder.

Niccoluccio empfing seine Gemahlin und ihr Kind mit desto größerer Wonne, je weniger er dieses hatte hoffen können. Er dankte dem Ritter nach seinem besten Vermögen, und alle übrigen, die bis zu Thränen gerührt waren, überhäuften ihn (so wie jeder, der davon hörte) mit Lobeserhebungen. Donna Catalina ward mit unbeschreiblicher Freude in ihrem

Hause empfangen, und noch lange darnach ward sie von den Bolognesern wie eine Auferstandene mit Wunder betrachtet, und Messer Gentile blieb nach dieser Zeit ein beständiger Freund des Niccoluccio und aller seiner und Catalina's Verwandten.

Fünfundneunzigste Erzählung.

In Friaul, einem Lande, das zwar ein wenig kalt, aber voll angenehmer Gebirge, fischreicher Ströme und klarer Quellen ist, liegt eine Stadt, namens Udine, in welcher einst eine schöne und edle Dame wohnte, Dinora genannt, die Gattin eines sehr reichen Mannes, welcher Giberto hieß und ein sehr gefälliger, angenehmer Mann war. Diese Dame verdiente wegen ihrer vortrefflichen Eigenschaften die Liebe eines gewissen adeligen und angesehenen Herrn, namens Ansaldo Gradense, welcher ein allgemein beliebter Mann, und als ein tapferer Ritter und feiner Weltmann überall gleich berühmt war. Dieser liebte sie mit Inbrunst und that alles, was er konnte, um ihre Gegenliebe zu gewinnen, und schickte deswegen nicht selten Botschaften an sie; allein er gab sich vergeblich Mühe. Weil ihr nun die Bitten des Ritters endlich zur Last wurden, und weil sie fand, daß er sich nicht abhalten ließ, sie mit seiner Liebe und mit seiner Zudringlichkeit zu verfolgen, obwohl sie ihm alles abschlug, so kam sie auf den Einfall, durch eine besondere Forderung, die er nach ihrer Meinung nie würde erfüllen können, ihn sich vom Halse zu schaffen. Sie sprach demnach einst zu einer gewissen Frau, die er oft zu ihr zu schicken pflegte: „Gute Frau, Du hast mir oft versichert, daß Herr Ansaldo mich über alles liebt, und hast mir in seinem Namen sehr beträchtliche Geschenke versprochen, die er aber nur für sich behalten mag, weil sie mich nie bewegen können, ihn zu lieben und seinen Wünschen nachzugeben; wenn ich aber wüßte, daß er mich wirklich so sehr liebte, wie Du sagst, so würde ich mich geneigt finden lassen, ihn wieder zu lieben und zu thun, was er verlangt. Wenn er mir nun solche

Beweise davon geben wollte, wie ich fordere, so würde er über mich gebieten können."

„Was begehrt Ihr denn, das er thun soll, Madonna?" fragte die Alte.

Sie antwortete: „Ich verlange im nächsten Jänner nahe vor dieser Stadt einen Garten voll frischer Kräuter, duftender Blumen und belaubter Bäume, so schön, wie man sie im Mai nur haben kann. Wenn er mir diesen nicht verschafft, so darf er weder Dich, noch andere jemals wieder zu mir schicken; denn wenn er mich noch weiter reizte, so würde ich, nachdem ich bisher meinem Gemahl und meinen Verwandten alles verschwiegen habe, es ihnen endlich klagen, und würde suchen, ihn mir vom Halse zu schaffen."

Wie der Ritter hörte, was sie verlangte, fand er die Sache zwar äußerst schwierig, wo nicht unmöglich, und merkte wohl, daß ihre Forderung nichts anderes zur Absicht hatte, als ihm alle Hoffnung zu benehmen; doch nahm er sich vor, nichts unversucht zu lassen, wie weit er ihr Begehren erfüllen könnte. Er schickte deswegen in alle vier Weltgegenden umher, um jemand aufzusuchen, bei dem er Rat und Hilfe finden könnte, und es gelang ihm wirklich, jemand anzutreffen, der ihm für einen ansehnlichen Lohn versprach, das Verlangte durch Schwarzkunst zuwege zu bringen. Herr Ansaldo schloß demnach für eine beträchtliche Summe einen Vertrag mit ihm und sah mit Sehnsucht der bestimmten Zeit entgegen. Wie diese heran kam und die Kälte sehr heftig und alles mit Eis und Schnee bedeckt war, wußte der Künstler es durch seine verborgene Wissenschaft in der Neujahrsnacht zu veranstalten, daß am folgenden Morgen (laut der Versicherung derjenigen, die es gesehen haben) auf einer schönen Ebene vor der Stadt, auf einmal einer der schönsten Gärten, die man jemals irgendwo gesehen hatte, mit Gras und Bäumen, Blumen und Früchten aller Art zum Vorschein kam. Wie Herr Ansaldo dieses zu seiner großen Freude gewahr ward, ließ er die herrlichsten Früchte und die schönsten Blumen abpflücken, schickte sie heimlich zu seiner Dame und ließ sie einladen, den Garten, den sie verlangt hätte, zu besehen und sich dadurch von der Größe seiner Liebe zu überzeugen. Zugleich ließ er sie bitten, sich ihres Versprechens zu erinnern, und als eine brave Frau für die Erfüllung desselben zu sorgen.

Wie sie die Früchte und Blumen sah und bereits von einigen Leuten von dem wunderbaren Garten gehört hatte, fing sie an, ihr Versprechen zu bereuen. Allein ungeachtet ihrer Reue trieb sie doch die Neugier, mit einigen anderen Damen aus der Stadt den Garten zu besehen, und sie konnte nicht umhin, ihn zu bewundern; doch kehrte sie höchst betrübt nach Hause zurück, indem sie bedachte, wozu sie sich anheischig gemacht hatte. Ihr Schmerz war so groß, daß sie ihn nicht gänzlich verbergen konnte, sondern auch äußerliche Merkmale davon blicken ließ, welche ihr Mann gewahr ward, und in sie drang, ihm die Ursache davon zu eröffnen. Lange schwieg sie vor Scham; doch endlich fühlte sie sich genötigt, ihm alles ausführlich zu entdecken. Gilberto zürnte anfänglich sehr, wie er es hörte; doch wie er die wohlgemeinte Absicht seiner Gemahlin in Betrachtung zog, ließ er seinen Zorn fahren, und sagte: „Dinora, es ziemt sich nicht für eine kluge und sittsame Frau, dergleichen Gesandtschaften zu empfangen, und mit jemand unter irgend einer Bedingung einen Handel über ihre Keuschheit zu schließen. Die Worte gehen durch das Ohr ein in das Herz und machen viel mehr Eindruck, als mancher sich vorstellt, und den Verliebten ist fast nichts unmöglich. Du hast folglich übel gethan, zuerst Gehör zu geben und hiernächst einen Vertrag einzugehen. Weil ich jedoch die Reinheit Deines Herzens kenne, so will ich Dir, um Dich Deines Versprechens zu entledigen, verstatten, was wohl kein anderer erlauben würde; und dazu bewegt mich zum Teil die Furcht vor dem Schwarzkünstler, mit dessen Hilfe Herr Ansaldo, wenn Du ihn nicht Wort hieltest, sich vielleicht an uns rächen könnte. Du sollst demnach zu ihm gehen und suchen, ihn wo möglich zu bewegen, Dich ohne Verletzung Deiner Keuschheit von Deinem Versprechen zu entbinden. Gelingt Dir aber dieses nicht, so überlaß ihm für diesmal Deine Person, ohne ihm Dein Herz zu schenken."

Die Dame weinte, wie sie die Rede ihres Mannes hörte, und wollte durchaus von der Erlaubnis ihres Mannes nicht Gebrauch machen. Gilberto aber bestand, aller ihrer Weigerungen ungeachtet, auf seinen Willen. Sie ging demnach am folgenden Morgen bei Anbruch des Tages, ungeschmückt, unter Vortretung zweier Diener, und von einem Kammermädchen gefolgt, nach dem Hause des Herrn Ansaldo. Wie dieser hörte, daß seine Dame zu ihm kam, wunderte er sich sehr, stand auf und

ließ den Schwarzkünstler rufen. „Du sollst sehen (sprach er zu ihm), welchen Schatz mir Deine Kunst verschafft." Hierauf ging er mit ihm, ohne in seinem Betragen irgend eine unordentliche Begierde blicken zu lassen, der Dame ehrerbietig entgegen, führte sie in ein schönes Zimmer, in welchem ein großes Feuer brannte, nötigte sie zum Sitzen und sprach zu ihr: „Madonna, wenn meine unwandelbare Liebe einige Vergeltung von Euch verdient, so bitte ich Euch, die Güte zu haben, mir die wahre Ursache zu sagen, warum Ihr zu dieser ungewöhnlichen Stunde und in solcher Begleitung zu mir kommt?"

Mit verschämtem Blick und mit Thränen in den Augen gab sie ihm zur Antwort: „Mein Herr, mich hat weder meine Liebe zu Euch, noch mein gegebenes Versprechen hergeführt, sondern der Befehl meines Gemahls, welcher mehr Rücksicht auf die Rastlosigkeit Eurer ungeziemenden Liebe genommen hat, als auf seine eigene Ehre und auf die meinige, und nur auf diesen Befehl bin ich diesmal erbötig, mich Eurem Willen zu unterwerfen."

Wenn Herr Ansaldo sich über die ersten Worte der Dame verwunderte, so erstaunte er noch mehr über die Großmut des Herrn Gilberto, welche auf einmal seine brünstige Liebe in ein edleres Mitgefühl verwandelte. „Madonna! (sprach er) das wolle Gott nimmermehr (wenn es sich so verhält, wie Ihr sagt), daß ich die Ehre desjenigen verletzen sollte, der mit meiner Liebe so viel Nachsicht hat. Ihr sollt nicht länger, als es Euch selbst beliebt und nicht anders, als wenn Ihr meine Schwester waret, hier verweilen und Euch, sobald es Euch gefällt, wieder entfernen. Danket Eurem Gemahl in meinem Namen in solchen Ausdrücken, die Ihr selbst für angemessen haltet, für seine große Güte und betrachtet mich in Zukunft jederzeit wie Euren Bruder und Diener."

Die Dame war froher, als jemals, als sie diese Worte hörte. Sie antwortete: „Ich konnte in Rücksicht auf Eure Gesinnungen mit Recht bei meinem Besuche auch keine andere Behandlung von Euch erwarten, als die ihr mir widerfahren laßt, und ich bleibe Euch dafür auf immer verbunden." Sie nahm darauf mit Hochachtung Abschied von ihm und begab sich mit ihren Begleitern zurück zu ihrem Gemahl, welchem sie alles erzählte, was vorgefallen war, weswegen zwischen ihm und Herrn Ansaldo die vertraulichste Freundschaft angeknüpft ward.

Wie der Schwarzkünstler, welchem Herr Ansaldo die versprochene Belohnung geben wollte, die Großmut des Gilberto gegen Ansaldo, und des Ansaldo gegen die Dame sah, sprach er: „Behüte der Himmel, daß ich in Ansehung meines Lohns weniger edelmütig handeln sollte, als Gilberto in Rücksicht auf seine Ehre, und Ihr in Ansehung Eurer Liebe! Das Geld ist bei Euch in den würdigsten Händen, und ich bitte Euch, es zu behalten."

Der Ritter hielt sich für beschämt und wollte ihn bewegen, wo nicht alles, doch wenigstens einen Teil des Goldes anzunehmen, allein seine Mühe war umsonst. Nach drei Tagen ließ der Künstler den Garten wieder verschwinden, der Ritter nahm Abschied von ihm und verbannte aus seinem Herzen seine ungebührliche Liebe, die sich in der Folge in zärtliche Freundschaft für die Dame verwandelte.

Sechsundneunzigste Erzählung.

Jeder hat wohl schon von dem Könige Karl dem Alten, oder dem Ersten, gehört, durch dessen tapferes Unternehmen und seinen darauf folgenden herrlichen Sieg über den König Manfredi die Ghibellinen aus Florenz vertrieben und die Guelfen wieder in den Besitz desselben versetzt wurden. Bei diesen Umständen war ein gewisser Rittersmann, namens Messer' Neri degli Uberti, mit all den Seinigen und mit einem großen Vermögen von dort ausgewandert, wollte sich aber nirgends anders, als unter dem Schutze des Königs Karl niederlassen; und um in einer ruhigen Einsamkeit zu leben und seine übrigen Tage in Ruhe zuzubringen, zog er nach Castell' a Mare und kaufte sich ungefähr einen Bogenschuß von der Stadt ein Gütchen mitten unter Ölbäumen, Nußbäumen und Kastanien, welche in der Gegend häufig wachsen, ließ sich daselbst ein hübsches, bequemes Landhaus bauen, neben dem Hause einen schönen Garten anlegen und mitten in demselben (weil er an fließendem Wasser keinen Mangel hatte) einen großen, klaren Fischteich nach unserer Art, welchen er mit allerlei schmackhaften Fischen besetzen ließ. Indem er sich hier die

Verschönerung seines Gartens zum einzigen Geschäfte machte, traf es sich, daß König Karl in der heißen Jahreszeit sich nach Castell' a Mare begab, um daselbst eine zeitlang auszuruhen. Weil er nun von dem schönen Garten des Herrn Neri hörte, bekam er Lust, ihn zu sehen, und da man ihm gesagt hatte, wem er war, so glaubte er, weil er von der gegenseitigen Partei war, mit ihm desto weniger Umstände machen zu können, und ließ ihm sagen, er wolle am folgenden Abend nebst vier Kavalieren in seinem Garten mit ihm zu Nacht essen.

Dem Herrn Neri war dieses sehr lieb; er ließ alles auf's Herrlichste zubereiten und traf mit den Seinigen Anstalten, um dem Könige den Empfang in seinem schönen Garten recht angenehm zu machen. Nachdem der König den ganzen Garten und das Haus besehen und alles sehr schön gefunden hatte, fand er die Tafel neben dem Fischteiche gedeckt und setzte sich nach dem Händewaschen an einer Seite derselben nieder. Dem Grafen Guido von Montfort, einem der Kavaliere, die mit ihm gekommen waren, befahl er, sich an der einen Seite neben ihm zu setzen und an der anderen mußte Herr Neri Platz nehmen. Die übrigen drei Herren mußten auf seinen Befehl nach der Anweisung des Herrn Neri bei der Tafel aufwarten. Die niedlichsten Speisen wurden aufgetragen, die Weine waren von den besten und köstlichsten, und alles ging mit der schönsten und löblichsten Ordnung zu, ohne alles Geräusch und Verwirrung, welches dem Könige ungemein gefiel. Indem er nun an der Tafel saß und sich in der lieblichen Einsiedelei recht wohl behagte, traten zwei junge Mädchen von ungefähr fünfzehn Jahren in den Garten, deren goldene Locken in feinen Ringeln ihre Schultern umflossen und mit leichten ländlichen Kränzen gekrönt waren. Ihre Angesichter glichen an Zartheit der Züge und Farbe mehr Engeln, als Menschen, und ihre schneeweißen Kleider von der allerfeinsten Leinwand schlossen auf der bloßen Haut vom Gürtel aufwärts fest an, indes sie sich nach unten erweiterten und bis über die Schenkel hinabreichten. Die eine trug ein paar Hamen auf der Schulter, die sie mit der Linken faßte und in der Rechten hielt sie eine lange Stange. Die andere, welche ihr nachfolgte, hatte auf der linken Schulter eine Pfanne, unter dem Arm ein Reisigbündel, in der Hand einen Dreifuß und in der Rechten einen Ölkrug und eine kleine brennende Fackel.

Der König verwunderte sich, wie er die Mädchen kommen sah, und war begierig, zu sehen, was dieses zu bedeuten hatte. Indem die Mädchen sich näherten, bogen sie ehrerbietig und bescheiden die Knie vor dem Könige und gingen nach der Treppe, wo man in den Teich hinabstieg. Die eine, welche die Pfanne trug, setzte dieselbe nebst den übrigen Sachen nieder, nahm die Stange von der andern und beide stiegen hinab in das Wasser, welches ihnen bis an die Brust reichte. Einer von den Dienern des Herrn Neri zündete eiligst Feuer an, setzte die Pfanne auf den Dreifuß, that Öl hinein und wartete, daß die Mädchen ihm Fische zuwürfen. Die eine jagte mit ihrer Stange die Fische aus ihren Schlupfwinkeln ihrer Schwester zu, und diese fing sie, zur nicht geringen Ergötzung des Königs, mit ihrem Hamen auf, und so erhielten sie in der Geschwindigkeit eine große Menge Fische, welche der Diener fast lebendig in die Bratpfanne that, indes die Mädchen von Zeit zu Zeit einige von den schönsten dem König, dem Grafen Guido und ihrem Vater zuwarfen. Der König belustigte sich, die Fische auf der Tafel herumspringen zu sehen und sie freundlich scherzend den Mädchen wieder zuzuwerfen, und dieser Scherz ward so lange fortgesetzt, bis der Diener alle diejenigen gebraten hatte, die ihm waren gegeben worden. Diese wurden jedoch mehr als ein Zwischengericht aufgetragen, als daß sie eine Hauptschüssel hätten vorstellen sollen. Wie die Mädchen fanden, daß die Fische fertig waren und wie sie genug gefischt hatten, stiegen sie wieder aus dem Wasser, in welchem ihr feines leichtes Gewand sich so fest an ihre schönen, zarten Glieder angelegt hatte, daß es fast keine einzige ihrer Schönheiten mehr verhüllte. Jede von ihnen hob die Geräte wieder auf, die sie mitgebracht hatte, ging züchtig errötend an dem Könige vorüber und begab sich wieder nach Hause.

Der König, der Graf und die dienenden Kavaliere hatten die liebenswürdigen Mädchen aufmerksam betrachtet und ihre Schönheit und reizende Gestalt und nicht weniger ihre Anmut und Artigkeit heimlich bewundert; vorzüglich aber war der König von ihnen ganz entzückt worden. Er hatte in dem Augenblicke, da sie aus dem Wasser stiegen, einen jeden ihrer Reize mit einem so aufmerksamen Staunen gemustert, daß er nichts würde gefühlt haben, wenn man ihn auch mit Nadeln gestochen hätte, und je mehr er an sie dachte, ohne jedoch zu wissen, wer

sie wären, um desto lebhafter erwachte in seinem Herzen die Begierde, ihnen zu gefallen und ließ ihn deutlich genug merken, daß er Ursache hätte, sich in acht zu nehmen, um nicht verliebt zu werden; inzwischen wußte er selbst nicht, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte, so sehr waren sie in allen Dingen einander ähnlich. Nachdem er eine zeitlang darüber hin und her gedacht hatte, fragte er endlich den Herrn Neri, wer die beiden Jungfrauen wären?

„Sire (antwortete Herr Neri), sie sind meine Töchter und Zwillingsgeschwister. Die eine nennt man Ginevra die Schöne, und die andere Isotta die Goldlockige."

Der König rühmte sie sehr und ermahnte ihn, sie zu verheiraten, worauf aber Herr Neri so viel wie möglich vermied, eine bestimmte Antwort zu geben. Indem nun die Mahlzeit bis auf den Nachtisch vorbei war, kamen die beiden Jungfrauen wieder, in schönen seidenen Gewändern, mit zwei großen silbernen Schüsseln, gefüllt mit allerlei Früchten, welche die Jahreszeit darbot, und stellten sie vor dem Könige auf die Tafel. Darauf traten sie einige Schritte zurück und sangen ein Lied; welches mit den Worten anfing:

Wie weit Du, Liebe, mich gebracht,
Das ist fürwahr nicht leicht gesagt,

mit so vieler Anmut und Lieblichkeit, daß der König, der sie mit Wonne betrachtete und zuhörte, glaubte, alle Scharen der Engel wären vom Himmel herabgekommen, um ihm vorzusingen. Wie sie gesungen hatten, neigten sie sich ehrerbietig und baten den König um Urlaub, den er ihnen auch mit freundlicher Miene erteilte, obwohl es ihm innerlich leid war, daß sie sich entfernten.

Nach geendigtem Gastmahl stieg der König mit seinen Begleitern zu Pferde und kehrte mit ihnen unter allerlei Gesprächen nach seinem Hoflager zurück. Er verschwieg seine Empfindungen; da er aber, ungeachtet der wichtigsten Staatsangelegenheiten, die ihn beschäftigten, die Anmut und die Reize der schönen Ginevra nicht vergessen konnte, um derentwillen er auch ihre Schwester, die ihr so sehr ähnlich war, mit liebte, verwickelte er sich dergestalt in dem Netze der Liebe, daß er fast an nichts anderes denken konnte, und deswegen unter allerlei Vorwand einen beständigen Umgang mit Herrn Neri unterhielt,

und ihn fleißig in seinem schönen Garten besuchte, um die liebenswürdige Ginevra zu sehen.

Wie er es endlich nicht länger aushalten konnte, und weil er kein anderes Mittel wußte, kam er auf den Einfall, nicht nur Ginevra, sondern auch zugleich ihre Schwester dem Vater zu entführen, er entdeckte dem Grafen Guido sowohl seine Liebe, als seine Absicht. Da der Graf aber ein rechtschaffener Mann war, so gab er ihm zur Antwort: „Sire, ich wundere mich über das, was Ihr mir sagt, und ich verwundere mich darüber, mehr, als ein anderer, je genauer ich glaube, Eure Gesinnungen von Jugend auf gekannt und aufmerksamer, als irgend ein anderer, beobachtet zu haben. Da ich nun in Euren Jugendjahren, in welchen sich die Liebe am leichtesten ihrer Beute bemächtigt, nie bemerkt habe, daß ihr mit dieser Leidenschaft bekannt wäret, so kommt es mir jetzt, da ihr dem Alter entgegen geht, so fremd und sonderbar vor, Euch sagen zu hören, daß Ihr verliebt seid, daß ich es fast für ein Wunder halten muß; und wenn es mir zukäme, Euch darüber Vorstellungen zu machen, so wüßte ich wohl, was ich Euch sagen würde, wenn ich bedenke, daß Ihr Euch noch mit den Waffen in der Hand in einem neueroberten Reiche befindet, mitten unter einem fremden Volke voll List und Ränke, überhaupt mit Sorgen und Unruhen, und mit den wichtigsten Staatsgeschäften, daß Ihr noch nicht einmal einen bleibenden Wohnsitz habt wählen können, und daß Ihr bei dem allen dem Reiz der verführerischen Liebe Raum gegeben habt. Das heißt nicht handeln, wie ein großmütiger König, sondern wie ein schwacher Jüngling. Ja, was noch mehr ist, Ihr sagt, Ihr habt Euch vorgenommen, diesem ehrlichen Ritter seine beiden Töchter zu rauben, nachdem er Euch in seinem Hause gastfrei bewirtet und, um Euch recht hoch zu ehren, Euch seine Kinder fast nackend gezeigt hat, um Euch seine völlige Zuversicht zu beweisen, und daß er Euch wie einen König und nicht wie einen raubgierigen Wolf betrachtet. Habt Ihr denn schon so bald vergessen, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Manfredi gegen die Weiber ausgeübt hat, Euch zuerst den Weg zum Throne dieses Reiches gebahnt haben? Könnt Ihr Euch eines Verbrechens schuldig machen, welches der ewigen Strafe mehr wert ist, als wenn Ihr demjenigen, der Euch ehret, seine Ehre, seine Hoffnungen und seinen Trost zu rauben trachtet? Was würde man von Euch sagen, wenn Ihr so handeln

wolltet? Ihr glaubt vielleicht, es sei genug zu Eurer Entschuldigung, wenn Ihr sagt: Ich that dieses, weil er ein Ghibelline ist. Aber ziemt es denn einem gerechten Könige, diejenigen, die sich ihm selbst in die Arme werfen, auf solche Art zu behandeln, sie mögen sein, wer sie wollen? Ich gebe es Euch zu bedenken, Sire, daß es Euch zwar zum großen Ruhm gereicht, den Manfredi überwunden zu haben; daß es aber noch weit rühmlicher ist, sich selbst zu überwinden und da Ihr andere zur Ordnung anhalten sollt, so beherrschet Euch selbst, zähmet Eure Begierden und verdunkelt nicht mit einem solchen Flecken den glänzenden Ruhm, den Ihr Euch erworben habt."

Diese Worte drangen dem Könige durch's Herz, und er fühlte sie um desto tiefer, je heller ihm ihre Wahrheit in die Augen leuchtete. Mit einem schweren Seufzer gab er zur Antwort: „Graf, es ist wahr, daß es dem wohlgeübten Helden weit leichter ist, einen jeden anderen Feind, er sei so mächtig, wie er wolle, zu überwinden, als seine eigenen Begierden. Allein so schwer auch der Kampf und so unerschwinglich auch die dazu erforderlichen Kräfte sein mögen, so habt Ihr mich doch durch Eure Worte dergestalt angespornt, daß ich nicht säumen darf, Euch in wenigen Tagen durch die That zu überzeugen, daß ich mich eben so wohl beherrschen, als andere überwinden kann."

Es verstrichen auch wirklich nur wenige Tage, so ging der König nach Neapel zurück, und teils um den Ritter für die ihm bewiesene Ehrerbietung zu belohnen, teils um sich selbst die Veranlassung zu irgend einer unedlen Handlung zu benehmen, entschloß er sich (so schwer es ihm auch ward, andere in den Besitz desjenigen zu setzen, was er selbst so sehnlich begehrt hatte), die beiden Jungfrauen zu verheiraten, und zwar nicht wie die Töchter des Herrn Neri, sondern als wenn sie seine eigenen Prinzessinnen wären. Er stattete sie mit Genehmigung ihres Vaters königlich aus und gab Ginevra die Schöne dem Herrn Maffeo da Palizzi und Isotta die Goldlockige dem Herrn Guiglielmo della Magna, zweien edlen Rittern und angesehenen Baronen zu Gemahlinnen, und nachdem er sie ihnen überantwortet hatte, ging er mit schwerem Herzen nach Puglia, und bändigte durch unablässige Anstrengung seine Begierden dergestalt, daß er die Fesseln der Liebe gänzlich zerbrach und hernach zeitlebens frei von dieser Leidenschaft blieb.

Manche werden vielleicht sagen, daß es für einen König nur eine Kleinigkeit war, ein paar Mädchen auszustatten, und dieses will ich gerne einräumen; allein ich behaupte, daß es außerordentlich edel gehandelt war, wenn wir bedenken, daß ein verliebter König seine Geliebte vermählte, ohne die Frucht oder, auch nur die Blüte seiner Liebe zu genießen. Und so handelte dieser großmütige König, indem er den edlen Ritter fürstlich belohnte, die geliebten Mädchen zu großen Ehren erhob und sich selbst mannhaft überwand.

Siebenundneunzigste Erzählung.

Zu der Zeit, wie die Franzosen aus Sizilien vertrieben wurden, war in Palermo ein sehr reicher florentinischer Apotheker, namens Bernardo Puccini, der mit seiner Frau nur eine einzige Tochter hatte, welche sehr schön und in einem mannbaren Alter war. Wie nun der König Peter von Aragonien Herr der Insel ward, stellte er mit seinen Edelleuten in Palermo große Feierlichkeiten an, bei welchen er selbst nach katalonischer Weise turnierte; und da traf es sich, daß Lisa, die Tochter des Bernardo, an einem Fenster ihn rennen sah und von seiner Gewandtheit so eingenommen ward, daß sie die Augen nicht von ihm abwenden konnte und sich heftig in ihn verliebte.

Wie die Ritterfeste schon vorüber waren, beschäftigte sie sich in dem Hause ihres Vaters noch immer in Gedanken mit ihrer hochstrebenden Liebe. Das Bewußtsein ihres niedrigen Standes, welches ihr so wenig Hoffnung übrig ließ, in ihrer Liebe glücklich zu werden, machte ihr dabei viele Qual; doch fühlte sie sich immer wieder von ihrer Liebe zu dem Könige hingerissen, wiewohl sie sich nichts davon durfte merken lassen, um sich nicht noch größeren Verdruß zuzuziehen. Der König, welcher nichts von ihrer Liebe ahnte, bekümmerte sich auch nicht darum, und dadurch ward ihr Schmerz noch unendlich vermehrt. Weil nun ihre Leidenschaft immer zunahm, und ein trüber Tag immer auf den andern folgte, so unterlag sie

endlich ihrem Schmerz, ward krank und schwand von einem Tage zum andern hin, wie der Schnee im Sonnenschein. Ihre betrübten Eltern suchten sie aufzumuntern und sparten kein Geld für Arztlohn und Heilmittel, um ihr zu helfen; doch alles half nichts, weil sie selbst vor verzweifelnder Liebe nicht zu leben wünschte. Da jedoch ihr Vater sich erbot, alles für sie zu thun, was sie verlangte, so kam sie einst auf den Gedanken, wenn es füglich geschehen könnte, dem Könige ihre Liebe und den Vorsatz, den sie gefaßt hatte, zu entdecken. Zu diesem Ende bat sie ihren Vater, einen gewissen Minuccio d'Arezzo zu ihr kommen zu lassen, welcher als ein geschickter Sänger und Musiker sehr berühmt und bei dem Könige Peter sehr wohl gelitten war. Bernardo glaubte, daß seine Tochter ihn verlangte, damit er ihr etwas vorspielen und singen sollte, und ließ ihn rufen; und da er ein sehr gefälliger Mensch war, so kam er den Augenblick zu ihr, und nachdem er sie durch einige freundliche Worte ein wenig aufgemuntert hatte, spielte er ihr auf seiner Geige ein paar sanfte Stücke vor und sang hernach einige Lieder. Doch bei dem verliebten Mädchen war dies alles nur Öl in's Feuer gegossen, statt ihr Linderung zu verschaffen, welches seine Absicht war. Endlich sagte sie, sie wünschte mit ihm einige Worte insgeheim zu sprechen, und wie sich deswegen jedermann entfernte, sprach sie zu ihm: „Minuccio, ich habe Dich auserwählt, um Dir ein Geheimnis anzuvertrauen; allein ich erwarte vor allen Dingen, daß Du es nimmermehr irgend einem Menschen entdeckest, außer demjenigen, den ich Dir nennen werde; auch bitte ich Dich zugleich, mir nach Deinem besten Vermögen behilflich zu sein. Wisse demnach, mein lieber Minuccio, daß unser Herr und König Peter an dem Tage, da er das große Fest wegen seiner Thronbesteigung gab, mir so vortrefflich in seinen Waffenspielen erschien, daß die Liebe zu ihm ein Feuer in meinem Busen entzündete, welches mich in den Zustand versetzt hat, worin Du mich siehst. Da ich nun wohl weiß, wie wenig einem Könige an meiner Liebe gelegen ist, und ich sie dennoch nicht aus meinem Herzen verbannen kann, und da ich ihre Qual nicht länger zu ertragen vermag, so halte ich den Tod für ein kleineres Leiden und bin fest entschlossen, zu sterben. Allein ich muß gestehen, daß ich untröstlich davon scheiden würde, wenn der König es nicht vorher erführe, und da ich niemand

kenne, durch welchen ich ihm bequemer meinen Vorsatz entdecken könnte, als durch Dich, so will ich Dir ihn anvertrauen und bitte Dich, ihn davon zu unterrichten und mich wissen zu lassen, wenn es geschehen ist, damit ich durch ein ruhiges Ende mich dieser Marter entziehen könnte."

So sprach sie mit Thränen und schwieg. Minuccio bewunderte ihren hohen Geist, und staunte über ihren traurigen Entschluß. Er bedauerte sie herzlich und sann sogleich darauf, wie er ihr auf eine schickliche Weise dienen könnte. „Lisa (sprach er), ich gebe Dir mein Wort und darauf kannst Du Dich verlassen, daß ich Dich nimmermehr hintergehen werde. Ich bewundere Deinen erhabenen Geist, der Dich angetrieben hat, Dein Herz auf einen so großen König zu setzen, und ich verspreche Dir meinen Beistand, durch welchen ich hoffe, wenn Du guten Mut fassen willst, so viel auszurichten, daß ich Dir innerhalb dreien Tagen Nachrichten bringe, die Dir überaus lieb sein werden, und um keine Zeit zu verlieren, will ich sogleich Hand an's Werk legen."

Lisa beschwor ihm auf's Neue mit ihren Bitten und versprach ihm, sich zu beruhigen, worauf er sie verließ.

Minuccio begab sich hierauf zu einem gewissen Mico von Siena, einem sehr guten Dichter für die damalige Zeit, und bewog ihn, folgendes Lied für ihn zu dichten:

Geh' Amor, eile hin zu meinem Herrn,
Erzähl' die Qualen ihm, die ich erdulde,
Und sag ihm, daß ich sterbe,
Indem ich furchtsam meinen Wunsch verschweige.
Ich bitte, Amor, mit gefaltnen Händen,
Geh' hin zu meinem Herrn in seinen Palast,
Sag' ihm, wie ich mich liebend nach ihm sehnte.
Weil er mit Zärtlichkeit mein Herz erfüllt hat;
Sag' ihm, ich fürchte, in der Glut zu sterben,
Die mich entzündet und ich kann die Zeit nicht
Erwarten, diesen Qualen zu entrinnen,
Die ich um ihn erdulden muß, vor Sehnsucht,
Vor Furcht und vor Verschämtheit;
Ich bitte, laß ihn meine Leiden wissen.

Amor! seitdem ich mich in ihn verliebte,
Hast Du mir minder Mut als Furcht gegeben,
Daß ich mich nur ein einzig Mal erkühnte,
Ihm, der mir so viel Kummer zugezogen,

Den Wunsch des Herzens offen zu bekennen;
Doch so zu sterben macht den Tod mir bitter.
Vielleicht wird es ihn selber nicht verdrießen,
Wieviel ich um ihn dulden muß, zu hören.
Wenn Du mir nur die Kühnheit
Verliehst, ihm meinen Umstand zu entdecken.

Doch da es Dir, o Amor, nicht gefallen,
Mir soviel Kraft und Kühnheit zu verleihen,
Mein Herz vor dem Gebieter auszuschütten,
So laß von Dir die Gnade mich erflehen,
Daß Du durch Boten oder ihm erscheinend
Im Traumgesicht, ihn an den Tag erinnerst,
Da ich mit Schild und Lanze ihn gerüstet
Erblickte mit den andern Rittern kämpfend;
Denn seit ich ihn gesehen,
Will mir vor Liebe jetzt das Herz vergehen.

Minuccio setzte dieses Lied unverzüglich in solche sanfte und rührende Töne, welche dem Inhalt angemessen waren, und ging am dritten Tage nach Hofe, wie der König eben noch an der Tafel saß. Dieser befahl ihm, etwas zu singen und zu spielen. Er stimmte darauf das Lied so rührend an, daß alle, die sich in dem königlichen Saale befanden, ihm mit stillem Entzücken zuhörten, und der König selbst staunte fast noch mehr als die andern. Wie Minuccio sein Lied zu Ende gesungen hatte, fragte ihn der König, wie es käme, daß er sich nicht erinnern könnte, dies Lied jemals vorher gehört zu haben?

„Gnädiger Herr (versetzte Minuccio)! dies Lied ist erst seit dreien Tagen gedichtet und in Musik gesetzt worden."

Wie der König ihn hierauf fragte, wer es gemacht hätte, gab er zur Antwort, er könnte dies niemand als ihm selbst entdecken. Da der König neugierig war, es zu wissen, so ließ er ihn nach der Tafel in sein Geheimzimmer kommen, wo Minuccio ihm alles ausführlich erzählte, was ihm Lisa gesagt hatte. Das ergötzte den König sehr und er lobte das Mädchen und sagte, eine so hochgesinnte Jungfrau verdiente Mitleiden; er möchte demnach zu ihr gehen, sie in seinem Namen trösten und ihr versprechen, daß er sie noch an demselben Abend besuchen wollte.

Minuccio, der sich freute, dem Mädchen so gute Zeitung zu bringen, ging unverzüglich mit seiner Violine zu ihr, erzählte ihr unter vier Augen alles, was vorgefallen war und

sang ihr das Lied, indem er es mit seiner Violine begleitete. Sie ward so innig vergnügt darüber, daß sie alsobald merkliche Zeichen der Besserung spüren ließ und ohne daß jemand im Hause etwas davon wußte, erwartete sie mit Verlangen den Besuch des Königs.

Dieser, der ein sehr gütiger und edelmütiger Herr war, erwog die Erzählung des Minuccio und die ihm bekannte Schönheit des Mädchens, und ward dadurch noch mehr zum Mitleid bewogen. Gegen den Abend stieg er zu Pferde, als wenn er einen Spazierritt thun wollte, ritt nach der Gegend zu, wo der Apotheker wohnte und ließ sich seinen schönen Garten öffnen, vor welchem er abstieg, und nach einigen anderen Reden den Bernardo nach seiner Tochter fragte und ob sie schon verheiratet wäre.

„Nein, gnädiger Herr (sprach Bernardo); verheiratet ist sie noch nicht; vielmehr ist sie seit einiger Zeit sehr krank gewesen und ist es noch; doch hat es sich heute seit Mittag ungemein mit ihr gebessert."

Der König konnte leicht erraten, woher die Besserung käme, und er sagte: „Es wäre wahrlich schade, wenn ein so hübsches Geschöpf so früh der Welt entrissen würde; wir wollen hingehen und sie besuchen."

Bald darauf ging er mit zweien von seinem Gefolge und mit dem Vater zu ihr in's Zimmer, trat an das Bett, in welchem sie sich ein wenig aufgerichtet hatte und mit Sehnsucht wartete, ihn zu empfangen, und sprach zu ihr, indem er ihre Hand nahm: „Madonna, was soll das bedeuten? Ihr seid jung und solltet andere erfreuen, und Ihr werdet selbst krank? Wir bitten Euch, uns zu Liebe so guten Muts zu sein, daß Ihr bald wieder gesund werdet."

Wie das Mädchen ihre Hand in der Hand desjenigen fühlte, den sie über alles liebte, fand sie sich zwar ein wenig beschämt, allein sie fühlte sich zugleich so glücklich, wie im Paradiese, und gab so vernehmlich als sie konnte, zur Antwort: „Gnädiger Herr! Ich nahm eine Bürde auf mich, die für meine schwachen Kräfte viel zu schwer war, und das ist die Ursache meiner Krankheit. Es wird aber, Dank sei Eurer Güte! bald besser mit mir werden."

Der König allein verstand den geheimen Sinn dieser Worte und schätzte deswegen das Mädchen um desto höher; er machte

heimlich dem Schicksal Vorwürfe, daß es sie in einen so niedrigen Stand gesetzt hatte. Nachdem er sich noch eine kleine Weile bei ihr aufgehalten und ihr zugeredet hatte, entfernte er sich.

Diese Herablassung des Königs ward allgemein gerühmt und dem Apotheker und seiner Tochter zur großen Gnadenbezeigung angerechnet. Das Mädchen empfand so viele Freude darüber, als jede andere an dem Besitze ihres Liebhabers würde gehabt haben, und sie ward so dadurch aufgemuntert, daß sie bald wieder völlig gesund und schöner als jemals ward. Wie sie nun wieder hergestellt war, überlegte der König mit seiner Gemahlin, wie er ihre Liebe am besten nach Verdienst vergelten könnte. Er machte sich deswegen einst mit vielen seiner edelsten Barone auf und ritt nach dem Hause des Apothekers, welchen er samt seiner Tochter in den Garten zu sich berufen ließ, wohin auch die Königin mit vielen ihrer Hofdamen gekommen war und mit vieler Güte das junge Mädchen vor sich ließ. Nach einer kleinen Weile nahm der König und die Königin die Lisa auf die Seite, und der König sprach zu ihr: „Tugendhafte Jungfrau, wegen Eurer großen Liebe zu uns, haben wir Euch eine große Ehre zugedacht, die Ihr um unsertwillen Euch werdet wohl gefallen lassen. Da Ihr nämlich in dem Alter seid, Euch zu verheiraten, so wünschen wir, daß Ihr denjenigen als Euren Gemahl empfangt, den wir selbst für Euch gewählt haben; doch sind wir zugleich entschlossen, uns beständig Euren Ritter zu nennen, und dafür von Eurer großen Liebe nicht mehr zu verlangen, als einen einzigen Kuß."

Das Mädchen, welches ganz schamrot geworden war, ließ sich den Willen des Königs gefallen und antwortete mit leiser Stimme: „Gnädiger Herr, ich bin versichert, wenn man es erführe, daß ich mich in Euch verliebt hätte, so würden mich die meisten Menschen für unsinnig halten und würden vielleicht glauben, daß ich soweit meinen Verstand verloren hätte, daß ich den Unterschied zwischen Eurem Stande und dem meinigen verkennte. Aber Gott, der allein die Gedanken der Menschen kennt, weiß es, daß ich von dem Augenblicke, da ich mich in Euch verliebte, wohl empfand, daß Ihr ein König wäret und ich die Tochter des Apothekers Bernardo, und daß es sich keineswegs für mich schickte, in meinem Herzen nach so hohen

Dingen zu streben. Allein Ihr wißt wohl besser, als ich, daß niemand sich aus freier Wahl verliebt, sondern nachdem ihn Geschmack und Leidenschaft anreizen, deren Drange ich zwar eine Zeit lang meine schwachen Kräfte entgegengesetzt habe; doch wie ich nicht länger widerstehen konnte, mußte ich Euch lieben, und ich liebe Euch noch und werde Euch ewig lieben. Allein seitdem ich mich von der Liebe zu Euch hingezogen fühlte, faßte ich zugleich den Vorsatz, Euren Willen stets zu dem meinigen zu machen; und deswegen werde ich mich nicht nur gern mit demjenigen vermählen, den Ihr mir bestimmt habt, und ihn lieben (indem ich selbst dadurch zu Ehren und zum Wohlstande gelange), sondern ich würde mit Freuden durch's Feuer gehen, wenn ich glauben könnte, Euch damit gefällig zu sein. Ihr wißt, wie wenig es mir zukömmt, Euch, meinen König, zu meinem Ritter zu haben; darum enthalte ich mich gänzlich, dieses zu beantworten, und auch den Kuß, den Ihr als die einzige Frucht meiner Liebe von mir verlangt, werde ich nicht ohne die Erlaubnis meiner gnädigen Königin bewilligen. Dagegen bitte ich Gott, daß er Euch und meiner Königin Eure große Güte nach Verdienst desto reichlicher lohnen wolle, je weniger ich selbst im Stande bin, Euch nach Gebühr dafür zu danken."

Die Königin war ungemein zufrieden mit der Antwort Lisa's und fand sie so tugendsam, wie der König sie ihr beschrieben hatte. Der König ließ den Vater und die Mutter der Jungfrau rufen, und wie er fand, daß sie mit allem zufrieden waren, was er beschlossen hatte, ließ er einen jungen Edelmann, der aber nicht reich war, namens Perdicone, zu sich rufen, gab ihm zwei Ringe in die Hand und befahl ihm, sich mit der schönen Lisa zu verloben, wozu er ihn auch willig fand. Der König schenkte ihm, außer vielem köstlichen Geschmeide, welches er und die Königin der jungen Braut verehrten, die schönen großen und fruchtbaren Güter Cefalu und Calatabellota, mit den Worten: „Diese geben wir Dir als einen Mahlschatz für die Jungfrau; was wir willens sind, für Dich selbst zu thun, das wirst Du in der Folge sehen."

Darauf sprach der König zu der Braut: „Jetzt wollen wir die Frucht einernten, die uns von Eurer Liebe gebührt." Mit diesen Worten legte er beide Hände an ihr Haupt und küßte ihr die Stirne. Perdicone, Lisa's Eltern und sie selbst waren

hocherfreut, und die Hochzeit ward fröhlich gefeiert. Viele Leute behaupten auch, daß der König der jungen Braut getreulich Wort hielt, und daß er nie bei einem Turnier mit anderen Sinnbildern und Farben erschien, als die sie ihm aufgab.

Achtundneunzigste Erzählung.

Zu der Zeit, da Octavius Cäsar noch nicht den Beinamen Augustus führte, sondern noch als einer von den Triumviren in Rom herrschte, war daselbst ein Edelmann, namens Publius Quintus Fulvius, der seinen Sohn Titus Quintus Fulvius, einen jungen Mann von vortrefflichen Anlagen, nach Athen sandte, um die Weltweisheit zu lernen, und ihn daselbst einem seiner ältesten Freunde, dem edlen Chremes auf das dringendste empfahl. Chremes nahm auch den jungen Titus zu sich in sein eigenes Haus, wo er ihn seinem Sohne Hegesippus zugesellte und die beiden Jünglinge von dem Philosophen Aristippus gemeinschaftlich unterrichten ließ. Da sie nun beständig bei einander waren, so wurden sie sich in ihren Gesinnungen so ähnlich, daß eine so vertraute Freundschaft und Brüderschaft zwischen ihnen entstand, welche hernach nichts als der Tod trennen konnte. Keiner von ihnen befand sich wohl oder zufrieden, wenn der andere nicht bei ihm war. Beide hatten zu gleicher Zeit ihre Studien angefangen, und da sie beide mit gleichen Fähigkeiten begabt waren, so erreichten sie auch mit gleichen Schritten auf eine rühmliche Weise die höchsten Stufen der Weltweisheit. Auf diese Art brachten sie wohl drei Jahre mit einander zu, zum großen Vergnügen des Chremes, welcher den einen nicht weniger als den anderen, wie seinen Sohn betrachtete. Nach Verlauf dieser Zeit aber (weil doch einmal alles vergänglich ist), ward Chremes, der schon bejahrt war, diesem Leben entrückt, und die Jünglinge betrauerten ihn beide, wie ihren leiblichen Vater so aufrichtig, daß die Freunde und Verwandten des Chremes nicht wußten, welcher von beiden über den Verlust am untröstlichsten war.

Nach einigen Monaten begab es sich, daß die Freunde und Angehörigen des Hegesippus und Titus mit ihnen, jenen ermahnten, sich zu verheiraten, und daß die Ersteren ein wunder-

schönes Mädchen aus einem der edelsten Geschlechter in Athen für ihn aussuchten, welches Sophronia hieß und ungefähr fünfzehn Jahre alt war. Wie nun die Zeit der Vermählung nahe heran kam, bat Hegesippus einst den Titus, der Sophronia noch nicht gesehen hatte, mit ihm zum Besuch zu ihr zu gehen. Wie sie in ihr Haus kamen, und sich beide neben sie gesetzt hatten, fing Titus an, die Verlobte seines Freundes so aufmerksam zu betrachten, als wenn man ihn gedungen hätte, alle ihre Reize zu mustern; und da ihm alles an ihr über alle Maßen gefiel, und seine höchste Bewunderung erregte, so ward er unvermerkt so sehr in sie verliebt, als ein Liebhaber nur immer werden kann. Nachdem sie eine kurze Zeit bei ihr zugebracht hatten, entfernten sie sich und gingen wieder nach Hause. Sobald sich Titus in seiner Kammer allein befand, fing er an, sich in Gedanken mit der Jungfrau, die ihm so sehr gefallen hatte, zu beschäftigen und ward immer mehr von ihr entzückt, je länger er an sie dachte. Wie er endlich auf sich selbst aufmerksam ward, sagte er sich mit einem tiefen Seufzer: „Wehe Deiner Gemütsruhe, Titus! An welche Person hängst Du Dein Herz, Deine Liebe und Hoffnungen? Weißt Du denn nicht, daß sowohl das Gute, das Du von dem Chremes und von den Seinigen empfangen hast, als die herzliche Freundschaft, welche Dich mit dem Hegesippus verbindet, es Dir zur Pflicht machen, dieses Mädchen, welches seine Braut ist, so achtungsvoll wie seine Schwester zu lieben? Warum begehrst Du sie denn? Wohin lässest Du Dich denn von Deiner verführerischen Leidenschaft, wohin von der täuschenden Hoffnung verleiten? Öffne de Augen der Vernunft; lerne Dich selbst kennen, Du Verkehrter; gieb Raum der Überlegung; zügle Deine ungezähmten Begierden; thue Deinen unstatthaften Wünschen Einhalt und gieb Deinen Gedanken eine andere Richtung. Unterdrücke Deine Lüsternheit im ersten Aufkeimen und überwinde Dich selbst, so lange es noch Zeit ist. Was Du begehrst, das ziemt sich nicht für Dich; was Du zu erlangen trachtest, das verwehrt Dir di Rechtschaffenheit; und wenn Du auch so gewiß wärest, als Du es nicht bist, Deine Absicht zu erreichen, so müßtest Du die Versuchung fliehen, wenn Du bedächtest, was die wahre Freundschaft von Dir fordert und was Du ihr schuldig bist. Was wirst Du dann beginnen, Titus? Du mußt Deiner ungeziemenden Liebe entsagen, wenn Du Deine Pflicht thun willst."

Sobald er sich aber Sophronia wieder dachte, so zeigte sich ihm auch wieder alles in einem anderen Lichte, und er sagte: „Das Gebot der Liebe hat mehr Kraft, als alle anderen, und es zerbricht nicht nur die Vorschriften der Freundschaft, sondern selbst die göttlichen Gesetze. Wie oft hat nicht schon der Vater seine Tochter geliebt, der Bruder die Schwester und die Stiefmutter den Stiefsohn? Und das ist doch weit abscheulicher, als wenn ein Freund sich in das Weib des anderen verliebt, welches alle Tage geschieht. Was also die Liebe befiehlt, dem muß ich mich unterwerfen. Mögen doch Leute von reiferen Jahren sich an dasjenige binden, was recht ist! Ich darf nichts anderes wollen, als was die Liebe will. Die Schönheit dieses Mädchens ist wert, einen jeden zu entzücken; wer will es denn einem jungen Manne, wie mir, verdenken, wenn ich mich in sie verliebe? Ich liebe sie ja nicht darum, weil sie dem Hegesippus gehört, sondern ich liebe sie um ihrer selbst willen und würde sie immer lieben, sie möchte gehören, wem sie wollte. Das Schicksal allein ist schuld, daß es sie meinem Freunde Hegesippus und nicht einem anderen zugeteilt hat, und wenn sie jemand lieben muß, wie es wegen ihrer Schönheit nicht anders möglich ist, so müßte es dem Hegesippus, wenn er es erführe, lieber sein, daß ich sie verehre, als ein anderer."

Dann lachte er wieder über seine Thorheit, indem er von diesen Betrachtungen zu den entgegengesetzten, von jenen zu diesen und von diesen wieder zu jenen überging, und damit nicht nur diesen Tag und die folgende Nacht, sondern auch mehrere folgende Tage und Nächte zubrachte, daß ihm die Lust zum Essen und der Schlaf verging, so daß er sich vor Schwachheit zu Bette legen mußte.

Hegesippus, der ihn schon einige Tage sehr tiefsinnig gesehen hatte und ihn jetzt bettlägerig fand, betrübte sich sehr darüber; er kam ihm nicht von der Seite und wandte allen möglichen Fleiß und Kunst an, um ihn aufzumuntern, wobei er nicht unterließ, ihn oft inständig zu bitten, ihm die Ursache seines Tiefsinns und seiner Krankheit zu entdecken. Lange suchte Titus ihn mit manchem erdichteten Vorwande hinzuhalten, bis Hegesippus seine Ausflüchte merkte und so ernstlich in ihn drang, daß er ihm unter Thränen und Seufzern antwortete: „Hegesippus! wenn es den Göttern so gefiele, so hätte ich lieber gewünscht, zu sterben, als länger zu leben, seitdem das

Schicksal mich in eine Lage versetzt hat, in welcher meine Tugend auf eine solche Probe gestellt worden, daß sie zu meiner großen Beschämung sich hat überwinden lassen. Ich erwarte jedoch in kurzem den Lohn dafür, den ich verdiene, nämlich den Tod, welcher mir lieber sein wird, als das Leben, mit dem Bewußtsein meiner Niederträchtigkeit, die ich Dir nicht ohne große Schamröte bekennen muß, denn ich kann und darf Dir nichts verhehlen."

Er erzählte ihm darauf die Ursache seines Trübsinns von ihrem ersten Anbeginn; den Kampf zwischen seinen verschiedenen Betrachtungen, und welche zuletzt die Oberhand behalten hätten, und entdeckte ihm, daß die Liebe zu Sophronia ihm das Leben zu verkürzen drohte; daß er einsehe, wie ungebührlich seine Liebe wäre; daß er, um sie abzubüßen, fest beschlossen hätte, zu sterben; und daß er hoffte, seinen Wunsch bald erfüllt zu sehen.

Wie Hegesippus sein Bekenntnis vernahm und seine Thränen fließen sah, stand er einen Augenblick bei sich an, weil er selbst von den Reizen des schönen Mädchens eingenommen war, wiewohl nur in geringerem Maße. Doch bald besann er er sich, daß das Leben seines Freundes ihm weit teurer sein müßte, als seine Neigung zu Sophronia. Die Thränen seines Freundes lockten ihm selbst Thränen in die Augen, und er gab ihm schluchzend zur Antwort: „Titus, wenn Du nicht Trost bedürftest, so würde ich Dich bei Dir selbst verklagen, daß Du unsere Freundschaft verletzen und mir Deine heftige Leidenschaft so lange verschweigen konntest. Denn wenn Du sie auch nicht für erlaubt hieltest, so durftest Du doch Deinem Freunde so wenig das unerlaubte, als das erlaubte verhehlen. Denn so wie der wahre Freund sich über die löblichen Dinge mit seinem Freunde erfreut, so sucht er ihm die unerlaubten aus dem Sinne zu reden. Doch ich will mich nur an das Gegenwärtige halten und will zu demjenigen übergehen, was Dir jetzt am notwendigsten zu sein scheint. Wenn Du in Sophronia, meine verlobte Braut, heftig verliebt bist, so wundert mich das gar nicht, und es würde mich vielmehr wundern, wenn dieses nicht wäre, da ich weiß, wie reizend sie ist und wie empfänglich Dein Gemüt für alles edle und liebenswürdige ist, so daß Du um desto zärtlicher lieben mußt, je vortrefflicher der geliebte Gegenstand ist. So sehr demnach Deine Liebe zu

Sophronia zu billigen ist, so unrecht handelst Du gegen das Schicksal (wenn Du Dir gleich nichts davon merken lässest), indem Du es anklagst, daß es sie mir beschieden hat; weil Du Dir einbildest, daß Du sie mit besserem Fug hättest lieben dürfen, wenn sie einem anderen als mir gehörte. Wenn Du aber noch so vernünftig bist, wie Du zu sein pflegtest, so sage mir, wem anders könnte das Schicksal sie zuteilen, daß Du mehr Ursache hättest, es ihm zu verdanken, als indem es sie zu der meinigen machte? Ein jeder andere würde sie (wenn Deine Liebe auch noch so erlaubt gewesen wäre), weit lieber sich selbst, als Dir gegönnt haben. Dieses darfst Du hingegen von mir nicht erwarten, wenn Du mich so sehr für Deinen Freund hältst, wie ich es wirklich bin und zwar aus der Ursache, weil ich mich nicht erinnere, seit dem Anbeginn unserer Freundschaft irgend etwas besessen zu haben, welches Dir nicht ebensosehr zugehört hätte, als mir selbst. Wenn demnach die Sache auch schon so weit gediehen wäre, daß sie sich auf keine andere Weise mehr abhelfen ließe, so würde ich in diesem Stücke so handeln, wie in allen anderen Dingen. Allein so weit ist es noch nicht gekommen, und noch steht es in meiner Macht, sie Dir ganz allein zu überlassen; und dies bin ich entschlossen zu thun. Denn ich wüßte nicht, was Dir meine Freundschaft wert wäre, wenn ich in einer Sache, die sich füglich thun läßt, nicht meinen Wunsch nach dem Deinigen einrichten könnte. Sophronia ist freilich meine Braut; ich finde sie sehr liebenswürdig und ich habe mit Freude meiner Vermählung mit ihr entgegen gesehen; allein, da Du viel stärker empfindest, als ich und dieses köstliche Kleinod viel feuriger begehrst, so sei versichert, daß sie meine Kammer nicht als meine Gattin, sondern als die deinige betreten soll. Laß demnach Deinen Kummer fahren, verbanne Deine Traurigkeit, erlange Deine vorige Gesundheit wieder, sei fröhlich und getrost und erwarte mit freudiger Zuversicht den Lohn Deiner Liebe, welche ihn weit besser verdient, als die meinige."

Wie Titus diese Worte des Hegesippus vernahm, fühlte er zwar seine Hoffnung sehr dadurch geschmeichelt, allein seine Vernunft machte ihn schamrot, indem sie ihm zeigte, daß das Übermaß der Großmut seines Freundes ihm desto mehr die Pflicht auflegte, sie nicht zu mißbrauchen. Dies vermehrte

seine Beklemmung, und kaum war er vermögend, ihm zu antworten: „Hegesippus! Deine edelmütige und aufrichtige Freundschaft giebt mir das beste Beispiel, wie ich mich selbst gegen Dich betragen soll. Mögen die Götter verhüten, daß ich diejenige von Dir als die meinige annehmen sollte, welche sie Dir, als dem Würdigeren, beschieden haben! Wenn sie vorausgesehen hätten, daß sie bei mir besser aufgehoben wäre, so glaube mir nur, sie würden sie weder Dir, noch einem anderen gegeben haben. Erfreue Dich demnach Deiner eigenen Wahl, des vernünftigen Rates Deiner Freunde und der Bescherung der Götter und überlaß mich dem Kummer, der mir, als dem Unwürdigeren, zum Lose gefallen ist. Überwinde ich ihn, so wird es Dir lieb sein; besiegt er mich, so werde ich von meiner Qual befreit."

„Titus (antwortete Hegesippus), wenn meine Freundschaft mir das Recht giebt, Dich zu nötigen, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, und wenn ich Dich irgend bewegen kann, mir zu willen zu sein, so bin ich fest entschlossen, in dem jetzigen Falle alles aufzubieten, und wofern Du meinen Bitten nicht gutwillig Gehör giebst, so werde ich alle Zwangsmittel gebrauchen, deren man sich zum besten seines Freundes zu bedienen schuldig ist, damit Sophronia Deine Gattin werde. Ich weiß, wieviel die Gewalt der Liebe vermag; ich weiß, daß sie nicht einmal, sondern oft den Verliebten ein trauriges Ende bereitet hat, und sehe ich Dich so sehr in die Enge getrieben, daß Du weder umkehren, noch Deinen Schmerz überwinden kannst; sondern, wenn Du fortfährst, mit ihm zu kämpfen, als Besiegter fallen mußt; und dann würde ich Dir gewiß bald nachfolgen. Deswegen muß mir, wenn ich Dich auch sonst nicht liebte, schon aus dieser Ursache Dein Leben teuer sein. Sophronia muß demnach die Deinige werden; denn Du würdest nicht leicht eine andere finden, die Dir so wohl gefiele; und da ich hingegen leichter meine Liebe einer anderen widmen kann, so wird Dir und mir zugleich geholfen. Ich würde mich vielleicht in diesem Stücke weniger uneigennützig zeigen, wenn die Weiber so selten und so schwer zu finden wären, wie die Freunde. Da ich nun ohne Schwierigkeit ein anderes Weib, aber nicht so leicht einen zweiten Freund wiederfinden kann, so will ich lieber jene, ich will nicht sagen verlieren (denn ich verliere sie nicht, indem ich sie Dir g

und mein zweites Ich wird sie nur noch glücklicher machen), sondern sie nur abtreten, um Dich nicht zu verlieren. Wenn also meine Bitten noch etwas über Dich vermögen, so überhebe Dich Deines Kummers, beglücke Dich und mich zugleich und sieh mit froher Erwartung den Freuden entgegen, welche Du Dir von dem Besitze der geliebten Person versprichst."

Titus schämte sich zwar, Sophronia von seinem Freunde zur Gattin anzunehmen, und sträubte sich deswegen noch länger; doch da ihn von der andern Seite seine Liebe und das Zureden des Hegesippus mächtig antrieb, so sprach er endlich: „Höre, Hegesippus, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, daß ich es mehr mir selbst, oder Dir zu gefallen thue, wenn ich Deinen Bitten nachgebe, womit Du so sehr in mich dringst. Da aber Deine Großmut sich so weit erstreckt, daß sie meine gerechte Schamröte überwindet, so will ich es thun; allein ich versichere Dir, daß ich nie vergessen werde, daß Du mir nicht nur die geliebte Person, sondern auch mit ihr das Leben schenktest. Wollten die Götter (wenn es möglich wäre), daß ich Dir dereinst zu Deinem Nutzen ehrenvolle Beweise geben könnte, wie sehr Du mich dadurch beglückest, daß Du Dich meiner besser erbarmst, als ich selbst."

Hegesippus antwortete ihm: „Damit uns unser Vorhaben nach Wunsch gelinge, Titus, so will ich Dir sagen, wie wir es nach meiner Meinung anfangen müssen: Du weißt, daß meine Verwandten und die Verwandten Sophronia's lange Zeit mit einander Unterhandlungen gepflogen haben, ehe sie meine Braut geworden ist. Wenn ich demnach jetzt erklären wollte, daß ich sie nicht zur Frau begehrte, so würde großes Ärgernis dadurch gegeben werden, und ich würde mich mit meinen eigenen Freunden und mit den übrigen darüber entzweien. Wenn sie jedoch nur dadurch die Deinige würde, so würde ich mich wenig darum bekümmern; allein ich fürchte, wenn ich in diesem Augenblicke von ihr abließe, so würden ihre Eltern sie bald einem anderen und wahrscheinlicherweise nicht Dir geben, und Du würdest also das nicht erhalten, was ich verlöre. Wenn Du es demnach zufrieden bist, so will ich das, was ich angefangen habe, fortsetzen und will Sophronia als meine Braut heimführen und das Hochzeitsfest feiern, und wir wollen schon Anstalt machen, daß Du an meiner Stelle das Beilager mit ihr vollziehst. Zu gelegener Zeit wollen wir

hernach die wahren Umstände entdecken. Sind sie damit zufrieden, so ist es desto besser; wo nicht, so können sie doch eine geschehene Sache nicht wieder rückgängig machen und sie werden sich zufrieden geben müssen."

Der Anschlag gefiel dem Titus und wie dieser wieder hergestellt und bei Kräften war, empfing Hegesippus Sophronia als seine Braut in seinem Hause, feierte sein Hochzeitsfest, und wie der Abend kam, führten die Frauen die junge Braut in ihre hochzeitliche Kammer und ließen sie allein. Die Kammer des Titus war neben derselben und man konnte aus der einen in die andere gehen. Wie nun Hegesippus in seine Kammer gegangen war und das Licht ausgelöscht hatte, schlüpfte er in die Kammer des Titus und lud ihn ein, sich zu der Braut zu legen. Titus schämte sich, bereute seinen Entschluß und wollte nicht hineingehen; allein Hegesippus, dem es mit der That ebensosehr, als mit Worten, ernst war, ihn glücklich zu machen, schickte ihn nach langem Widerstreben in das Brautgemach. Indem sich Titus zu der Braut in's Bett legte, fragte er sie leise und gleichsam scherzend, ob sie noch seine Frau werden wollte. Sie bejahte seine Frage, weil sie glaubte, daß er Hegesippus wäre, und Titus steckte ihr darauf einen kostbaren Ring an den Finger und erklärte sich für ihren Gemahl.

Nach vollzogener Vermählung erfreute sich Titus oft und eine geraume Zeit lang seiner Liebe mit ihr, ohne daß weder sie selbst, noch irgend jemand erfuhr, daß ein anderer, als Hegesippus, ihr Lager mit ihr teilte. Indem aber die Sachen zwischen Titus und Sophronia auf diesem Fuße standen, empfing Titus die Nachricht, daß sein Vater Publius gestorben wäre, weswegen man ihn bat, eiligst nach Rom zu kommen, um seine Erbschaft anzutreten. Er beratschlagte sich demnach unverzüglich mit dem Hegesippus, wie er es anfangen sollte, abzureisen und Sophronia mitzunehmen, welches nicht füglich geschehen konnte und auch nicht geschehen mußte, ohne ihr alles zu entdecken. Sie gingen demnach erst beide mit ihr in ihre Kammer, wo sie ihr alles ausführlich bekannten, und Titus überzeugte sie von der Wahrheit durch die Erwähnung mancher kleinen Umstände, die zwischen ihnen vorgefallen waren. Sie blickte sie beide ein wenig zürnend an, und die Thränen stürzten ihr über die Wangen, indem sie sich beklagte, daß sie

von Hegesippus wäre hintergangen worden. Ohne seinen Verwandten ein Wort zu sagen, ging sie nach dem Hause ihrer Eltern und erzählte ihnen den Betrug, welchen Hegesippus ihr und ihnen gespielt hätte, und daß sie die Frau des Titus geworden wäre, indem sie geglaubt hätte, mit dem Hegesippus verheiratet zu sein. Ihr Vater war darüber sehr aufgebracht, und es kam darüber zwischen ihm und seinen und Hegesippus Verwandten zu manchem Wortwechsel, wobei es sehr laut und heftig herging. Hegesippus ward beiden Teilen verhaßt, und ein jeder hielt ihn nicht nur des Tadels, sondern auch einer Strafe wert. Er selbst hingegen behauptete, völlig recht gehandelt und von Sophronia's Verwandten Dank verdient zu haben, indem er ihr einen besseren Gemahl, als er selbst wäre, verschafft hätte.

Titus, dem alles zu Ohren kam, war sehr erzürnt darüber, und weil er wohl wußte, daß die Griechen so lange drohen und Lärm machen, als ihnen niemand antwortet, hingegen bis zur Niederträchtigkeit demütig werden, sobald man ihnen die Spitze bietet, so hatte er nicht Lust, sie länger ohne Antwort fortschwatzen zu lassen, und da er athenienſischen Witz mit römischem Mute in sich vereinigte, so wußte er auf eine geschickte Weise eine Zusammenkunft zwischen Hegesipp's und Sophronia's Verwandten in einem Tempel zu veranstalten; worauf er mit dem Hegesipp ohne andere Begleitung zu ihnen hintrat und die Versammlung folgendermaßen anredete: „Es ist die Meinung vieler Weltweisen, daß alles, was die Sterblichen beginnen, von den unsterblichen Göttern vorhergesehen und bestimmt ist; und deswegen behaupten auch einige, daß alles, was geschehen ist und was geschehen wird, unbedingt notwendig sei, wiewohl andere diese Notwendigkeit bloß auf das Geschehene eingeschränkt wissen wollen. Wenn man diesen Meinungen einige Aufmerksamkeit widmet, so wird man sich bald überzeugen, daß, wer geschehene Dinge, die nicht zu ändern sind, tadeln will, sich klüger dünken muß, als die Götter, von denen wir doch voraussetzen müssen, daß sie nach ewigen und unwandelbaren Gesetzen uns und unsere Angelegenheiten regieren; so daß die thörichte und unbesonnene Verwegenheit derjenigen klar am Tage liegt, welche ihre Fügung meistern wollen, und wie sehr solche Leute verdienen, für ihre Frechheit in Ketten und Banden geschlagen zu werden. Meiner Meinung nach

befindet Ihr Euch samt und sonders in diesem Falle, wenn es wahr ist, daß Ihr so gesprochen habt und noch (wie ich höre) fortfahret, darüber zu sprechen, daß Sophronia, die Ihr dem Hegesippus zugedacht hattet, meine Gemahlin geworden ist, und nicht bedenkt, daß sie von Ewigkeit her mir, und nicht dem Hegesippus zur Frau bestimmt war, wie der Erfolg jetzt beweist. Weil jedoch die Lehre von einer verborgenen Vorsehung und Absicht der Götter manchen nicht einleuchten will, welche der Meinung sind, daß die Götter sich um unsere Angelegenheiten wenig bekümmern, so will ich bloß nach menschlichen Ansichten der Dinge mit Euch reden, und in dieser Hinsicht werde ich zweierlei thun müssen, was sonst sehr wider meine Gewohnheit streitet; ich werde nämlich mich selbst ein wenig rühmen und einen anderen einigermaßen herunterſetzen oder herabwürdigen müssen. Da es jedoch zur gegenwärtigen Sache unumgänglich nötig ist, und da ich mich an keiner Seite um ein Haar von der Wahrheit entfernen werde, so muß ich mich dazu entschließen. Mehr von jähem Zorne gereizt, als durch vernünftige Gründe bewogen, Euch zu beschweren, scheltet Ihr und lästert und verdammt den Hegesippus, nicht nur durch heimliches Afterreden, sondern auch durch laute Verleumdung, weil er mir nach seiner Absicht diejenige zur Gattin verschafft hat, die Ihr nach Eurer Absicht ihm zugedacht hattet. Ich hingegen glaube, daß er dafür großes Lob verdient, weil er eines Teils die Pflicht eines Freundes erfüllt, und weil er zweitens viel klüger als Ihr gehandelt hat. Ich will Euch jetzt nicht erklären, wie weit die heiligen Gesetze der Freundschaft den einen Freund verpflichten, dem anderen zu dienen; sondern ich will mich damit begnügen, Euch daran zu erinnern, daß das Band der Freundschaft viel fester bindet, als die Bande des Blutes und der Verwandtschaft; denn die Freunde wählen wir uns selbst, und die Verwandten müssen wir nehmen, so wie sie das Schicksal uns giebt. Wenn demnach dem Hegesippus mein Leben teurer war, als Euer Wohlwollen, so muß Euch das nicht wundern, sobald Ihr mich als seinen Freund anerkennt, der ich zu sein hoffe. Doch genug hiervon. Indem ich aber zu meiner zweiten Behauptung übergehe, werde ich Euch ein wenig umständlicher zeigen müssen, inwiefern er klüger gehandelt hat, als Ihr; denn wie mich deucht, so versteht Ihr nichts von der Vorsehung der Götter, und fast noch weniger von den Gefühlen der Freundschaft. Ihr

meint also nach Euren Einsichten, nach Eurem Gutdünken und nach Eurer Überlegung, Ihr müßtet Sophronia einem junger Mann, einem Philosophen, und zwar dem Hegesippus zum Gemahl geben. Wohlan, Hegesippus gab sie nicht minder einem Jüngling und einem Philosophen. Euch beliebte es, sie einem Athenienser zu bestimmen; er gab sie einem Römer. Ihr wähltet für sie einen edlen Jüngling; er einen noch edleren, Ihr wolltet sie mit einem reichen Manne verheiraten; er vermählte sie mit einem der reichsten. Ihr wolltet sie mit einem Jüngling versprechen, der sie kaum kannte und folglich noch weniger lieben konnte; und Hegesipp überlieferte sie in die Arme desjenigen, der sie höher schätzte als sein höchstes Glück und sein eigenes Leben.

Laßt uns dies alles, was ich gesagt habe, einzeln betrachten, und laßt uns sehen, ob es wahr und ob es löblicher sei, als was Ihr beabsichtigt hattet. Daß ich jung bin, sowohl wie Hegesippus, darüber dürft Ihr nur Eure eigenen Augen befragen, und daß ich die Weltweisheit studiert habe, so gut wie er, das wißt Ihr ohne lange Vorrede. In unseren Jahren sind wir einander gleich und mit gleichen Schritten sind wir auch in der Wissenschaft vorwärts gegangen. Es ist wahr, er ist ein Athenienser und ich bin ein Römer. Wollte man über den Vorrang unserer Vaterstätte streiten, so würde ich sagen: „Meine Vaterstätte ist frei, und die seinige ist zinsbar.“ Die meine ist Gebieterin einer Welt, und Athen ist meiner Vaterstadt unterthan. Die meinige ist in der Blüte der Macht, der Waffen und der Wissenschaften, und die Vaterstadt Hegesippus hat sich nur allein der Wissenschaften zu rühmen. Ueberdies erscheine ich zwar hier unter Euch nur in der bescheidenen Gestalt eines Schülers; allein in Rom bin ich keiner der geringsten des Volkes. Meine eigenen Häuser und die öffentlichen Plätze in Rom sind voll uralter Bildsäulen meiner Vorfahren, und die römischen Jahrbücher erwähnen vieler Siegeszüge der Quintier nach dem Kapitol. Der Ruhm unseres Namens ist auch noch nicht welk geworden, sondern steht noch jetzt in seiner besten Blüte. Ich würde es verachten, meiner Reichtümer zu erwähnen; denn Armut und Erbe waren in den ältesten Zeiten das Erbteil und der Stolz der edlen Römer. Wenn aber heutigen Tages die Meinung sich geändert hat, und wenn der Mann nur nach seinem eigenen Reichtum geschätzt

wird, so darf ich wohl sagen, daß nicht Geiz und Gierigkeit, sondern die Gunst des Glücks mich zum Besitzer eines ansehnlichen Vermögens gemacht hat. Ich weiß zwar wohl, daß Ihr es wünschtet, daß Ihr es noch wünscht, und nicht Unrecht habt, es zu wünschen, den Hegesippus zu Eurem Blutsfreunde zu haben; allein in mancher Rücksicht sollte es Euch doch nicht minder lieb sein, mich in Rom unter die Eurigen zu zählen, wenn Ihr bedenkt, daß Ihr an mir einen guten Gastfreund und einen nützlichen, eifrigen und mächtigen Beschützer, sowohl in Euren besonderen, als in öffentlichen Angelegenheiten finden werdet. Wer wird denn, wenn man alles ohne Vorurteil und mit kaltem Blute betrachtet, Eure Anschläge für besser halten, als die Absichten meines Hegesippus? Gewiß niemand. Folglich ist Sophronia an den Titus Quintus Fulvius, einen altadeligen und reichen römischen Bürger und einen Freund des Hegesippus, sehr vorteilhaft vermählt, und wer sich darüber beklagt oder ärgert, der thut nicht, was Recht ist, und weiß selbst nicht, was er will. Vielleicht wird dieser oder jener mir einwenden, Sophronia findet sich nicht sowohl dadurch beleidigt, daß sie die Gemahlin des Titus geworden, als durch die Art und Weise, wie sie es geworden sei; durch heimliche Künste und ohne Vorwissen ihrer Eltern und Verwandten. Dies ist aber weder etwas Wunderbares, noch etwas Neues und Unerhörtes. Ich will gern von denjenigen schweigen, welche wider den Willen ihrer Eltern Männer genommen haben, oder welche mit ihren Liebhabern davon gegangen und erst Buhlerinnen gewesen sind, bevor sie Eheweiber wurden, und früher durch ihre Schwangerschaft oder Niederkunft als mit klaren Worten ihre Verheiratung kund gethan haben; und demnach hat man sich auch dergleichen Dinge wohl aus Not müssen gefallen lassen. Das ist aber Sophronia nicht widerfahren, sondern Hegesippus hat sie auf eine ehrliche und rechtschaffene Weise dem Titus gegeben. Sollten wiederum andere behaupten, derjenige, welcher sie mir vermählte, habe nicht das Recht dazu gehabt, so sind das thörichte und weibische Einwendungen, die von wenig Überlegung zeugen. Braucht denn das Schicksal nicht, mancherlei ungewöhnliche Mittel und Wege, um manche Dinge zu ihrem bestimmten Ziele zu bringen? Was brauch' ich mich darum zu bekümmern, daß vielleicht ein Schuhflicker und kein Gelehrter irgend eine Sache nach seiner Weise für mich ausgerichtet

hat, er mag dabei heimlich oder öffentlich zu Werke gegangen sein, sobald sie nur gut ausgefallen ist? War der Schuhflicker nicht ein gewandter Mann, so ist es meine Sache, mich in der Folge in acht zu nehmen, ihm nichts wieder anzuvertrauen; aber für das Geschehene bin ich schuldig, ihm zu danken. Hat demnach Hegesippus Sophronia glücklich verheiratet, so ist es eine lächerliche Thorheit, sich über die Art und Weise zu beklagen, wie er es gethan hat. Wenn Ihr seiner Einsicht nicht trauet, so seht Euch vor, daß Ihr ihn künftig keine Ehen mehr stiften laßt; und dankt ihm für diese. Wisset indessen, daß ich keineswegs gesucht habe, durch List oder durch Betrug dem Adel und der Reinigkeit Eures Blutes in der Person Sophronia's einen Schandfleck anzuhängen; denn obwohl ich sie verstohlenerweise zu meiner Frau gemacht habe, so kam ich doch nicht wie ein Ehrenschänder, in der Absicht, ihr ihre Keuschheit zu rauben; oder wie ein Feind, um sie gewaltsamerweise zu besitzen und den Namen Eures Verwandten zu verschmähen; sondern weil ich in ihre Schönheit und Tugend heftig verliebt war und wohl wußte, daß Ihr sie mir nicht würdet gegeben haben, wenn ich auf diejenige Weise, worauf Ihr vielleicht hindeutet, um sie angehalten hätte, aus Furcht, daß ich eine von Euch so sehr geliebte Person mit mir nach Rom führen möchte; so nahm ich meine Zuflucht zu den heimlichen Anschlägen, die ich Euch jetzt gern gestehen will, und bewog den Hegesippus, sich um meinetwillen zu einer Sache willig finden zu lassen, wozu er sonst keine Neigung hatte. Bei dem allen suchte ich mir den Besitz ihrer Person (so inbrünstig verliebt ich auch war) nicht als bloßer Liebhaber zu verschaffen, sondern als ihr wirklicher Gemahl, und sie selbst wird es Euch als Wahrheit bezeugen, daß ich sie nicht eher berührt habe, bis ich mit den gewöhnlichen Worten und mit einem Ringe mich mit ihr vermählt, und auf meine Frage, ob sie mich zum Gemahl haben wollte, ihre einwilligende Antwort erhalten hatte. Wenn sie sich jetzt für betrogen hält, so muß sie nicht mir, sondern sich selbst die Schuld beimessen, indem sie mich nicht gefragt hat, wer ich wäre. Das schreckliche Übel, der unverzeihliche Fehler, das schwere Verbrechen, dessen sich Hegesippus als Freund, Titus als Liebhaber schuldig gemacht haben, besteht also darin, daß Sophronia die Gemahlin des Titus Quintus geworden ist! Deswegen verlästert Ihr

den Hegesippus, droht ihm und stellt ihm nach. Was könntet Ihr mehr thun, wenn er sie an einen Bettler, einen Landstreicher, einen Knecht verheiratet hätte? Welche Fesseln, welche Kerkerstrafe, welche Martern würden Euch genügt haben? Doch genug hiervon. Es ist ein Zeitpunkt eingetreten, den ich noch lange nicht erwartet hatte; mein Vater ist gestorben, und ich sehe mich genötigt, nach Rom zu gehen, wohin ich willens bin, Sophronia mitzunehmen. Aus dieser Ursache habe ich Euch dasjenige entdeckt, was ich sonst vielleicht noch lange würde verschwiegen haben; und dies muß Euch lieb sein, wofern Ihr klug seid. Denn wenn ich Euch hätte betrügen oder beschimpfen wollen, so konnte ich Sophronia geschändet verlassen; allein, das verhüten die Götter, daß ein römischer Sinn sich jemals dergleichen Niederträchtigkeit erlauben sollte! Sophronia ist und bleibt demnach durch die Zulassung der Götter, in Kraft der Gesetze, durch den löblichen Beistand meines Hegesippus und durch angewandte List meine Gemahlin. Weil Ihr Euch aber vielleicht für weiser als die Götter, und für klüger als alle anderen Menschen haltet, so beweiset Ihr mir auf eine doppelte Art Euer Mißfallen an dieser Sache, einmal, indem Ihr mir Sophronia vorenthaltet, an welche Ihr kein weiteres Recht habt, als mir beliebt, Euch zu verstatten, und zweitens indem Ihr dem Hegesippus wie Eurem Feinde begegnet, da Ihr ihm doch vielmehr Dank schuldig seid. Wie thöricht Ihr daran handelt, darüber will ich mich jetzt nicht weitläuftig auslassen; sondern ich will Euch nur als Euer Freund raten, Euren Zorn fahren zu lassen und mir meine Sophronia wiederzugeben, damit ich Euch als Euer Blutsfreund zufrieden verlasse und Euch ferner zugethan bleibe; denn dasjenige, was geschehen ist, mag Euch gefallen oder nicht, so seid versichert, daß ich, wenn Ihr nicht thut, was ich begehre, den Hegesippus mit mir nehme, und wenn ich nach Rom komme, so will ich mir diejenige, die mir mit Recht zugehört, wider Euren Dank und Willen wohl verschaffen, und Ihr sollt erfahren, was es auf sich hat, einen Römer zur Rache zu reizen und zum Feinde zu haben."

Wie Titus dieses gesprochen hatte, erhob er sich mit zornigem Blick, nahm den Hegesippus bei der Hand, warf den Kopf in die Höhe, zum Zeichen, daß er sich um alle, die in dem Tempel versammelt waren, wenig bekümmerte, und entfernte

sich mit drohender Gebärde. Diejenigen, die im Tempel zurückblieben, fühlten sich teils durch seine Rede bewogen, ihn gern als ihren Freund und Verwandten zu betrachten, teils hatten seine letzten Worte sie in Schrecken gesetzt, so daß sie es einstimmig für besser hielten (da Hegesippus sich nicht hatte mit ihnen befreunden wollen), den Titus in ihre Verwandtschaft aufzunehmen, als der Verbindung mit jenem zu entsagen und sich zugleich den Titus zum Feinde zu machen. Sie kamen demnach zu ihm und erklärten ihm, sie wären bereit, ihm Sophronia zu geben, ihn als einen lieben Verwandten und den Hegesippus als ihren Freund anzusehen. Hierauf begrüßten sie sich an beiden Seiten als Brüder und Freunde, und Sophronia ward dem Titus wieder zugesandt, sobald ihre Verwandten nach Hause kamen. Als ein vernünftiges Weib schickte sie sich in die Umstände, schenkte ihre Liebe, die dem Hegesippus war gewidmet gewesen, dem Titus und zog mit ihm nach Rom, wo sie sehr liebreich und ehrerbietig empfangen ward.

Hegesippus verlor jedoch in Athen bei jedermann alle Achtung, und bei Gelegenheit einiger bürgerlicher Unruhen ward er bald nachher nebst den Seinigen in Armut und Elend aus der Stadt vertrieben und auf immer aus ihrem Gebiete verbannt. Wie er nun in seiner Verbannung nicht nur verarmt, sondern gänzlich an den Bettelstab geraten war, half er sich mit Not und Kummer fort und kam nach Rom, um zu versuchen, ob sich Titus noch seiner erinnern würde. Da er fand, daß er noch lebte und bei allen Römern sehr beliebt war, so wartete er, nachdem er seine Wohnung ausfindig gemacht hatte, vor seiner Hausthüre, bis er herauskam; er getraute sich aber nicht, in seinem armseligen Anzuge ihn anzureden, sondern suchte nur, ihm zu Gesichte zu kommen, in der Erwartung, daß Titus ihn erkennen und zu sich rufen würde. Weil aber Titus an ihm vorbeiging, und Hegesippus meinte, er hätte ihn wohl bemerkt, aber nicht auf ihn geachtet, so verursachte das Andenken an dasjenige, was er einst für ihn gethan hatte, daß er vor Unwillen und Verzweiflung davonging. Es war schon spät des Abends und er befand sich hungrig und ohne Geld und ohne Obdach. Des Lebens müde geriet er in eine abgelegene öde Gegend der Stadt und ward eine geräumige Höhle gewahr, die er sich zum Nachtlager erkor und wo er sich schlecht genug bekleidet und bedeckt auf den bloßen Erdboden niederlegte und von

Gram und Kummer betäubt endlich einschlief. Gegen den Morgen kamen zwei Räuber in die Höhle, um den Raub der vergangenen Nacht mit einander zu teilen; sie gerieten dabei in Streit, der Schwächere ward von dem Stärkeren erschlagen und dieser machte sich aus dem Staube. Hegesippus hatte Alles gehört und gesehen und glaubte durch diesen Zufall ein Mittel zu finden, sich den Tod zu verschaffen, ohne zum Selbstmörder zu werden; er blieb deswegen liegen, bis die Wächter, die den Lärm gehört hatten, hinzukamen, sich seiner bemächtigten und ihn gefangen davonführten. Wie man ihn verhörte, bekannte er, daß er den Mord begangen hätte und hernach nicht im Stande gewesen wäre, sich aus der Höhle zu entfernen. Der Prätor, Markus Varro, verurteilte ihn folglich nach dem damaligen Gebrauche zur Kreuzigung. Zufälligerweise kam Titus eben in den Richtsaal und indem er den armen Verurteilten betrachtete und hörte, weswegen er zum Tode verdammt war, erkannte er plötzlich die Gesichtszüge des Hegesippus und war sehr erstaunt, ihn in Rom und in einer so schmählichen Lage vorzufinden. Da ihm sehr daran gelegen war, seinem Freunde zu helfen, und er kein anderes Mittel zu seiner Rettung zu ersinnen wußte, als wenn er sich selbst anklagte, um ihn zu erlösen, trat er schleunigst vor und rief: „Markus Varro! Laß den armen Mann wieder zurückbringen, den Du verurteilt hast; denn er ist unschuldig. Ich habe die Götter schon genug durch die eine Sünde beleidigt, daß ich denjenigen erschlug, den Deine Wächter diesen Morgen tot gefunden haben, und ich will sie nicht zum zweiten Mal durch den Tod eines anderen Unschuldigen erzürnen."

Varro erstaunte und er bedauerte, so viele Menschen im Richtsaale als Zeugen zu haben. Da er aber nicht mit Ehren umhin konnte, zu thun, was die Gesetze verlangten, so ließ er den Hegesippus zurückholen und sprach zu ihm in Gegenwart des Titus: „Wie konntest Du so thöricht handeln, daß Du ohne den geringsten Zwang etwas bekanntest, was Du nie begangen hast, da doch Dein Leben dabei auf dem Spiele stand! Du sagtest, Du wärest derjenige, der diese Nacht den Menschen erschlagen hätte, und nun kömmt dieser und spricht, er habe es gethan."

Hegesippus sah sich um und fand, daß es Titus war, und er begriff sehr wohl, daß er dieses lediglich thäte, um ihm aus

Dankbarkeit für die einst empfangene Wohlthat das Leben zu retten. Er weinte vor Rührung und sagte: „Varro, in Wahrheit, ich erschlug den Menschen, und das Mitleiden des Titus kömmt jetzt zu spät."

„Prätor (sprach Titus wieder), Du siehst, dieser ist ein Fremdling, und man fand ihn ohne Waffen neben dem Erschlagenen. Du kannst wohl denken, daß ihn nur seine Dürftigkeit bewegt, den Tod zu suchen; laß ihn also frei und strafe mich, der ich es verdient habe."

Varro wunderte sich über den sonderbaren Wetteifer der beiden und stellte sich bereits vor, daß keiner von beiden schuldig wäre. Indem er deswegen auf Mittel sann, sie beide freizugeben, trat ein junger Mensch auf, namens Publius Ambustus, ein verruchter und in ganz Rom berüchtigter Spitzbube, welcher den Mord wirklich begangen hatte, und da er am besten wußte, wie unschuldig die beiden in der That waren, wegen deren sie sich selbst anklagten, so ging ihm ihre Unschuld dergestalt zu Herzen, daß er von Mitleiden durchdrungen sich dem Prätor darstellte und sagte: „Varro, meine Thaten bringen mich dahin, die schwierige Frage zwischen diesen beiden zu entscheiden. Ich weiß nicht, welcher Gott mich zwingt und antreibt, meine Übelthat zu gestehen. Wisse denn, daß keiner von diesen beiden an dem Verbrechen schuldig ist, zu welchem sie sich bekennen. Ich aber bin wirklich derjenige, welcher jenen Menschen heute früh kurz vor Tagesanbruch tötete, und diesen Armen fand ich an eben dem Orte schlafend, wo ich meinen Raub mit demjenigen teilte, den ich hernach erschlug. Den Titus zu verteidigen wäre überflüssig, denn sein guter Ruf ist zu allgemein bekannt, und ein jeder weiß wohl, daß er nicht der Mann ist, den dergleichen Verdacht treffen kann. Laß sie demnach alle beide los und vollziehe an mir die Strafe, welche die Gesetze mir auflegen."

Oktavius selbst hatte bereits von dieser Begebenheit gehört und ließ alle drei vor sich fordern, um von ihnen zu hören, welche Ursachen einen jeden von ihnen bewogen hätten, sich das Todesurteil zu wünschen. Sie erzählten ihm alles, und Oktavius entließ die beiden Freunde, weil sie nichts verschuldet hatten, und schenkte dem dritten das Leben um ihretwillen. Titus nahm nunmehr seinen Hegesipp zu sich, und nachdem er ihm wegen seines Kleinmuts und Mißtrauens freundschaftlich

Vorwürfe gemacht hatte, führte er ihn sehr liebreich in sein Haus, wo ihn Sophronia mit zärtlichen Thränen schwesterlich empfing. Nachdem ihn Titus mit Speise erquickt und ihn seinem Stande und seinen Tugenden gemäß gekleidet hatte, teilte er mit ihm alle seine Güter und Schätze und gab ihm überdies seine Schwester Fulvia zur Gemahlin, wobei er ihm die Wahl ließ, bei ihm zu bleiben, oder mit allem, was er ihm geschenkt hatte, nach Achaia zurück zu kehren.

Hegesippus, der sich teils durch seine Verbannung gezwungen, teils von seiner Freundschaft und schuldigen Dankbarkeit gegen den Titus bewogen fühlte, entschloß sich, ein römischer Bürger zu werden. Lange lebte er mit seiner Fulvia, mit dem Titus und mit Sophronia in einem Hause froh und glücklich, und ihre Freundschaft wuchs mit jedem Tage, wofern es möglich war, daß sie noch inniger werden konnte.

So ist demnach die Freundschaft die herrlichste aller Tugenden und nicht nur der größten Achtung, sondern auch des höchsten Ruhmes würdig. Sie ist die weise Mutter der Großmut und des Wohlthuns, die Schwester der Dankbarkeit und der Menschenliebe und die Feindin des Hasses und des Eigennutzes. Unaufgefordert ist sie zu jeder Stunde bereit, anderen alles Gute zu erweisen, was sie wünschen würde, das man ihr selbst thun möchte. Allein selten findet man heutigen Tages zwei Leute, an welchen sie ihren seligen Einfluß offenbart. Dank der schändlichen Gierigkeit der Menschen, die, nur auf ihren eigenen Nutzen erpicht, jedes Gefühl der Freundschaft, weit über die Grenzen der Erde hinaus, auf immer verbannt hat. Welche Liebe, welche Schätze, welche Bande des Blutes hätten wohl den Hegesippus bewegen können, aus Mitleiden mit den Seufzern und Thränen des Titus einer schönen und geliebten Braut zu entsagen und sie ihm zu überlassen — wenn sie es nicht that? Welches Verbot, welche Drohungen, welche Rücksichten hätten die Arme des Jünglings Hegesippus abhalten können, in der einsamen Kammer, in der Dunkelheit und im eigenen Bette das schöne, junge Weib zu umschlingen, welches ihm vielleicht unschuldigerweise oft selbst Aufmunterung gab — wenn sie es nicht vermochte? Welche Verhältnisse, welche Vorteile, welche Aussichten hätten ihn bewegen können, sich weder an seine eigenen, noch an Sophronia's Verwandten zu kehren, sich um die ehrenrührigen Lästerungen des Pöbels nicht zu be-

kümmern und seinem Spott und Hohn Trotz zu bieten — wenn sie ihn nicht dazu antrieb?

Und an der anderen Seite, wer hättte den Titus auffordern können, da er sich füglich stellen konnte, als wenn er von nichts wüßte, sich bereitwillig zu zeigen, sein eigenes Leben aufzuopfern, um den Hegesippus vom Kreuze zu retten — wenn sie ihn nicht anspornte? Wer konnte ihn so freigebig machen, daß er ohne Bedenken die Hälfte seines großen väterlichen Erbguts dem Hegesippus hingab, welchem das Schicksal das Seinige genommen hatte — wenn sie ihm nicht seine Hand öffnen hieß? Wer hätte ihn bewegen können, sich der Armut und des Elends des Hegesippus nicht zu schämen und ihm freiwillig seine eigene Schwester zur Gattin zu geben — wenn sie ihm diesen Eifer nicht eingab?

Mögen denn immerhin die Menschen sich nach vielen Bekannten umsehen, sich viele Brüder, viele Kinder wünschen, oder mit ihrem Gelde sich eine Menge Knechte kaufen, und sich nicht darum bekümmern, ob unter diesen allen auch wohl jemand sei, der sich nicht mehr vor der geringsten ihm selbst drohenden Gefahr scheuen, als sich hüten wird, dem Vater, dem Bruder oder dem Herrn seinen Genuß zu rauben; da man hingegen den Freund ganz anders handeln sieht.

Neunundneunzigste Erzählung.

Zur Zeit des Kaisers Friedrich des Ersten wurde ein allgemeiner Kreuzzug von der ganzen Christenheit unternommen, um das heilige Land wieder zu erobern. Wie Saladin, ein sehr kluger Fürst, welcher damals Sultan von Babylon war, etwas davon erfuhr, nahm er sich vor, die Zurüstungen der christlichen Regenten zu diesem Zuge selbst in Augenschein zu nehmen, um seine Maßregeln dagegen desto besser treffen zu können. Wie er nun in seinem Reiche alle nötigen Vorkehrungen gemacht hatte, ging er unter dem Vorwande einer Wallfahrt mit zweien seiner vornehmsten und verständigsten Leute und nur von dreien Dienern begleitet, auf Reisen.

Nachdem er schon verschiedene christliche Länder durchzogen hatte und durch die Lombardei kam, um über das Gebirge weiter hinauf zu gehen, traf es sich, daß er auf dem Wege von Mailand nach Pavia einem Edelmanne aus Pavia begegnete, namens Messer' Torello d'Istria, der mit seinen Dienern, Hunden und Falken nach einem schönen Landsitze ging, den er am Ufer des Tesino besaß. Sobald Herr Torello die Fremden gewahr ward, schienen sie ihm Leute von Stande und Ausländer zu sein, und er wünschte ihnen gütlich zu thun. Wie demnach Saladin sich bei einem seiner Leute erkundigte, wie weit sie noch bis nach Pavia hätten und ob sie noch früh genug daselbst anlangen könnten, um in die Stadt zu kommen, gab Herr Torello selbst statt seines Dieners zur Antwort; „Meine Herren, Ihr könnt nicht mehr zeitig genug dahin kommen, um eingelassen zu werden."

„Wenn das ist (sprach Saladin), so seid so gütig, uns zu sagen, wo wir am besten Herberge finden können; denn wir sind hier fremd."

„Das will ich gerne thun (erwiderte Torello). Ich war eben im Begriff, einen meiner Diener bis in die Nähe von Pavia zu schicken, um etwas zu bestellen. Er soll Euch begleiten und an einen Ort bringen, wo Ihr ein gutes Nachtlager finden werdet."

Er gab hierauf einem seiner vertrautesten Diener heimlich einen Wink, was er thun sollte, und er selbst eilte indessen, so schnell er konnte, nach seinem Landhause, ließ ein schönes Abendessen bereiten und die Tafel in seinem Garten decken, und setzte sich hierauf vor seine Thür, um seine Gäste zu erwarten. Der Diener führte während der Zeit die Reisenden unter verschiedenen Gesprächen unvermerkt auf einigen Umwegen nach dem Landgute seines Herrn. Sobald Herr Torello sie kommen sah, ging er ihnen lächelnd entgegen und sagte: „Seid mir herzlich willkommen, meine Herren!" Saladin war scharfsinnig genug, zu merken, daß der Edelmann besorgt hatte, sie möchten seine Einladung nicht angenommen haben, wenn er sie gebeten hätte, wie er ihnen auf dem Wege begegnete, und daß er sie durch eine kleine List nach seinem Hause gelockt hatte, damit sie sich nicht weigern könnten, bei ihm zu übernachten. Er gab demnach dem Torello, indem er seinen Gruß erwiderte, zur Antwort: „Mein Herr, wenn man

sich über zuvorkommende Leute beklagen dürfte, so würden wir über Euch zu klagen haben: denn ungerechnet, daß Ihr uns einen kleinen Umweg habt machen lassen, zwingt Ihr uns, eine große Gefälligkeit von Euch anzunehmen, die wir mit nichts, als mit einem einzigen Gruß verdient haben."

Der Ritter, der ein sehr wohlredender Mann war, antwortete: „Meine Herren, die Bewirtung, die Ihr bei mir findet, ist nur eine Kleinigkeit gegen das, was Ihr verdient, so weit ich nach dem Äußerlichen von Euch schließen kann. Ihr würdet aber wirklich außerhalb Pavia nirgends einen erträglichen Aufenthalt finden; und deswegen laßt es Euch nicht verdrießen, einen kleinen Abweg gemacht zu haben."

Während dieser Unterredung bezeigten sich seine Diener geschäftig, die Pferde der Reisenden, welche inzwischen abgestiegen waren, zu beschicken, und Herr Torello führte die drei Fremden in die für sie bereiteten Zimmer, wo er ihnen die Stiefel ausziehen und sie mit erfrischendem Wein bedienen ließ, indes er selbst sie mit angenehmen Unterredungen bis zur Abendmahlzeit unterhielt. Saladin und seine Begleiter sowohl, als ihre Diener, verstanden genug von Herrn Torello's Sprache, um sich verständlich zu machen, und andere zu verstehen, und sie fanden alle an dem Ritter den gefälligsten und artigsten Mann, der sie mit seinen Gesprächen besser unterhielt, als irgend jemand, den sie bisher angetroffen hatten. Torello an seiner Seite glaubte zu bemerken, daß seine Gäste treffliche Männer wären, und zugleich viel vornehmer, als er im Anfange gedacht hatte; und es war ihm deswegen leid, daß er sie nicht mit einem stattlicheren Mahle für den Abend bewirten konnte. Er nahm sich aber vor, am folgenden Tage das Fehlende nachzuholen. Zu dem Ende gab er einem seiner Diener die nötigen Befehle und schickte ihn an seine Gemahlin, eine sehr verständige Frau, nach Pavia, wo man die Thore nie zu verschließen pflegte. Hierauf führte er die Fremden in seinen Garten und erkundigte sich höflich, wer sie wären.

Saladin antwortete: „Wir sind cyprische Kaufleute und kommen von Cypern, um wegen unserer Geschäfte nach Paris zu reisen."

„Wollte Gott (erwiderte Torello), daß in unserem Lande die Edelleute das wären, was in Cypern (wie ich sehe) die Kaufleute sind."

Unter diesen Gesprächen kam die Abendstunde heran; man setzte sich zum Essen, und der Tisch ward so gut besetzt, wie es in der Geschwindigkeit nur immer möglich gewesen war. Nach aufgehobener Tafel glaubte Herr Torello, daß seinen Gästen am meisten mit der Ruhe gedient sein würde; er ließ ihnen demnach sehr schöne Betten anweisen und sie legten sich bald darauf schlafen.

Der Diener des Torello hatte indessen die Botschaft seines Herrn in Pavia an die Gemahlin desselben bestellt. Mit einem mehr königlichen, als weiblichen Sinne ließ sie augenblicklich alle Freunde und Diener ihres Gemahls berufen und alles zu einem herrlichsten Gastmahle veranstalten; ließ die vornehmsten Einwohner der Stadt beim Fackellicht einladen, Kleider, Wäsche und köstliches Pelzwerk zurecht legen und alles übrige so einrichten, wie es ihr Gemahl ihr aufgetragen hatte.

Des andern Morgens früh standen die Reisenden auf; Herr Torello stieg mit ihnen zu Pferde, nahm seine Falken mit und ritt mit seinen Gästen an eine Furt, um ihnen zu zeigen, wie seine Vögel abgerichtet wären. Wie hierauf Saladin um einen Wegweiser bat, der ihn nach Pavia führen und ihm daselbst das beste Quartier anweisen könnte, sprach Herr Torello: „Das nehme ich selbst auf mich, weil ich ohnehin dort Geschäfte habe.“

Sie glaubten dieses, und da es ihnen sehr lieb war, so machten sie sich mit ihm auf den Weg. Wie sie um die dritte Stunde in Pavia ankamen und glaubten, daß Herr Torello sie nach dem besten Gasthofe führen würde, brachte er sie nach seinem eigenen Hause, woselbst schon gegen fünfzig der vornehmsten Leute zu ihrem Empfange versammelt waren, welche sich um die Wette beeiferten, ihnen ihre Pferde und die Steigbügel zu halten. Saladin und seine Gefährten merkten bald, wie sich die Sache verhielt und sagten: „Herr Torello, dies haben wir uns nicht von Euch erbeten, Ihr habt uns gestern Abend schon mehr gutes erwiesen, als wir wünschen konnten, und Ihr könntet uns jetzt wohl ohne weitere Umstände unsere Straße ziehen lassen.“

„Meine Herren! (erwiderte Torello) was ich gestern Abend für Euch thun konnte, das habe ich weniger Euch selbst zu verdanken, als dem Zufall, der Euch zu einer solchen Stunde

zu mir führte, da Ihr genötigt waret, in meiner Hütte vorlieb zu nehmen. Diesen Morgen aber steht es bei Euch selbst, mich und alle diese Herren, die um Euch sind, zu verbinden; wenn Ihr glaubt, daß es gütig gehandelt sein würde, ihnen abzuschlagen, in ihrer Gesellschaft bei mir zu Mittag zu essen, so habt Ihr Euren Willen."

Saladin und seine Begleiter ließen sich bereden und stiegen ab. Die Kavaliere begleiteten sie nach den prächtigen Zimmern, die ihnen zur Aufnahme bestimmt waren. Hier legten sie ihre Reisekleider ab, erfrischten sich ein wenig und begaben sich alsdann nach dem Saale, wo auf's herrlichste für sie angerichtet war. Nachdem sie die Hände gewaschen und sich zur Tafel gesetzt hatten, wurden sie mit der größten Ordnung und Pracht bedient, und mit so köstlichen Speisen bewirtet, daß man einen Kaiser nicht besser und ehrerbietiger hätte aufwarten können. Und obgleich Saladin und seine Begleiter große Herren waren und gewohnt, alles, was groß und prächtig ist, zu sehen, so mußten sie sich dennoch hier über alles verwundern und es außerordentlich finden, da ihr Wirt kein Fürst, sondern nur ein gewöhnlicher Edelmann war. Nach der Mahlzeit und nach aufgehobener Tafel entließ Herr Torello seine Nachbarn und Freunde nach einigen kurzen Gesprächen zur Mittagsruhe, und blieb allein mit seinen drei fremden Gästen, die er darauf in ein anderes Zimmer führte, nnd um ihnen alles zu zeigen, was ihm das liebste war, so ließ er seine Gemahlin rufen, eine treffliche Frau von großer Schönheit und von hohem, stattlichen Wuchs. Sie erschien sehr reich gekleidet, in Begleitung ihrer beiden engelähnlichen Kinder, und nahte sich, freundlich grüßend, ihren Gästen. Diese standen auf und empfingen sie ehrerbietig, nötigten sie, sich neben ihnen zu setzen und liebkosten ihre beiden holden Kinder. Da sich Herr Torello während ihrer Unterhaltung mit ihnen ein wenig entfernte, so nahm seine Gemahlin Gelegenheit, sich bescheiden zu erkundigen, woher sie kämen und wohin sie wollten; und sie antworteten ihr ebenso wie ihrem Gemahl.

„In diesem Falle (sprach sie mit freundlicher Miene) wird Euch ein wenig weibliche Vorsorge nicht unnütz sein; und ich erbitte es mir deswegen von Euch als eine besondere Gunst, ein kleines Geschenk, welches ich Euch will herbringen lassen, nicht zu verschmähen, sondern in Rücksicht dessen, daß ein Weib

nach ihrem geringen Vermögen nicht viel geben kann, mehr auf den guten Willen der Geberin zu sehen, als auf den Wert des Geschenkes, und es freundschaftlich anzunehmen."

Es wurden hierauf einem jeden zwei Kleider gebracht das eine mit Seide, das andere mit Pelzwerk gefüttert, und nicht für Bürger oder Kaufleute, sondern für Personen von hohem Stande gemacht, nebst seidenen Unterkleidern und feinen leinen Gewande. „Nehmt dieses von mir (sprach sie). Ich habe Euch mit meinem Gemahl auf gleichen Fuß gekleidet; und da Ihr weit von Euren Frauen entfernt seid, einen langen Weg bereits zurückgelegt und noch eine weite Reise vor Euch habt, so werden die übrigen Sachen, so geringe auch ihr Wert ist, Euch vielleicht zu statten kommen; denn die Kaufleute sind (wie ich wohl weiß) an Reinlichkeit und Bequemlichkeit gewöhnt."

Die Herren verwunderten sich und sahen, daß Herr Torello es an keinem Stücke wollte fehlen lassen, ihnen gutes und Ehre zu erweisen, und fast vermuteten sie, nach der Kostbarkeit der Kleider zu urteilen, daß Herr Torello ihren Stand erraten hätte. Inzwischen antwortete einer von ihnen: „Edle Frau! Dies sind so köstliche Sachen, daß wir sie nicht füglich annehmen könnten, wenn uns nicht Euer fügliches Ansinnen, dem man nichts versagen kann, dazu nötigte."

Nachdem dieses geschehen und Torello schon wieder hereingekommen war, nahm die Dame Abschied von ihnen und ging hin, um auch ihre Diener mit den nötigen Sachen versorgen zu lassen. Herr Torello erhielt von ihnen durch vieles Bitten, daß sie den ganzen Tag bei ihm blieben. Wie sie demnach zuerst ein wenig geruht hatten, legten sie ihre Kleider an und ritten mit ihrem Wirt in der Stadt umher, worauf sie in einer zahlreichen Gesellschaft angesehener Männer zu gehöriger Stunde ein prächtiges Abendmahl bei ihm einnahmen und sich alsdann zur Ruhe begaben. Mit Anbruch des Tages standen sie auf und fanden statt ihrer abgerittenen Gäule drei schöne, mächtige Staatsrosse für sich, und starke frische Pferde für ihr Gefolge gesattelt und aufgezäumt fertig. Wie Saladin dieses sah, konnte er sich nicht enthalten zu seinen Gefährten zu sagen: „Ich schwöre bei Gott, daß ich nie einen wackeren, höflicheren und verständigeren Mann, als diesen gefunden habe; und wenn die christlichen Könige sich gegen ihres Gleichen so als Könige betragen, wie dieser als Rittersmann, so braucht der Sultan

von Babylon nicht zu besorgen, daß ein einziger von ihnen, geschweige denn so viele, als sich jetzt gegen ihn rüsten, ihm über den Hals fallen werde." Weil sie nun fanden, daß Weigern vergeblich sein würde, so dankten sie ihm sehr verbindlich und bestiegen ihre Pferde. Herr Torello begleitete sie eine große Strecke aus der Stadt, und endlich mußte Saladin (der sich zwar ungern von ihm trennte, weil er ihm sehr lieb geworden war), ihn bitten, zurückzukehren, weil er eilte, weiter zu kommen. Indem Herr Torello mit Leidwesen Abschied von ihm nahm, sprach er zu ihnen: „Meine Herren, ich muß umkehren, weil Ihr es so haben wollt; doch dies muß ich Euch noch sagen: Ich weiß nicht, wer Ihr seid, und ich will auch nicht weiter in Euch dringen, um es zu erfahren; allein Ihr mögt sein, wer Ihr wollt, so überredet Ihr mich diesmal nicht, zu glauben, daß Ihr Kaufleute seid. Lebt wohl!"

Saladin, der bereits von allen Freunden des Torello Abschied genommen hatte, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr, es kann sich wohl dereinst fügen, daß wir Euch unsere Ware zeigen und Eurem Glauben zu Hilfe kommen. Lebt glücklich!"

Wie nun Saladin davon reiste, mit dem festen Vorsatz, wenn er lebte und der Krieg, welcher ihm bevorstand, ihn nicht daran verhinderte, dem Torello dereinst nicht minder Ehre zu erweisen, als er von ihm empfangen hatte, unterhielt er sich noch lange unterwegs mit seinen Gefährten von ihm und seiner Gemahlin und von seinem ganzen Wesen und Benehmen und erhob ihn deswegen außerordentlich. Nachdem er nun alle Abendländer, nicht ohne viele Mühe durchstreift hatte, ging er zu Wasser mit den seinigen wieder nach Alexandria und rüstete sich, von allen unterrichtet, zur Gegenwehr.

Herr Torello sann noch lange nach seiner Zurückkunft in Pavia, wer seine drei Gäste wohl möchten gewesen sein; allein er erriet es nicht und blieb mit seinen Vermutungen immer weit vom Ziele. Wie die Zeit des Kreuzzuges kam und man dazu allenthalben große Zubereitungen machte, ließ Herr Torello sich durch keine Bitten und Thränen seiner Gemahlin in dem Vorsatze stören, den Zug mitzumachen, und nachdem er alles nötige dazu vorbereitet hatte und im Begriff war, die Reise anzutreten, sprach er zu seiner Gemahlin; „Liebe Frau, Du siehst, ich ziehe auf diese Kreuzfahrt, sowohl um leiblicher Ehre, als um des Heils meiner Seele willen. Ich empfehle

Dir unsere Habe und unsere Ehre und da ich zwar weiß, daß ich abreise, allein wegen tausenderlei Zufälle, die mir begegnen können, nicht die geringste Gewißheit habe, daß ich wiederkommen werde, so bitte ich Dich, mir eine Gunst zu gewähren, daß Du nämlich, es gehe mir, wie es wolle, wenn Du keine gewisse Nachricht von meinem Leben bekömmst, ein Jahr, einen Monat und einen Tag wartest, von dem heutigen Tage meiner Abreise an gerechnet, ehe Du Dich wieder vermählst."

Die Frau schwamm in Thränen und antwortete: „Torello, ich weiß nicht, wie ich den Schmerz über Deine Abreise ertragen werde; allein wenn ich ihn überlebe und wenn über Dich etwas anderes verhängt ist, so sei im Leben und im Tode versichert, daß ich als die Gemahlin des Torello leben und sterben und Dich nie vergessen werde."

„Frau (erwiderte Torello), ich bin überzeugt, daß Du alles, was Du mir versprichst, erfüllen wirst, soweit es in Deinem Vermögen steht. Allein Du bist ein junges Weib, bist schön und aus einem angesehenen Geschlechte. Du besitzest viele liebenswürdige Eigenschaften und bist allgemein bekannt. Deswegen ist kein Zweifel, daß nicht viele große und vornehme Männer, sobald man glauben wird, daß ich nicht mehr bin, sich bei Deinen Brüdern und Verwandten um Dich bewerben, werden, deren Zureden Du, wenn Du auch gerne wolltest, nicht wirst widerstehen können, und Du wirst Dich nach ihrem Willen fügen müssen; und das ist die Ursache, weswegen ich Dir die gedachte Frist und keine längere vorschreibe."

Sie antwortete: „Ich werde mir alle Mühe geben, so zu handeln, wie ich Dir gesagt habe, und wenn es zum äußersten kömmt, so will ich doch gewiß Deiner Vorschrift gehorchen. Ich bitte Gott, daß er diesmal weder über Dich, noch über mich dergleichen verhängen wolle."

Nach diesen Worten umarmte sie ihn mit Thränen, zog einen Ring vom Finger, den sie ihm überreichte, und sprach: „Wenn ich sterben sollte, ehe ich Dich wieder sehe, so erinnere Dich meiner, so oft Du diesen Ring ansiehst." Er nahm ihn und stieg zu Pferde und nachdem er von jedermann Abschied genommen hatte, machte er sich auf den Weg, begab sich mit seinem Gefolge in Genua an Bord einer Galeere, und kam in kurzer Zeit nach Acre, wo er zu dem übrigen

Heere der Christen stieß. Fast unmittelbar darnach brach bei demselben eine ansteckende Krankheit aus und während dieser Zeit gelang es dem Saladin entweder durch List oder durch Glück, daß er den ganzen Rest der Christen in seine Gefangenschaft bekam und sie hin und wieder in verschiedene Städte verlegte. Unter andern ward auch Torello gefangen und nach Alexandria abgeführt. Weil ihn daselbst niemand kannte und weil er sich aus Furcht auch nicht zu erkennen gab, so mußte er sich aus Not gebrauchen lassen, Falken abzurichten, welches er meisterlich verstand, und da traf es sich, daß der Sultan von ihm hörte, der ihn auf freien Fuß stellen ließ und ihn zu seinem Falkner machte. Torello, welchen Saladin (der ihn weder erkannte, noch von ihm erkannt ward) stets bei einem Taufnamen zu nennen pflegte, dachte nur immer nach Pavia zurück und hatte mehr als einmal Versuche gemacht, zu entfliehen, die ihm aber nie gelungen waren. Wie nun einst gewisse genuesische Gesandte zu Saladin kamen, um über die Loskaufung ihrer Landsleute zu unterhandeln, entschloß sich Torello, ihnen bei ihrer Abreise Briefe an seine Gemahlin mitzugeben, um ihr zu melden, daß er noch lebte und sie bäte, seine Wiederkunft abzuwarten, welche hoffentlich nicht weit entfernt sein würde. Er bat zugleich einen von den Gesandten, mit welchem er wohl bekannt war, die Briefe an den Abt San Pietro, der sein Oheim war, zu bestellen. Bald nachher traf es sich, indem Saladin mit Torello von seinen Falken sprach, daß dieser lächelte und dabei einen Zug an seinem Munde verriet, welchen Saladin, wie er bei ihm war, besonders bemerkt hatte. Dieser Zug erinnerte ihn an Torello. Er betrachtete ihn demnach genauer, und wie er glaubte, ihn zu erkennen, veränderte er das Gespräch und fragte ihn: „Sage mir, Christ, aus welcher Gegend des Abendlandes bist Du?"

„Ich bin aus der Lombardei, (antwortete Torello) aus einer Stadt, welche Pavia heißt, und bin ein armer, geringer Mann."

Saladin, der seiner Sache schon etwas gewisser zu sein glaubte, freute sich und dachte: „Gott schenkt mir Gelegenheit, diesem Mann zu zeigen, wie wert mir seine Dienstfertigkeit gewesen ist. Er sagte ihm nichts weiter, sondern ließ alle seine Kleider in ein Zimmer bringen, führte ihn hinein und

sprach: „Sieh zu, Christ, ob unter diesen Kleidern eines ist, das Du vormals gesehen hast."

Torello betrachtete sie und ward diejenigen gewahr, welche seine Gemahlin dem Saladin gegeben hatte; doch getraute er sich nicht, sie für dieselben zu halten. Indessen antwortete er: „Gnädiger Herr, ich kenne keines von diesen Kleidern; aber diese zwei sind denen ähnlich, mit welchen ich einst mit dreien Kaufleuten, die mich besuchten, zugleich bekleidet war."

Jetzt hielt sich Saladin nicht länger. Er umarmte ihn zärtlich und sagte: „Ihr seid Herr Torello d'Istria, und ich bin einer von den drei Kaufleuten, welche Eure Gattin mit diesen Kleidern beschenkte. Jetzt ist die Zeit gekommen, Euch zu zeigen, mit welchen Waren ich handle, wie ich Euch beim Abschiednehmen sagte, daß es sich vielleicht fügen könnte."

Torello ward über diese Worte halb froh und halb schamrot. Er freute sich, daß er einen solchen Gast gehabt hatte, und er schämte sich zugleich, weil er fürchtete, ihm nicht Ehre genug erwiesen zu haben. Aber Saladin fuhr fort: „Herr Torello, da Gott Euch zu mir geführt hat, so betrachtet von nun an nicht mich, sondern Euch selbst, als Herrn hier in meinem Hause." Er freute sich mit ihm herzlich des Wiedersehens, ließ ihn fürstlich kleiden, stellte ihn allen Großen seines Reiches vor und befahl ihnen sämtlich, so lieb ihnen seine Gnade wäre, ihn so hoch zu ehren, wie ihn selbst. Dieses ward auch von allen willig beobachtet, vorzüglich aber von den beiden Herren, welche als Gefährten des Sultans mit ihm in seinem Hause gewesen waren.

Der plötzliche Glanz seiner Herrlichkeit brachte ihm seine Angelegenheiten in der Lombardei auf eine Zeit lang ein wenig aus dem Gedächtnis, zumal, da er im geringsten nicht zweifelte, daß seine Briefe richtig an seinen Oheim wären bestellt worden. Es war indessen bei dem christlichen Heere, an dem Tage, da Saladin es überrumpelte, ein Ritter aus der Provence, von keiner sonderlichen Bedeutung, namens Torel de Dignes, gestorben und begraben worden. Da nun Herr Torel d'Istria wegen seines Adels in dem ganzen Heere bekannt war, so dachte niemand, wie es hieß, Herr Torel wäre gestorben, an Torel von Dignes, sondern ein jeder glaubte, Herr Torel von d'Istria wäre tot und die Überrumpelung und Aufhebung der Armee verhinderte die Auf-

klärung dieses Irrtums, so daß verschiedene Italiener mit der Nachricht von seinem Tode nach Hause kamen, von welchen einige sogar versicherten, sie hätten ihn tot gesehen und wären bei seinem Leichenbegängnis gewesen. Wie seine Gemahlin und seine Verwandten dieses hörten, war ihre Trauer unbeschreiblich groß und nicht nur sie betrauerten seinen Verlust, sondern auch ein jeder, der ihn gekannt hatte. Es würde zu viele Zeit erfordern, den Schmerz, die Traurigkeit und die Klagen seiner Gattin zu beschreiben. Genug, nachdem sie ihn einige Monate mit vielem Gram und Kummer beweint hatte, und ihr Schwerz anfing, sich ein wenig zu legen, bewarben sich die vornehmsten Männer in der Lombardei um ihre Hand und ihre Brüder und Verwandten fingen an, ihr zuzureden, sich wieder zu vermählen. Nachdem sie sich eine geraume Zeit mit vielen Thränen geweigert hatte, sah sie sich endlich genötigt, den Wünschen ihrer Verwandtschaft nachzugeben, mit der Bedingung, daß sie nicht gezwungen würde, sich vor Ablauf der von ihrem Gemahl anberaumten Frist wieder zu verheiraten.

Indem die Sachen in Pavia so standen, und die angesetzte Frist bereits bis auf ungefähr acht Tage verstrichen war, traf es sich, daß Herr Torello in Alexandria einen Mann gewahr ward, der mit den genuesischen Gesandten zugleich an Bord derselben Galeere nach Genua abgesegelt war. Er ließ ihn zu sich rufen, und fragte ihn, wie ihre Reise abgelaufen und wie sie in Genua angekommen wären.

„Mein Herr (antwortete der Mann), die Galeere hat eine sehr unglückliche Fahrt gehabt, wie man mir in Kreta gesagt hat, wo ich geblieben bin, denn wie sie auf die Höhe von Sizilien gekommen sind, hat sich ein heftiger Sturm aus Norden erhoben, der sie an die barbarische Küste verschlagen und auf ein Sandriff getrieben hat, wo sie mit Mann und Maus untergegangen ist. Ich selbst habe zwei Brüder dabei verloren."

Herr Torello, welcher keine Ursache hatte, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln und welchen es jetzt einfiel, daß die Frist, die er seiner Gemahlin anberaumt hatte, in wenigen Tagen zu Ende ging, und daß sie, weil man nichts von ihm in Pavia gehört hatte, sich wahrscheinlicherweise wieder verheiraten würde, bekümmerte sich so sehr darüber, daß er vor Gram bettlägerig ward, weder Speise noch Trank zu sich nahm und sich nur den Tod wünschte. Wie Saladin dieses hörte, der ihn

so lieb hatte, kam er zu ihm, erfuhr nicht ohne Mühe und Bitten die Ursache seines Kummers und seiner Krankheit und schalt ihn, daß er ihm nicht längst seine Lage offenbart hätte; inzwischen bat er ihn, sich zu beruhigen, und versprach ihm in diesem Falle solche Anstalten zu treffen (die er ihm auch mitteilte), daß er zu rechter Zeit wieder in Pavia sein sollte. Torello verließ sich auf Saladins Versprechen und da man ihm oft gesagt hatte, dergleichen Dinge wären möglich zu machen und wären schon oft wirklich geschehen, so ließ er sich beruhigen und bat den Saladin, die Sache zur Ausführung zu bringen. Saladin befahl demnach einem seiner Schwarzkünstler, dessen Geschicklichkeit er kannte, Anstalten zu treffen, daß Torello auf seinem Bette in einer Nacht nach Pavia gebracht würde. Der Schwarzkünstler versprach, dieses zu bewerkstelligen, und bat nur, daß man den Torello zu seinem eigenen Besten einschläfern möchte. Sobald dies veranstaltet war, ging Saladin wieder zu Torello und da er ihn noch fest entschlossen fand, zu sterben, wenn er nicht zur bestimmten Zeit in Pavia sein könnte, so sprach er zu ihm: „Torello, wenn Ihr Eure Gemahlin so herzlich liebet und Euch sehr darum bekümmert, daß sie keinem andern zu Teil werde, so kann ich Euch, bei Gott! deswegen nicht tadeln, denn unter allen Weibern, die ich in meinem Leben gesehen habe, ist sie diejenige, die ich wegen ihrer Sitten und Eigenschaften und wegen ihres ganzen Betragens (ihre Schönheit, als eine vergängliche Blume nicht einmal mitgerechnet) am meisten der Bewunderung und Liebe würdig befunden habe. Es würde mir außerordentlich lieb gewesen sein, nachdem Euch der Zufall zu mir geführt hatte, wenn Ihr und ich unsere übrige Lebenszeit mit einander hätten zubringen, und gemeinschaftlich an der Regierung dieses Landes Teil nehmen können. Oder wenn mir der Himmel dies nicht beschieden hatte, weil es Euer fester Entschluß war, entweder zu rechter Zeit nach Pavia zurückzukehren, oder zu sterben, so hätte ich sehr gewünscht, dieses zeitig zu wissen, damit ich Euch mit solcher Pracht und Ehre, und unter solcher Begleitung wieder nach Eurem Hause hätte bringen lassen, wie es Euren Verdiensten angemessen ist. Weil mir aber dieses nicht vergönnt wird, so will ich Euch auf die angezeigte Art dahin befördern."

„Gnädiger Herr (erwiderte Torello), Ihr habt mich schon mehr durch die That, als durch Worte überführt von Eurer

Güte, die ich nie in einem so hohen Grade verdient habe; und wenn Ihr auch nichts von dem, was Ihr sagt, erwähntet, so würde ich doch in Tod und Leben mich darauf verlassen. Weil ich aber einmal meinen Entschluß unveränderlich gefaßt habe, so bitte ich Euch, dasjenige, wozu Ihr Euch erbietet, bald zu thun, denn morgen schon ist der letzte Tag, da man mich noch erwarten wird."

Saladin versprach ihm, unfehlbar dafür zu sorgen. Am folgenden Tage ließ er, in der Absicht, den Torello in der nächstfolgenden Nacht fortzuschicken, in einem großen Saale ein schönes reiches Bett, mit lauter Samt und Goldstoff gepolstert nach morgenländischer Art aufmachen, und mit einem Teppich bedecken, der streifenweise mit den köstlichsten Perlen und Edelsteinen besetzt und von unschätzbarem Werte war, nebst zwei Türkissen, die sich zu einem solchen Bette schickten. Hierauf befahl er dem Herrn Torello, der schon wieder bei Kräften war, das reichste und schönste türkische Kleid anzulegen, und ihm eine von den längsten und feinsten Binden nach türkischer Weise um den Kopf zu winden. Wie es nun schon spät ward, kam Saladin mit vielen seiner Vornehmen in das Zimmer des Herrn Torello, setzte sich neben ihn, und fast bis zu Thränen bewegt sprach er zu ihm: „Torello, die Stunde des Scheidens kommt heran, und da ich wegen der Beschaffenheit des Weges weder mit Euch reisen, noch Euch Begleitung mitgeben kann, so bin ich genötigt, von Euch Abschied zu nehmen, und bin aus dieser Ursache hergekommen. Ehe ich Euch aber Gott empfehle, bitte ich Euch, um der Liebe und Freundschaft willen, die zwischen uns besteht, daß Ihr mich nie vergeßt, und daß Ihr, wo möglich, sobald Ihr Eure Sachen in der Lombardei in Ordnung gebracht habt, ehe unsere Lebenstage verstreichen, mich wenigstens noch einmal besucht, damit ich alsdann, wenn ich mich Eurer Wiederkunft werde erfreut haben, dasjenige nachholen könne, was ich jetzt wegen Eurer schleunigen Abreise versäumen muß. In der Zwischenzeit aber laßt Euch die Mühe nicht verdrießen, bei mir mit Euren Briefen gegenwärtig zu sein, und alles, was Euch gefällig ist, von mir zu fordern; weil ich gewiß für Euch mehr, als für irgend einen lebendigen Menschen in der Welt thun werde."

Herr Torello konnte sich der Thränen nicht enthalten, und

sie verwehrten ihm die Rede, so daß er nur mit wenigen Worten erwidern konnte: es wäre ihm auf immer unmöglich, seine Wohlthaten und seinen Edelmut zu vergessen, und er wollte unfehlbar alles thun, was er ihm befohlen hätte, wenn ihm das Leben gefristet würde. Saladin umarmte ihn demnach auf's zärtlichste, empfahl ihn Gott und verließ das Zimmer. Auch die übrigen vornehmen Herren nahmen Abschied von ihm und folgten dem Saladin in den Saal, wo das Bett bereitet war. Weil es schon spät ward, und der Schwarzkünstler eilte, die Abfahrt zu veranstalten, so ward ein Arzt mit einem Schlaftrunke zu Torello gesandt, welchen er ihm als einen stärkenden Labebecher empfahl, und nachdem er denselben zu sich genommen hatte, fiel er bald darauf in einen festen Schlaf. Saladin ließ ihn so schlafend auf das kostbare Bett legen, stellte eine große, schöne und reiche Krone neben ihn hin, die auf eine so ausgezeichnete Art gemacht war, daß man leicht erkennen konnte, sie wäre für die Gemahlin des Torello bestimmt. Ihm selbst steckte er darauf einen Ring an den Finger, mit einem Karfunkel, der so feurig wie eine Fackel leuchtete, und dessen Wert unschätzbar war. Er ließ ihm auch einen Säbel umgürten, mit einem so reich besetzten Gefäß, daß es schwer war, den Wert desselben zu schätzen. Ueberdies ließ er ihm seine Kleider vorn mit einem Hefte zusammenfügen, an welchem sich Perlen von nie gesehener Schönheit und eine Menge der kostbarsten Edelsteine befanden. An beiden Seiten ließ er zwei sehr große, goldene Becken voll Goldstücken hinstellen, und ringsumher eine Menge Netzbeutel, gefüllt mit Perlen, Ringen, Gürteln und anderem Geschmeide, wovon man lange erzählen könnte. Darauf gab ihm Saladin noch einen Kuß und befahl dem Schwarzkünstler, zu eilen; und sogleich verschwand das Bett mit Torello, und mit Allem was darauf befindlich war, vor den Augen des Saladin und seiner Großen, die sich noch lange mit einander von Torello unterhielten.

Dieser ward inzwischen, seinem Wunsche gemäß, in der Kirche zu Sankt Peter in Ciel d'Oro in Pavia, mit allen vorbesagten Schätzen und Kleinoden niedergesetzt und schlief noch, wie zur Frühmette geläutet ward; wie nun der Kirchner mit einer Fackel in der Hand in die Kirche kam und plötzlich das reiche Bett gewahr ward, wunderte er sich nicht nur gewaltig, sondern er erschrack so, daß er in aller Eile die Flucht nahm. Wie der Abt und die Mönche ihn fliehen sahen, verwunderten

sie sich und fragten nach der Ursache, welche ihnen der Kirchner sagte.

„Ei (sprach der Abt), Du bist ja kein Kind mehr und auch kein solcher Neuling in dieser Kirche, daß Du so leicht erschrecken müßtest. Komm, laß uns gehen und zusehen, was Dich so bange gemacht hat."

Es wurden also mehr Lichter angezündet, und der Abt ging mit allen seinen Mönchen in die Kirche, wo sie das wunderschöne und kostbare Bett, und auf demselben den schlafenden Ritter erblickten, und indem sie noch furchtsam und schüchtern die köstlichen Kleinode betrachteten, ohne sich zu getrauen, das Bett im geringsten zu berühren, erreichte die Wirkung des Schlaftrunks ihr Ende, und Herr Torello erwachte mit einem tiefen Seufzer aus seinem Schlummer; worüber der Abt und alle seine Mönche so sehr erschracken, daß sie mit einem lauten Domine fac me salvum! davon liefen. Wie Herr Torello die Augen öffnete und um sich her blickte, fand er, daß er wirklich an dem Orte war, den er sich von Saladin erbeten hatte. Er freute sich sehr darüber, richtete sich auf zum Sitzen, und wie er alles, womit er sich umgeben fand, betrachtete, mußte er sich über die fürstliche Freigebigkeit Saladin's, so sehr er sie auch längst gekannt und bewundert hatte, noch immer mehr verwundern. Wie er die Mönche fliehen sah und die Ursache erriet, rief er, ohne seinen Platz zu verlassen, den Abt und bat ihn, unbesorgt zu sein, indem er Torello, sein Neffe wäre. Der Abt, der ihn seit mehreren Monaten für tot hielt, erschrack darüber noch mehr; doch nach und nach ließ er sich durch wiederholtes Zureden und durch triftige Gründe einigermaßen beruhigen, bezeichnete sich mit dem Kreuze und kam ihm näher.

„Wofür fürchtet Ihr Euch, lieber Vater (sprach Herr Torello)? Ich bin vom Auslande wieder zurückgekommen".

Obgleich er nun einen langen Bart hatte und auf türkisch gekleidet war, so erinnerte sich doch der Abt nach und nach seiner Gesichtszüge. Er beruhigte sich demnach vollends, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Mein Sohn, sei willkommen! Du mußt Dich über unsere Flucht nicht verwundern; denn hier in der Stadt ist kein Mensch, der Dich nicht ganz gewiß für tot hält; ja, ich muß Dir sagen, daß Frau Adalida, Deine Gemahlin, durch die Bitten und Unterredungen ihrer Verwandten getrieben, sich wider ihren Willen wieder verlobt hat,

und daß sie diesen Morgen von ihrem neuen Bräutigam heimgeführt werden und mit ihm Hochzeit machen wird, wozu bereits die Anstalten gemacht sind."

Herr Torello stand auf von seinem reichen Bette, grüßte den Abt und seine Mönche freundlich und bat sie Alle, sich von seiner Wiederkehr nicht eher etwas verlauten zu lassen, bis er ein gewisses Geschäft ausgerichtet hätte. Er brachte zuerst alle seine köstlichen Kleinode in sichere Verwahrung und erzählte hierauf dem Abt alle Begebenheiten, die sich bis dahin mit ihm zugetragen hatten. Der Abt freute sich über sein Glück, wofür er mit ihm Gott dankte. Hiernächst fragte Torello nach dem künftigen neuen Gemahl seiner Gattin, welchen der Abt ihm nannte, worauf Herr Torello zu ihm sprach: „Ehe man erfährt, daß ich wiedergekommen bin, will ich erst sehen, wie sich meine Frau an ihrem Hochzeitstage benimmt, und obgleich ihr geistlichen Herren eben nicht gewohnt seid, bei dergleichen Gastereien zu erscheinen, so müßt Ihr doch, mir zu Liebe, es so einrichten, daß wir zusammen dahin gehen."

Der Abt bezeigte sich willig dazu bereit, und sobald es Tag ward, ließ er dem Bräutigam sagen, er wünschte nebst einem anderen Gaste bei seiner Hochzeit gegenwärtig zu sein. Der Edelmann ließ ihm antworten, sie wären ihm willkommen. Wie demnach die Mittagsstunde kam, ging Herr Torello, so wie er gekleidet war, mit dem Abt nach dem Hause des Bräutigams und ward von Jedermann angestaunt, allein von keinem Menschen erkannt, denn der Abt stellte ihn einem Jeden als einen türkischen Herrn vor, welchen der Sultan als Gesandten an den König von Frankreich schickte. Herr Torello ward gebeten, an einer Tafel Platz zu nehmen, wo er gerade seiner Gemahlin gegenüber saß und mit großem Wohlgefallen betrachtete, weil ihm ihre Miene zeigte, daß ihre Vermählung ihr nicht lieb war. Sie blickte ihn gleichsfalls bisweilen an; doch ohne ihn irgend zu erkennen, denn dieses verhinderte sein langer Bart und die Meinung, in welcher sie stand, daß ihr Gemahl gestorben wäre. Wie endlich Herr Torello begierig war, sie auf die Probe zu stellen, ob sie sich seiner noch erinnerte, zog er den Ring vom Finger, den sie ihm geschenkt hatte, ließ einen Edelknaben, welcher ihr aufwartete, zu sich rufen, und sprach zu ihm: „Sage der Braut in meinem Namen, es sei in meinem Lande der Gebrauch, wenn ein fremder Gast, wie

ich, an der Tafel einer Braut zugegen ist, daß die Braut, zum Zeichen, daß er ihr willkommen sei, ihr Trinkgeschirr mit Wein füllt und es dem Gaste schickt, welcher daraus trinkt, so viel ihm beliebt, und den Becher wieder zudeckt, worauf die Braut das Übrige ausleert."

Der Knabe bestellte den Auftrag, und da die Braut ihn für einen großen Herrn hielt, so nahm sie mit ihrer gewöhnlichen Klugheit und Artigkeit, zum Zeichen, daß ihr seine Gegenwart lieb wäre, einen großen, vergoldeten Kelch, der vor ihr stand, befahl ihn, zu schwenken und mit Wein zu füllen und ihn den fremden Herrn zu bringen. Herr Torello hatte ihren Ring in den Mund genommen, ließ ihn im Trinken unvermerkt in den Becher fallen, in welchem er nur ein wenig Wein übrig ließ, deckte den Becher wieder zu und schickte ihn der Dame zurück. Diese empfing ihn, und um die Landessitte ihres Gastes zu beobachten, nahm sie den Deckel ab, setzte den Becher an den Mund und ward den Ring gewahr. Sie erkannte ihn den Augenblick für denjenigen, den sie ihrem Gemahl beim Abschiede gegeben hatte, nahm ihn heraus und betrachtete aufmerksam den vermeintlichen Fremdling. Sobald sie ihn erkannte, war sie fast außer sich, stieß den Tisch um, der vor ihr stand, und eilte mit den Worten: „Dies ist mein Gemahl; dies ist wirklich mein Torello!" nach der Tafel, an welcher er saß, und ohne auf ihren Schmuck und auf die Speisen, die auf dem Tische standen, zu achten, bog sie sich zu ihm hinüber, so weit sie konnte, und schloß ihn fest in ihre Arme, und ließ ihn nicht los, man mochte sagen, oder thun, was man wollte, bis Herr Torello selbst sie bat, sich ein wenig zu mäßigen, indem sie noch Zeit genug haben würde, ihn zu umarmen. Sie richtete sich demnach wieder auf, und da bereits alle Hochzeitsgäste in Bewegung geraten und zum Teil sehr froh waren, einen so wackeren Rittersmann wieder in ihrer Mitte zu haben, so bat Herr Torello jedermann um Gehör und erzählte der Gesellschaft alle Schicksale, die ihn von dem Tage seiner Abreise an, bis auf den gegenwärtigen betroffen hatten; und beschloß mit der Bitte, der Edelmann, der in der Voraussetzung, daß er tot wäre, sich mit seiner Gemahlin verlobt hätte, möchte sich es nicht leid sein lassen, wenn er sie wieder nähme, weil er lebte.

Dem Bräutigam war die Sache zwar ein wenig empfind-

lich; doch gab er von freien Stücken und in aller Freundschaft zur Antwort, er habe das Recht, mit seinem Eigentume nach seinem Belieben zu schalten. Die Dame gab demnach den Ring und die Krone zurück, welcher ihr neuer Bräutigam ihr geschenkt hatte, steckte den Ring, den sie in dem Becher gefunden hatte, an ihren Finger und setzte die Krone auf, die ihr von Saladin war geschenkt worden; worauf sie, von dem ganzen hochzeitlichen Zuge feierlich gegleitet, mit ihrem Torello nach seinem Hause ging. Hier erfreuten sie ihre bekümmerten Freunde, Verwandten und Mitbürger, welche die ganze Sache fast wie ein Wunderwerk betrachteten, mit einem fröhlichen Feste viele Tage lang. Torello beschenkte denjenigen, welcher die Kosten der hochzeitlichen Anstalten umsonst gemacht hatte, ingleichen den Abt und noch einige andere mit seinen köstlichen Kleinodien. Dem Saladin gab er durch mehr als einen Boten Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Pavia und lebte als ein treuer Freund und Verehrer noch viele Jahre mit seiner wackeren Gemahlin, indem sie beide sich noch immer mehr des Wohlthuns befliſſen.

So endigten die Trübsale des Herrn Torello mit seiner geliebten Gemahlin, und so ward ihre freiwillige, und edelmütige Gastfreiheit belohnt. Manche Leute möchten wohl gern auch für gastfrei gehalten werden; allein obgleich es ihnen nicht an Mitteln fehlt, es zu sein, so wissen sie sich doch so wenig darin zu schicken, daß sie erst ihre Gefälligkeiten weit teurer erkaufen lassen, als sie hernach wert sind. Wenn also diese keinen Dank damit verdienen, so müssen weder sie, noch andere sich darüber verwundern.

Einhunderiste Erzählung.

Vor vielen Jahren war einmal ein junger Herr, namens Gualtieri, der Stammhalter der Markgrafen von Saluzzo. Er hatte weder Gemahlin, noch Kinder, brachte seine Zeit beständig mit der Jagd und Reiherbeize zu und dachte nie daran, sich nach einer Gattin umzusehen; und daran that er sehr klug. Weil

aber seine Unterthanen damit nicht recht zufrieden waren, so baten sie ihn oft, sich zu vermählen, damit es ihm nicht an Erben und ihnen nicht an Landesherren fehlen möchte, und sie selbst erboten sich, ihm eine Gemahlin aus einem solchen Hause vorzuschlagen, daß er sich eine glückliche Ehe mit ihr versprechen könnte.

Gualtieri antwortete: „Meine Freunde, Ihr nötigt mich zu etwas, wozu ich nicht geneigt war, weil ich sehe, wie schwer es hält, Jemand zu finden, dessen Gesinnung mit der unsrigen übereinstimmt und wie groß hingegen die Menge derjenigen ist, welche anders denken, und wie sauer demjenigen das Leben gemacht wird, der ein Weib bekömmt, das sich nicht für ihn schickt. Wenn ihr meint, von der Weise der Väter und Mütter auf die Sitten der Töchter schließen und mir nach dieser Regel ein Weib nach meinem Herzen auserwählen zu können, so irrt Ihr Euch sehr; denn ich wüßte nicht, wie Ihr die Väter ausfindig machen oder hinter die Geheimnisse der Mütter kommen wolltet; und wenn ihr das alles auch wüßtet, so sind doch oft die Töchter von den Müttern sehr verschieden. Weil Ihr aber einmal entschlossen seid, mich an diese Kette zu legen, so bin ich es gleichfalls zufrieden; und damit ich mich über niemand zu beklagen habe, als über mich selbst, wenn die Sache übel ausfallen sollte, so will ich selbst für mich wählen. Allein ich versichere Euch, wofern Ihr diejenige, die ich mir wähle (sie mag sein, wer sie will), nicht als Eure Gebieterin ehret, so sollt Ihr zu Eurem Schaden gewahr werden, wie schwer es mir ankömmt, mich wider meinen Willen auf Eure Bitte zu vermählen."

Die guten Leute gaben ihm zur Antwort, sie wollten sich alles gefallen lassen, wenn es ihm nur gefällig wäre, sich zu verheiraten. Gualtieri hatte schon seit einiger Zeit großen Gefallen an der Aufführung eines gewissen armen Mädchens gefunden, welches auf einem Dorfe nahe bei seinem Palaste lebte, und da er sie überdies sehr schön fand, so glaubte er, mit ihr ganz vergnügt leben zu können, und nahm sich deshalb, ohne länger zu wählen, vor, sie zu heiraten; weswegen er ihren Vater, einen sehr armen Mann, zu sich kommen ließ und mit ihm Abrede nahm, sie zu seiner Gemahlin zu machen. Hierauf ließ Gualtieri alle seine getreuen Vasallen zusammen berufen und sagte zu ihnen: „Meine Freunde, es ist Euer Wunsch

gewesen und Ihr wünscht es noch jetzt, daß ich mich entschließen soll, mich zu vermählen, und ich will es thun, mehr um Euch zu gefallen, als aus eigener Neigung, eine Frau zu nehmen. Ihr wißt, was Ihr mir versprochen habt, nämlich, daß Euch diejenige als Eure Gebieterin lieb und wert sein sollte, die ich mir erwählen würde. Da nun die Zeit gekommen ist, mein Versprechen gegen Euch zu erfüllen, so erwarte ich dagegen von Euch, daß Ihr mir gleichfalls Wort haltet. Ich habe hier ganz in der Nähe ein junges Mädchen nach meinem Herzen gefunden, mit welchem ich willens bin, mich zu verbinden und sie in wenigen Tagen heimzuführen. Machet demnach Anstalt, ein schönes Hochzeitsfest zu bereiten und sie ehrerbietig zu empfangen, damit ich Ursache haben möge, mit Euch zufrieden zu sein, sowie ich Euch durch die Erfüllung meines Versprechens zufrieden stellte."

Die guten Leute bezeugten ihm ihre herzliche Freude darüber und versicherten ihm, die Braut als ihre Gebieterin anzuerkennen und zu ehren, sie möchte sein, wer sie wollte. Hierauf bestrebten sie sich um die Wette, alles zu einem herrlichen und fröhlichen Feste zu veranstalten, und dieses that auch Gualtieri an seiner Seite. Er ließ alles auf's prächtigste und schönste zurüsten, eine Menge seiner Verwandten und Freunde, der vornehmsten Herren in der Nachbarschaft und andere einladen; auch ließ er viele schöne und köstliche Kleider verfertigen, die er einem andern Mädchen anmessen ließ, welches mit derjenigen, die er sich erwählt hatte, von einerlei Wuchs und Größe war, nebst einer Menge Gürtel, Ringe und einer kostbaren Krone, kurz Alles, was sich für die künftige fürstliche Braut schickte. Wie der Tag kam, den er zu seiner Vermählung angesetzt hatte, stieg er des Morgens, nachdem er alles Nötige angeordnet hatte, nebst allen denen, welche gekommen waren, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen, zu Pferde und sagte: „Meine Herren, es ist Zeit, daß wir die Braut heimholen." Er ritt hierauf mit allen seinen Begleitern nach dem Dörfchen, und wie sie vor der Hütte des Mädchens ankamen, sahen sie das Mädchen, welches eben in großer Eile mit einem Kruge Wasser vom Brunnen zurückkehrte, um mit anderen Mädchen hinzugehen, die Braut des Markgrafen zu sehen. Wie Gualtieri sie gewahr ward, rief er sie bei ihrem Namen Griselda und fragte, wo ihr Vater wäre.

Sie antwortete bescheiden: „Gnädiger Herr, er ist in der Hütte.“

Gualtieri stieg ab und befahl allen, die bei ihm waren, zu warten. Er selbst ging hinein und sprach zu dem Vater des Mädchens, welcher Giannucole hieß: „Ich bin gekommen, Griselda zu meiner Gemahlin zu machen; allein vorher will ich sie in Deiner Gegenwart um einige Dinge befragen.“ Er verlangte hierauf von ihr zu wissen, ob sie, wenn er sich mit ihr vermählte, sich jederzeit bestreben wollte, ihm zu Gefallen zu leben und sich nichts verdrießen zu lassen, was er sagen oder thun würde; ob sie ihm stets wollte gehorsam sein und was dergleichen Dinge mehr waren, welches alles sie willig versprach. Darauf nahm Gualtieri ihre Hand, führte sie hinaus, ließ sie in Gegenwart Aller, die mit ihm gekommen waren, nackend auskleiden, ließ die Sachen bringen, die er für sie bestellt hatte, und sie damit bekleiden und beschuhen, und ließ ihr auf ihr losfliegendes Haar eine Krone setzen! Indem sich noch ein jeder höchlich darüber verwunderte, sprach er: „Meine Herren, hier ist diejenige, die ich entschlossen bin, zu meiner Gemahlin zu machen, wenn sie mich zu ihrem Gemahl annehmen will.“ Darauf wandte er sich an Griselda, und fragte sie: „Griselda, willst Du mich zu Deinem Gemahle?“ Sie antwortete: „Ja, gnädiger Herr!“ „Und ich begehre Dich zu meiner Gemahlin,“ antwortete der Markgraf und verlobte sich mit ihr in aller Gegenwart. Er ließ sie hiernächst ein Staatsroß besteigen und führte sie in Begleitung eines stattlichen Gefolges nach seinem Palast. Hier ward die Vermählung mit eben so vieler Pracht gefeiert, als wenn er sich mit einer königlichen Prinzessin aus Frankreich verbunden hätte. Die junge Braut schien auch mit den neuen Kleidern einen neuen Sinn und ein neues Betragen angenommen zu haben. Sie war, wie bereits gesagt worden, schön von Angesicht und Gestalt, und jetzt zeigte sie sich eben so reizend, liebenswürdig und einnehmend, als schön; so daß sie nicht schien die Tochter des Giannucole und hinter den Schafen erzogen, sondern die Tochter eines edlen Rittersmanns zu sein, welches einen jeden verwunderte, der sie sonst gekannt hatte. Sie bezeigte sich übrigens so demütig und gehorsam gegen ihren Gemahl, daß er sich als den glücklichsten und zufriedensten Menschen von der Welt betrachtete; und gegen die Unterthanen des Markgrafen war sie so liebreich und gütig, daß ein

Jeder sie mehr als sich selbst liebte, sie herzlich ehrte und für ihre Wohlfahrt und ihre Erhöhung betete; und da man anfänglich meinte, Gualtieri hätte nicht klüglich gehandelt, sie zur Gemahlin zu nehmen, so pries man jetzt seine Weisheit und Klugheit über alles in der Welt, weil niemand anders als er ihre hohen Tugenden unter der ärmlichen Hülle der bäurischen Kleidung jemals würde ausfindig gemacht haben. Mit einem Worte, nicht nur in seinem Gebiete, sondern überall wußte sie es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß man ihre Tugenden und ihr löbliches Betragen einstimmig erhob und alles zurücknahm, was man von ihrem Gemahl gesagt hatte, wie er sich mit ihr zuerst vermählte. Nicht lange, nachdem sie die Gemahlin des Gualtieri geworden, ward sie schwanger und brachte ein Töchterchen zur Welt, welches dem Gualtieri viel Freude machte. Allein bald nachher bekam er einen sonderbaren Einfall und nahm sich vor, durch eine langwierige Prüfung die Geduld seiner Gattin auf die schwerste Probe zu stellen. Er begegnete ihr deswegen zuerst mit harten Worten und gab vor, seine Unterthanen wären höchst mißvergnügt wegen ihrer niedrigen Herkunft, zumal, weil sie fänden, daß sie fruchtbar wäre, und sie murrten beständig über die Geburt ihrer Tochter, die ihnen äußerst mißfällig zu sein schiene. Die Markgräfin, ohne den geringsten Unmut in ihren Gebärden und Betragen blicken zu lassen, gab ihm zur Antwort: „Mein Herr und Gebieter, verfahre mit mir wie Du glaubst, daß es Deiner Ehre und Deiner Ruhe am zuträglichsten ist; ich werde mit allem zufrieden sein, da ich weiß, daß ich die geringste unter allen Deinen Unterthanen bin und daß ich die Ehre nicht verdiente, die Du mir aus Gnaden erzeigt hast."

Diese Antwort gefiel dem Markgrafen so außerordentlich, weil er fand, daß die Erhebung, die ihr von ihm und von anderen widerfahren war, sie nicht im geringsten stolz gemacht hatte. Nicht lange darauf, nachdem er sich in unbestimmten Ausdrücken gegen sie hatte verlauten lassen, daß ihre Tochter seinen Unterthanen im Wege wäre, schickte er einen Diener an sie ab, welcher ihr mit verstellter Traurigkeit sagen mußte: „Gnädige Frau, mein Leben hängt an der Vollziehung eines Befehls, den mir mein Herr gegeben hat. Er hat mir befohlen, Euch Eure Tochter abzufordern, und ich soll . . . ."

Hier schwieg der Diener, und die Markgräfin, welche die

Worte hörte, die Miene des Dieners beobachtete und sich an die Reden ihres Gemahls erinnerte, konnte nicht anders denken, als daß er Befehl hätte, das Kind umzubringen. Sie nahm es aus der Wiege, küßte es und gab ihm ihren Segen; und so schwer es ihrem mütterlichen Herzen auch ward, so gab sie es doch dem Diener in die Arme und sagte: „Da hast Du es, thue mit ihm alles, was Dein Herr Dir befohlen hat; nur überlasse es nicht (wenn es nicht sein ausdrücklicher Wille ist) den Tieren und den Vögeln zum Raube."

Der Diener nahm das Kind und sagte seinem Herrn, was die Markgräfin gesprochen hatte. Dieser verwunderte sich über ihre Standhaftigkeit, schickte den Diener mit dem Kinde zu einer seiner Verwandten nach Bologna und ließ sie bitten, das Kind mit aller Sorgfalt warten und erziehen zu lassen, ohne jemand zu entdecken, wessen Tochter sie wäre.

Nach einiger Zeit ward Griselda abermals schwanger und kam zur großen Freude des Markgrafen zu rechter Zeit mit einem Knäbchen nieder. Weil ihm aber an demjenigen, was er bereits gethan hatte, noch nicht genügte, so verwundete er das Herz seiner Gemahlin noch tiefer, indem er mit verstelltem Zorn eines Tages zu ihr sagte: „Weib, seitdem du diesen Knaben geboren hast, kann ich mit meinen Leuten gar nicht mehr auskommen; so laut beschweren sie sich darüber daß nach mir dereinst ein Enkel des Giannucole über sie herrschen soll. Ich besorge deswegen, wenn ich mich nicht selbst von Land und Leuten will vertreiben lassen, daß ich mich werde gezwungen sehen, zum zweiten Male so zu verfahren, wie ich schon einmal gethan habe; und daß ich mich am Ende noch überdies werde von Dir scheiden und eine andere heiraten müssen."

Griselda hörte alles gelassen an und antwortete bloß: „Mein Herr, sorge nur für Deine eigne Ruhe, und wenn es darauf ankömmt, Deine Wohlfahrt zu befördern, so nimm auf mich nicht die geringste Rücksicht; denn nichts in der Welt ist mir teurer, als nur insofern ich sehe, daß es Dich glücklich macht."

Nach einigen Tagen ließ Gualtieri ihr den Knaben auf eben dieselbe Art abfordern, wie er ihr vorhin ihr Töchterchen hatte abnehmen lassen und schickte ihn gleichfalls zur Erziehung nach Bologna, indem er die Mutter in dem Wahne ließ, daß ihr Söhnchen umgebracht wäre. Sie äußerte sich darüber in Gebärden und Worten nicht anders, als das erste Mal,

worüber sich Gualtieri zum höchsten verwunderte und sich selbst gestehen mußte, kein anderes Weib könnte es ihr in diesem Stücke gleich thun. Ja, wenn er nicht oft Zeuge gewesen wäre, wie zärtlich sie sich gegen ihre Kinder betrug, so lange dieses ihm gefällig war, so würde er geglaubt haben, daß sie sich aus ihnen wenig machte; jetzt aber konnte er ihr Betragen für nichts anderes, als für die Wirkung ihrer großen Klugheit halten.

Seine Unterthanen, welche wirklich glaubten, er hätte die Kinder aus dem Wege räumen lassen, ärgerten sich sehr über ihn und hielten ihn für einen Grausamen, indes sie seine Gemahlin herzlich bemitleideten. Griselda sagte inzwischen zu ihren Frauen, welche ihr Beileid über den Tod ihrer Kinder bezeugten, nichts weiter, als daß sie sich alles gefallen ließe, was demjenigen beliebte, der sie gezeugt hätte.

Schon waren seit der Geburt ihrer Tochter viele Jahre verflossen, wie Gualtieri glaubte, daß es nunmehr Zeit wäre, ihre Gelassenheit und Ergebung auf die letzte aber schwerste Probe zu stellen. Er sagte demnach zu Verschiedenen von den Seinigen, er könnte den Gedanken nicht länger ausstehen, Griselda zur Gemahlin zu haben; er sehe wohl ein, daß er vormals eine jugendliche Thorheit begangen hätte, wie es ihm eingefallen wäre, sie zu nehmen; er wollte deswegen wo möglich sich von dem Papste die Erlaubnis zu verschaffen suchen, Griselda verstoßen und eine andere Gemahlin nehmen zu dürfen

Dieses ward ihm zwar von vielen rechtschaffenen Männern widerraten; allein er antwortete weiter nichts darauf als. es müßte so sein. Wie Griselda dieses hörte und daß ihr nichts anderes bevorstände, als wieder zu ihrem Vater zurückgeschickt zu werden und vielleicht wieder die Schafe zu hüten, wie sie vormals gethan hatte, und daß sie würde eine andere Gattin in dem Besitze desjenigen sehen müssen, welchem sie ihr ganzes Herz ergeben hatte, schmerzte sie dieses zwar tief in ihrer Seele; allein sie beschloß nichtsdestoweniger, es mit eben dem festen Mute, wie alle vergangenen Ungerechtigkeiten ihres Schicksals geduldig zu ertragen.

Nicht lange darnach ließ Gualtieri untergeschobene Briefe von Rom kommen und gab vor, der Papst habe ihm erlaubt, Griselda zu verstoßen und sich mit einer anderen zu vermählen. Er ließ demnach in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung

Griselda vor sich kommen und sprach zu ihr: „Griselda, ich habe von dem Papste Erlaubnis erhalten, Dich zu entlassen und eine andere zu heiraten. Da nun alle meine Vorfahren Männer von hohem Adel und Herren dieses Landes gewesen sind, die deinigen hingegen lauter Ackersleute, so will ich Dich nicht zu meiner Gemahlin behalten, sondern Du kannst mit dem Mahlschatze, den Du mir zugebracht hast, nach dem Hause des Giannucolo zurückkehren und ich will eine andere Braut heimführen, die sich besser für mich schickt."

Griselda hielt, wider die Natur der Weiber, doch nicht ohne die äußerste Mühe, ihre Thränen zurück, indem sie diese Worte hörte, und antwortete: „Gnädiger Herr! Ich habe zu jeder Zeit wohl eingesehen, daß meine niedere Herkunft Eurem hohen Stande nicht angemessen wäre. Was ich Euch bisher gewesen bin, das verdankte ich Gott und Euch, und ich habe Euer Geschenk nie als mein Eigentum, sondern nur als ein Darlehen betrachtet. Es gefällt Euch jetzt, es wieder zu fordern, und ich muß es mir gefallen lassen, es Euch zurück zu geben. Hier ist der Ring, mit welchem Ihr mich Euch vermählt habt; empfanget ihn wieder zurück. Ihr befehlt mir, die Morgengabe wieder mit nach Hause zu nehmen, die ich Euch gebracht habe. Dazu habt Ihr keinen Zahlmeister nötig, und ich brauche weder Beutel, noch Saumtier: denn es ist mir noch nicht entfallen, daß Ihr mich nackend genommen habt. Wenn Ihr es nun für schicklich haltet, daß dieser Leib, welcher zwei von Euch erzeugte Kinder getragen hat, dem Anblick eines jeden Preis gegeben werde, so will ich auch nackend wieder hingehen; doch bitte ich Euch, zum Lohn für meine Jungfrauschaft, die ich Euch zugebracht habe und die ich nicht wieder mitnehme, daß Ihr mir wenigsten erlaubt, über die mitgebrachte Aussteuer ein einziges Hemd mit mir zu nehmen."

Gualtieri, der sich kaum der Thränen erwehren konnte, hielt sich hart und sagte: „So nimm denn ein Hemd mit!"

Alle, die um ihn waren, baten ihn, er möchte ihr doch ein Kleid geben, damit man diejenige, welche dreizehn Jahr und darüber seine Gemahlin gewesen wäre, nicht so armselig und schmählich im bloßen Hemde aus seinem Hause gehen sehe. Doch alle Bitten waren vergeblich und Griselda mußte im Hemde, mit unbedecktem Haupte und barfuß davon gehen, und

jedermann zerfloß in Thränen, wie sie Abschied nahm und sich nach dem Hause ihres Vaters begab.

Giannucola, der sich nie hatte überreden können, daß Gualtieri seine Tochter wirklich zur Gemahlin erkoren hätte und der demnach täglich einen solchen Auftritt erwartete, hatte die Kleider aufgehoben, welche sie am Tage ihrer Vermählung ablegte. Jetzt gab er sie ihr wieder, und sie legte sie an und verwaltete wie vormals jeden niedrigen Dienst in der väterlichen Hütte, indem sie mit standhaftem Mute die Schläge ihres harten Schicksals ertrug.

Nachdem Gualtieri es so weit getrieben hatte, gab er gegen seine Leute vor, er hätte sich mit der Tochter eines Grafen von Panago versprochen, und indem er große Zurüstungen zu seiner Hochzeit machen ließ, schickte er nach Griselda und ließ sie zu sich rufen. Wie sie kam, sprach er zu ihr: „Ich bin im Begriff, das Beilager mit meiner erwählten Braut zu vollziehen, und ich wünsche, daß sie bei ihrer ersten Ankunft standesmäßig möge empfangen werden. Du weißt wohl, daß ich kein Frauenzimmer im Hause habe, welches die Zimmer gehörig einzurichten und manches andere anzuordnen wüßte, was zu einer solchen Feierlichkeit erforderlich ist. Weil Du nun mit allem hier im Hause am besten bekannt bist, so bringe alles in Ordnung, wie es sich gebührt; laß diejenigen Frauen einladen, die sich nach Deiner Meinung dazu schicken, und empfange sie, als wenn Du die Frau im Hause wärest. Wenn die Hochzeit vorbei ist, kannst Du wieder nach Hause gehen."

Obgleich ein jedes dieser Worte für Griselda ein Dolchstich durch das Herz war, indem sie es nicht so leicht fand, ihre Liebe aufzugeben, als ihrem äußerlichen Glücke zu entsagen, so sprach sie doch: „Mein Herr, ich bin willig und bereit." Sie kam in ihrer groben bäurischen Kleidung in den Palast zurück, den sie erst kürzlich im bloßen Hemde verlassen hatte; fegte die Zimmer und brachte sie in Ordnung; ließ die Teppiche aufhängen, die Decken ausbreiten, und die Küche bestellen; verrichtete jeden Dienst, wie die geringste Magd im Hause und ruhte nicht, bis sie alles Nötige bereitet und angeordnet hatte. Hierauf ließ sie in Gualtieri's Namen alle Edelfrauen in der Gegend einladen und bereitete sich zu dem Tage der Vermählung. Wie dieser herankam, empfing sie, zwar in ihrer ärmlichen Kleidung,

jedoch mit edler weiblichen Würde und Anstand und mit fröhlichem Angesichte die eingeladenen Frauen.

Gualtieri, welcher seine beiden Kinder in Bologna bei seiner Base, die mit einem Grafen von Panago vermählt war, sorgfältig hatte erziehen lassen, hatte jetzt, da das Mädchen schon zwölf Jahre alt und sehr schön, und der Knabe im sechsten Jahr war, nach Bologna gesandt, und seinen Vetter bitten lassen, mit den beiden Kindern nach Saluzzo zu kommen, und ein zahlreiches und standesmäßiges Gefolge mitzubringen, unter dem Anschein, daß er die junge Person dem Markgrafen als Braut zuführte, und sich gegen niemand merken zu lassen, daß die Sache sich anders verhielte.

Der Graf that, was Gualtieri ihn gebeten hatte; er begab sich nach einigen Tagen mit dem Fräulein und ihrem Bruder und mit einem angemessenen Gefolge auf den Weg und kam um Mittagszeit nach Saluzzo, woselbst eine Menge Landleute und andere Menschen aus der Nachbarschaft versammelt waren, um die junge Braut zu erwarten. Nachdem die Edelfrauen sie empfangen hatten, kam auch Griselda in den Saal, wo die hochzeitliche Tafel gedeckt war, und begrüßte sie als ihre Gebieterin. Die Frauen, welche den Markgrafen vergeblich gebeten hatten, Griselda in einem Zimmer verborgen bleiben zu lassen, oder ihr eines von ihren ehemaligen Kleidern zu leihen, damit sie nicht so armselig vor den fremden Gästen erscheinen müßte, wurden nunmehr zur Tafel gebeten und man fing an, aufzutragen. Ein Jeder heftete seine Augen auf die junge Braut und alle erklärten, Gualtieri habe einen guten Tausch getroffen; auch Griselda beeiferte sich, sie und ihren Bruder zu loben.

Gualtieri glaubte nunmehr die Geduld seiner Gemahlin genugsam geprüft zu haben, weil er fand, daß alle diese außerordentlichen Schritte sie nicht im Geringsten erschütterten, und weil er gewiß überzeugt war, daß sie sich nicht durch Leichtsinn oder Thorheit leiten ließ, in dem er ihre Klugheit sehr wohl kannte. Er hielt es demnach für hohe Zeit, sie des Grams zu überheben, welcher unter der Hülle ihrer Standhaftigkeit an ihrem Herzen nagen mußte. Er rief sie demnach in Gegenwart aller Gäste zu sich und fragte sie lächelnd: „Was denkst Du von meiner Braut, Griselda?“

„Gnädiger Herr (antwortete sie), ich denke alles Gute von ihr, und wenn sie (wie ich nicht zweifle) ebenso vollständig, ist,

so bin ich versichert, daß Ihr mit ihr als der glücklichste Herr in der Welt leben werdet. Allein ich bitte Euch inständig, ihr nicht so viel Herzwehe zu verursachen, als derjenigen, die vormals die Eurige war; denn ich zweifle sehr, daß sie es würde ertragen können, teils wegen ihrer großen Jugend, und teils deswegen, weil sie in aller Weichlichkeit des Wohllebens erzogen ist, da hingegen jene von Jugend auf durch lauter Beschwerlichkeiten abgehärtet war."

Wie Gualtieri fand, daß sie in allem Ernste glaubte, seine künftige Gemahlin vor sich zu sehen, und daß sie dennoch in keinem Stücke anders, als Gutes von ihr sprach, ließ er sie neben sich sitzen und sprach zu ihr: „Griselda, es ist Zeit, daß Du die Früchte Deiner langwierigen Geduld genießest und daß diejenigen, welche mich für grausam, ungerecht und unvernünftig gehalten haben, einsehen lernen, daß alles, was ich that, zu einem wohlberechneten Endzweck hinzielte; denn dich wollte Dich lehren, ein gutes Weib zu sein, nnd jene, Dich als ihre Gebieterin anzusehen, und zu schätzen, damit ich mir selbst dauerhafte Ruhe verschaffte, so lange ich mit Dir lebe. Dies alles hoffte ich damals, wie ich mich zuerst vermählte, kaum zu erlangen, und Du weißt am besten, wie viel Qual und Kummer ich Dir verursacht habe, daß Du in Worten oder in Handlungen Dich meinen Wünschen widersetzt hättest und weil ich hoffen darf, die Freude, die ich mir wünschte, an Dir zu erleben, so will ich Dir in einer einzigen Stunde alles wiedererstatten, was ich Dir in vielen Jahren entzogen habe, und will mit dem sanftesten Balsam die Wunden heilen, die ich Dir schlug. Umarme demnach mit fröhlichem Herzen diejenige, die Du für meine Braut hältst, nebst ihrem Bruder, als Deine und meine leiblichen Kinder. Sie sind dieselben, von welchen Du und viele andere längst geglaubt haben, ich hätte sie grausamer Weise umbringen lassen; und ich bin Dein Gemahl, der Dich mehr, als alles in der Welt liebt [illegible] glaube mich rühmen zu können, daß kein Mann so sehr wie ich Ursache hat, sich seines Weibes zu freuen."

Mit diesen Worten umarmte und küßte er sie und führte sie, vor Freuden weinend, zu ihrer Tochter, die über alles, was sie hörte, ganz erstaunt war, umschloß sie und ihren Bruder auf's Zärtlichste und riß sie und viele andere, die gegenwärtig waren, aus ihrem Irrtum. Die Frauen verließen fröhlich die Tafel und gingen mit Griselda in ein Nebenzimmer, wo sie ihr

unter günstigeren Vorbedeutungen ihre schlechten Kleider aus zogen und sie mit einem von ihren eigenen reichen Gewänder bekleideten, und führten sie (die auch in ihren Lumpen den edle Anstand nicht abgelegt hatte) als ihre Gebieterin in den Sa zurück. Hier empfing sie voll Wonne ihre Kinder, und da jeder mann über diese glückliche Begebenheit herzlich froh war, so ver vielfältigten sich die Freudenfeste und Jubelfeiern und währte noch viele Tage, und ein jeder pries die Klugheit des Gualtier wiewohl man sich nicht enthalten konnte, die mit seiner Gemahli angestellten Prüfungen etwas zu hart und bitter zu finden allein über alles ward Griselda's weises Betragen mit Rech erhoben. Der Graf von Panago ging nach einigen Tage wieder nach Bologna zurück. Gualtieri erhob den Giannucol aus dem Bauernstande und versetzte ihn, als seinen Schwieger vater, in ein solche Lage, daß er sein Alter in Ehren und mi großer Zufrie[illegible]eit beschließen konnte.

Was [illegible] aus dieser Begebenheit? Daß vom [illegible] eben sowo[illegible] [illegible]che Gesinnungen in die niedri[illegible] [illegible] herabsteig[illegible] [illegible] in den königlichen Palästen [illegible] [illegible] vielmehr verdienten, Schweine zu hü[illegible] [illegible] Länder [illegible] Leute zu herrschen. Wer anders, als [illegible]a, hätte die schweren und unerhörten Prüfungen des Gualtieri, nicht bloß ohne Murren, sondern mit fröhlichem Angesichte, ertragen können? Ja, vielleicht hätte er verdient, an ein Weib zu geraten, welches sich, nachdem er sie im bloßen Hemde aus dem Hause gejagt, an einen anderen gehängt hätte, um zu einem hübschen Rock zu kommen.

Univ. of Ill.
Prop[illegible]
German Dep[illegible]

Druck von Maschning & Kantorowicz, Berlin S., Gneisenaustr. 41.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 067553146